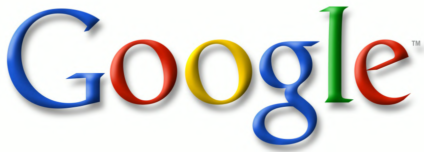
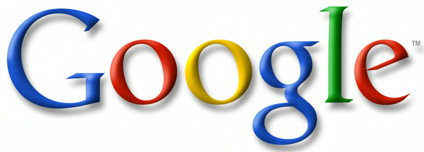
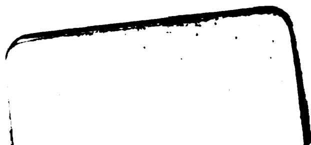










Kirchliche Geschichte

Württembergs.

Ein

Versuch

von

C. Römer,

Diakonus zu Sindelfingen.

Stuttgart, 1848.

Verlag der evangelischen Bücherstiftung.

(Christophsstraße Nro. 4.)

Vorwort.

Evangelischen Christen Württembergs übergebe ich diesen Versuch mit dem Wunsche, daß er bei allen seinen Unvollkommenheiten dazu dienen möge, einige Kenntniß unserer vaterländischen Kirchengeschichte zu befördern. Ist auch in diesem Büchlein nicht gerade Alles für jeden Leser, so hoffe ich doch, daß jeder evangelische Christ wenigstens Einiges aus demselben gerne lesen wird. Auf Wissenschaftlichkeit macht diese Arbeit keinen Anspruch; doch habe ich mich der Wahrheit beflissen, und bin daher den Quellen nach Kräften nachgegangen.

Das Umfassendste über vaterländische Kirchengeschichte hat bekanntlich Eisenlohr gegeben in seiner „Einleitung in die protestantischen Kirchengesetze," wobei aber dem Zwecke nach nur die kirchlichen Rechtsverhältnisse ausführlich berücksichtigt wurden, wie dieß auch in der früheren Schrift von Pfister: „die evangelische Kirche Württembergs" der Fall ist. So war ich denn veranlaßt, dasjenige aufzusuchen, was in den die allgemeine württembergische Geschichte betreffenden Werken von Steinhofer, Sattler, Spittler, Schäfer, Pahl, Pfaff und Stälin Kirchliches dargeboten ist. Nur die kirchliche Geschichte des Mittelalters hat Cleß ausführlicher behandelt, so wie die Reformationsgeschichte Württembergs von Kanzler Pfaff, von Lebret, Schnurrer, Jahn, Hartmann, Pfister und Schmid (Denkwürdigkeiten 2c.), und die Geschichte der religiösen Gemeinschaften in Württemberg von Grüneisen bearbeitet worden ist. Nächst diesen Schriften habe ich die Geschichte der Klöster Württembergs nachgeschlagen, namentlich Tritheim (Chronic. Hirsaugiense), Sulger (Annales Zwifaltenses) und die Urkundensammlungen Besolds

über Manns- und Frauenklöster, nebst deren Einleitungen. Ueber Städte verglich ich Sattlers Topographie, Pfaffs Stuttgart und Eßlingen, Jägers Ulm und Heilbronn, Gratianus Reutlingen, Heyds Markgröningen, Scholls Steinheim, Andreäs Threni Calvenses u. a. m. Ueber Hohenlohe bot reichlichen Stoff Wibel. Besonders benützte ich die Schriften, welche die Geschichte der Universität Tübingen erläutern, so die von Zeller, Bök, Eisenbach, und die Beschreibung des dritten Jubelfestes der Universität. An die Geschichte der Universität schließt sich an die Geschichte der übrigen gelehrten Erziehungsanstalten Württembergs von Pfaff und von Hirzel (in der Einleitung zu seiner Sammlung von württembergischen Gesetzen für Mittel- und Fachschulen). Für die Geschichte der deutschen Schulen verglich ich: Eisenlohrs Einleitung in die Sammlung württemb. Schulgesetze; über Kinderrettungsanstalten: Völter; über Familienstiftungen: Joh. Jakob Moser.

Von vielem Werthe waren mir die Biographien von Württembergern. Zunächst die Sammlungen von Pfaff und Seibold, dann besonders die von Joh. Jak. Moser und Fischlin, welch letztere die kirchliche Geschichte betreffen. Auch Stolls sogenanntes Magisterbuch, so wie Andr. Dav. Caroli württemb. Unschuld habe ich zu nennen. Unter den Biographien einzelner Männer bemerke ich: Pfisters Herzog Eberhard im Bart und Herzog Christoph, Heyds Herzog Ulrich, Dizinger über Herzog Carl Alexander. Ferner die Lebensbeschreibungen: Reuchlins von Meyerhoff, Brenzs von Jäger und Hartmann, Valent. Andreäs von Hoßbach, Bengels von Burk, Kepplers von Staatsrath v. Breitschwert. Hiezu kam noch eine größere Sammlung von Schriften, welche aus Gelegenheit von Leichenbegängnissen ausgegeben wurden, und welche, besonders am Anfang des achtzehnten Jahrhunders, die Biographien der Verstorbenen, mit

großer Sorgfalt ausgearbeitet, enthalten; während in neuerer Zeit die Biographien einzelner ausgezeichneter Theologen denjenigen ihrer Schriften vorgesetzt wurden, welche nach ihrem Tode erschienen.

Reichhaltige Beiträge zur württembergischen Kirchengeschichte finden sich in folgenden Sammlungen und Zeitschriften: J. J. Moser: Erläutertes Württemberg; Carl Fr. v. Moser: Patriotisches Archiv; Memminger: Württembergische Jahrbücher; Barth: Süddeutsche Originalien. Ferner zog ich zu Rathe: Die Tübinger gel. Anzeigen, das Flatt'sche Magazin, Bengels Archiv, die Tübinger theologische Zeitschrift, die Studien der württembergischen Geistlichkeit, den Christenboten und Hartmanns Kirchenblatt.

Außer diesen Schriften nenne ich die Werke über Schwaben: zunächst Pregizers und Franz Petri's Suevia sacra, dann Crusius Chronik von Moser, Gerberts hist. nigræ silvæ, Goldasts scriptores rerum alemanniarum, Pfisters größeres und kleineres Werk über Schwaben. Für deutsche Geschichte, so weit sie mit der württembergischen verwoben ist, benützte ich gleichfalls den letztgenannten vaterländischen Historiker; für die Hohenstaufen: v. Raumer; für die Geschichte des siebenzehnten Jahrhunderts: die Memorabilien des A. Caroli, Abts zu St. Georgen.

Was die allgemeine Kirchengeschichte betrifft, so nenne ich Weißmann, Spittler, Mosheim, Schlegel, Neander und Hagenbach. Daß ich, was die mittelalterliche Glaubenslehre betrifft, Chemnitz und Johann Gerhard benützte, so wie für die Reformationszeit neben Plank auch Seckendorf und Luthers Werke verglich, wird man nicht unpassend finden. Noch nenne ich als Quelle für die ältesten Zeiten: die Epistolæ Bonifacii; als Quelle für das Mittelalter: Ullmanns Reformatoren vor der Reformation und Leuckfelds antiquitates bursfeldenses; als Quelle für die Reforma-

tionszeit: das größere und das kleinere Werk von Henri über Calvin, und Zwingli's Leben von Heß und Usteri. Für die innere Entwicklung der evangelischen Kirche und für ihre Stellung zu ihren Gegnern seit der Reformation verglich ich die Schriften von J. G. Walch, Hoßbachs Spener und seine Zeit, die Weimarer acta historico-ecclesiastica, die zu Giessen erschienenen „neuesten Religionsbegebenheiten" (von Köster), so wie mehrere neuere theologische Zeitschriften.

In der Geschichte der Philosophie hielt ich mich an die Schriften von Sigwart; in der Geschichte der Pädagogik an v. Raumer; in der Geschichte des Kirchenliedes an Wackernagel und Koch; in der Geschichte der Homiletik und Catechetik an den Württemberger Schuler.

Von meinen wenigen handschriftlichen Quellen bemerke ich nur die württembergische Geschichte von Geheimerath Günther Albrecht Renz, J. V. Andreä's vita manuscripta und Oetingers Autobiographie. Manche Quellen sind an Ort und Stelle angegeben.

Und so schließe ich denn mit dem Gefühle des innigsten Dankes gegen Gott, der wider all' mein Erwarten mich diese Arbeit vollenden ließ. — Gottes Schutze empfehle ich den christlichen Leser in dieser drohenden Zeit, die Alles erschüttern wird, nur den Thron dessen nicht, dem der Vater alle Gewalt gegeben hat im Himmel und auf Erden, und der unser besonders in solchen Zeiten mit erbarmender Liebe gedenkt.

Sindelfingen, den 30. März 1848.

Der Verfasser.

Das Mittelalter.



Erster Abschnitt.

Von der Einführung des Christenthums in Württemberg.

Erstes Kapitel.

Das Heidenthum.

Dreierlei Ueberzeugungen hat Gott dem Menschen eingepflanzt, denen er sich nicht ganz entziehen kann, ob er es auch wollte. Vor Allem die, daß er selbst und Alles, was er sieht und hat, von Gottes ewiger Macht abhängt; dazu die Gewißheit, daß er mit all' seinem Thun und Lassen der göttlichen Gerechtigkeit verantwortlich ist; endlich eine Ahnung, daß ihm über diese Zeit und Welt hinaus sein Ziel gesetzt ist, weil ein anderes Leben seiner wartet.

Je lebendiger diese religiösen Grundgedanken die Seele des Menschen durchdringen, desto fühlbarer muß ihm der Werth des Evangeliums werden, als der frohen Botschaft der Versöhnung der Welt mit Gott. Denn das Bewußtseyn der Unmacht und der Schuld des Menschen und das Bangen vor einer dunkeln Zukunft wird nur durch diese Versöhnung überwunden. Im Glauben an sie liegt das Wesen der christlichen Religion, weßhalb auch Paulus, der Apostel, spricht: „Ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum den Gekreuzigten.“ Daher auch jener Eingang, den das Christenthum auch jetzt noch in den Herzen der Menschen findet, indem es seine Wahrheit und seinen Werth dem Gewissen beweist. An dieses hat es sich auch von jeher gewendet, und wo unter Juden und Heiden die Stimme des Gewissens laut ward, die dankbarste Aufnahme gefunden und die

tiefgewurzeltsten Irrthümer und Laster überwunden. So hat es das Abendland, so namentlich auch unser Vaterland, nach und nach dem Heidenthum entrissen.

Der Theil Deutschlands, welcher jetzt unter der Regierung des Königes von Württemberg steht, vereinigte seiner Zeit fast alle Arten des alten Heidenthumes.

Die Urbewohner desselben, germanische Stämme, ein rauher, ungebildeter Menschenschlag, hatten, wie die andern Heiden, ihre Götter, aber mehr noch als die meisten von ihnen, die uranfängliche Wahrheit, die Ahnung Eines Gottes, mit jenem Irrthum verwoben. Der Römer Tacitus schreibt von ihnen: „Die Deutschen glauben, es sey der Majestät ihrer Götter nicht gemäß, daß man sie in Wände einschließe, oder unter einem menschlichen Bilde sie darstelle; sie weihen ihnen Haine und Wälder und bezeichnen mit ihren Götternamen nur jenes geheimnißvolle Wesen, welchem sie Dienst erweisen, ohne es zu sehen." Aber in welchem Widerspruch mit der Wahrheit der Ahnung dieses Einen Gottes, stand auf der anderen Seite der blutige Götzendienst des Wudan! Und wie war an die Stelle der Furcht vor Gott der ängstlichste Aberglaube getreten! Der Flug von Vögeln, das Gewieher der Pferde, konnte die Deutschen erschrecken, als weissage es Unglück. Aus dem Blute der Opferthiere, aus den Eingeweiden gemordeter Gefangener suchten ihre Zeichendeuter die Zukunft zu erforschen. Fester, als man bei den aufgeklärtesten Philosophen der Römer und Griechen sie findet, war ihre Hoffnung auf eine Fortdauer der Seele nach dem Tode. Aber sie stellten sich das Jenseits vor als eine Trinkhalle der Helden, oder einen Kerker der Feigen und Missethäter. Einzelne Sagen von dem Ueberwinder einer Schlange, der nach dem Sieg in Folge des Gifts derselben sterben werde — von einem Menschenpaare, als den Stammeltern, von der Weltschöpfung, deren Anfang ein Chaos gewesen, — erinnern an die merkwürdigsten Sagen des Morgenlandes und an die Geschichte, wie die heilige Schrift sie berichtet. So finden wir auch die Vorstellung von einer Auferstehung der Todten und von dem Untergange der sichtbaren Welt, an deren Stelle ein neuer Himmel und eine neue Erde treten werden, mit allerlei Phantasiegebilden ver-

woben, bei den alten Deutschen; und ebenso dachten sie sich ein schreckliches Gericht, das nach dem Tode über die Missethäter, namentlich Mörder und Meineidige ergehen werde. Doch läßt sich das Vorhandenseyn dieser Sagen unter den Bewohnern unseres Landes nicht im Einzelnen näher nachweisen. Sie kommen urkundlich nur im Sagenkreise der nordischen Germanen vor.

Auch in sittlicher Hinsicht werden die deutschen Stämme von Tacitus gepriesen. „Nichts verdient — sagt er — größeres Lob als die Reinheit ihrer Ehen.“ Auch die Liebe der Verwandten unter einander, die Treue gegen die Fürsten, ihr Worthalten und ihre Gastfreundschaft rühmt derselbe Schriftsteller. Aber er erzählt uns auch von ihren Trinkgelagen und den so oft damit verbundenen blutigen Streitigkeiten, von ihrer ungezügelten Spielsucht, von ihrer Trägheit zu den Geschäften des Friedens und von ihrem wild aufwallenden Zorne.

Dennoch scheint ihm dieß Volk werth, daß er es seinem eigenen Volke, den Römern, als ein beschämendes Musterbild vorhalte. Und zwar mit Rechte. Denn in Religion und Sitten war das verfeinerte Rom und Griechenland weit tiefer gesunken als das rohe deutsche Volk. Wenn wir auch nur die Schilderung des Apostels im Römerbriefe hätten, wir müßten es glauben, daß der Römer und Grieche unter dem Deutschen stand.

Doch auch der Römer brachte in unsere Gegenden, und in diese mehr, als in manche andere, seinen Götzendienst. Beinahe das ganze gegenwärtige Württemberg, mit Ausnahme eines kleinen Theils im Nordosten, kam bald nach Christi Zeit in die Hände der Römer. Sie faßten hier festen Fuß. Ihre Heerstraßen durchzogen das Land, Spuren ihrer Lagerstätten, ihrer Burgen, selbst einzelner Colonieen, sind noch zu finden, und es gibt fast kein Oberamt im jetzigen Württemberg, wo nicht römische Alterthümer entdeckt worden wären. Wohin sie aber kamen, da brachten sie ihren Götzendienst mit. Was im Laufe von 7 bis 8 Jahrhunderten das römische Volk sich selbst zu Göttern gemacht, oder von andern Völkern angenommen hatte, — eine wirklich unglaubliche Zahl, — das wurde auch in unserem Lande in Tempeln und Häusern

und an Scheidewegen unter bildlichen Darstellungen und durch Denksteine verehrt. Selbst die ungenannten und unbekannten Feldgötter und die Schutzgeister gewisser Orte, so wie die Götter der Scheidewege hatten ihre besondern Altäre.

> Was die Erde, was Himmel und Meer von Wundern erzeugte,
> Haben sie göttlich verehrt —

klagt der christliche Dichter Prudentius mit vollem Rechte — und derselbe wirft mit gleichem Rechte dem Heiden Symmachus vor: „Es sey eine Schande, gewisse Götzen nur anzusehen.“ Zu dem römischen Götterdienste kam aber noch der ägyptische Serapis- und Isisdienst, welcher in der Periode der römischen Kaiser bei Hof und in der Weltstadt seinen Eingang gefunden hatte. Und nicht bloß dort, sondern nach und nach verbreiteten sich im ganzen römischen Reiche die Priester des geheimnißvollen Landes Aegypten. Sie rühmten sich freilich höherer, von uralten Zeiten ererbter Weisheit; dem Volke aber gaben sie groben Götzendienst, die Vornehmen leiteten sie zu einer Art von Naturvergötterung hin, und was besonders anzog, sie befriedigten ihre Neugier durch Magie. Auch in unserem Lande scheint wenigstens der grobe ägyptische Götzendienst seine Anhänger gehabt zu haben; wie man denn neuerdings in Rottenburg den ägyptischen Stier, das Bild der Isis zwischen seinen Vorderfüßen aufgefunden hat. Häufiger noch sind die Spuren des gleichfalls mit einer sogenannten Geheimlehre (Mysterien) verbundenen persischen Sonnendienstes. Dem Mithras oder Sonnengott waren z. B. in der Gegend von Murrhardt und Zwiefalten eigene Tempel geweiht, und zahlreiche Denksteine dieses Götzendienstes finden sich an anderen Orten. Man darf wohl annehmen, daß nur ein Theil der Greuel, auf welche jene beiden letztgenannten Arten des Heidenthums hinausführten, in unseren Gegenden Eingang fanden. Am stärksten waren sie in der Weltstadt Rom. Es ist bemerkenswerth, was der gründliche Kenner des Alterthums, Johannes v. Müller, von dem Einfluß beider Formen des Götzendienstes in dieser Stadt aufgezeichnet hat. „In den unreligiösesten Hauptstädten ist der Wunderglaube am größten. Es ist bemerkt worden, wie die sittenlosesten Römer die eifrigsten Arbeiter in geheimen Künsten

waren; sie wußten am besten, welche Leere die Sinnenlust nach vorübergegangenem Rausch in der Seele läßt; sie wollten, um sie auszufüllen, Genüsse einer andern Welt." — Der gemeine Mann dagegen suchte unter der Hülle der Mysterien die Ausbrüche der grobsten Sinnlichkeit zu verbergen.

Um die Thorheit des Götzendienstes zu vollenden, fehlte in Rom vor den Kaiserzeiten nur Eines, nemlich die Anbetung lebender Menschen und ihrer Bilder. Auch diese kam nun auf, und zu uns herüber. Man errichtete den Kaisern Altäre und Bildsäulen und brachte ihnen Rauch- und Versöhn-Opfer dar, wozu eigene Priester (Seviri Augustales) bestellt waren. Auch von ihnen sind Spuren in unserem Vaterlande gefunden worden.

Und was war nun bei diesem tiefen religiösen Verfall anderes zu erwarten, als die gränzenloseste Sittenlosigkeit, von der Paulus in dem oben angeführten Briefe eine ebenso getreue als Schauder erregende Schilderung gibt. Gott hatte diejenigen, welche die Wahrheit in Lügen verwandelt hatten, dahingegeben in ihres Herzens Gelüste, ob sie gleich wußten, daß sie so des Todes und Verderbens schuldig wurden.

Es ist gewiß ein Glück zu nennen, daß die Deutschen aus Haß gegen die Römer von ihrem Götzendienste sich ferne hielten.

Nur leichtfertige Gallier, welche sich in dem sogenannten Zehentlande (agri decumates), in der Ecke zwischen dem Rhein und Neckar und bis zum Kocher und zur Jart angesiedelt hatten, vermischten ihren blutigen Götzendienst mit dem römischen.

Unter diesen Umständen war das Erscheinen des Lichts der Heiden doppelt erwünscht; für edlere Gemüther eine willkommene Rettung aus dem allgemeinen Verderben, und auch für die Tiefgefallenen ein heller Hoffnungsstrahl; — für Römer, Gallier, Germanen, der eine, aber sichere Weg, den Gott wieder zu finden, in dessen Hand allein des Menschen Heil steht, und den zu suchen alle Nationen berufen sind.

Man möchte sich wundern, daß unter so zahlreichen Resten heidnischer Denkmale, nicht auch ein (unstreitig) christliches bisher gefunden wurde. Da jedoch in den Zeiten, in welchen die Römer unsere Gegenden inne hatten, das Christenthum noch eine verfolgte Religion war, so läßt sich leicht erklären, warum wir

keine Denkmale christlicher Kunst aus jenen ersten Jahrhunderten aufweisen können.

Es zählte ohne Zweifel das Christenthum schon in jenen Zeiten unter uns seine Verehrer. Schreibt doch der Kirchenvater Irenäus (um 177 nach Christo) bereits von Christen in Deutschland. Und deutlicher noch spricht sich sein jüngerer Zeitgenosse, Tertullian, hierüber aus. „Man klagt — schreibt er in seiner Schutzschrift für die Christen — die Stadt sey voll von ihnen, auf dem Lande, in den Burgen, auf den Inseln, überall seyen Christen." Derselbe Kirchenvater berichtet ferner von christlichen römischen Kriegern, welche in dem Heere des Kaisers Marc Aurel in Deutschland dienten.

Aber er geht noch weiter, und erzählt uns von Christen unter den Deutschen selbst. In seiner Vertheidigung der christlichen Religion gegen die Juden beruft er sich als auf eine bekannte Thatsache darauf. „Die Deutschen, schreibt er, dürfen bis auf diesen Tag ihre Gränzen nicht überschreiten; die Britten umschließt das Weltmeer; die Mauren und Getuler, barbarische Völker, werden von den römischen Gränzwachen in ihr Land zurückgewiesen. Dennoch können die Römer jene Nationen sich nicht unterwerfen. Nur Christi Reich und sein Name reicht über alle Lande. Auch unter den genannten Völkern wird an Ihn geglaubt, wird Ihm gehuldigt, wird Er angebetet."

Zweites Kapitel.

Der Alemannen Bekehrung.

Gegen das Ende des dritten Jahrhunderts durchbrachen deutsche Völker unter dem gemeinsamen Namen der Alemannen den römischen Gränzwall, welcher einen bedeutenden Theil unseres jetzigen Vaterlandes durchzog, und nahmen die Gegenden bis an den Rhein und den Bodensee in Besitz. Mit wildem Hasse wurde Alles, was römische Hände gebildet hatten, zerstört. So mußte auch der römische Götterdienst fallen, und der alte deutsche — wie ihn Tacitus beschrieb — kehrte in seine Stammsitze zurück.

Aber es werden von nun an die Gelegenheiten für die

Alemannen häufiger die christliche Religion kennen zu lernen, welche im Anfange des vierten Jahrhunderts im römischen Reiche herrschende Staatsreligion geworden war. In den fortwährenden Kriegen mit den Römern wurden von den Alemannen Einfälle in christliche Gegenden gemacht und christliche Gefangene weggeführt; zuweilen waren sie die Besiegten und viele geriethen in römische Gefangenschaft. Mitunter standen die Alemannen in friedlichen Beziehungen zu den Römern, und dann diente ihre Jugend in dem christlichen römischen Heere, oder Handelsverbindung brachten beide Völker einander nahe. Wirklich wird von Kirchenvätern berichtet, daß, wenn gleich die Alemannen (oder, wie sie nun auch heißen) die Schwaben im Ganzen noch am Heidenthum hangen, sich doch auch Christen unter ihnen finden, und daß besonders unter den Volksstämmen in den Gegenden um den Rhein das Christenthum Eingang gewinne.

Gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts trat diejenige große Bewegung der Völker ein, welche auch jene schwachen Keime des Christenthums unter den Alemannen vernichtete, aber dennoch endlich den Sieg desselben anbahnte, die Völkerwanderung.

Nachdem die Alemannen und so mancher andere Völkerschwarm-lange Zeit die Zuchtruthe der ihren Christennamen entehrenden Römer gewesen waren, kam die rechte Gottesgeißel, Attila, auch über sie. Er unterwarf sie — nach alten Sagen — in blutigen Kämpfen, zwang sie, sich ihm anzuschließen, und zog dann in die Ebene von Chalons, wo sie mit ihm in der fürchterlichsten Schlacht gegen die Römer und Westgothen unterlagen (452).

Nach Attilas Rückzuge und bald darauf erfolgtem Tode wurden die Alemannen wieder frei, und machten in die Donaugegenden öftere feindliche Einfälle. Bei diesen Kriegszügen sollten sie die Kraft des christlichen Glaubens und aufopfernder Liebe an einem Einsiedler Severinus kennen lernen. Dieser Mann fühlte sich auf das Stärkste gedrungen, seiner eigenen Neigung zum beschaulichen Leben zu entsagen, um den durch jene Einfälle bedrängten Orten beizustehen. In seiner Einsiedelei hatte er sich an ein so strenges und enthaltsames Leben

gewöhnt, daß er mitten im Winter barfuß unter den Völkern umherwandeln konnte. Er verhehlte nicht, daß diese unheilvollen Tage Zeiten göttlicher Gerichte seyen und ermahnte zur Buße und Bekehrung. Den Nothleidenden war er ein Tröster mit Rath und That, die Kranken pflegte, die Hungernden speiste, die Nackenden bekleidete er, die Gefangenen kaufte und bat er los. Diese unermüdete Thätigkeit für die Nothleidenden, verbunden mit einem furchtlosen Glaubensmuth, gewann ihm die Achtung und Liebe der feindlichen Heerführer. Der berühmte Odoaker ehrte ihn als einen Vater. Und Gilbud, ein alemannischer Fürst, bekannte laut vor seinem Heere, als er den Severinus zum erstenmale gesehen hatte: „Weder eine Feldschlacht, noch irgend ein Schrecken habe ihn so zittern gemacht, wie der Anblick dieses Mannes." Nie konnte Gilbud diesen Eindruck vergessen; er gab um des Severinus willen den Gefangenen die Freiheit und stellte den Kriegszug gegen die Gegenden, wo Severinus war, für immer ein.

Dennoch blieb Alemannien dem Heidenthume zugethan, bis endlich die Schlacht bei Zülpich dieß Volk unter den fränkischen Scepter brachte (496). Sieger wie Besiegte mußten die Entscheidung derselben dem Christengotte zuschreiben. Denn die Alemannen hatten bereits den Sieg in den Händen, als Chlodwig angstvoll den Gott seiner Gemalin anrief und gelobte, Christ zu werden, wenn er ihn rette. So ward diese Entscheidungsschlacht endlich von den Franken gewonnen, und Chlodwig hielt sein Gelübde; alsobald ließ er sich taufen und mit ihm dreitausend seiner Krieger. Unter seinen Nachfolgern wurde nach und nach das ganze Frankreich christlich, und der Einfluß des Christenthums auf die Alemannen konnte nicht ausbleiben. Die Franken erzwangen zwar keineswegs ihre Bekehrung; namentlich war die mächtige fränkische Geistlichkeit von gewaltsamen Bekehrungsversuchen wie von Verfolgung Irrgläubiger damals ferne. Aber die Alemannen wurden unter ihrer Herrschaft doch je mehr und mehr zu einem geordneten bürgerlichen Leben gewöhnt; das Land war voll königlicher Güter, Beamten, Verwalter; die Vornehmen der Nation in steter Verbindung mit dem königlichen Hofe; dieß und der wechselseitige Verkehr, der zwischen Nachbarvölkern ohnedem stattfindet, verschaffte auch dem Chri-

stenthum nach und nach unvermerkten Eingang in unser Vaterland. „Die Alemannen — sagt daher der Geschichtschreiber Agathias im sechsten Jahrhundert — haben für sich ihre eigenen besonderen Gewohnheiten, doch werden sie nach fränkischem Gesetze und Gebrauche regiert, in der Religion sind sie von den Franken verschieden.“ In einer andern Stelle schreibt er jedoch von ihrer Bekehrung: „Durch den Verkehr mit den Franken werden die Einsichtsvolleren herbeigezogen und in nicht sehr langer Zeit dürften wohl Alle durch denselben gewonnen werden.“

Eines haben jedoch die fränkischen Könige für die Ausbreitung und Erhaltung des Christenthumes in unseren Gegenden gethan. Sie verlegten im sechsten Jahrhunderte den christlichen Bischofssitz von Windisch nach Constanz. Was von Constanz aus für unser Vaterland geschah, davon haben wir zwar keine nähere Kunde, daß aber etwas geschehen seyn müsse zur Bekehrung unserer Väter, darf man daraus schließen, daß nachmals zwei Drittheile unseres Landes dem Constanzer Bisthum untergeordnet wurden. Auch die Bisthümer Speier, Worms, Strasburg, Augsburg, dürften in diesem Jahrhunderte und in dem folgenden nicht ohne Einfluß auf die Verbreitung des Christenthumes in Schwaben geblieben seyn.

Das siebente Jahrhundert ist für unser Vaterland wichtig durch die Glaubensboten aus Irland, welche damals an unseren Gränzen arbeiteten. Mit Sicherheit läßt sich von Keinem nachweisen, daß er in dem jetzigen Württemberg gewirkt habe, aber der mittelbare Einfluß eines derselben, des Gallus, darf nicht verschwiegen werden, und seine Geschichte gibt ein treues Bild von einem damaligen Missionare. Gallus war seinem Lehrer und Führer, Columban, bei dessen Arbeiten zur Aufrichtung der verfallenen christlichen Kirche in Frankreich treulich beigestanden. Als man die strengen, eifernden Bußprediger dort nicht mehr duldete, wandten sie sich nach Alemanien, welches damals Schwaben und einen Theil der Schweiz umfaßte, und wo Heidenthum und christliche Kirche noch neben einander bestanden. Im Canton Zürch predigten beide Anfangs ungehindert; als aber Gallus einst die dortigen Heiden bei einem Götzenopfer traf, entriß er ihnen

ihre Bilder, warf diese in den See und verbrannte ihren Tempel. Nun mußte er und sein Lehrer sich flüchten. Sie nahmen ihre Richtung unserem Vaterlande zu. Gegenüber von dem württembergischen Bodenseeufer liegt das uralte Arbon. Dort lebte damals ein alter christlicher Geistlicher, Willimar, und dessen Amtsgehülfe Hiltibald. Diese nahmen beide Missionare liebevoll brüderlich auf, wiesen ihnen als Arbeitsfeld die Gegend von Bregenz an, und 3 Jahre lang wirkten sie gemeinschaftlich in ihrem Berufe für die dortigen Heiden.

Eine neue Verfolgung nöthigte den Columban, sich nach Italien zu wenden, während Gallus nach Arbon zu seinem Freunde Willimar zurückkehrte. Er wollte zur Ausbreitung des Christenthums nunmehr hauptsächlich dadurch wirken, daß er ein Kloster gründete, in welchem man nicht blos geistlichen Uebungen und einem stillen, beschaulichen Leben obliegen könne, sondern welches auch zu einer Pflanzstätte der christlichen Wissenschaft und zu einer Erziehungsanstalt künftiger Lehrer der Kirche sich eignen sollte. Sein Freund Hiltibald sollte ihm in dem an Arbon gränzenden großen Walde eine Stätte zur Ansiedlung weisen. Sie waren mit einander von Morgen bis gegen Sonnenuntergang gewandert, als sie nach einem Orte kamen, wo der Fluß Steinach, von einem Berge herabströmend, einen Felsen ausgehölt hatte, und wo viele Fische zu sehen waren. Sie fiengen mehrere in ihrem Netze und bereiteten sich ein Mahl. Vor dem Genusse desselben wollte Gallus zum Gebete niederknieen, strauchelte an einem Dornbusche und fiel zur Erde. Als Hiltibald ihn aufrichten wollte, sprach er: „Laß mich, hier ist für immer meine Ruhe, hier will ich bleiben." An dieser Stelle legte er nun den Grund des Klosters, das unter seinem Namen so berühmt geworden ist. Hier brachte er den Rest seiner Jahre in treuer Erfüllung seines Berufes zu. Der ihn auszeichnende Ernst und Eifer ward je mehr und mehr durch Weisheit und Liebe gemildert und geleitet, und allgemein war der Wunsch, ihn zum Bischofe in Constanz zu gewinnen (615). Auf seine Bitte wählten die schwäbischen Großen und das Volk seinen Schüler, den Diaconus Johannes von Grabs. Gallus selber war bei dessen Einweihung zum Bisthum gegenwärtig, und ermahnete das Volk in einer

lateinischen Rede, welche der Bischof verdeutschte: „Treu zu bleiben in ihrem Taufbunde, in welchem sie dem Teufel und seinem Werk und Wesen entsagt haben, und zu leben, wie es Kindern GOttes gezieme." Die Ehrfurcht und Liebe der Großen Alemanniens gegen Gallus erwies sich aber auch ferner noch durch bedeutende Schenkungen an das von ihm gestiftete Kloster. Bis in die mittleren Neckargegenden herauf, noch in der Nähe von Cannstadt, erhielt es Güter; und eine bedeutende Anzahl von Kirchen in Oberschwaben, welche seinen Namen tragen, weisen auf seine und seiner Schüler Verdienste um die Bekehrung dieser Gegend hin.

Um's Jahr 640 starb Gallus bei seinem Freunde Willimar, den er auf seine Bitte nach langer Trennung noch einmal besucht hatte. Sein ganzer Nachlaß war außer den Kleidern, die er trug, ein Cilicium (ein rauhes härenes Bußgewand) und eine schwere eiserne Kette, an der Blutspuren sich fanden. Die Besichtigung der Leiche bewies hinreichend, wie stark beide gebraucht worden waren. —

Neben und nach ihm wirkten an den Gränzen Württembergs noch Fridolin zu Seckingen, Trudpert im Elsaß und Breisgau, Pirminius in Reichenau, Kilian im Würzburgischen. Letzterer wird als Apostel unseres fränkischen Würtembergs genannt.

Um's Jahr 645 soll die erste Gründung des Klosters Hirschau bei Calw stattgefunden haben, welche von einigen vaterländischen Geschichtschreibern bezweifelt, von andern als geschichtliche Thatsache vertheidigt wird. Die Erzählung ist jedoch so ganz im Geiste jener Zeit, daß sie erwähnt werden darf, wenn sie auch blos Sage wäre. Sie lautet also:

Eine reiche, kinderlose Wittwe zu Calw, Helisena, wünschte ihre Habe zu Gottes Ehre anzuwenden. Unter solchem sehnlichen Verlangen schläft sie einst ein; da däucht ihr, als rufe eine Stimme: „Helisena, dein Gebet ist erhört; siehe dieß ebene Feld und diese drei aus einem Stamme gewachsene Fichten. Hier sollst du zur Ehre Gottes eine Kirche bauen." Mit dem frühen Morgen steht sie auf, zieht ihren besten Schmuck an und eilt das Thal hinab, dann einen Berg hinan. Von diesem aus erblickt sie die Ebene, die sie im Traum gesehen hatte und

die drei Fichten. Da fällt sie nieder, vor Freuden weinend, und legt ihr Feierkleid zu den Bäumen, als ein Zeichen, daß sie hier zu Gottes Ehre all' ihr Vermögen niederlege. Sie kehrt zurück; ihre Verwandten, die Edelknechte von Calw, billigen mit Freuden ihren Entschluß, räumen ihr das Feld als Bauplatz ein, und innerhalb drei Jahren ist die Kirche vollendet. Da däucht der Helisena im Traume, als riefe ihr abermals jene Stimme zu: sie solle auch Leute nehmen, welche des Gottesdienstes an dieser Kirche ohne Unterlaß warten. Jetzt ließ sie nahe bei der Kirche ein Haus für vier Personen bauen, welche, von allen weltlichen Dingen zurückgezogen, des Lobes Gottes warteten, und zu denen das Volk von allen Seiten strömte, um mit ihnen der Andacht zu pflegen.

Drittes Kapitel.

Einführung der römischen Kirchen-Verfassung.

Dasselbe Jahrhundert, in welchem die morgenländische christliche Kirche durch Muhamed und seine Nachfolger fast gänzlich vernichtet wurde, ist die Geburtszeit der alemannischen (schwäbischen) christlichen Kirche. Die fränkischen Herrscher sollen in diesem siebenten Jahrhundert bereits den bischöflichen Sprengel Constanz gegen den von Speier, Basel, Lausanne, Würzburg und Augsburg abgegränzt haben, wenigstens Kaiser Friedrich I. (von Hohenstaufen) bestätigte diese Abtheilung als eine von Vorfahren anerkannte und überlieferte. Im achten Jahrhundert, und zwar in dessen Anfange, erscheint das Christenthum schon als allgemeine Volksreligion in Schwaben, und wird als solche in dem alemannischen Gesetze, das in dieser Zeit vollendet ward, anerkannt. Dieß Gesetz zeichnet sich sonst durch eine besondere Milde in Bestimmung der Strafen aus; aber auf die Verletzung der Bischöfe und Geistlichen, auf die Entwendung kirchlichen Eigenthumes, auf Entheiligung des Sonntags, war eine schwere Strafe gesetzt. Wer einen Bischof beleidigte, wurde bestraft, als hätte er an einem Herzog sich vergriffen, und die Kränkung eines Geistlichen mußte doppelt so scharf gebüßt werden als die

eines Adeligen. Den Kirchen ward das Asylrecht zuerkannt, das heißt sie wurden als heilige Stätten Zufluchtsorte, wo keinem Verfolger mehr erlaubt war, Gewalt zu üben. Auch wurden bereits Schenkungen an Kirchen begünstigt. Kurz die alemannische Kirche stand in einer Achtung und Freiheit da, in welcher sie sich nach innen und außen aufs Kräftigste hätte entwickeln können, wenn ihre Leitung in treuen Händen gewesen wäre, und die Gemeinde nicht am alten Heidenthum theilweise noch festgehalten hätte, ob sie sich schon für christlich hielt.

Bald nach Vollendung jenes Gesetzes, wurde die neugepflanzte Kirche durch die Schlacht bei Tours vor dem Muhamedanismus gerettet (732). Aber der Besieger der Saracenen, Carl Martell und seine Söhne Carlmann und Pipin vernichteten auch bald darauf alle Versuche der Alemannen, sich vom Frankenreiche loszureißen, auf das Vollständigste. Und die beiden Letzteren untergruben nun die Grundlagen der alemannischen Kirchenfreiheit. Carlmann war ein frommer Fürst, ihn schmerzte das viele in den alemannischen Kriegen vergossene Blut, er suchte durch sorgfältige Unterstützung alles Besseren das sich in der Kirche regte, durch andauernden Eifer für Zucht und Ordnung in derselben, jenen Schaden einigermaßen zu vergüten. Endlich hielt er sich des Regimentes für unfähig, gieng in ein Benedictinerkloster, um Ruhe für sein Gewissen zu finden, und hielt sich kaum für würdig, Hirtendienste daselbst zu thun. Pipin sein Bruder und lange Zeit mit ihm fränkischer Reichs-Verwalter, trachtete nach dem Besitze der Krone selbst. Er schätzte die christliche Kirche darum, weil er sie als Dienerin zur Erreichung seines Lebenszweckes zu gebrauchen gedachte. Beide Brüder fanden in Bonifacius (Winfried) den Mann, der in ihre Wünsche eingieng, und dieses Eingehen geschah um den Preis der Hingebung der bisher freien fränkischen Kirche, und somit auch der alemannischen unter die Gewalt der römischen Bischöfe.

Bonifacius, ein geborner Engländer, in zwei Klöstern seines Vaterlandes gebildet, fühlte den innern Trieb, die Ferne zu suchen, und dort das Evangelium zu predigen. Sein Auge war auf Deutschland gerichtet, in welchem das Heidenthum noch eine bedeutende Anzahl von Stämmen zählte, die ihm anhiengen,

und schon die ersten Versuche überzeugten ihn, daß, um in kürzerer Zeit das Christenthum allgemeiner zu verbreiten, seine Missionsthätigkeit besondere Unterstützung bedürfe. Die erste Hülfe, welche sich ihm darbot, war die des römischen Bischofes, des angesehensten unter allen abendländischen Kirchenhäuptern. Sie wurde ihm zugesichert, wogegen er sich durch einen schweren Eid verbindlich machte: „dem heil. Petrus und seinen Nachfolgern Treue und Gehorsam zu leisten bis ans Ende.“ Nun empfahl ihn der römische Bischof zunächst an Carl Martell und an die deutschen Bischöfe zu freundlicher Aufnahme und Unterstützung in der Verbreitung des Christenthums unter den Heiden, und in der Reinigung des christlichen Volkes von heidnischen Ueberbleibseln in Sitten und Gewohnheiten.

In unseren Gegenden fand Bonifacius keine heidnischen Stämme mehr vor, wo er hätte müssen das Evangelium zum erstenmale predigen, wir lesen daher von einer eigentlichen Missionsthätigkeit dieses Mannes bei uns nichts. Dagegen hat er manches beigetragen zur Ausrottung von heidnischen Gebräuchen, zur Einführung einer strengeren kirchlichen Zucht, und zur Unterordnung der christlichen Kirche, auch in unserer Gegend, unter die römische. War schon unter Carl Martell vieles geschehen in diesen Rücksichten, so geschah noch mehr unter Carlmann. Dieser erblickte in der Unterlassung von Synoden, welche alle zwei Jahre hätten gehalten werden sollen, einen Hauptgrund des Verfalls der Kirche des fränkischen Reichs. Solche Synoden wurden nun auf seinen Betrieb wieder gehalten, und unter den Bischöfen erscheint immer Bonifacius der Gesandte (Legat) des römischen Bischofes als der leitende. Unter diesen Kirchenversammlungen dürfte die zu Liptina im Jahre 743 gehaltene, eine der einflußreichsten gewesen seyn. Sie gibt uns ein anschauliches Bild, wie viele Reste des Heidenthumes sich dazumal unter der fränkisch-deutschen Christenheit noch vorfanden. Nicht weniger als dreißigerlei Arten heidnischer Gebräuche werden aufgezählt, welche untersagt werden, und auf deren Ausübung Carlmann eine Geldstrafe setzte. Noch brachten die Deutschen an Bächen, Quellen, in Hainen, den alten Göttern geheime Opfer dar, noch verehrten sie Felsblöcke, noch hatten sie in ihren Häusern eine Art von Puppen (Alrunen), von

denen sie glaubten, Schutz und Glück zu empfangen. Ihre Furcht vor Zauberei war unbegreiflich. Sie glaubten, gewisse Weiber können den Leuten das Herz entwenden, ja den Mond verzehren. Mit Hülfegeschrei suchten sie daher dem abnehmenden Monde wieder zum Siege zu verhelfen. Geheimen Mitteln, Zauberformeln, Zeddeln um Arme und Beine gewunden, maßen sie vielen Glauben bei. Selbst christlichen Priestern mußte verboten werden, sich mit Zauberformeln und Götzenopfern abzugeben. Aus dem Vögelgeschrei, Pferdsgewieher, ja aus dem Kothe der Ochsen suchten viele die Zukunft zu erforschen, wie ihre heidnischen Väter. Selbst kirchliche Gebräuche scheinen unter ihren Händen zum vollständigen Heidenthum verkehrt worden zu seyn. Kaum war Einer aus ihrer Mitte gestorben, so konnte es ihnen beigehen, ihn schon als Heiligen zu verehren, und ihm, wie sie den Märtyrern auch thaten, Opfer darzubringen. Es war ein unläugbar großes Verdienst des Bonifacius, daß er diesen unter den Franken und Alemannen so tiefgewurzelten Irrthümern entgegengearbeitet und die Kirche Deutschlands zu ernstlichem Kampfe gegen dieselben geweckt hat.

So strenge als er gegen solchen heidnischen Aberglauben eiferte, setzte er sich auch dem entgegen, was ihm gegen christliche Zucht und Ordnung zu verstoßen schien. Unläugbar hatte er Ursache zur Klage über den sittlichen Zustand der Franken und Alemannen, besonders über ihre Geistlichen. „Was, — schreibt er nach Rom, — soll ich thun, wenn ich unter der niederen Geistlichkeit solche finde, die von Jugend auf immer in Hurerei, in Ehebruch, in allen Arten von Unreinigkeit gelebt, und dennoch in die kirchlichen Aemter gekommen sind, welche vier bis fünf Buhlerinnen halten und noch mehr, und nicht erröthen noch sich scheuen, sich Geistliche zu nennen, und das Evangelium zu lesen? Was, wenn sie zu höheren Aemtern steigen, und dennoch fortfahren Sünde auf Sünde zu häufen, und sagen, sie seyen fähig für das Volk zu bitten und zu opfern? Neuerdings kommen Fälle vor, daß solche Leute Bischöfe werden! — Andere sagen zwar: sie seyen keine Hurer und Ehebrecher, aber sie sind Trunkenbolde, streitsüchtig, Jäger, ziehen bewaffnet in Krieg und vergießen das Blut von Heiden und Christen ohne Unterschied mit eigener Hand."

Man kann sich, da Bonifacius eine durchgreifende Reformation der Geistlichkeit wünschen mußte, wohl denken, warum er bald zu den Fürsten bald zu den römischen Bischöfen sich um Unterstützung wandte, welche ihm auch reichlich zu Theil geworden ist. Man kann sich leicht denken, warum er so nachdrücklich auf eine geordnete kirchliche Verfassung drang; warum er von den Geistlichen jährliche Pfarrberichte forderte; warum er die jährlichen Prüfungen derselben durch die Bischöfe so ernstlich verlangte; warum er diese unter die Aufsicht der Erzbischöfe nicht blos dem Schein nach gestellt wissen wollte. Er selbst wurde mit der Zeit Erzbischof von Mainz, und es war gewiß für unser Vaterland dieß von bedeutendem Einfluß, da die alemannischen Bisthümer, namentlich Constanz, und so sämmtliche Kirchen unseres Vaterlandes unter die oberste Leitung des Bonifacius als mainzischen Erzbischofes kamen.

Rechnen wir dieses alles zu den Verdiensten des Bonifacius, und vergessen wir nicht, wie das von ihm mitgegründete Kloster Fulda, wo Bibelforschung und Wissenschaften blühten, auch auf unser berühmtestes Kloster Hirschau als Vorbild wirkte, vergessen wir nicht, wie wichtig das von ihm gestiftete Bisthum Würzburg für das fränkische Würtemberg wurde, — so dürfen wir doch nicht übersehen, daß er auch manches nach Deutschland brachte, was geradezu der Entwicklung des christlichen Glaubens und Lebens hinderlich war. Wird man nicht unwillkührlich an die jüdischen Menschensatzungen erinnert, wenn man liest, wie ernsthaft Bonifacius mit dem römischen Bischofe die Frage verhandelt: „ob es recht sey, in den Ostern Speck zu essen?" und dann die Antwort von Rom kommt: „gekocht und geräuchert wohl, wer ihn aber gerne ungekocht essen möchte, solle bis nach Verfluß der Osterzeit warten." Auf die sogenannten Reliquien hielt er gleichfalls ungemein viel, und verordnete jeden Eid über ihnen mit der Betheurung zu schwören: „So wahr mir Gott helfe, und die Heiligen, welchen diese Reliquien angehören." Und war es nicht Bonifacius, welcher von dem römischen Bischofe angetrieben, den ersten nachdrücklichen Versuch machte, der deutschen Geistlichkeit die Ehelosigkeit aufzuzwingen, auf welchen andere spätere folgten, welche, wenn schon erst nach Verfluß von Jahrhunderten, auch diesen

Grundsatz durchsetzten. Endlich sollte alles auf römische Weise in der Kirche geordnet werden, die Kirchengesetze streng gehandhabt, mitunter auch durch den weltlichen Arm durchgesetzt werden. Bisher war der römische Bischof zwar von den Alemannen hochgeachtet, um des Alters seiner Kirche willen, aber nun wurde ihm auch auf den Kirchenversammlungen eine Stimme eingeräumt. Bisher war es nicht erhört, daß deutsche Geistliche und Bischöfe von Rom aus vor Gericht gezogen, und bei ihrer Absetzung mitgestimmt worden wäre, nun kamen mehrere Fälle der Art vor. Bisher standen die Klöster unter unmittelbarer Aufsicht der Bischöfe, in deren Diöcese sie lagen. Nun entzog Bonifacius das Kloster Fulda der bischöflichen Aufsichtsbehörde, und ordnete es dem römischen Bischofe unmittelbar unter. Es war etwas Außerordentliches, daß er troß dem allem, doch in etwas wagte, dem römischen Stuhle zu widersprechen. Aus der sogenannten geistlichen Verwandtschaft (z. B. zwischen den Taufpathen und dem Täufling, so wie zwischen den Taufpathen und Eltern des Täuflings) — behauptete er fest — könne doch kein Ehe-Hinderniß folgen. „Wir sind ja, schreibt er durch die heilige Taufe, alle Christi Glieder, und der Kirche Kinder, (geistliche) Schwestern und Brüder." Es war etwas Außerordentliches, daß er dem römischen Bischofe anzeigte, wie ihm seine Alemannen berichten: in Rom habe man ja auch Zauberformeln feil, warum man sie ihnen verbiete — und daß er bat, man möchte doch diesem Aergernisse wehren. Es waren aber Beweise, wie er durch sein untergeordnetes Verhältniß zum römischen Bischofe, sich doch nicht die freie christliche Betrachtungsweise ganz verrücken ließ.

Eine That seines Alters darf nicht unerwähnt bleiben, deren Folgen er gewiß nicht geahnt hat. Noch in seinem Alter entband er in dem Namen des römischen Bischofes Zacharias, die Völker des dem fränkischen Königshause geschworenen Eides, und salbte den Pipin, den ersten Diener jenes Hauses — zum Könige (752). Pipin, in seinem Theile erhob den römischen Bischof durch Länderschenkungen zu einem weltlichen Fürsten, und räumte ihm eine Gewalt über die fränkisch-deutsche Kirche ein, welche, mit dem Verlauf der Zeit zu gänzlicher Unterwerfung derselben unter die römische Kirche führte. Bonifacius

starb (755) mit der festen Ueberzeugung, daß Pipin nicht aufhören werde, das neugegründete Werk aufrecht zu erhalten und den Widerstand zu brechen, welchen die deutschen Geistlichen so oft ihm, dem Fremdlinge, und seinen Schülern, entgegengesetzt hatten. Sein schöner Märtyrertod ist bekannt.



Zweiter Abschnitt.

Die christliche Kirche Alemanniens zur Zeit der Carolinger.

Erstes Kapitel.

Die Zeiten Carls des Großen.

Carl der Große schien beide Charaktere, den seines Vaters Pipin und seines Oheims Carlmann in sich zu vereinigen, von dem ersten die Thatkraft, von dem letztern die Liebe zur christlichen Kirche geerbt zu haben; beide überragte er durch den weitumfassenden Blick, mit dem er seine Zeit überschaute und zu lenken wußte. Er war einer der seltenen Männer, welche die göttliche Vorsehung den Völkern verleiht, um auf Jahrhunderte hinaus ihre Geschichte durch dieselben vorzubereiten. Unter den verschiedenen deutschen Stämmen stand Carl den Alemannen durch Bande der Verwandtschaft besonders nahe. Zwei seiner Gemahlinen waren aus schwäbischen Häusern, und die Alemannen ihm und seinen Nachkommen treu ergeben. Was daher Carl für die fränkisch-deutsche Kirche that, hatte die alemannische besonders mitzugenießen.

Mit Wehmuth sieht man freilich die Alemannen unter seiner Führung den Sachsen das Christenthum mit dem Schwerte aufnöthigen, mit Wehmuth die Weise, mit der er den Kirchenzehenten in seinem Reiche durch Zwang einführte; und alles, was er der christlichen Kirche aufopferte und für sie that, ver-

liert dadurch in den Augen dessen, der mit Carls Geschichte auch nur etwas vertraut ist, seine Krone.

Und dennoch wäre es ungerecht zu behaupten, daß Carl nur aus Staatsinteresse gehandelt habe, wenn er der Kirche sich anzunehmen schien; es wäre noch ungerechter zu behaupten, daß von seinen Nachfolgern jemals einer mehr für das Christenthum gethan habe, als er. Die edelsten Kaiser und Fürsten haben seine Tugenden zum Vorbild genommen, — unter ihnen Friedrich Barbarossa, und Christoph, Herzog von Würtemberg.

Wirklich, was den innern Ausbau der Kirche Deutschlands betrifft, hat Carl für denselben Außerordentliches geleistet. Wie es ihm selber am Herzen lag, die Wahrheit kennen zu lernen, und in christlichem Sinne zu leben, so wollte er in christlichem Geiste ein Vater seinen Völkern seyn. Wie er selber als Schüler seinem Freunde Alcuin zuhörte, so sollte seinem Wunsche gemäß nicht blos die Jugend, sondern auch noch die Alten in seinem Reiche in der Erkenntniß alles Guten fortschreiten.

Niemand hatte dessen mehr zu genießen, als die Geistlichkeit des Landes, als die Lehranstalten für die Jugend. Carl hatte eine mitunter noch sehr unwissende Geistlichkeit angetroffen, der es schwer wurde, das Volk auch nur die zehn Gebote, den Glauben, das Vaterunser zu lehren, viele konnten nicht lesen. Und diese Unwissenheit war der Grund vieler Laster. Mit allem Nachdruck verordnete daher Carl, daß die zum Theile besonders unwissenden Landgeistlichen, so oft wie möglich, und wochenlang in die Städte kommen, und bei den Bischöfen und den tüchtigeren Stadtgeistlichen sich unterweisen lassen sollten, namentlich im Lesen und Vorlesen der heiligen Schrift, in gottesdienstlichen Verrichtungen und kirchlichen Gesetzen. Und da ihnen schwer ward, auch nur die einfachsten Lehren der Schrift zu fassen und vorzutragen, so ließ er eine Sammlung von Abschnitten der heil. Schrift und von Predigten über dieselbe aufs ganze Jahr abfassen, damit sie dem Volke vorgelesen würden. In der Ueberzeugung, daß ein Zusammenleben von Geistlichen in einer Stadt (wobei eine gewisse Gütergemeinschaft stattfände), die jüngeren derselben manigfach fördern, und vor Abwegen bewahren könne, suchte er die Geist-

lichkeit in den bischöflichen Städten zu einem gemeinsamen Leben zu vereinigen, wozu ein Bischof von Metz, Chrodegang, bereits den Anfang gemacht, und die Regel („Statuten") aufgesetzt hatte. So entstanden die Dom-Stifte.

An den bischöflichen Sitzen und in den Klöstern, „deren Leitung ihm durch Christi Gnade anvertraut worden seye," sollte außer der Ordensregel und einem heiligen Leben, auch auf den Unterricht der Jugend nach den Gaben der einzelnen Schüler, welche Gott verliehen habe, Bedacht genommen werden. Und zwar ordnete Carl bei diesen Dom- und Kloster-Schulen nicht blos den Unterricht der künftigen Geistlichen an, sondern auch Nichtgeistliche wurden dort für das bürgerliche Gemeindewesen gebildet. Ja noch kurz vor seinem Tode ließ er auf einer Kirchenversammlung zu Mainz (813) die Bildung von Schulen in den einzelnen Kirchengemeinden verordnen, damit das Volk einige Kenntniß der christlichen Glaubenswahrheiten erlange, eine Maßregel, für deren Ausführung Carl leider zu frühe starb.

Oefter erfreute Carl die Mönche, z. B. die des Klosters Fulda mit Briefen, aus welchen seine Wünsche rücksichtlich der Klosterschulen erhellen. „Aus ihren Briefen, schreibt er, nehme er ab, daß sie in das Verständniß der heiligen Schrift noch nicht genug eingedrungen seyen, denn sie wissen ihren religiösen Gedanken und Gesinnungen den rechten Ausdruck so gar wenig zu geben." — „Wir alle wissen, fährt er fort, daß obschon Wortirrthümer gefährlich sind, doch Gedankenirrthümer noch viel gefährlicher sind, darum ermahnen wir Euch, die Wissenschaften in Demuth, zur Ehre Gottes und mit Eifer zu betreiben, um desto leichter und sicherer in die Geheimnisse der heiligen Schriften einzudringen." — „Wir wünschen an Euch der Kirche würdige Streiter zu sehen, innerlich fromm, äußerlich gelehrt, im Leben heilig, im Reden deutlich und bestimmt, damit wer euch sieht und hört, belehrt und zu Gottes Lobe ermuntert werde."

Um Kirche und Schule immer berathen zu können, überwachte er durch eigene Sendboten, welche ihm über ihren Stand zu berichten hatten, die Bisthümer und Klöster; die Weltgeistlichkeit wurde alljährlich durch die Bischöfe geprüft.

Dieses alles that Carl in der festen Ueberzeugung, daß es sein Regentenamt von ihm also fordere. Staat und Kirche erschienen ihm als ein Ganzes, als eine Hierarchie mit geistlichen und weltlichen Ständen, unter ihm, als dem Oberhaupte. Bei der doppelten Gesetzgebung, der kirchlichen und politischen, wurde immer eine durch die andere unterstützt. Wie alle Staatsgeschäfte von Wichtigkeit ihm durch den Pfalzgrafen (Comes Palatii) vorgetragen wurden, so hatte der erste Geistliche deutscher Nation (zu den Zeiten der Carolinger bald der Erzbischof von Mainz, bald der von Cöln) über alle kirchlichen Angelegenheiten von Bedeutung zu berichten. Dazu sahe der Kaiser gerne und oftmals tüchtige Theologen um sich, und zog besonders den berühmten Alcuin in seinen vertrauteren Umgang.

So stand damals die deutsche Kirche unter dem Kaiser, nicht unter Rom. Carl achtete die römische Kirche als die ältere Schwester, von der die deutsche zu lernen habe, und es war ihm sehr um die Uebereinstimmung mit ihr zu thun, aber höher als ihr Alterthum stand in seinen Augen die Wahrheit. Er bewies dieß namentlich in dem damals die ganze christliche Kirche bewegenden Bilderstreite. Nach langen Kämpfen wurde auf einer morgenländischen Kirchen-Versammlung (787) ausgesprochen: „den Bildern der Heiligen gebühre eine mit Küssen, Kniebeugung, Räuchern und Lichteranzünden verbundene Verehrung.“ Der Kaiser, empört über diesen Greuel, lies vier Bücher unter seinem Namen (libri carolini) gegen den Bilderdienst ausgehen. „Immerhin, heißt es in denselben, mögen Bilder zum Schmucke und Gedächtnisse in den Kirchen bleiben, die Anbetung aber, die Gott allein gebührt, den Bildern zuwenden, seye Blindheit, diese Anbetung vertheidigen Wahnsinn oder vielmehr Abfall vom Glauben. Man berufe sich auf Wunder, die durch sie bewirkt worden seyen. Wer aber stehe für die Wahrheit der Berichte? Und wenn wirklich solche geschehen wären, solle man zusehen: „daß der alte listige Feind, durch Vorspieglung von Wundern die Seelen nicht verführe.“ Doch hieran hatte Carl nicht genug. Er ließ diese Grundsätze auf einer Kirchenversammlung zu Frankfurt, bei welcher dreihundert fränkische und deutsche Bischöfe gegenwärtig waren, bestätigen (794), und vergeblich war es, daß der römische

Bischof damals auf die Seite der morgenländischen Kirche trat. So durchgreifend war der Kampf gegen den Bilderdienst in Frankreich und Deutschland, daß Bischöfe aus jenen Ländern, wenn sie etwa nach Italien versetzt wurden, oder dort durchreisten, von den Italienern als Ketzer verfolgt wurden; so nachhaltig war jene Stimme der Wahrheit — daß noch ums Jahr 1160 bei den Alemannen das Verbot des Bilderdienstes bestanden hat.

Würde Carl doch ebenso standhaft sich geweigert haben, in einen andern Gedanken des Pabstes einzugehen! — Er ließ sich von ihm zum „römischen Kaiser" krönen. Das war eine Ehre ohne allen Zuwachs zu der Macht seines Reiches, ein bloßer Titel, mit dem aber in die Seele des jedesmaligen Kaisers der Gedanke an eine Weltmonarchie gelegt werden sollte, die er aus den Händen des römischen Bischofes zu empfangen oder bestättigen zu lassen habe, ein Gedanke, zu dessen Verbreitung die Päpste allem aufboten, und der auf Jahrhunderte hinein Kirchen und Staaten erschüttert hat.

Carls Nachkommen, diejenigen namentlich, welchen die Regierung Alemanniens zufiel, hatten den hellen Blick, die Charakterfestigkeit und die Willenskraft ihres Ahnherrn nicht. Aber die Liebe für die christliche Kirche, welche Carln beseelte, hat sich auf mehr als einen derselben vererbt, und manche Pflanzung Carls des Großen verdankt dieser Liebe ihr ferneres Gedeihen und ihre Erhaltung.

Zweites Kapitel.

Geistliche und Laien zur Zeit der Carolinger.

Als das Christenthum in Schwaben gepflanzt wurde, machte man bereits einen Unterschied zwischen Geistlichen und Laien, den die heilige Schrift nicht lehrt. Zwar von Anfang an, nach Christi Willen selbst, gab es ein Lehramt in der Gemeinde; schon im Anfang wird einer besondern Geistesgabe zur Kirchenleitung gedacht. Aber nirgends finden wir ein mit dem Lehramt und der Kirchenleitung verbundenes Priesterthum, nirgends ein geistliches Richteramt, das abgesondert von

der Gemeinde für sich „zu binden und zu lösen" eingesetzt gewesen wäre. Die Geistlichkeit dieses Zeitraumes aber eignete sich durchgehends neben dem Lehramte und der Kirchenleitung auch das Priesteramt zu, das heißt die Vermittlung der Gemeinde mit Gott und dem Erlöser, und das geistliche Richteramt, d. h. die unbedingte Herrschaft über die Gewissen, über die geistliche Entwicklung der Gemeindeglieder. Daher der gewaltige Unterschied zwischen Geistlichen und Laien, der bis zur Reformation allgemein gegolten hat.

Zur Befähigung der Geistlichen für diesen Beruf hatte schon Bonifacius weniger eine genauere Schriftkenntniß gefordert, als eine Uebung in Verwaltung der Sacramente und der Kirchengebräuche, und eine gewisse Bekanntschaft mit den Kirchengesetzen. Und auf dieser Weise blieb man zur Zeit Carls des Großen und seiner Nachfolger, nur daß jetzt eine nähere Bekanntschaft mit den sonntäglichen Evangelien und Episteln gefordert wurde, so wie die Fähigkeit, diese in der Landessprache dem Volke auszulegen. Die Hauptsache bei dem Gottesdienste blieb indeß die Predigt nicht, sondern man sah die sogenannte Messe dafür an. Anfangs ward mit diesem Namen das heil. Abendmahl, wie es der Herr Jesus Christus eingesetzt hatte, bezeichnet. Später kam die Lehre auf: daß das gesegnete Brod und der Kelch im Abendmahl nicht nur da sey, den Glauben zu stärken, die Gewissen zu trösten, mit dem Erlöser uns auf das Innigste zu verbinden. Vielmehr behauptete man: es werde durch den Priester, wenn er das Brod gesegnet habe, der Leib und das Blut Christi unter den äußerlichen Gestalten von Brod und Wein Gott geopfert; Gott werde durch dieses vom Priester dargebrachte Opfer versöhnt; Todten, wie Lebendigen, werde durch diese priesterliche Handlung Vergebung ihrer Sünden zugewendet. Dieß ist die sogenannte Messe im engern, gewöhnlichen Sinne des Wortes. Mit einer Menge von Ceremonien ward sie umgeben. Die Liturgie dabei wurde in lateinischer Sprache verlesen, denn schon Carl der Große wollte nicht blos dem Inhalte, sondern auch der Sprache nach, den römischen Meßgottesdienst in den deutschen Gemeinden eingeführt sehen.

Neben der Messe war die Beichthandlung eines der

wichtigsten Elemente des Gottesdienstes. Hier hatte sich der Priester als geistlichen Richter zu betrachten. Mit Verlesung eines Gebetes sollte sie begonnen werden, das der Geistliche über den Beichtenden und in dessen Namen sprach. Dann sollte der Erstere mit dem Beichtenden über die einzelnen Hauptsünden reden, ihn fragen nach seinem Glauben an den dreieinigen Gott; endlich ermahnen, daß er seinen Schuldnern vergebe, damit Gott auch ihm vergebe. War er hiezu bereit, so sollte seine Beichte angenommen und seine Buße verkündet werden. Dann mußte der Beichtende niederfallen, demüthig zum Priester sprechend: „Ich bitte dich um deinen Rath, ja um deinen Richterspruch, der du zum Verwalter und Mittler zwischen Gott und den sündigen Menschen verordnet bist; ich rufe dich an, daß du mein Fürsprecher für meine Sünden seyest." Weinend und seufzend, bis der Priester wahre Reue sehe und ihn aufstehen heiße, sollte er da liegen. Nun ward ihm seine Buße (d. h. die Weise, wie er durchs Werk Genugthuung leisten solle) verkündiget. Sie bestand meist in Psalmenlesen, Fasten, Almosengeben und manchen wirklich schmerzhaften Büßungen.

In den alten Beichtformeln der Alemannen ist neben vielem ungemein Schönem schmerzlich zu sehen, wie bereits die Heiligen neben Gott dem Herrn genannt werden, als die, denen man beichte. Statt zu Christo vor Allem hingeführt zu werden, wurde der Beichtende zu Genugthuungen durch seine Werke angeleitet, und diese wurden bald der Hauptsache nach in Gaben an die Kirchen verwandelt; selbst Carl der Große machte in dieser Absicht der römischen Kirche Schenkungen. — Daher denn auch der Zerfall der Kirchenzucht. Die leichtsinnige Art, wie Priester von den schrecklichsten Sünden dispensirten, mußte in der Seele des Beichtvaters und des Beichtkindes alles Gefühl für Moralität ersticken. Patrioten der Kirche seufzten und klagten laut über solche Indulgenzen — aber ihre Stimme war zu unmächtig, oder die Maßregeln waren nur halb. So eiferte zwar die Kirchen-Versammlung zu Mainz 847 „gegen die Priester, welche den Leuten von jedem Alter Hauptkissen unterschieben, die Seelen zu verstricken;" dieß Concil forderte neben der Kirchenbuße auch Sinnesänderung an den Beichtenden; es wünschte die alten Vorschriften der Bibel und die Kirchenge-

setze wieder hervorgezogen. Aber den Ablaß (das Abkaufen der Sünde durch Geld) auszutilgen, fehlte Muth und Kraft. Dennoch ist jene Synode zu Mainz, als dem erzbischöflichen Sitze, unter dem fast ganz Alemannien stand, noch ein Zeichen ernsterer Denkungsweise unserer Väter.

Als Prediger sahen sich die Geistlichen nach Carls des Großen Tode weniger an. Sie predigten meist lateinisch, das heißt: sie lasen Predigten in dieser Sprache vor, welche jedoch dann häufig dem Volk in die deutsche Sprache übersetzt wurden.

Was die liturgischen Handlungen der Geistlichen betrifft, so ist außer der obgenannten Meßhandlung noch zu bemerken: das Kirchengebet und die kirchlichen Weihungen. In dem allgemeinen Kirchengebete wurde zuerst der Papst, dann der König und seine Familie, die Obrigkeiten und das Heer der Alemannen eingeschlossen. Hier fanden sich schon um 850 mehr Anrufungen der Heiligen, die man sich als Schutzpatrone dachte, als Anrufungen Gottes. In den Weihungen findet sich gleichfalls viel Aberglauben. Bei Weihung der Wachskerzen, die in den Kirchen brannten, ward gebetet: „daß Gottes Licht sich hiemit auf eine geheimnißvolle Weise verbinden möge zur Verbannung aller List und Bosheit des Teufels." So hoffte man vom geweihten Wasser: Reinigung von Sünden, allerlei Segen, Schutz gegen den Satan und gegen Gespenster.

Endlich war den Geistlichen der religiöse Unterricht der Jugend übertragen, wobei freilich nur das gefordert wurde, daß sie die Bedeutung der heil. Taufe, des christlichen Glaubensbekenntnisses und das Vaterunser derselben erklärten, also im Wesentlichen die drei ersten Hauptstücke des Catechismus.

Nur wenige Spuren finden sich von einer selbstständigen Entwicklung des christlichen Lebens unter den Laien. In jeder Hinsicht lag die Berathung und Leitung der Gewissen in den Händen der Geistlichen. Nur das war von den Laien gefordert, daß sie die Kinder, deren Taufpathen sie waren, den Glauben und das Vaterunser lehren sollten — und gewiß blieben viele nicht dabei stehen, diese Hauptstücke christlicher Lehre blos dem Gedächtniß der Kinder einzuprägen. Und sollten nicht christliche Eltern die Pflicht der Pathen auch als die ihrige anerkannt und geübt haben? Wohl möchten wir hier einen An=

fang des häuslichen Gottesdienstes ahnen. Wie tief indessen der mit gewissen Ceremonien verbundene Aberglaube in das religiöse Leben der Gemeinde eingegriffen haben mag, das sehen wir aus den Gottesurtheilen. Zwar gegen die Gottesurtheile durch Zweikampf wurde in diesen Zeiten mit großem Ernste eingeschritten. Der in denselben Gefallene wurde als ein Gemordeter angesehen; aber häufig waren die Gottesurtheile durch glühendes Eisen und siedendes Wasser, welches der Angeklagte mit seiner Hand befassen mußte, zum Zeichen seiner Unschuld. Eisen und Wasser wurde dann durch besondere Gebete geweiht, und man hielt sich versichert, daß der Unschuldige unverletzt davon komme.

Merkwürdig ist das Verlangen Einzelner nach der heil. Schrift. Auf die Bitte einer ehrwürdigen Matrone hin — ihr Name war Judith — ließ sich der Mönch Ottfried bewegen, einen Theil der evangelischen Geschichte in deutsche Reime zu fassen, und zwar zunächst mit Rücksicht auf die Laien, um damit leichtfertige Lieder unter dem Volke wenigstens theilweise zu verdrängen.

In ein eigenthümliches Verhältniß zu der Kirche traten die Obrigkeiten, denn sie hielten es für ihre Aufgabe, die christliche Kirche, das Reich Gottes auf Erden, zu fördern und zu schützen — eine Pflicht, die der Kaiser, wie der geringste Vogt, anerkannte. Aber freilich wurde diese Pflicht oft mehr dem Worte nach anerkannt, als der That nach befolgt. Mit Carls Tode wurde die christliche Besonnenheit vermißt, welche bei den Bischofswahlen für die Würdigsten den Ausschlag gegeben hatte. Sein Sohn Ludwig begünstigte bereits sein Hofgesinde, und brachte Leibeigene empor, welche durch Uebermuth allgemeine Unzufriedenheit erregten. Dessen Nachfolger verschenkten gleichfalls, ohne auf die Berathung der Gemeinden zu sehen, an ihre Günstlinge Kirchen und Klöster — das heißt: deren Einkommen. Ihre Frömmigkeit bestand, nicht wie bei Carl dem Großen, in Sorge für das geistliche Wohl der Völker, — sondern in der Ehre, die sie der Geistlichkeit, zumal den Bischöfen, erzeigten. Diese gelangten zu bedeutender Macht und Reichthum, und übten nicht blos über die Geistlichen, sondern auch über das Volk in den Sendgerichten (ähnlich der von

Herzog Christoph im Kleinen durchgeführten Landesvisitation, durch geistliche und weltliche Räthe) eine einflußreiche Gerichtsbarkeit aus. Vor allen Bischöfen erhoben sich die Erzbischöfe, und unter diesen der von Mainz, zu hohen Ehren. Letzterem Erzbischof war das Bisthum Constanz und damit zwei Drittheile unseres Vaterlands in kirchlicher Hinsicht unterworfen.

Der Kirche kam der weltliche Einfluß der Geistlichkeit nicht zu Gute. Sie wurde selber verweltlicht, — im vollen Sinn des Wortes. Vor Allem tritt der römische Bischof in Sachen des deutschen Reiches auf. Er unterstützt die aufrührerischen Söhne Kaiser Ludwigs des Frommen; er erniedrigt die Erzbischöfe und mit ihnen die deutsche Kirche. Schon in der Mitte des neunten Jahrhunderts wagt er es, mit der Behauptung aufzutreten: „Die deutschfränkischen Regenten haben alle ihre Würden und ihre Herrlichkeit dem römischen Stuhle zu danken." Er bringt um 850 eine Sammlung, vorgeblich alter Kirchengesetze, hervor (die pseudoisidorischen Decretalen), deren Summe darauf hinauskommt, daß: „die Geistlichen keiner weltlichen Gewalt unterworfen seyen, daß Gott sie vielmehr zu Richtern über Alle gesetzt, und sie nur dem römischen Stuhle unterthänig gemacht habe." Hiemit beginnt denn der immer sich erneuernde Kampf des römischen Stuhles mit der kaiserlichen Krone, ein Kampf, der nicht um das Recht und die Religion, sondern um den ersten Rang und die erste weltliche Gewalt auf Erden gekämpft wurde, und aller Orten im deutschen Reiche unsägliches Unheil gestiftet hat.

Den Vorschmack der blutigen Kämpfe späterer Jahrhunderte mußte Schwaben schon zu Anfang des zehnten Jahrhunderts kosten. Berthold und Erchinger, die königlichen Statthalter (Kammerboten) in Schwaben, welche in den Kämpfen gegen die Ungarn das Land von heidnischer Unterdrückung gerettet hatten (915), kamen mit Salomo III., Bischof von Constanz, in Mißhelligkeiten. Einen gefährlicheren Gegner, als diesen Mann, hätten sie nicht finden können.

Salomo, ein geborner Junker v. Ramschwag, war zuerst bei Ludwig dem Deutschen als Hofgeistlicher angestellt, und hatte als solcher, trotz seines leichtsinnigen Wandels, mehrere Abteien als Pfründen, deren Einkommen er bei Hofe verzehrte,

erhalten; später hatte er die reiche Abtei St. Gallen und dazu noch das Bisthum Constanz erlangt (890). Der deutsche König Konrad I. (der Franke) war ihm besonders hold; er besuchte ihn einst in seinem Kloster; auch die Kammerboten wurden zur Tafel geladen. Da traten zwei in ritterliche Tracht gekleidete Bauern herein, um den Kammerboten einen erlegten Bären und Hirsch zu überbringen; diese standen ehrerbietig auf. Der Bischof lachte: „ob er nicht Recht gehabt habe, daß unter seinen Leibeigenen Leute seyen, vor denen selbst die Edeln Respect haben müssen." Tiefer, als durch alle bisherigen Streitigkeiten mit dem Bischofe, gekränkt, nahmen die Kammerboten ihn bald darauf in unerwartetem Ueberfalle gefangen und sandten ihn auf ihre Burg Hohentwiel in Gewahrsam. Aber Bertha, Erchingers Gemahlin, ging dem Gefangenen weinend entgegen, entledigte ihn seiner Fesseln, und sprach ahnungsvoll aus, daß der Fall ihres Hauses bevorstehe. Nach einer ehrenvollen gastlichen Bewirthung ließ sie den Bischof frei, dessen Neffe indessen Mannschaft gesammelt, die Kammerboten überfallen und gefangen genommen hatte. Der deutsche König Konrad entsetzte hierauf Erchingern seiner Würde und verbannte ihn aus Schwaben; aber Letzterer kehrte zurück, sammelte seinen Anhang und ließ sich nun zum Herzog von Alemannien ausrufen. Konrad rief ihn und seinen Bruder Burkhardt auf den Tag nach Altheim, mit sicherem Geleite. Aber die Fürsten und Bischöfe sprachen ihm das Todesurtheil. Vergebens flehte Bertha verzweiflungsvoll um das Leben ihres Gemales; er wurde enthauptet (916). Bischof Salomo aber, der die Kammerboten nicht mehr retten konnte, fand keine Ruhe; er ging in seinem Kummer nach Rom, um Trost für sein Gewissen zu suchen, daß er zum Unglücke dieser Männer so vielfachen Anlaß gegeben hatte, und starb wenig Jahre nach ihnen.

Drittes Kapitel.

Die Klöster.

Theils Verfolgung unter den heidnischen Kaisern, theils das Verlangen, in möglichster Stille und Abgeschiedenheit Gott

zu dienen, hatte schon im dritten Jahrhundert der christlichen Kirche Viele veranlaßt, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, welche den Namen von Anachoreten oder Mönchen (Monachi, Einsiedler) führten. Bald fand man, daß die gänzliche Vereinzelung dem religiösen Leben nicht förderlich seye; die Einsiedler zogen großentheils zusammen; endlich auch sah man, daß kein gemeinsames Leben ohne Ordnung und Gesetze möglich seye. Dieß gab Anlaß zu den Mönchsregeln. Im sechsten Jahrhundert richtete Benedikt von Nursia eine für das Bedürfniß der Abendländer berechnete Ordensregel auf, auf welche er seine Mönche für ihre ganze Lebenszeit verpflichtete. Bonifacius führte diese Regel in Deutschland ein, und die Carolinger thaten Alles, um sie zu verbreiten. Schon um's Jahr 777 kommen kleine Klöster im jetzigen Württemberg vor; so die Vitaliszelle zu Eßlingen und das Veranuskloster zu Herprechtingen. Im Anfang des neunten Jahrhunderts erscheint Ellwangen bereits als ein ansehnliches Kloster, und zu gleicher Zeit erhebt sich das Frauenkloster zum heiligen Cornelius in Buchau, wo später eine Urenkelin Carls des Großen Aebtissin wurde. Um's Jahr 877 wird des Klosters Murrhardt gedacht; um 830 beginnt der Bau von Hirschau. Die Sage von der Entstehung des ersteren und die mit der Legende vermischte Geschichte des Ursprungs von Hirschau möge hier ihre Stelle finden.

Die Entstehung Murrhardt's erzählt die Legende folgendermaßen. In der Nähe des jetzigen Städtchens Murrhardt lag ein altes Schloß Hunneburg, auf welchem sich Kaiser Ludwig auf seiner Flucht vor seinen Söhnen verborgen hielt. Seinen Gram schüttete er vor einem im Welzheimer Walde sich aufhaltenden Einsiedler, Walderich, aus, und empfing aus dem Munde dieses Mannes Trost in seiner Noth. Zum Danke dafür baute er ihm eine Wohnung, beschenkte ihn mit Landstücken, und legte so den ersten Grund zu dem nachmaligen Kloster Murrhardt. Noch bis auf diesen Tag gehen Sagen von diesem Walderich, welche jedoch mehr an einen heidnischen Zauberer, als an einen christlichen Wunderthäter erinnern könnten.

Das bedeutendste Kloster, das in der Zeit der Carolinger,

wenn nicht wirklich erst entstanden, doch neu gegründet worden ist, — ist Hirschau. Ueber diese Gründung wollen wir einen treuen Freund des Klosters, einen begeisterten Lobredner der alten Benediktinermönche, den Abt Tritheim, erzählen hören:

Zur Zeit Carls des Großen und Ludwigs des Frommen und bei ihnen hoch angesehen, lebte ein reicher, mächtiger Graf, Erlafried zu Calw. Ein Sohn desselben, Nottung, hatte noch von Kaiser Carl dem Großen seiner Gelehrsamkeit und reiner Sitte wegen das Bisthum Vercelli erhalten. Nach langer Abwesenheit sehnte er sich, sein Vaterland wieder zu sehen. Aber ohne Geschenk wollte er nicht zurückkehren. Da ging ihm bei, daß der Leichnam des heil. Aurelius, den er von dem Bischofe von Mailand erhalten und in Vercelli aufbewahrt hatte, eine geeignete Gabe für seine Heimath seye. Lange schwankte der Bischof, ob er die Gebeine des Heiligen aus der Kirche zu Vercelli nehmen dürfe, bis im Traume ihm Aurelius erschien und versicherte: „er wolle mit ihm ziehen, — an dem Orte, an welchem ein Blinder durch die Anrufung seines Namens sein Augenlicht erhalte, solle er ein Kloster bauen." Nottung nahm den Leichnam, brachte ihn nach Calw, bewog seinen Vater zum Bau des Klosters und zur reichen Ausstattung desselben, reiste dann zurück nach Vercelli und sandte kostbaren Kirchenschmuck und Bücher als seine Gabe. Das Kloster erhielt den Namen St. Aurelius-Zelle, doch der häufigere blieb Hirschau *).

Nach Vollendung des Klosterbaues zogen im Mai 838 die ersten Mönche daselbst ein. Ihrer waren fünfzehn; ihr Abt hieß Liutbert. Am 11. September desselben Jahres weihte der Erzbischof Otgar von Mainz die Kirche ein. Kein Kloster Schwabens war lieblicher gelegen, keines bei seinem Anfange schon so reich begabt. Noch jetzt, da das Kloster in Trümmern liegt, kann man ahnen, warum gerade hier die Stätte war, die man gerne wählte. „Das Hirschauer Thal ist das einzige

*) Ueber die Person des Aurelius weiß man nichts Näheres; weder Tritheim noch Gerbert wissen zu sagen, wo er eigentlich gewesen. Auch stritt man sich darüber, ob der Leichnam in Hirschau oder noch in Mailand liege.

unter allen mir bekannten Thälern des Schwarzwaldes, — sagt Meiners — das eine auffallende Aehnlichkeit mit den reizenden Thälern der hohen Schweiz hat, und das einzige, wo man den Gedanken in sich aufsteigen fühlt, daß man im Schooße dieser einsamen Natur seine Tage vergnügt zubringen könnte. Die Lage des Klosters war ebenso romantisch als die Ruinen desselben ehrwürdig sind. Zwischen den Mauern der zerstörten Klostergebäude gedeihen alle Arten von Gartengewächsen vortrefflich, und selbst der Weinstock und Pfirsichbaum bringen reife und schmackhafte Früchte."

Auch darf man nicht denken, daß der kleinen Mönchscolonie die tägliche Nahrung schwer zu erwerben gewesen. Erlafried übergab dem Kloster zum Eigenthum die Ortschaften Altburg, Deckenpfrond, Hirschau, das Dorf selber, Luzenhardt, Haugstätt, Kenntheim, Sommenhardt, Luzenhardter Hof; — Güter: bei Gültstein, Stammheim, Möttlingen, Maichingen, Grözingen, Merklingen, — einige andere Ortschaften, deren Lage man nicht mehr kennt, und Güter bei denselbigen. Auch die Kirchen von Stammheim, Maichingen, Döffingen, wurden dem Kloster einverleibt. Bei der feierlichen Uebergabe dieser Güter, welche zu Speier geschah, sollen mehrere Bischöfe und Fürsten des Reiches zugegen gewesen seyn.

Wir gehen nun, geführt von Tritheim, in das Kloster ein, und lassen zuerst uns die Klosterkirche zeigen. Sie ist nicht unansehnlich, ruht aber auf keinen Säulen, innen ist sie geräumig, die Decke ist getäfelt, wie in den Dorfkirchen der späteren Zeit, an vier Altären wird Gottesdienst gehalten. Das Kloster ist, wie die Kirche selbst, von Holz erbaut, nicht gerade ansehnlich, doch wohnlich. Die Zellen der Mönche etwas niedrig und dunkel. — Ihre Seelen aber, sagt Trifheim, sind der göttlichen Liebe voll und erleuchtet gewesen durch die Bekanntschaft mit der heiligen Schrift. „Die Mönche jener Zeit waren golden, die Abendmahlskelche von Kupfer — nun (1500) ist es umgekehrt."

Wir treffen in dem ersten Abte Liutbert (oder Lindebert), einen Mann, der durch Wort und Beispiel die Mönche zur Regel des heil. Benedikt anhält. Er, wie seine ersten Mönche, hat sie unter dem strengen Abte Rabanus Maurus

zu Fulda geübt, und unter der Leitung dieses ausgezeichneten Gelehrten seine Studien vollendet. Mit besonderem Fleiße hatte Rabanus seine Schüler in die heilige Schrift eingeleitet, und es ist ganz glaublich, daß viele Erklärungen der heiligen Schriften damals auch in Hirschau abgefaßt wurden. Von Liutbert schreibt Tritheim: „nach Gott dürsten, ihn lieben, war ihm das höchste Lebensziel." Im hohen Liede fand er diese Liebe vorgebildet, und hat deßhalb über dasselbe geschrieben. Hildulph, ein gelehrter Mönch, unterrichtete seine jüngeren Genossen in der heil. Schrift und in weltlichen Wissenschaften (literæ sæculares); auch er war ein frommer Mann. Mit dem berühmten Bibelerklärer, Walafried Strabo, und dem Uebersetzer der heil. Schriften in's Schwäbisch-Deutsche, mit Ottfried, waren diese Hirschauer Mönche von Fulda her bekannt.

Gehorsam, Demuth, Schweigen, ewige Jungfräulichkeit, sind die Pflichten, welche ein jeder Mönch beim Eintritt in's Kloster übernimmt. Befehl des Oberen und Befolgung desselben ist bei dem Mönche ein Werk des Augenblicks. Er hat nichts mehr eigen, er gehört Niemand mehr an, ja seinen ganzen eigenen Willen hat er für immer dem Abte zu Füßen gelegt.

Die Hauptbeschäftigung ist bei Allen der Gottesdienst. Im Laufe einer Woche werden die Psalmen gesungen. Morgens früh, bald nach Mitternacht, beginnt die Mette (Matutina); kurz vor Aufgang der Sonne die Prima, bald nach demselben die Tertia, dann die Sexta; um Mittag die Nona. Abends die Vespertina, endlich das Completorium, oder der Beschluß des täglichen Gottesdienstes. Am Tische wird vorgelesen; der Mönch, welchen die Reihe dazu trifft, empfiehlt sich der Fürbitte der Brüder: „daß Gott den Geist des Hochmuths von ihm nehmen möge." Alles ist stille. Man hört kein Wort, als das des Vorlesers. Ueber Tische werden Mittags nur zwei Gerichte aufgetragen. Abends wird öfters gefastet. War die Arbeit des Tages sehr anstrengend, so sorgt der Abt für etwas mehr Speise. Auch ein wenig Wein wird in solchen Fällen gereicht, besonders den Schwächeren. Fleisch von vierfüßigen Thieren sollte eigentlich nicht auf den Tisch kommen; eine Wohlthat an den hohen Festen höchstens ein Huhn seyn. Doch wird

auf besondere Umstände Rücksicht genommen, und z. B. Fleisch gestattet, wo es an Fischen fehlt. Nach dem Abendessen wird aus den Lebensbeschreibungen der Väter, aus der heil. Schrift (mit Ausnahme der sieben ersten Bücher und der beiden Bücher der Könige) vorgelesen, etwa vier bis fünf Blätter. Hierauf, wenn das Completorium gesungen ist, darf im ganzen Kloster kein Wort mehr gesprochen werden, es wäre denn, daß ein Fremdling pochte, oder ein Klosterbruder schnell und gefährlich erkrankte.

Es blieb aber außer Gottesdienst, Lehre und Speisen den Tag über immer noch Zeit für die Handarbeit. Einer schrieb Bücher ab, ein anderer dictirte ihm, ein dritter glättete ihm das Pergament; andere übten sich in der kirchlichen Musik, oder malten, zur Erbauung der Laien, die Leidensgeschichte des Herrn; wieder andere beschäftigten sich mit andern Künsten und Handwerken, — manche giengen hinaus ins Heu oder an den Pflug. Es war gleichsam eine kleine Stadt. Von den Arbeitenden abgesondert, in den nahen Wäldern gehen einzelne, denen Zeit zur stillen Selbstbetrachtung gegönnt ist.

Es sind Leute aus allerlei Ständen. Sehr viele aus dem Stande der Leibeigenen, aber auch aus fürstlichem und adelichem Stande. Im Kloster Hirschau starb der Stifter desselben, der Graf Erlafried von Calw, als Mönch.

Verschieden waren die Beweggründe, welche in die Klöster führten. Manche wollten dem Getreibe der Welt entfliehen, so Regenbodo, der dritte Abt von Hirschau. Er war aus einem edeln Hause entsprossen, ein talentvoller junger Mann, und bereits Canonicus zu Costanz. Aber seine Seele verlor sich in dieser glänzenden Lage, er fühlte dieß, und floh nach Hirschau, wo er in Demuth und im Dienste der Armen, unter Fasten und Beten, Gott diente. Manche trieb eine wirkliche Missethat ins Kloster, wo sie Ruhe für die Gewissensschmerzen suchten. Andere führte ein stilles, schüchternes Temperament in diese Mauern, wo sie sich sicher glaubten, andere der Wunsch nach besseren Tagen. Manche wurden von ihren Eltern als unmündige Kinder dem Kloster übergeben; manche Gewaltige dieser Welt von ihren Feinden überwunden, hieher in sichere Haft gesendet; mancher Bruder und Anverwandte durch eigen-

nützige Angehörige mit List und Gewalt gezwungen, das Mönchsgelübde abzulegen.

Werden — wenn auch Frieden unter den Mönchen war, und das war nicht immer der Fall — werden wohl auch diese alle Ruhe gefunden haben, oder doch viele? Wie wird der zur Freiheit eines Kindes Gottes berufene Geist unter den vielfältigen Menschensatzungen oft geängstigt worden seyen, wie der harte, ungebrochene irdische Sinn mit Murren oder gröberen Ausbrüchen sich Luft geschafft haben? Wir könnten dieses ahnen, aber die Geschichte bestätigt uns diese Ahnung in vielen Beispielen.

Bis hieher sind wir hauptsächlich Darstellungen gefolgt, welche die edlere Seite des Mönchthums preisen. Aber auch da noch, als die Regel des heil. Benedict möglichst eingehalten wurde, trat eine unverkennbare Schattenseite des Klosterlebens hervor. Was diese betrifft, so möchten namentlich drei Punkte zu bemerken seyn.

1) Durch das Mönchsleben wurde das christliche Gemeindeleben als etwas unvollkommenes, ja weltliches dargestellt, selbst ein noch so treuer Geistlicher wurde als Weltgeistlicher, dem Mönche nachgesetzt. Viele edle Kräfte wurden dem Staat, der Familie, der Kirche, diesen von Gott uns angewiesenen Wirkungskreisen entzogen, und der Werth dieser Wirkungskreise, welche doch ebensoviele Erziehungsmittel für das Reich Gottes seyn sollen, verkannt.

Was ein Mönch that, das wurde dagegen als überaus verdienstlich dargestellt, und seinen Gebeten und Werken eine Kraft beigelegt, vermöge der er auch den Laien zu Hülfe kommen könne.

2) Die Laien sollten sich dieser Verdienste der Mönche auch theilhaftig machen, und dieß konnten sie fast auf keine andere Weise, als durch Klosterschenkungen. Man kann daher fast in allen Schenkungsurkunden das als Grund der Vergabung finden, daß der Geber hoffte: „also Heil zu erlangen für seine Seele; ewige Vergeltung, Vergebung seiner Sünden zu verdienen, und am schrecklichen Tage des Gerichts getrost vor dem Richterstuhle Christi erscheinen zu können." — Darüber wurde das Evangelium von

der Gnade Gottes und der Versöhnung Christi in Vergessenheit gebracht.

3) Endlich ward die Beobachtung der Mönchsregel als der sicherste Sterbetrost empfohlen. Um auch beim Sterben keinem einen Zweifel an der Verdienstlichkeit des Mönchthums und der Klosterschenkungen übrig zu lassen, beriefen sich die Benedictiner auf eine dem Stifter ihres Ordens vorgeblich zu Theil gewordene göttliche Verheißung, welche also laute:

Dieser Orden wird bestehen bis an das Ende der Welt,
Er wird bis dahin treulich halten zu der römischen Kirche,
Kein Glied desselben wird anders sterben, als im Stand der Gnade,
Seine Feinde werden zu Grunde gehen, plötzlich und schrecklich,
Seinen Freunden wird ein gutes Ende werden.



Dritter Abschnitt.

Die christliche Kirche Alemanniens zur Zeit der sächsischen und salischen Kaiser.

Erstes Kapitel.

Die deutschen Kaiser und die Kirche.

Es war eine unverkennbare Wohlthat, daß nach der langen Zerrüttung des Reiches unter den letzten Carolingern, das sächsische Fürstenhaus auf den Kaiserthron kam. Man darf diesem Hause nachrühmen, daß es in die Fußstapfen Carls des Großen zu treten suchte, daß ein edler Geist, eine große Achtung vor Religion und Kirche dasselbe beseelte. Es war besonders bei Otto I. ein wahrhafter Glaubensmuth, mit welchem er die bis nach Alemannien vorgedrungenen Ungarn endlich in der entscheidungsvollen Schlacht auf dem Lechfelde schlug. Es war ganz im Geiste Carls des Großen, wenn Otto, der 34jährige Kaiser, noch lesen lernte, wenn er die nach kurzer Blüthe ver-

fallenden Dom- und Kloster-Schulen wieder aufrichtete, und neue gründete; wenn an den Bischofssitzen nun auch bereits Anstalten zur Versorgung für Waisenkinder sich finden, wenn endlich geachtete Lehrer auch zu höheren Kirchenstellen erhoben werden. Lobenswerth war es, wenn Otto I. den Klageruf der Bessergesinnten, über die durch eine Reihe von römischen Bischöfen tief erniedrigte und geschändete Kirche, hörte — wenn er Johann XII., „an dem nur Laster, und nicht eine einzige Tugend zu finden waren," vom römischen Bisthum zu weichen nöthigte (963), wenn er statt der damals so lasterhaften Römer, ernstere Deutsche zu demselben erhob; wenn er endlich das römische Volk eidlich verpflichtete, ohne Einwilligung des Kaisers keinen Bischof zu wählen.

Aber andererseits machten die sächsischen Kaiser auch die deutschen Bischöfe zu weltlichen Fürsten, gaben ihnen noch mehr Land und Leute, Reichthum und Macht, und überhäuften auch den römischen Bischof mit ansehnlichen Schenkungen. Dazu suchten sie ihre Macht in Italien festzusetzen, wodurch ihre Sorge von Deutschland abgelenkt ward, und auch die Einfalt deutscher Sitten nothlitt.

Man hat angemerkt, daß durch die Züge, welche auch die Alemannen im Dienste der Kaiser jener Zeit nach Italien gethan haben, die Einfalt ihrer Sitten sich verlor. Aber wie mußte auch die Achtung vor dem Heiligen bei ihnen gefährdet werden, wenn sie in der Stadt, welche als der Sitz des ersten Bischofes der Christenheit, als das Vorbild reiner Lehre und christlichen Lebens ihnen geschildert war, — damals einen Abgrund von Grausamkeit, Unzucht, Geiz und Treulosigkeit fanden?

Von dem fränkischen Kaiserhause muß noch besonders Heinrich III. genannt werden, welcher bald nach dem Aussterben jenes sächsischen Hauses den Thron bestieg. Er war ein Mann von ernster Denkungsart, und ein Freund der Kirche und Schule, wie Otto I. Durch eines unterschied er sich von den „Ottonen," und noch mehr von deren unmittelbarem Nachfolger seinem Vater, Conrad dem Salier. Er vergab die Bisthümer nicht an nachgeborne oder uneheliche Söhne des Kaiserhauses, wie die ersteren, noch gab er sie um Geld,

wie sein Vater. Wäre es bei ihm gestanden, er hätte alle Bischöfe, die ihre Aemter erkauft hatten, abgesetzt; — aber ihre Anzahl war zu groß, er konnte nur das verhüten, daß nicht aufs Neue die geistlichen Stellen verkauft wurden. In Rom stritten sich damals drei zum römischen Bisthum Erwählte um dessen Besitz, er ließ auf dem Concil zu Sutri alle drei absetzen (1046). Sodann wurde auf einer Synode zu Rom nicht einer aus dem römischen Clerus, — weil man in demselben keinen würdigen finden konnte, — sondern ein Deutscher von würdigerem Charakter, der Bischof Suidger von Bamberg gewählt. Auf diesen folgten zwei weitere römische Bischöfe aus deutschem Stamme, von denen der zweite Bischof Bruno von Toul, ein geborner Graf von Egisheim und naher Verwandter der Grafen zu Calw zu nennen ist. Er war als Eiferer für strenge Kirchenzucht bekannt, und Heinrich berief ihn nach Deutschland, um dort Synoden zu halten, und die Kirchengesetze mit Nachdruck durchzuführen. Wir treffen diesen Mann (unter dem Namen Leo IX.) auch zu Calw, wo er dem Grafen Adalbert von Calw zum Wiederaufbau des bald wieder zerfallenen Klosters Hirschau bewegt, und dann zu Mainz auf einer Synode, wo er — (selbst der Vater eines unehelichen Kindes) — gegen die Ehe der Geistlichen eifert.

Später bestieg Gebhard Bischof von Eichstädt, aus dem Stamm der Grafen von Calw, (?) den römischen Stuhl, als Victor II. in Deutschland in dem Sinne seines Vorgängers fortwirkend. Heinrich III. überlebte ihn nicht mehr, — zum Unglücke seines Hauses. Er hinterließ einen minderjährigen Sohn, den bekannten Heinrich IV.

Was der Vater gebaut hatte, riß der Sohn nieder. So strenge jener, so leichtfertig war dieser. Ungescheut begann er Bisthümer zu verkaufen, und rief dadurch einen Mann zum Kampfe auf, welcher längst Losreißung der Kirche vom Staate, Unterwerfung aller Gewalt unter das römische Bisthum, und Durchführung einer strengen Sittenzucht für den Zweck seines Lebens gehalten hatte.

Es war dieß, der unter dem Namen Hildebrand bekannte Papst Gregor VII., ein Mann von strengen Sitten, von unbeugsamem Willen, von umfassendem Verstande, von

seltener Menschenkenntniß, von gereifter Erfahrung, ein Staatsmann wie Wenige, — aber wenig bekannt mit den Forderungen des Evangeliums Christi. Und dennoch ein Mann, der als Nachfolger Petri, als „Statthalter Christi auf Erden," die Gewissen der Christen, wie die Macht der Mächtigen unter seinen Wink beugen wollte.

Kaum hatte er den „päpstlichen" Thron bestiegen, als er gegen den Ehestand der Geistlichen, gegen die Rechte der Bischöfe, und gegen die Simonie bei Besetzung der Kirchenstellen auftrat.

„Der Ehestand der Geistlichen (so gebot Hildebrand), seye Hurerei (fornicatio), ein verheiratheter Geistlicher seines Amtes unfähig. Wenn ein Geistlicher darin beharre, so solle kein Laie sich erlauben, Messe bei ihm zu hören, denn ihr Segen werde in Fluch, ihr Gebet in Sünde verwandelt." In unseren Gegenden war zwar durch Mönche der Wahn, als seye die göttliche Ordnung der Ehe Sünde, manchfach verbreitet, aber mehr vielleicht, als an andern Orten fand Hildebrand Widerstand. Vergebens aber erhoben sich Bischöfe von Constanz und Straßburg: „der Cölibat seye wider die heil. Schrift, wider das christliche Alterthum, wider die deutsche Sitte." Der Bischof Carl von Constanz ward deßhalb gebannt. Sein Nachfolger Otto beharrte dabei, er wurde gleichfalls abgesetzt, und ein Mönch von Hirschau, Gebhard, kam an seine Stelle, ein Mann, der ganz im Sinne Hildebrands handelte. Ebenso vergeblich war die Bitte des Erzbischofes von Mainz, nur um einigen Aufschub der Durchführung dieses Gesetzes. Hildebrand blieb dabei, daß die Geistlichen ihre Ehefrauen sogleich entlassen sollten. Das Volk, die Fürsten wurden von ihm aufgeregt, insbesondere Herzog Rudolph von Schwaben. Legaten zogen umher auf Kirchenversammlungen, Mönche predigten Hildebrands Satzungen unter dem Volke. Da kam es in Schwaben dahin: „daß rohe Leute im Volke die Sakramente von verehelichten Geistlichen nicht mehr empfangen wollten, den gesegneten Kelch und die Hostie zu Boden warfen und mit Füßen traten." Aengstliche Gewissen, da sie hörten, der Ehestand der Geistlichen sei Hurerei, verließen ihre Ehegatten, die rohen wußten nicht mehr, daß er heilig gehalten werden sollte.

Die verehelichten Geistlichen, um bei den Gemeinden ihre Geltung zu behaupten, fügten sich allmählig in Hildebrands Willen, aber viele, „um nicht „Hurer" gescholten zu werden, verstrickten sich (wie der Abt Tritheim sagt) in größere Laster."

Aber so waren sie denn auch von den innigsten Banden losgerissen, Fremdlinge im eigenen Vaterlande, geschickter nach dem Willen der Kirchenhäupter gelenkt zu werden. Und diesen Bischöfen und Erzbischöfen entriß Hildebrand auch noch diejenige Selbstständigkeit, welche sie bisher besaßen und auf Kirchenversammlungen geübt hatten. Er verpflichtete sie durch einen Eid, der ein wahrer Vasalleneid war, zum Gehorsam. Laut klagte der Bischof zu Speier gegen Hildebrand: „So viel an Dir lag, hast Du alle Gewalt, die den Bischöfen von Oben gegeben ist, ihnen entrissen."

Wir haben oben gesehen, daß Heinrich IV. Bisthümer um Geld vergab, und gewiß, es war Gregor VII. nicht zu verargen, daß er sich dieser Schändlichkeit (der Simonie) aufs Ernstlichste widersetzte. Aber war es um dieses Mißbrauchs willen Recht, daß Gregor im Jahr 1075 befahl: „daß die Laien über keine geistliche Stelle die Investitur oder Belehnung behalten sollen?" eine Maßregel, wodurch diesen, der letzten Absicht nach, aller bisherige Einfluß auf die Besetzung geistlicher Stellen entrissen, und der Pabst zum unmittelbaren Vertheiler aller geistlichen Würden der Christenheit erhoben werden sollte. Die Fürsten und der größte Theil der Geistlichen widersprachen diesem Gesetze lange, noch unter den folgenden Päpsten wurde darüber gekämpft, im Ganzen für die Päpste nicht mit unglücklichem Erfolge. Nur in kleineren Fürstenthümern, namentlich in der nachmaligen Grafschaft Württemberg, behaupteten die Landesherrn das Recht der Einsetzung ihrer Geistlichen im Ganzen siegreich.

Doch Gregor gieng noch weiter, auch die erste fürstliche Gewalt in der Christenheit wollte er seinem Scepter unterwerfen, nämlich den deutschen Kaiserthron. Wie er sich dazu als Nachfolger Petri für berechtigt hielt, so glaubte er, die Stunde sey gekommen, seine Macht zu zeigen, als Heinrich IV. die Sachsen mit ungerechter

Härte behandelte. Wie tief er diesen Fürsten gebeugt hat, ist bekannt. Für Alemannien (Schwaben) sind die Folgen schrecklich. Um seinen Zweck der Demüthigung Heinrichs zu erreichen, hatte Gregor längst die Großen dieses Landes, Rudolph Herzog von Schwaben und das Zähringer Fürstenhaus auf seine Seite gezogen. Andere blieben auf der Seite Heinrichs. Die Bischöfe hielten sich großentheils zum Kaiser, die Klöster großentheils zu Gregor. Es entstand ein förmlicher, langjähriger Bürgerkrieg. Im Jahre 1077 und 1078 kam Heinrich selbst mit seinem Heere nach Alemannien. Seine Soldaten schonten kein Heiligthum mehr. In Altdorf zerbrachen sie selbst das Crucifix, das Landvolk ward von ihnen schrecklich mißhandelt. Aber die Gegenparthei begieng gleichfalls Entsetzen erregende Grausamkeiten. Aus Kummer starb Berthold Herzog von Zähringen 1077, und ward zu Hirschau begraben. Glücklicher schien Herzog Rudolph von Schwaben. Er besiegte den Kaiser in mehreren Schlachten. In der letzten, an der Elster in Sachsen, hatte er bereits den Sieg in den Händen, als er selbst tödtlich verwundet ward. Sterbend ließ er die Fürsten und Bischöfe, welche es mit ihm gehalten hatten, vor sich kommen, blickte seine bis auf den Stumpf abgehauene Hand an, und sprach zu ihnen: „Sehet, das ist meine Hand, mit der ich Heinrich meinem Herrn den Eid der Treue geschworen habe, auf Euer Zudringen habe ich ihn gebrochen, und muß jetzt Krone und Leben lassen. Sehet zu, ob es der rechte Weg war, den ihr mich geführt habt, als ihr mich gegen meinen Herrn auf den Thron erhobet (1080).“ Dieß sprach er mit Thränen kurz vor seinem Verscheiden. Das durch Rudolphs Tod erledigte Herzogthum Schwaben übergab Kaiser Heinrich IV. dem Gemahl seiner Tochter Agnes, Friedrich von Hohenstaufen, dem Stammvater des Kaiserhauses. Dieses sollte dem immer heftiger werdenden Kampf mit dem Papstthum kämpfen, — nicht um das Kirchenregiment (das war nun fast unbestritten in seinen Händen), aber um das Recht der Obrigkeit.

Die Urtheile der Zeitgenossen über Gregor VII., über Heinrich IV. und ihre Sache sind verschieden. Auf beiden Seiten standen edle Männer, geistlichen wie weltlichen Standes.

Dennoch schreibt Aventinus unter Anderem von jenen Zeiten: „die meisten ehrbaren, offenherzigen, gerechten, aufrichtigen, redlichen Leute haben es schriftlich bezeugt, daß damals das Reich des Antichrists begonnen habe, weil sie, was Christus unser Erlöser so viele Jahre schon vorher verkündigt hatte, zu jener Zeit sich erfüllen sahen."

Zweites Kapitel.

Abt Wilhelm zu Hirschau.

Schon die sächsischen Kaiser begünstigten die Klöster, namentlich besuchten sie gerne das Kloster St. Gallen, wo sie auf einem fast vertrauten Fuße mit den Mönchen standen. Doch fällt die erste Blüthe der Klöster Schwabens eigentlich erst in die Zeiten Kaiser Heinrichs IV. In diesen unruhvollen Zeiten, in welchen der irdische Besitz der Fürstenhäuser und der Edeln so ungewiß war, finden wir reiche Klosterschenkungen; selbst der gemeine Mann mußte es besonders wünschenswerth finden, durch Uebergabe seines Grundstücks an das Kloster, unter der Bedingung der fortwährenden Nutznießung eines bedeutenden Theiles vom Ertrag desselben — Sicherheit und Freiheit von andern Abgaben und Lasten zu finden. Selbst wenn sie sich dem Kloster zu leibeigen ergaben, hatten sie doch auch ihr eigen Brod zu essen. Wo hätten sie es besser haben können, unter den Kriegen, welche damals Deutschland zerrüttet haben? Hatte alsdann ein Kloster einen Abt von religiösem Sinne, praktischem Verstande und Liebe zur Thätigkeit, so mochten sich viele im Kloster, viele als Hintersassen desselben glücklich fühlen.

Und wirklich hatte das Kloster Hirschau in der letzten Hälfte des 11ten Jahrhunderts an Abt Wilhelm einen solchen Vorsteher, welcher dasselbe zu einem nie erlebten und nie wiederkehrenden Flore und Einfluß erhob.

Dieses Kloster war gegen das Ende des 10ten Jahrhunderts durch die Pest fast entvölkert; die Mönche hatten hierauf über die Abtswahl wiederholt sich entzweit, die Grafen von Calw aber den leichtsinnigeren Theil der Mönche begünstigt, um das Kloster verfallen und endlich völlig eingehen lassen zu

können. Ein Besuch Leo IX. zu Calw gab Anlaß zum Wiederaufbau desselben. Er erklärte seinem Neffen, dem Grafen Adelbert: „Seiner Väter und seine eigene Seele werden ewig verloren seyn, wenn er das geraubte Klostergut nicht wiedererstatte; wolle er Vergebung seiner Sünden haben, so müsse er dieß sogleich thun, — nur so dürfe er hoffen, selig zu werden." Was Adelbert für sich vielleicht dennoch nicht gethan hätte, dazu bewog ihn seine Gemalin Wiltrude. Der Wiederaufbau des völlig in Trümmern liegenden Klosters ward vollzogen (1059). Zwar auch unter den wiedereinziehenden Benedictiner Mönchen war anfangs eine große, von Adelbert, der das Kloster in Abhängigkeit von sich erhalten wollte, begünstigte Spaltung. Die laxeren Mönche entfernten den Abt Friedrich, einen ernsten Mann von seinem Amte, aber der Graf und sie konnten es nicht hindern, daß Wilhelm, der bisherige Prior von St. Emmeran in Regensburg, Abt in Hirschau wurde.

Wilhelm, Sohn ehrbarer Eltern im Bairischen, war von diesen schon als Kind in das Kloster St. Emmeran geschenkt worden. Wenige solcher „Oblaten" aber haben wohl bei Entwicklung ihrer Persönlichkeit den Stand, zu dem sie durch Leichtsinn oder Aberglauben ihrer Eltern unmündig schon bestimmt waren, mit so viel Liebe ergriffen, und mit so viel Gottesfurcht geziert, als Wilhelm. Schon zu Regensburg zeichnete er sich durch Demuth, Reinheit der Sitten und Liebe zur heil. Schrift vor allen Andern aus. Als er nach Hirschau kam (im Mai 1069), und die Gründe von der Absetzung seines Vorgängers erfuhr, weigerte er sich, die Abtswürde anzunehmen. Er wirkte als Stellvertreter an Friedrichs Seite, bis zu dessen Tode, und trat alsdann erst vollständig sein Amt als Abt an. Schon durch die Gaben der Natur war Wilhelm fähig, Eindruck zu machen. Seine Gestalt hatte etwas Imponirendes, und doch wieder Anziehendes, seine Stimme war stark und männlich und doch wußte er in seinen Ton eine gewinnende Milde zu legen. Hiezu kam eine ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung, ja auch künstlerische Talente. Wilhelm verstand sich ebensogut auf die Theologie, als auf das Bauwesen und die Musik. Streng, wo er Fehler anderer zu bestrafen hatte, wußte er doch so viel Unterschied zu machen, und die einzelnen Charaktere so ins Auge zu fassen,

daß er, „besser als ein Arzt die leiblichen Krankheiten, die der Seele zu heilen vermochte." Seine Gemüthsbewegungen hatte er ganz in seiner Gewalt, und ließ ihnen bei der Seelenpflege keinen Raum, so daß auch, wo er schärferer Worte sich bediente, nicht mit Fug geklagt werden konnte. Die Liebe gegen seine Untergebenen, die Demuth, in der er unter ihnen dem Geringsten sich gleichstellend, wandelte, das Eingehen auf die besondersten Bedürfnisse des Einzelnen, gewann ihm das Zutrauen Aller. Mit besonderer Angelegenheit erfüllte er die Pflichten eines Abtes gegen die Armen, mit ihnen theilte er seine Kleider, und oft brach er sich die Speise ab, um ihnen geben zu können. Bei den großen Ansprüchen, die man an ihn machte, war die Klosterkasse oft leer, der Kornvorrath gering. Da pflegte er die ängstlich besorgten Verwalter zu trösten: „Niemals müsse man an Gottes Barmherzigkeit verzagen." In der höchsten Noth fand er immer Erhörung. Die Nachwelt erzählte viel von Wundern, die er verrichtet haben soll. „Für das größte Wunder, sagt Tritheim, halte ich dieß, daß er in der Mitte eines verderbten Geschlechtes als ein Licht geleuchtet und in einer so gefährlichen Zeit des Zwistes zwischen Staat und Kirche den rechten Weg eingehalten hat."

Wilhelm richtete seine Thätigkeit nicht blos darauf, daß er Hirschau wieder in eine bessere Verfassung brachte, welches ihm bald gelang; er fühlte, daß der Benedictiner-Orden im großen Ganzen gesunken seye, und wie damals in Frankreich namentlich eine Reformation desselben versucht ward, so versuchte er nach eigenem Plane eine in seinem Hirschau, und suchte dieses — mit ausgezeichnetem Erfolg — als Musterkloster für andere herzustellen. Den Inhalt der von ihm entworfenen Ordensregel bildete er sich hauptsächlich durch Zurückgehen auf die alte Benedictinerregel; er verglich mit derselben die Regel der (reformirten) Benedictiner zu Clugny und die Ordnungen seines alten Klosters St. Emmeran. Man findet bereits bedeutende Abweichungen von der alten Einfachheit der Mönche. Die Klöster sind schon kleine Staaten, und zwar meist selbstständige, die unmittelbar unter dem Kaiser und Papste stehen. Sie haben viele Beamte, viele Diener, viele Güter. Mutterklöster legen Colonien an, welche unter ihrem Gehorsam stehen; reformirte

bilden Centralpunkte für andere Klöster, welche durch sie reformirt wurden. Die Mönche werden, wo möglich, in noch strengeren Gehorsam eingeführt, durch strengere Zuchtmittel gelenkt; dann entsteht eine neue Klasse von Mönchen, und ein dritter Stand, ein Mittelstand zwischen Mönchen und Laien.

Als Beweis, welchen Demüthigungen ein künftiger Mönch entgegen ging, erzählt Cleß die Einführung der Novizen in's eigentliche Mönchsleben nach Wilhelm's Regel. „Wenn längst im Rathe der Alten die Aufnahme eines Jünglings beschlossen war, so mußte er bei versammeltem Capitul, der Länge nach auf den Boden hingestreckt, den Abt um die Barmherzigkeit der Aufnahme bitten. War sie ihm gewährt, so erschien der Novizenmeister mit der Scheere oder der Zange, und die Tonsur ward unter mancherlei Gebeten und Ceremonien verrichtet, wobei jeder der Brüder Hand anlegte, dem Novizen einige Haare vom Kopfe oder aus dem Barte abschnitt, und ihn dann mit dem Bruderkuß beehrte." Jedem Neueintretenden wurde ein geübterer Mönch zur Seite beigegeben, der sich sein annahm und namentlich in der Kirche beim Gebete neben ihm stehen mußte. Kein Jüngling durfte mit dem anderen ohne Vorwissen des Aufsehers reden. Dem Novizenmeister war aufgegeben, ihre Zöglinge in der Selbstverleugnung, Geduld und Demuth durch verschiedene Prüfungen zu üben.

Was nun die Satzungen betraf, welche den Mönchen auferlegt wurden, so kamen zu den früheren (s. Absch. 2. K. 3) noch nähere Bestimmungen Wilhelm's über das Stillschweigen, wozu er sie verpflichtete. Es sollte insbesondere in der Kirche, im Schlafzimmer, im Speisesaal kein Wort geredet werden. Und da dieß nicht immer zu vermeiden gewesen wäre, so ward eine in's Kleinste gehende Zeichen- und Geberden-Sprache von Wilhelm eingeführt. Er setzte in seinen hirschauischen „Constitutionen" in 21 Kapiteln fest, wie es mit diesen Dingen gehalten werden solle. Jede Stellung im Schlafen und Wachen, beim Sitzen, Liegen, Gehen, Stehen, schrieb er auf's Genaueste seinen Mönchen vor. Noch sind seine Strafen zu bemerken. Für geringere Fehler hatte er die Strafe, daß: ein oder mehrere Vaterunser oder Psalmen, vierzig bis hundert Psalmen, ja der ganze Psalter und derselbe mehrmals gebetet werden mußte.

Gröbere Vergehen wurden mit Fasten, namentlich aber mit Geißelhieben auf den entblößten Leib, oder mit Einsperrung in Kerkerhöhlen bestraft, welche Wilhelm so enge bauen ließ, daß nur ein Mensch darin Raum hatte.

Dieß war, nebst den alten Satzungen, von denen oben Einiges berichtet wurde, die Weise, wodurch Wilhelm seine Untergebenen zur christlichen Gottseligkeit erziehen zu müssen glaubte. Indessen blieb doch Ihm für seine Person die Betrachtung der heiligen Schrift Hauptsache, und er war bemüht, auch seine Untergebenen dazu anzuleiten. Er hielt in seinem Kloster zwölf Mönche, welche das eigene Geschäft hatten, die biblischen Bücher und die Schriften der Kirchenväter abzuschreiben. Außer diesen wurde jeder dazu gebraucht, der Lust und Geschicklichkeit besaß. Ein eigener Bibliothekar war aufgestellt, diese Schriften den Mönchen mitzutheilen; eigene Vorleser trugen öffentlich daraus Abschnitte vor. So ist doch wohl manches edlere Saamkorn in dem Geiste aufgegangen, während die an den mönchischen Mechanismus gewöhnte Natur ihren Gang fortging, — und auch in der speciellen Seelsorge mag Vieles in evangelischerem Geiste betrieben worden seyn.

Wenn wir das Innere des Klosters Hirschau verlassen, so finden wir, daß die Thätigkeit Wilhelm's sich auch in die Umgebungen verbreitete. Die Gebäude um das Kloster sind theils zur Aufbewahrung der Speise bestimmt, theils zur Herberge für die Gäste; der Garten ist schön bepflanzt. Das Ganze macht von Ferne, wie in der Nähe, einen ebenso freundlichen als großartigen Eindruck. Man sieht dem von Wilhelm neu aufgeführten Klosterbau mit Allem, was dazu gehört, an, daß Hirschau ein reiches Kloster geworden ist. Aber draußen vor dem Kloster arbeiten auch viele Hände im Dienste der Mönche; und während diese ihre Psalmen singen, besorgen Halbmönche, die Laienbrüder, Alles, was für die Erhaltung der Kloster-Oeconomie nöthig ist. Kein eigentlicher Mönch ist mehr Zimmermann, oder Maurer, oder Bäcker rc. Wilhelm hat sie der Handarbeit enthoben, die Benedict so nöthig für sie gefunden hatte. Aber nicht genug. An die Laienbrüder schloß sich eine Classe von Menschen

an, welche nicht im Kloster wohnten, auch ihre weltliche Kleidung beibehielten, aber sich ganz dem Dienste des Klosters widmeten, und zu solchen Arbeiten brauchen ließen, welche man auch den Laienbrüdern nicht gern überlassen wollte, um sie nicht zu viel unter die Leute dieser Welt kommen zu lassen. Da waren vornehme Männer und Frauen, welche mit Bauern in brüderlicher Vereinigung Holz und Stein trugen, Kalk holten, Mörtel bereiteten, die Kranken in den klösterlichen Hospitälern pflegten. Diese dritte Classe nannte man Geschenkte (Donati), die sich selbst hingegeben hatten. Sie arbeiteten, wie die Laienbrüder, unter Aufsicht eines Mönches.

Weder die Laienbrüder (Conversi, Bärtlinge), noch die Geschenkten (Donati), haben den Klöstern viel Glück gebracht. Gar bald ward über die Sitten der Laienbrüder geklagt, und die Geschenkten entzogen sich oft so rücksichtslos den theuersten Familienpflichten, daß von allem ihrem dem Kloster geleisteten Dienst wenig Frucht erblühen konnte.

So lange freilich ein Mann mit so umfassendem Geiste und ordnendem Blicke über die Zulassung der Einzelnen zu diesen drei Classen von Klosterangehörigen entschied und dieselben überwachte, wie Wilhelm, so lange wurden die Klagen noch nicht laut. Er wußte seine Mönche wohl zu beschäftigen, insbesondere aber die, deren vorzüglichste Aufgabe Handarbeit war. Durch sie war es ihm möglich, acht neue Klöster zu errichten, von denen Reichenbach, Zwiefalten, St. Peter und St. Georgen die merkwürdigsten sind. Talentvolle Schüler standen ihm zur Seite. Einer, mit Namen Theoger, wurde der Gründer des Benedictiner-Nonnenklosters Amtenhausen. Anderen Klöstern schickte Wilhelm die ersten Aebte, oder Aebte und Mönche zur Reformation.

Gott ließ es ihm gelingen, daß die Flamme des Krieges, welche damals in unseren Neckargegenden so schrecklich wüthete, sein Hirschau nicht ergriff, so sehr er, als Anhänger des römischen Stuhls, von Heinrich IV. bedroht war. Manchem mag damals mitten im Sturm des Kriegs in Hirschau die Kunde von dem himmlischen Frieden geworden seyn, den Wilhelm gefunden hatte. „So oft — erzählt Tritheim — so oft Wilhelm das Bild des Gekreuzigten sahe, oder den Namen

Christi nennen hörte, konnte er sich der Thränen nicht enthalten. Täglich gab er sich Gott zum Opfer hin und bewegte das bittere Leiden und Sterben des Herrn in seinem Herzen. Auf den Herrn Jesum hatte er ein festes, beständiges Vertrauen."

Nachdem Wilhelm über 22 Jahre seiner Abtei vorgestanden, fühlte er die Abnahme seiner Kräfte und ahnte seinen Tod, setzte jedoch immer noch die Uebungen seiner Mönchsregel mit Sorgfalt fort, namentlich das Nachtwachen. Darunter nahmen seine Kräfte noch mehr ab. Endlich, am Feiertage Petri und Pauli, hielt er, unterstützt von zwei Mönchen, noch Messe, mit Thränen und tiefer Beugung, als ob er nun zu dem Herrn Jesu hinzöge. Mit heller Stimme begann er den Eingang: „Ich weiß, an wen ich glaube, und bin's gewiß, daß Er, der gerechte Richter, mächtig ist, mir meine Beilage zu bewahren, bis auf jenen Tag." Vier Tage darauf versammelte er seinen Convent, ermahnte die Klosterbrüder zum Fortschreiten in allem Guten und zur Beobachtung der klösterlichen Ordnung, vor Allem aber zur Liebe Gottes und zum Halten seiner Gebote, zur Bruderliebe, zum Anhalten im Gebet, zur Verläugnung der Welt und zum Ringen nach dem Himmelreiche, zur Sorge für die Fremdlinge und für die Armen. „Bald — rief er ihnen zu — werdet auch ihr sterben; es ist ein weiter Weg, eine gefahrvolle Reise; sorget, daß ihr ein reines Herz und einen Schatz guter Werke mitnehmen könnet." Am 3. Juli ließ er sich in die Klosterkirche tragen, empfing dort den Leib und das Blut des Herrn, aus der Hand des Messe haltenden Mönches, und dann die letzte Oelung. Tags darauf entschlief er, im 65sten Jahre seines Lebens (1091).

Eine zahlreiche Versammlung von Geistlichen und Mönchen und Volk wohnte seinem Begräbniß bei. Mehrere seiner ausgezeichneten Schüler waren aus der Ferne zu demselben herbeigeeilt. In ihnen lebte und wirkte Wilhelm fast noch ein Menschenalter fort.

Vierter Abschnitt.

Die christliche Kirche Schwabens zur Zeit der Hohenstaufen.

Erstes Kapitel.

Die älteren Hohenstaufen.

Friedrich von Staufen, der Schwiegersohn Kaiser Heinrich's, hatte zwar 1079 von diesem das Herzogthum Schwaben erhalten, aber keineswegs den ruhigen Besitz dieser Würde. Er hatte mit der Parthei des gefallenen Gegenkönigs, Rudolf, einen schweren Kampf, der endlich durch Vertrag und Theilung der Lande beigelegt ward. Dennoch blieben die Häuser Berthold's von Zähringen, und Welf's, Herzogs von Baiern, noch furchtbare Nachbarn. Friedrich der Alte, so heißt der erste Staufe gewöhnlich, war ein frommer, sehr kirchlich gesinnter Mann. Er bewies dieß durch die Stiftung des Klosters Lorch, — jenes Klosters, das bald die Bestimmung erhielt, die letzte Ruhestätte des Stifters und seiner Nachkommen zu werden; noch heute ein Denkmal des ersten Staufen. Er übergab es dem heiligen Petrus, d. h. stellte es unter den unmittelbaren Schutz des Papstes, dem es auch alljährlich „als Beitrag zur apostolischen Kleidung (die gewöhnliche Abgabe) einen Goldgulden zu entrichten habe." Der Aelteste des staufischen Hauses sollte Schirmvogt seyn, und bei einer schwierigen Abtswahl die Aebte von Hirschau, Comburg und Zwiefalten zur Entscheidung beigezogen werden.

Gleiche Anhänglichkeit an die christliche Kirche bewies sein Sohn Conrad, der die deutsche Krone erlangte. Es war der erste Kreuzzug eines deutschen Kaisers in's Morgenland, den er unternahm.

Jerusalem war und wird für die Christen die erste Stadt, die heiligste bleiben. Noch jetzt erzählen Wanderer von dem unnennbaren hehren Gefühle, das beim Anblick dieser Stadt

und ihrer Hügel die Seele ergreife. Nach blutigem Kampfe hatte Gottfried von Bouillon, und in seinem Heere auch Schwaben, selbst ergriffen von dieser Sehnsucht nach der h. Stadt, diese den Muhamedanern („Heiden" von den Kreuzfahrern genannt) entrissen. Aber seine Genossen und Nachfolger hatten ihre Hände mit unschuldigem Blute befleckt; Haß, Uneinigkeit, Habgier hatte die Macht des neu errichteten Königreiches Jerusalem geschwächt. Seine Existenz war bedroht durch die Eroberungen Nureddins, Sultans von Syrien.

Nun erhob sich Bernhard, Abt von Clairvaux, der einflußreichste Kirchenlehrer seiner Zeit, laut flehend um Hülfe. Er erschien auf einem Reichstage zu Speier (1146) und sprach zu dem Kaiser: „wenn Er sich nicht zum Kreuzzuge erhebe, so werde er am jüngsten Tage sich nicht verantworten können." Die mächtigen Worte dieses Mannes ergriffen den Kaiser, die Fürsten und das Volk, denn er verband mit der Predigt zum Kreuzzuge auch die Predigt der Buße. Eine nie erlebte Bewegung erfaßte die Gemüther, es war, als erbebe davon das Land. Man gab ungerechtes Gut zurück; die Feinde versöhnten sich; an die Stelle leichtfertiger Lieder traten fromme Gesänge in deutscher Sprache. Man sahe es als ein Zeichen Gottes an, daß auch die schändlichsten Menschen büßend zum Kreuzzuge sich stellten; denn Bernhard hatte auch sie geladen: „der Allmächtige habe auch diese in Sünden bisher versunkenen Räuber, Ehebrecher, Meineidige, gleich den Gerechten seines Dienstes gewürdiget." Ja, Bernhard rief: „Nimm das Zeichen des Kreuzes, und du wirst Vergebung aller deiner Sünden erlangen, die du mit zerknirschtem Herzen nie gebeichtet hast."

Aber jene Bußbewegung unter dem Volk, wie diese Reue der Räuber, dauerte nicht lange. Sie war irre geleitet, denn mit der Kreuzfahrt ließ sich der Himmel nicht verdienen. Die Laster, in welche sich viele der Kreuzfahrer alsbald stürzten, die tückische Bosheit der Griechen, die Treulosigkeit derer, denen man in Palästina helfen wollte, wirkte zum Unheil des Heeres. Neun Zehntheile kamen in Syrien um; mit Wenigen kehrte Conrad und seine Neffe, Friedrich, zurück (1148).

Bernhard, der, auf Offenbarungen und Wunder sich berufend, den glücklichsten Ausgang mit Bestimmtheit geweissagt hatte, klagte laut über die Sünden der Kreuzfahrer. Wo den Zurückgekehrten bekannten viele, daß die namenlosen Leiden ihnen und vielen Gefallenen eine heilsame, fruchtbringende Züchtigung gewesen seyen, während Andere schlechter nach Hause kamen, als sie ausgezogen waren.

Bald nach seiner Heimkehr starb Kaiser Conrad; sterbend empfahl er den geliebten Neffen Friedrich zu seinem Nachfolger. Dieß ist der weise, gerechte Kaiser, der tapfere und großmüthige Held Friedrich Barbarossa. Als Christ fromm und schlicht, wie noch jetzt im Dorfe Hohenstaufen eine längst zugemauerte Thüre des alten Kirchleins bezeugt, durch welche er, von seiner Burg zu Fuß herabsteigend, „ohn' allen Stolz, ohn' Pracht und Prangen," seinen Kirchengang gehalten habe. Eine lateinische Inschrift schildert in vier kurzen Worten wahr und treu sein Thun: „Geliebt von den Guten, gefürchtet von den Bösen." Unter ihm wurde die Kirche Schwabens kräftig geschirmt, namentlich auch die Klöster. Der Klosterschule zu Adelberg vertraute der Kaiser seinen Sohn Philipp zum Unterrichte an.

Sein Vorbild als Regent war Carl der Große: „Ihm nachstrebend, erklärte er, müsse man das Recht der Kirchen, das Wohl des Staates, die Unverletzlichkeit der Gesetze im ganzen Reiche zu gründen und herzustellen suchen." Mit ungemeiner Festigkeit führte er den Landfrieden Deutschlands zurück, den die geistlichen und weltlichen Fürsten so oft gebrochen hatten. Sie alle beugten sich, wie schon lange nicht mehr, vor der kaiserlichen Würde. Glücklicher noch wäre Friederich gewesen, und gesegneter sein Wirken für das gemeinschaftliche Vaterland, wenn er dem blendenden Gedanken an die Beherrschung Italiens sich nicht hingegeben hätte. So lange er den päpstlichen Thron gegen die aufrührerischen Römer schützte, war er willkommen; aber als man sahe, „wie er das weltliche Schwert ganz sich zueigne, das geistliche allein dem Papst überlassend," — so ertönte schon der Klageruf, er wolle die Kirche der weltlichen Gewalt unterwerfen; so hielt auch der Papst dem Kaiser vor,

daß er ihm die Kaiserkrone verdanke. Ja er wählte bei dieser Ermahnung einen zweideutigen lateinischen Ausdruck (beneficium), welchen die Deutschen in dem damals gewöhnlicheren Sinne, als „Lehen," nahmen, den auch der päpstliche Legat also deutete. Das schien damals noch neu; die Deutschen waren empört über die maßlose Behauptung: „daß der Kaiser seine Regierung vom Papst habe." Kaum entging der Legat ihrer Rache, er mußte sogleich nach Rom zurückreisen. Der Kaiser aber erklärte dem Papste: „da wir durch die Wahl der Fürsten das Reich allein von Gott haben, so widerspricht Jeder der Anordnung Gottes und der Lehre des heil. Petrus, welcher vorgibt, wir hätten die kaiserliche Krone als ein Lehen vom Papste empfangen. Wenn der Papst — sagt er weiter — das Ansehen des Kaisers schwäche, so breche er den Kirchenfrieden; er möchte, statt das Kreuz Christi zu tragen, Kronen austheilen und den Kaiser spielen; rede nur von den dummen, zum Gehorsam bestimmten Deutschen; aber das herrliche, unwiderstehliche Volk werde sich nicht vor dem päpstlichen Hofe demüthigen, der in Italien und Rom selbst am meisten verspottet seye." Vergeblich suchte der Papst, Hadrian IV., die Bischöfe Deutschlands auf seine Seite zu bringen; sie erklärten: „Unserem Vater, dem Papste, erzeigen wir gerne die schuldige Ehrerbietung; unsere Krone des Reiches aber haben wir allein der göttlichen Wohlthat zu danken. Die erste Wahlstimme hat der Erzbischof von Mainz, dann folgen die übrigen Fürsten in ihrer Ordnung. Die königliche Krönung gebührt dem Erzbischof zu Cöln, die kaiserliche, als die höchste, dem Papst; was darüber ist, ist vom Uebel."

Diese Grundsätze behauptete Friedrich glücklich, rücksichtlich Deutschlands. Aber da er in Rom selber die altrömischen Kaiserrechte erneuern, da er Italien, wie einst Carl der Große, unterwerfen wollte, unternahm er einen zu gewaltigen Kampf. Dieser führte seine Demüthigung unter Papst Alexander III. herbei, und als ihm endlich in der Erwerbung von Sicilien für sein Haus das Ziel seiner Wünsche näher gerückt schien, war doch gerade diese Erwerbung die Ursache des späteren Falles der Hohenstaufen.

Hatte er sein Leben in Kämpfen zugebracht, so sollte er es auch in dem schönsten Kampfe, in den er je gezogen, beschließen. Die Nachricht, daß Jerusalem in die Hände des Sultans Saladin gefallen, bewog den 67jährigen Kaiser, an der Spitze seiner Schwaben und Franken, nach Morgen aufzubrechen. Das Reich bestellte er in allen Stücken, daß er im Frieden ziehen könne. Mit den Fürsten, deren Länder er durchziehen mußte, unterhandelte er, um ungehemmt voranzukommen. Vor Allem hielt er in seinem Heere strenge Zucht und Ordnung. Glücklich kam das Heer nach Syrien. Aber, wie das erstemal die treulosen Griechen, so führte dießmal der Sultan von Ikonium, der dem Kaiser seine Freundschaft selbst angeboten — das Heer in wasserlose Gegenden, um es hier zu vernichten. Hunger und Durst riß fürchterlich ein, Tag und Nacht machten die Türken ihre Angriffe. Aber durch ihren Kaiser ermuthigt, zeigten die Pilger eine fast unglaubliche Ausdauer und Geduld. Als Einzelne verzweifelnd zu den Türken übergingen, sprach er: „Wie konnten wir in solcher Gesellschaft glücklich seyn? Die Flucht jener Gottlosen ist eine erwünschte Reinigung des Heeres!" Nachdem am 14. Mai 1190 die Deutschen das übermächtige türkische Heer geschlagen hatten, rückten sie gegen Ikonium. Immer größer war die Erschöpfung, immer glühender der Durst. Blut von Pferden war Erquickung, oder die Pilger nagten an ausgerissenen Rasen, den Durst zu stillen. Der Feldherr des Sultans bot gegen Zahlung von 300 Centnern Goldes freien Abzug. Aber Friedrich antwortete: „Mit dem Schwerte werden wir uns Bahn brechen unter dem Beistande unseres Herrn Jesu Christi." „Morgen — tröstete der Kaiser die Seinigen — schlagen wir unter Gottes Beistand unser Lager in den Gärten des Sultans auf." Nun schloß ein Heer von 60,000 Türken die Kreuzfahrer ein; der Kaiser theilte seine kleine Schaar von Waffenfähigen: die eine Hälfte sandte er mit seinem Sohne, die Stadt zu erstürmen, er selbst mit der andern Hälfte nahm den Kampf mit den Sarazenen vor der Stadt auf sich. Im ungleichen Kampfe mit den in unermeßlicher Zahl andringenden Feinden, war der Ritter, wie des Kaisers Arm, ermattet, ihr

Muth fast gebrochen, nur die Siegespalme der Märtyrer schien nahe. Schon hatten die Bischöfe und Priester, der Schlachtbank sich darbietend, die Stolen über ihre Schultern gelegt. Da rief der greise Kaiser mit lauter Stimme den Weichenden zu: „Warum zögert ihr? Weßhalb seyd ihr niedergeschlagen? Gottlob, daß die Feinde eine Schlacht wagen! Um den Himmel mit eurem Blute zu gewinnen, verließet ihr euer Vaterland; jetzt ist die rechte Zeit, folgt mir, Christus siegt, Christus herrscht." In demselben Augenblicke gewahrte man die christlichen Fahnen auf den Thürmen von Ikonium. Auf allen Seiten wiechen die Türken vor dem Schwerte des Kaisers. Die Stadt mit all' ihren Vorräthen und Reichthümern fiel in seine Hände, selbst der verrätherische Sultan, dessen er großmüthig verschonte. Neu gestärkt zog das Heer weiter, bereits erblickte man das tröstliche Zeichen des Kreuzes; man hatte die Besitzungen des christlichen Fürsten Armeniens, Leo, erreicht, der treulich für das Heer sorgte. Wenige Tagereisen, so konnte man in Jerusalem, ohne allen Kampf, einziehen. Denn Saladin hatte Gesandte geschickt und durch sie dem Kaiser entbieten lassen: „Er und die Fürsten mögen entscheiden, was Saladin, was sie rechtmäßig besitzen sollen."

Aber siehe — nun findet Friedrich in den Wellen des Kalykadnus sein Grab. Zwar führt sein tapferer Sohn Friedrich, Herzog von Schwaben, das Heer noch nach Antiochien, noch hinab nach Tyrus, noch zur Belagerung der Stadt Akko. Aber Viele erlagen Krankheiten unterwegs, Andere kehrten zurück in die Heimath. Herzog Friedrich kämpfte noch tapfer fort vor Akko, bis er am 20. Januar 1191 auch seinen reinen, edlen Geist aufgab, hinweggerafft durch eine umziehende Seuche.

Kurz vorher hatte er noch den Orden der deutschen Ritter gestiftet, welche die Uebung der beiden Pflichten: des Kampfes gegen die Unglaubigen und der Pflege der Fremdlinge und Kranken als Hauptaufgabe ihres Lebens ansehen sollten. Lübecker und Bremenser Bürger hatten auf diesem Kreuzzuge noch zuletzt vor Akko der Kranken und Verwundeten mit solcher Liebe sich angenommen, daß Herzog Friedrich die Fürsten und den Adel zur Stiftung jenes Ordens zusammen rief, damit

diese nicht von den Bürgern an Treue und Barmherzigkeit übertroffen würden.

Zweites Kapitel.

Die Päpste und die letzten Hohenstaufen.

Darin war Kaiser Friedrich I. erlegen, daß er die alte Macht der Kaiser bei Besetzung des päpstlichen Stuhles, die er erneuern wollte, verloren geben mußte. Er war genöthigt, nicht nur den von ihm schon so viele Jahre verworfenen Alexander III. als Papst anzuerkennen, sondern auch den Grundsatz zuzulassen, daß der von zwei Drittheilen der Cardinäle Gewählte rechtmäßiger Papst seyn solle.

Schon bei seinem Sohne Philipp aber zeigte sich, wie der Papst nicht nur frei gewählt und unabhängig neben dem Kaiser stehen, sondern dessen Wahl als sein Recht erringen wollte. Der nächste Nachfolger Friedrichs war Heinrich VI., sein älterer Sohn, ein talentvoller, aber grausamer Fürst, der ein Schrecken Italiens war, und im Gefühle seiner Macht des päpstlichen Bannes spottete. Aber er ward in der Blüthe seiner Jahre abgefordert, und hinterließ ein unmündiges Kind als Erben seines Reiches in Sicilien und Apulien. Philipp, Herzog von Schwaben, Heinrichs jüngerer Bruder, an Geist seinem Vater, Kaiser Friedrich, ähnlich, suchte dem Kinde Heinrichs die deutsche Krone zu erwerben. Da aber die Fürsten, früherer Versprechungen uneingedenk, dieß nicht eingiengen, trat er selber als Bewerber auf. Die meisten Stimmen vereinigten sich für ihn. Als aber sein Gegner Otto, Herzog von Braunschweig, an den Papst Innocenz III. sich wandte, antwortete dieser nach Deutschland: „Die erste und letzte Stimme bei der Kaiserwahl gebühre dem Papst, der, als Stellvertreter Christi, Gewalt habe über den Erdkreis;" bald darauf gebot er den deutschen Ständen: „bei Strafe des Bannes den Herzog Otto als König anzuerkennen." Die meisten aber antworteten, daß die Wahl nicht Sache des Papstes seye, und hielten treu an Philipp, besonders die schwäbischen Bischöfe, Aebte und Herren,

unter ihnen der Bischof von Constanz. Nach neunjährigem schrecklichem Kriege gewann Philipp die Oberhand, sein edler Sinn machte ihm manchen Feind geneigt, andere hatte er als tapferer Kriegsheld geschlagen, — da wurde er während eines Waffenstillstandes auf der Burg des Bischofes von Bamberg ermordet (1208). Seine Gemalin Irene, „die Rose ohne Dornen, die Taube ohne Gallen,“ floh auf das Stammschloß Hohenstaufen, gebar in tiefem Kummer um den ermordeten Gemal ein todtes Kind, und starb ergeben in „die unerforschlichen Gerichte des Herrn.“ Wenig Edle, unter ihnen steht Graf Ludwig von Württemberg oben an, waren Zeugen ihrer letzten testamentlichen Stiftung an das Kloster Adelberg.

Von dem blühenden Stamme der Hohenstaufen, war nur noch ein männlicher Nachkomme übrig, Friedrich, der Sohn Heinrichs VI., der Erbe Siciliens, dem seine Mutter den Pabst Innocenz III. zum Vormunde gesetzt hatte. Als Otto, Philipps Gegner, welchen Innocenz III. zum Kaiser gekrönt hatte, die Rechte des Kaiserthums gegen das Papstthum vertheidigen wollte, sprach Innocenz über ihn den Bann aus. Viele deutsche Fürsten, insbesondere auch der Adel Schwabens, traten für Friedrich auf, und wählten ihn zum Könige. Innocenz aber prüfte diese Wahl auf dem berühmten Concil im Lateran 1215, und genehmigte sie.

Innocenz III. war ein gewaltiger Geist, von der Idee der päpstlichen Weltmonarchie ganz erfüllt, aufmerksam auf Alles, was in Kirchen und Staaten überall vorfiel, ein kluger und kräftiger Staatsmann, und für Zucht und Ordnung eifernd. Ueberall suchte er durch seine Gesandten (Legaten) Gehorsam zu erzwingen, über Bischöfe und Fürsten Gericht zu üben, und jedes Auflehnen gegen den römischen Stuhl und dessen vermeinte Rechte mit Gewalt zu erdrücken. Auf dieser Bahn schritten seine Nachfolger weiter fort, und der jahrelang nun fortgesetzte Kampf mit dem hohenstaufischen Hause ist kein Kampf um kirchliche Rechte, sondern um die Weltmonarchie.

Friedrich, der Erbe Siciliens, war nun zum deutschen Kaiser erwählt. Aber die Päbste drangen darauf, daß diese beiden Kronen nie auf ein und dasselbe Haupt kommen sollten,

daß Friedrich aller Macht in Italien entsage, wenn er in Deutschland die Kaiserkrone ruhig besitzen wolle. So versprach er dann die Krone Siciliens seinem Sohne Heinrich abzutreten; da er aber während dessen Minderjährigkeit dennoch in Italien und Deutschland zugleich mächtig zu werden drohte, so suchte Pabst Gregor IX. mit allem Eifer ihn zu einem Kreuzzug zu bewegen. Er zögerte, denn Deutschland wie Italien bedurfte seine ordnende Hand und die Deutschen selber waren zu einer Kreuzfahrt, welche Cardinal Graf Conrad von Urach predigte, schwer zu bewegen. Als endlich ein Kreuzheer beisammen war, brachen Seuchen aus; der Landgraf von Thüringen, der Bischof von Augsburg wurden weggerafft, der Kaiser, der sich dennoch eingeschifft hatte, mußte erkrankt wieder ans Land gebracht werden.

Der Papst Gregor aber erklärte Friedrichs Krankheit für einen eiteln Vorwand, sich dem Kreuzzuge zu entziehen, und that ihn in den Bann, den er auch trotz der flehentlichsten Bitten des Kaisers nicht zurücknahm. Friedrich aber, als er genesen war, und wieder eine Zahl Kreuzfahrer gesammelt hatte, brach nach dem Morgenlande auf. Durch Vertrag mit dem Sultane Meledin wurden ihm die heiligen Orte, und der größte Theil dessen, was sonst noch die Saracenen von dem Reiche der alten Kreuzfahrer erobert hatten, übergeben. Er zog in Jerusalem ein, und setzte dort die Krone des nach dieser Stadt genannten Reiches unter dem lauten Jubel der Deutschen auf (1229).

Indessen hatte der Pabst überallhin, auch in das Morgenland Boten gesandt, die dortigen Christen von Friedrich abwendig zu machen, und ein päpstliches Heer mußte in die Staaten des Kaisers verwüstend einbrechen, während er auf dem Kreuzzuge war. Nun eilte dieser zurück, vertrieb die Söldner des Papstes, und da die Deutschen durchaus nicht zum Abfall von ihrem Kaiser zu bewegen waren, so schien noch bis zum Tode Gregors IX. Friedrich die Oberhand zu behalten.

Aber Gregor IX. hatte einen staatsklügeren Nachfolger, und Friedrichs Vorliebe für Italien entfremdete ihm nach und nach auch einige Fürsten Deutschlands. So konnte Innocenz IV. (1245) auf der Kirchenversammlung von Lyon, unter Entsetzen

erregenden Ceremonien ohne Untersuchung, ohne Umfrage, ohne gemeinsamen Beschluß den Kaiser in den Bann thun, ihn der deutschen, wie der sicilischen Krone für verlustig erklären, und die Wahl eines Gegenkaisers in Deutschland betreiben. Unter dem Kämpfen für seine Krone starb — zwar bedrängt, aber nicht überwunden, — Kaiser Friedrich II. zu Firenzuola (1250).

Indessen hatte sein Sohn und Erbe Conrad, endlich siegreich gegen Heinrich Raspo, Landgrafen von Thüringen, gekämpft, dessen anfängliches Glück aufs Deutlichste zeigte, wohin es in Deutschland gekommen war. „Bei Vergebung ihrer Sünden" hatte der Papst die Fürsten aufgefordert, dem Heinrich beizustehen. Der Erzbischof von Mainz hatte die Krieger des Letzteren mit dem Kreuze bezeichnet, „da der Krieg gegen den ketzerischen Kaiser so verdienstlich seye, als gegen die Türken." Der schwäbische Adel begierig, die Güter des hohenstaufischen Hauses als Beute zu theilen, gieng zu Heinrich über. Nun wankten selbst die Grafen von Württemberg. Unter dem Volke predigten Bettelmönche das Kreuz wider Conrad. Nur die Städte hielten treulich aus bei ihm. An der Belagerung Reutlingens scheiterte Heinrichs Kriegsglück, vor Ulm wurde sein durch den tapfern Widerstand der Stadt ermüdetes Heer von Conrad geschlagen, und er selber, vom Pfeile eines Ulmers tödtlich verwundet, starb wenige Tage nach der Schlacht (1247).

Nach Friedrichs Tode wählten die deutschen Fürsten Conrad mit Stimmenmehrheit zum Könige. Der Papst, der über Friedrichs Tod gejubelt hatte: „Freuen sollen sich die Himmel, und die Erde soll hüpfen" — konnte nicht anders, als auch den Sohn verfolgen. Deutlich war es, daß es ihm um den Totalruin des Hauses zu thun war. Bei den härtesten Kirchenstrafen forderte er Fürsten und Fürstinnen zum Abfall von Conrad auf. Bischöfe, welche das Elend Deutschlands, das immerwährende Verheeren des Landes, das viele vergossene Blut jammerte, und welche deßhalb den Kreuzzug gegen Conrad nicht unterstützen wollten, wurden abgesetzt. Die Mönche predigten: „jeder sollte den Hohenstaufen abschwören, ehe er ein Zeugniß ablegen oder das Abendmahl nehmen dürfte," und die heftigsten drangen darauf, daß die Güter der Kaiserlichgesinnten eingezogen

werden sollten. Der Papst erklärte zur Freude des schwäbischen Adels: „er werde Conrad wie der Krone, so nun auch aller Güter und Rechte in Schwaben berauben."

So wurde alle bürgerliche Ordnung gelöst, alles natürliche Recht von dem mit Füßen getreten, der der Nachfolger Petri, der Statthalter Christi, die Quelle religiöser Wahrheit, der wahre Hirte, der Knecht der Knechte des Herrn seyn wollte. Da nahm die Gottlosigkeit in Deutschland so überhand, daß ein deutscher Bischof und ein Abt zu Regensburg Mörder gegen Conrad dingten, und der Bischof selbst vor der Wohnung des Letztern wartete, bis die Mörder herabkamen mit der Botschaft, sie hätten ihn getödtet. Ein treuer Waffengenosse aber, der Graf von Eberstein hatte, die Gefahr ahnend, Conrad verborgen, sich an seiner Statt in das Bett des Königes gelegt, und war dort für ihn gestorben.

Nach 4 Jahren, in welchen Conrad sein Recht theils durch die Waffen, theils durch Unterhandlungen mit dem Pabste vergeblich zu erlangen versuchte, starb auch er in Italien im 26sten Jahre seines Alters, ein zweijähriges Kind seines Namens hinterlassend, — den unglücklichen Conradin (1254).

Conradin ward in Oberschwaben erzogen, der Bischof Eberhard Truchseß von Waldburg zu Constanz nahm sich seiner liebend an, während das Kind schon ein Gegenstand des päpstlichen Hasses war. Zum Voraus waren alle mit dem Bann bedroht, welche jemals wagen würden, ihn zur deutsch-römischen Krone vorzuschlagen, und dieser Bann sollte bis ins vierte Glied die weltlichen Fürsten vom Wahlrechte auch noch in ihren Nachkommen ausschließen. Das väterliche Erbe des Kindes schenkte Papst Alexander IV. dem Grafen Carl von Anjou.

Als endlich Conradin von den Freunden seines Hauses in Italien und Deutschland gemahnt, sein Erbe mit gewaffneter Hand wieder zu gewinnen suchte, so ließ der Papst alle Monate in jeder Stadt und Provinz den Bann und das Interdict gegen die predigen, welche ihm beistehen würden. Wiederholt ließ er verkündigen: „daß man Conradins Anhängern das Ihrige geradezu rauben, und ungestraft alles gegen sie ausüben dürfe, nur daß man sie nicht morde oder verstümmle." Aber Italien wandte sich auf Conradins Seite, bis dieser die Schlacht bei

Tagliacozzo verlor, und dann in die Hände seines Feindes verrathen wurde.

Nun sollte Roms längstgehegter Wunsch erfüllt werden, daß Staufen untergehe. Carl von Anjou, dem der Papst das Erbe Conradins in die Hände gebracht hatte, ließ diesen den Tod eines Missethäters sterben (1268).

„Auf dem Markt zu Neapel, gegen die Meeresküste hin, neben dem Begräbnißplatze der Juden, ward ein Gerüst aufgeschlagen und mit rothem Tuche bedeckt. Dahin führten sie Conradin und seine Gefährten. Man las das Urtheil und die Ursache seines Todes. Unzähliges Volk war versammelt. Conradin legte sein Oberkleid ab, erhob Arme und Augen gen Himmel und betete: „„Jesus Christus, Herr aller Creaturen, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht von mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände."" Nun kniete er nieder, richtete sich aber noch einmal empor, und rief: „„O Mutter, Mutter! welches Leiden bereite ich Dir!""

So endete der letzte Hohenstaufe (1268). Keiner von ihnen, auch Friedrich II. nicht, hat jemals die christliche Religion verläugnet, nur den gottlosen Heinrich ausgenommen, der in den Weihnachttagen seine schrecklichsten Grausamkeiten zu verüben sich nicht fürchtete. Alle andere waren fromme Männer, kirchlich nach der Weise ihrer Zeit, voll Ehrfurcht gegen den römischen Stuhl, welchem sie zuweilen gegen ihr besseres Gefühl gehorchten, wie Friedrich II. in den Ketzerverfolgungen. Des Gottesdienstes pflegten sie in christlicher Einfalt. Unter die Bürger ihres Fleckens Hohenstaufen, unter den Chorgesang der Schüler mischten sie sich im Gotteshause, — wie wir namentlich von Friedrich I. und Philipp lesen. Gegen Klöster waren alle mildthätig und schützten sie. Noch Conradin bedachte von seinem geringen Erbe sterbend mehrere derselben, namentlich Weingarten. Zucht und Ordnung verlangten sie von ihnen, wie Bewahrung der Amtswürde von den Geistlichen.

Wie sehr ihnen Religion Herzensbedürfniß war, sieht man hauptsächlich daraus, daß sie am Christenthum nicht irre wurden, obgleich sie von den Päpsten so viel zu dulden hatten. Selbst der ebenso fein als umfassend gebildete Friedrich II., so sehr ihn die unter dem „honigsüßen" römischen Kanzleistyle ver-

werden sollten. Der Papst erklärte zur Freude des schwäbischen Adels: „er werde Conrad wie der Krone, so nun auch aller Güter und Rechte in Schwaben berauben.“

So wurde alle bürgerliche Ordnung gelöst, alles natürliche Recht von dem mit Füßen getreten, der der Nachfolger Petri, der Statthalter Christi, die Quelle religiöser Wahrheit, der wahre Hirte, der Knecht der Knechte des Herrn seyn wollte. Da nahm die Gottlosigkeit in Deutschland so überhand, daß ein deutscher Bischof und ein Abt zu Regensburg Mörder gegen Conrad dingten, und der Bischof selbst vor der Wohnung des Letztern wartete, bis die Mörder herabkamen mit der Botschaft, sie hätten ihn getödtet. Ein treuer Waffengenosse aber, der Graf von Eberstein hatte, die Gefahr ahnend, Conrad verborgen, sich an seiner Statt in das Bett des Königes gelegt, und war dort für ihn gestorben.

Nach 4 Jahren, in welchen Conrad sein Recht theils durch die Waffen, theils durch Unterhandlungen mit dem Pabste vergeblich zu erlangen versuchte, starb auch er in Italien im 26sten Jahre seines Alters, ein zweijähriges Kind seines Namens hinterlassend, — den unglücklichen Conradin (1254).

Conradin ward in Oberschwaben erzogen, der Bischof Eberhard Truchseß von Waldburg zu Constanz nahm sich seiner liebend an, während das Kind schon ein Gegenstand des päpstlichen Hasses war. Zum Voraus waren alle mit dem Bann bedroht, welche jemals wagen würden, ihn zur deutsch-römischen Krone vorzuschlagen, und dieser Bann sollte bis ins vierte Glied die weltlichen Fürsten vom Wahlrechte auch noch in ihren Nachkommen ausschließen. Das väterliche Erbe des Kindes schenkte Papst Alexander IV. dem Grafen Carl von Anjou.

Als endlich Conradin von den Freunden seines Hauses in Italien und Deutschland gemahnt, sein Erbe mit gewaffneter Hand wieder zu gewinnen suchte, so ließ der Papst alle Monate in jeder Stadt und Provinz den Bann und das Interdict gegen die predigen, welche ihm beistehen würden. Wiederholt ließ er verkündigen: „daß man Conradins Anhängern das Ihrige geradezu rauben, und ungestraft alles gegen sie ausüben dürfe, nur daß man sie nicht morde oder verstümmle.“ Aber Italien wandte sich auf Conradins Seite, bis dieser die Schlacht bei

Tagliacozzo verlor, und dann in die Hände seines Feindes verrathen wurde.

Nun sollte Roms längstgehegter Wunsch erfüllt werden, daß Staufen untergehe. Carl von Anjou, dem der Papst das Erbe Conradins in die Hände gebracht hatte, ließ diesen den Tod eines Missethäters sterben (1268).

„Auf dem Markt zu Neapel, gegen die Meeresküste hin, neben dem Begräbnißplatze der Juden, ward ein Gerüst aufgeschlagen und mit rothem Tuche bedeckt. Dahin führten sie Conradin und seine Gefährten. Man las das Urtheil und die Ursache seines Todes. Unzähliges Volk war versammelt. Conradin legte sein Oberkleid ab, erhob Arme und Augen gen Himmel und betete: „„Jesus Christus, Herr aller Creaturen, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht von mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände."" Nun kniete er nieder, richtete sich aber noch einmal empor, und rief: „„O Mutter, Mutter! welches Leiden bereite ich Dir!""

So endete der letzte Hohenstaufe (1268). Keiner von ihnen, auch Friedrich II. nicht, hat jemals die christliche Religion verläugnet, nur den gottlosen Heinrich ausgenommen, der in den Weihnachttagen seine schrecklichsten Grausamkeiten zu verüben sich nicht fürchtete. Alle andere waren fromme Männer, kirchlich nach der Weise ihrer Zeit, voll Ehrfurcht gegen den römischen Stuhl, welchem sie zuweilen gegen ihr besseres Gefühl gehorchten, wie Friedrich II. in den Ketzerverfolgungen. Des Gottesdienstes pflegten sie in christlicher Einfalt. Unter die Bürger ihres Fleckens Hohenstaufen, unter den Chorgesang der Schüler mischten sie sich im Gotteshause, — wie wir namentlich von Friedrich I. und Philipp lesen. Gegen Klöster waren alle mildthätig und schützten sie. Noch Conradin bedachte von seinem geringen Erbe sterbend mehrere derselben, namentlich Weingarten. Zucht und Ordnung verlangten sie von ihnen, wie Bewahrung der Amtswürde von den Geistlichen.

Wie sehr ihnen Religion Herzensbedürfniß war, sieht man hauptsächlich daraus, daß sie am Christenthum nicht irre wurden, obgleich sie von den Päpsten so viel zu dulden hatten. Selbst der ebenso fein als umfassend gebildete Friedrich II., so sehr ihn die unter dem „honigsüßen" römischen Kanzleistyle ver-

borgenen Anmaßungen erbitterten, ward an der christlichen Wahrheit nicht irre. Als unter vielen in der gegenseitigen Erbitterung entstandenen Gerüchten der Papst eines aufgriff, wornach Friedrich behauptet habe: „Christus, Moses und Muhamed seyen die drei Welt-Betrüger," — so antwortete dieser: „Nie in seinem Leben seye eine solche Ruchlosigkeit über seinen Mund gekommen, er glaube an den einigen ewigen Sohn Gottes, er erkenne in Moses den Freund Gottes, in Muhamed einen Verworfenen."

Als der Stern der Staufen in dieser Welt untergieng, richteten sie ihre Blicke auf das Wort Gottes, auf Christum. So sahen wir Conradin sterben. So hat sein Vater Conrad IV. durch Rudolph von Hohenems die Geschichte des alten Testaments bis Salomo in altdeutsche Reime bringen lassen, und eine ähnliche Arbeit übernahm auf Conrads Befehl Heinrich Muck.

Die Hohenstaufen und mit ihnen die Idee einer Weltmonarchie des deutschen Kaiserthums gieng zu Grabe. Aber das Recht der Obrigkeit, die von Gott verordnet ist, das sie gegenüber von dem römischen Papstthume vertheidigt hatten, erlag nicht mit ihnen.

Drittes Kapitel.

Der Klöster Reichthum und Verfall.

In dem Kampfe der Päpste mit den Hohenstaufen, ward zwar die höhere Geistlichkeit der Bischöfe und Erzbischöfe mit verwickelt, man sah sie sogar mit den Waffen in der Hand. Aber die Ortsgeistlichen traten nicht als Kämpfer auf, sie hatten ihres Amtes zu pflegen. Freilich ward auf ihre Bildung nicht der hinreichende Fleiß verwendet, noch ihre Amtsführung überwacht; in der Stille mochten einzelne segensreich wirken; viele dagegen lebten nach ihrem Willen den Gemeinden nicht zur Erbauung. Nur an den religiösen Volksbewegungen, sowie an den Kreuzzügen nehmen sie Antheil, und werden aus Gelegenheit derselben genannt.

Selbstständiger und mächtiger entwickeln sich dagegen die Klöster.

Abt Wilhelm hatte nicht blos sein Kloster Hirschau zum Musterkloster in Schwaben erhoben, er hatte überhaupt das Klosterleben zu hohen Ehren gebracht. Männer aus den höchsten Ständen übergaben sich seiner Leitung, Bisthümer wurden mit seinen Schülern besetzt, eine Menge Klöster durch ihn reformirt, mehrere neugegründet. Theoger sein Schüler, die Aebte Gebhard und Bruno von Hirschau setzten sein Werk glücklich fort. Dem Theoger macht Tritheim noch die kurze schöne Grabschrift: „er ist heimgegangen zu dem Herrn Jesu, den er von ganzem Herzen geliebt hatte." Aber mit dem Schlusse des eilften Jahrhunderts schließt sich nach Tritheim auch das goldene Zeitalter des Benedictinerordens. Man läßt von der strengen Beobachtung der Ordensregel ab, und die Kenntniß der heil. Schrift und der Wissenschaften überhaupt verliert sich nach und nach.

Zwar sind die Zeiten der ersten Hohenstaufen für das öconomische Emporblühen der Klöster günstig, fast noch günstiger als die Zeiten Wilhelms. Man erstaunt über die reichen und vielen Stiftungen und Klosterschenkungen, mit denen schon Anfangs die Benedictiner-Klöster, z. B. Alpirsbach (gestiftet 1095), noch mehr Zwiefalten (1089), Anhausen (1125), Blaubeuren (1085), St. Georgen (1084), bedacht wurden. Gewiß, diese Klöster waren von Anfang an nicht arm, war auch da und dort ein Stück Feldes für den Anbau urbar zu machen, so hatten sie dennoch daneben noch genug längst bebautes Feld und Einkünfte, sich zu nähren. Selbst kleinere Klöster, wie Rellingen, und die Priorate Kniebis und Reichenbach gediehen von Anfang an. Aber reicher wurden die Schenkungen zur Zeit der Kreuzzüge und bis ans Ende der Hohenstaufen, und leicht der Erwerb von Gütern für die Klöster. Es war nicht blos der alte Glaube, (daß man durch Vergebung an die Klöster für sich und die Seinigen die göttliche Gnade erwerbe,) fortwährend herrschend geblieben, es traten jetzt neue günstige Umstände hinzu. Mancher Kreuzfahrer setzte die Klöster auf den Fall seines Todes zu Erben ein; mancher verpfändete ihnen ein Grundstück, um die Kosten seiner

Ausrüstung bestreiten zu können; mancher, den es reute, das Kreuz genommen zu haben, kaufte sich dadurch von der Pilgerfahrt los, daß er die Kosten derselben an eine fromme Anstalt schenkte, oder sich und das Seine einem Kloster übergab, und damit war genug gethan. Allein troß diesen äußerlich günstigen Umständen litten die Klösten nach und nach bei den fortwährenden Kämpfen der Kaiser mit den Päpsten, noch mehr aber durch den Verfall der Klosterzucht, mit der auch der öconomische Wohlstand abnahm.

Größer noch war der Verfall der Benedictinerklöster in Frankreich, und einer Reaction des strengeren Mönchthums daselbst verdankten auch unsere Gegenden einen neuen Orden. Jene strengeren Benedictiner, denen die Pracht der Kirchen und der überreichen Zehenten ihres Ordens in damaliger Zeit Ursache schienen an der einreißenden Sinnlichkeit und Ueppigkeit, zogen sich in eine Einsamkeit zurück, um dort den alten, einfachen Gottesdienst und die geistlichen Uebungen ihrer ursprünglichen Regel zu erneuern. Einfach sollten ihre Kirchen, gering ihre Nahrung und durch Händearbeit erworben seyn. Keine Zehenten wollten sie genießen. Cistercienser nannten sie sich vom Orte ihrer ersten Niederlassung, Bernhardiner heißen sie von dem Manne, der ihren Orden emporbrachte, von Bernhard von Clairvaux. Wie Bernhards Predigt in Deutschland gewirkt hatte, sahen wir oben. Und er erlebte es selbst noch, daß Klöster seines Ordens im Württembergischen gegründet wurden: Maulbronn und Herrenalb beide ums Jahr 1148, und wozu gegen das Ende des 12ten Jahrhunderts, Bebenhausen kam.

Freilich läßt sich von einem religiösen Einflusse dieser Klöster nicht viel sagen, wenn sie schon eine Zeit lang die cistercienser Regel, namentlich was das Gebot der Händearbeit betrifft, fest hielten. Durch Kunst und Gewerbsfleiß zeichnete sich Maulbronn bald sehr aus, aber die ganze Richtung gieng vorherrschend auf Erwerb. „Wenige Klöster, — sagt Pfister in dem schwäbischen Taschenbuche, — haben einen solchen Zuwachs an Land und Leuten erhalten, als Maulbronn. Man zählt (bis zur Reformationszeit) nicht weniger als 94 umliegende Orte, davon ein ziemlicher Theil nach und nach ganz

an Maulbronn kam. Man findet bei diesen Erwerbungen des Klosters so viele Planmäßigkeit, daß es scheint, derselbe Abt, der die ersten Käufe geschlossen, habe hundert und mehrere Jahre gelebt; — keine Kunst wird unversucht gelassen, bis die Mönche Dörfer und Burgen, wovon sie anfangs nur einen Theil besaßen, ganz in ihre Hände bekamen." Nicht minder finden wir auch Bebenhausen und Herrenalb in fortwährendem Handel um Erweiterung des Grundbesitzes, selbst mit den Stiftern und Wohlthätern, wie denn zur Verarmung der Pfalzgrafen von Tübingen das Kloster Bebenhausen erweislich sehr viel beigetragen hat. Auch Pfarreien suchten sie gleich den übrigen Benedictinern an sich zu ziehen, sie nahmen dann den Pfarrzehenten für das Kloster in Besitz, und ließen das Amt durch einen Mönch ihres Klosters oder irgend einen Geistlichen, den sie beliebig entschädigten, verwalten.

Neben den Benedictinerklöstern finden wir in dieser Zeit die verschiedenen Chorherren, die strengen durch Norbert reformirten (Prämonstratenser) in Adelberg, einem Kloster, das anfangs eine geachtete Schule unterhielt, und überhaupt nach den reichen Schenkungen zu urtheilen, lange sich einer besondern Theilnahme erfreute. Aber weiter verbreitet waren die weltlichen Chorherrnstifter und die mehr an das Mönchthum sich anschließenden, nach Augustinus Weise regulirten Chorherrn. Manches Benedictinerkloster ward in ein solches regulirtes Chorherrenstift umgewandelt, weil man eine minderstrenge Ordensregel wünschte, und doch noch dadurch, daß man allem Privateigenthum entsagte, die Ehre ein Mönch zu seyn, behaupten wollte. Von da an war nur noch ein kleiner Schritt zu den weltlichen Chorherren (der Canonikern), von denen ein jeder sein eigenes Einkommen, seine Pfründen besaß. Von den regulirten Chorherrnstiftern ist besonders das Stift zu Denkendorf, gestiftet um 1124, zu nennen. Die dortigen Chorherren hießen: „Chorherrn zum heil. Grabe." Sie standen unter einem Propste, und dieser unmittelbar unter dem Patriarchen von Jerusalem. Denkendorf war der Kirche vom heil. Grabe einverleibt. Ein gewöhnliches Chorherrnstift finden wir zu Sindelfingen. Ursprünglich hätten die Chorherren an den Stiftskirchen, wie an den Bischofssitzen des

Gottesdienstes und des Jugendunterrichtes warten sollen. Aber nun ward dieser Zweck wenig beachtet. Für den Gottesdienst einer Stiftskirche waren der Chorherren ohnedem zu viele, aber es wurden ihnen dennoch eine Anzahl von Vicarien beigegeben; wenn sie nur an gewissen Tagen bei ihrer Kirche ausnahmsweise gegenwärtig waren, so blieben sie im Genuß ihrer Pfründe. Reichte das Einkommen eines Canonicats nicht zu, so konnte man auch in einer zweiten und dritten Stadt u. s. f. eine Pfründe bekommen, wie in der ersten. Daher man findet, daß der höhere und niedere Adel in diesen Chorherrnstiftern nachgeborene oder uneheliche Söhne sehr häufig unterbringt, ja, daß manche adeliche Familie gewisse Canonicate im Pachte zu haben scheint, wie z. B. die Pfründen des Stiftes Sindelfingen. Im Vergleich mit den anderen Klöstern tritt aber hier das religiöse Leben noch mehr zurück, ja Cleß in seiner Culturgeschichte sagt: „in den Klöstern dieser stolz auf andere Mönche herabschauenden Chorherren, nimmt man auch die wildesten Ausbrüche der Sittenlosigkeit, Ueppigkeit, Verschwendung und der innern Zwietracht wahr, wie dieß besonders bei Denkendorf bemerkbar ist.“

Eine eigenthümliche Erscheinung dieser Zeit sind endlich die Bettelorden. Vergebens war der Versuch der Cistercienser, eine gründliche Reformation des Benedictinerordens zu Stande zu bringen, vergeblich unternahmen die Prämonstratenser dasselbe für die Chorherrnstifte. Die reformirenden Klöster fielen in die Fehler der reformirten zurück, manigmal nur tiefer.

Da versuchte ein Spanier Dominicus Guzmann, und ein Italiener Franz von Assisi 1216 bis 1223, durch Gründung von gänzlich eingenthumslosen Orden (Bettelorden), welchen die Bestimmung des Predigens und der Seelsorge gegeben wurde, das Mönchsleben neu zu gestalten. Im Würtembergischen fanden damals diese Orden unter dem männlichen Geschlechte weniger Eingang, wiewohl in den Reichsstädten einige Mannsklöster aufkamen; dagegen sehen wir mehrere Frauenklöster des Dominicaner- und Franziskaner-Ordens entstehen.

An Frauenklöstern war damals Württemberg nicht gerade reich und die vorhandenen waren nicht bedeutend. Nur Lichtenstern, Rechentshofen und Oberstenfeld verdienen einer Erwähnung, welche jedoch meistens nur für adelige Töchter zugänglich waren, die man dort auf ihre Lebenszeit versorgen wollte. Dagegen gingen diejenigen klösterlichen Vereine, welche sich dem Dominikaner- und Franziskaner-Orden anschlossen, mehr aus einem religiösen Interesse hervor. Schon zur Zeit des Abtes Wilhelm von Hirschau finden wir Frauen auch aus den höheren Ständen, welche sich dienend an das Kloster anschlossen, um den erbaulichen Umgang und den seelsorgerlichen Rath Wilhelms und so mancher edler Mönche, die er um sich heranbildete, zu genießen. In der Zeit der Kreuzzüge und innerlichen Kriege blieb manche Jungfrau einsam, manche Gattin ward Wittwe, religiöses Interesse, gemeinsames Unglück führte zusammen, und ehe wirkliche Klöster entstanden waren, waren bereits Vereine da und dort vorhanden. Anfangs waren diese Vereine frei, unterwarfen sich da und dort später der Regel des h. Augustin, d. h. sie verbanden sich zu gemeinschaftlicher Wohnung und Gottesdienste. Da der Dominikanerorden aufkam, schlossen sich Vereine an denselben um so mehr an, als er sich durch sittliche Strenge und seelsorgerliche Thätigkeit auszeichnete. So entstand das bedeutendste Kloster der Dominikanerinnen zu Kirchheim unter Teck. Auch schon länger bestehende wirkliche Nonnenklöster, wie Steinheim an der Murr und Reuthin Offenhausen, gingen zu der strengeren Dominikanerregel über. Auffallend aber muß das bleiben, daß sie nicht minder, als die Klöster von den begüterten Orden, Güter, Kirchensätze und andere Gefälle durch Kauf und Schenkung erwarben, — was dem Hauptgrundsatze des Ordens (völliger Besitzlosigkeit) geradehin zuwider war. Ihr Verfall war späterhin unbeschreiblich.

Auch zwei Franziskaner-Nonnenklöster sind um diese Zeit entstanden, eines nach der leichteren Franziskanerregel zu Weiler bei Blaubeuren (1280), ein anderes nach der strengeren Regel der geistlichen Tochter des St. Franziskus, Clara, zu Pfullingen. Zwei Schwestern aus dem Geschlecht der Remppen zu Pfullingen, stifteten dasselbe, und im Jahr 1252

wurde es von Söflingen aus mit Nonnen besetzt. Es soll wenigstens von dieser strengsten Nonnenregel aus Crusius schwäbischer Chronik Einiges angeführt werden.

Nach einer sehr kurzen Probezeit trat die Novizin in das Kloster ein. Ihr Haupt ward beschoren; sie sollte wissen, daß sie von nun an diese wohlverschlossenen Klosterräume nie mehr in ihrem Leben verlassen werde. Tag und Nacht sollten die Nonnen Gott mit Gesang, Gebet, Psalmenlesen und Fasten dienen, wie die Mönche; welche aber von den Nonnen nicht lesen gelernt hatte, mußte das Vaterunser in verschiedenen Zeitabschnitten mehrmals, zusammen aber täglich 76mal, sprechen! Ohne Erlaubniß der Oberin sollte Keine reden, und auch, wenn es ihr gestattet war, nur das Nothwendigste. Fremde durften sie nur am Sprachorte, und zwar nur in Gegenwart zweier andern Nonnen, sprechen. Am Sprachorte beichteten sie, durch ein eisernes Gitter empfingen sie das h. Abendmahl. Auf hartem Lager sollten sie ruhen, kein Gericht Fleisch sollte auf ihren Tisch kommen. So sollten sie der Welt sterben und dem himmlischen Bräutigam leben. Nur die Dienerinnen der Klosterfrauen durften, um das Nöthigste zu besorgen, ausgehen. Auch im Tode sollten sie dem Kloster angehören und innerhalb seiner Räume begraben werden.

Neben dieser Menge von Chorherren und Benedictinern, von Dominikanern und Franziskanern, finden sich noch da und dort einzelne kleinere klösterliche Vereine, unter ihnen die Eremiten St. Augustins. Mehrmals war ihr Kloster zu Tübingen (gegründet um 1262) nahe daran, aufzuhören, bis es endlich einen Joh. Staupiz zum Prior bekam, und nun, als das evangelisch-theologische Stipendium, die Pflanzschule der württembergischen Kirche geworden ist. Endlich sind noch die Hospitalbrüder vom heiligen Geist zu Markgröningen zu nennen, welche gegen Ende des Jahrhunderts im dortigen Hospitale der Armen, Kranken und der Fremdlinge geistlich und leiblich pflegten, und sich an die Regel Augustins gleichfalls anschlossen.

Wir wissen freilich wenig, wie das, was doch Hauptabsicht derer war, welche mit redlichem Sinne in die Klöster gingen, nämlich Gott und Christo zu dienen, erreicht ward.

Immer waren gewiß einige, welche mit Bernhard von Clairvaux erkannten und bekannten: „mein Verdienst ist in den Wunden Christi," und die sterbend noch das Ungenügende, ja Mißliche ihrer mönchischen Heiligkeit fühlten, wie er es wohl mit der Aeußerung meinte: „Ich habe schlecht gelebt" (perdite vixi). Aber ebenso gewiß ist, daß Andere im Vertrauen auf ihre Heiligkeit und auf das Verdienst ihres mönchischen Gehorsams lebten und starben. Ebenso gewiß ist, daß ein großer Theil der Klosterangehörigen dem harten Menschenjoch sich entzog, so gut es ging, aber nicht, um etwas Besseres zu suchen, sondern, um im wahren biblischen Sinn des Wortes weltlich zu leben und zu sterben.

Viertes Kapitel.

Religiöse Regungen unter den Laien.

Das Papstthum schien nicht nur die Staatsgewalten sich unterworfen zu haben, sondern, mehr als je, auch die Gewissen. Derselbe Innocenz III., der die Macht seines Stuhles so hoch erhoben hatte, wie kein Papst, suchte diese Macht auch über die Gemüther weiter auszubreiten. Daher kam es, daß er die Ohrenbeichte, welche bisher vom freien Willens- und Gewissenstrieb abhing, als kirchliche Satzung einführte, und die alljährliche Ablegung derselben von jedem katholischen Christen durchaus verlangte. Die heil. Schrift, behauptete er, „ist eine Speise nur für ganz Wenige, dem ungebildeten Haufen genügen die heil. Sacramente." In diesem Sinne war es, daß Innocenz eine Bibelübersetzung in die französische Volkssprache verbrennen ließ, und unter Gregor IX. (1229) erfolgte ein wirkliches Verbot des Bibellesens der Laien. Innocenz III. war es auch, der die Lehre von der Brod-Verwandlung bei seinen Lehrmeistern zu Paris gelernt, und nachmals der Kirche aufgedrungen hat, zu glauben: daß Brod und Wein im heil. Abendmahle nur Scheingestalten seyen, nicht wahrhaftig vorhandene und fortbestehende Zeichen des dargebotenen Leibes und Blutes des Herrn.

Von all' diesen Lehren hatte seither keine einzige allgemeine Geltung erlangt, Viele zweifelten, aber dem gewaltigen Papste wagte man nicht offen zu widersprechen.

Derselbe Innocenz III. ward aufmerksam auf die vielen Veränderungen in dem Mönchsthum, da immer eine Ordensregel sicherer zur Seligkeit zu führen versprach, als die andere, und gegenseitige Feindschaft zwischen den verschiedenen Orden eintrat; er verbot die Errichtung eines neuen Ordens geradezu. Aber sein Nachfolger kehrte sich daran nicht, er erlaubte den Dominikaner- und Franziskaner-Orden, und gründete eben damit diejenigen Institute, welche zur Beherrschung und Unterdrückung der Gewissen bis zur Reformation am kräftigsten gedient haben.

Dennoch blieb, namentlich durch die Hohenstaufen beschützt, noch einiger Raum für eine freiere christliche Entwicklung des Volkes. Unter dem Adel fand der sogenannte Minnegesang allgemeine Anerkennung. War freilich die irdische bräutliche Liebe der Hauptgegenstand desselben, so waren doch manche Sänger vorhanden, welche eine höhere Liebe kannten. Bernhard Freidank, ein Ritter im Kreuzheere Friedrichs II., einer der gelesensten Dichter, schrieb das trefflichste religiös-moralische Gedicht des Mittelalters: „Die Bescheidenheit." — Unter seinen kurzen, sinnigen Worten, finden sich unter andern folgende:

Gott dienen ohne Wank(en),
Das ist aller Weisheit Anfang;
Wer um diese kurze Zeit
Die ewige Freude gibt,
Der hat sich selber gar betrogen
Und zimmert an dem Regenbogen.

Wer die Seele will bewahren,
Der muß sich selber lassen fahren.

Wer Sünden läßt, eh' sie ihn lassen,
Der fährt der Weisen Straßen.

Sein treues Halten an den Staufen spricht sich in den Worten aus:

Gott und der Kaiser hat erlost,
Ein Grab, das ist aller Christen Trost,
Seit er das Beste hat gethan,
Soll man ihn aus dem Banne lan.

Aber, fährt er fort:

Dessen wollen die Römerleute nicht,
Was ohn' ihren Urlaub Gut's geschicht,
Dem wollen's keine Stätte jehen (zugestehen),
Nun ist das ohn' ihren Dank geschehen.

Wenn alles Krumme wird werden schlecht (gerade),
So findet man zu Rome Recht.

An Freidank reiht sich Rudolph von Ems mit seinem sehr beliebten christlichen Lehrgedicht: „Barlaam und Josaphat," in welchem die Bekehrung eines heidnischen Fürsten dargestellt wird. Auch hier wird die Verläugnung der Welt empfohlen, um ein besseres Leben zu gewinnen, aber dabei mit aller Innigkeit und in lieblichen Darstellungen der Werth des Evangeliums hervorgehoben. So singt Rudolph:

Wilt du, daß die Wahrheit
Von Gott werde dir geseit,
So sollt du in den Buchen
Die Evangelia suchen,
In denen gar geschrieben stat,
Was Gott durch uns erlitten hat.

Andere Sänger, wie der alte Winsbeck, zeigen ihren religiösen Sinn in der Weise, wie sie zwischen dem Amte und der Person unwürdiger Geistlicher unterscheiden, und sie geben gewiß den Sinn eines großen Theils des schwäbischen Volkes wieder, dem die Hohenstaufen doch je und je zu weit zu gehen schienen:

Sohn geistlich Leben in Ehren habe,
Das ist dir gut und ist ein Sinn,
Deß Willen komm' durch niemand abe,
Bring' ihn zu deiner Gruben hin,
Das wird an Seelen dein Gewinn.
Sorg' nicht wie die Pfaffen leben,

Du sollt doch dienen Gott an ihn'n —
— thust du das,
so wird dein Ende werden gut
Und wird zu Lohne dir bescheert
Gottes Leichnam und sein reines Blut.

So allgemein waren die Minnesänger in Schwaben, daß man ihre Zeit, „die Zeit der schwäbischen Dichter" nannte. Sollte nicht in der ersten Zeit manches ihrer Worte auch unter dem gesangliebenden Theile des schwäbischen Volkes Aufnahme gefunden haben?

Aber auch unter dem Mittelstande und dem Volke der unteren Classen entstand eine merkwürdige Bewegung, welche freilich mit dem Schimmer des Minnegesanges nichts gemein hatte. „Als im 13ten Jahrhundert, — sagt Gerbert, — alles von Predigten ertönte, wurden die Herzen vieler Sünder gerührt, haufenweise kamen sie, ihre Sünden zu bekennen und Buße zu thun." Von den aus dem Benedictinerorden zu einer strengeren Regel übergehenden Mönchen her wußte man, wie diese zur Genugthuung für ihre Sünden sich selbst gegeißelt hatten bis zum Ohnmächtigwerden. Das griff jetzt das Volk auf. Wohl mag auch hiezu die Noth der Zeit, in der man ein Gericht Gottes erkennen mußte, mitgewirkt haben. Von Baiern her verbreiteten sich diese Leute, Geißler gennant, nach Schwaben ums Jahr 1261. „Schmerzvoll war ihr Büssen, schröcklich und Erbarmen erregend anzusehen. Vom Nabel an aufwärts entblößten sie den Leib, den unteren Theil desselben bis zu den Knöcheln hatten sie verhüllt, und damit niemand sie erkenne, auch das Haupt und Angesicht bedeckt. Je zu zwei oder zu dreien giengen sie einher; voran eine Kirchenfahne oder ein Kreuz. Zweimal des Tages geißelten sie sich, und zwar zum Andenken an die Zeit der Wallfahrt Jesu auf Erden 33 Tage lang, während sie Lieder von seinem Leiden und Sterben sangen. Zwei oder drei begannen den Gesang, in oder neben einer Kirche. Man sahe sie während desselben bald sich zur Erde werfen, bald die entblößten Arme gen Himmel erheben. Koth und Schnee, Hitze und Kälte achteten sie gering. Ihre jammernden Geberden, ihre fürchterlichen Schläge rührten viele zu Thränen, und reizten zur nämlichen Bußübung. Aber

weil weder der römische Stuhl noch eine Person von Bedeutung die Sache begonnen hatte und stützte, so verschwanden sie in kurzer Zeit." Niemand fand sich, der den armen verschmachtenden Schaafen mit evangelischem Troste nachgegangen wäre, der die irrenden zurückgeführt hätte. Im 14ten Jahrhunderte flackerte dieses Feuer wieder auf.

Die freien religiösen Vereinen, aus denen die Dominikanerfrauenklöster theilweise hervorgiengen, sind oben genannt worden, ihre Mitglieder hießen später Beguinen, — und ebenso gab es freie Vereine von ledigen Männern, die wie jene, zu gemeinschaftlichem Leben, Handarbeiten, dann zu Armenpflege, Leichenbestattungen und andern christlichen Werken der Liebe sich vereinigten, die Begharden, welche späterhin mehr genannt werden. Unter ihnen bildete sich theilweise eine der bestehenden Kirche feindselige Richtung aus. Weil das Volk aus den niederen Ständen versäumt worden war, und fortwährend versäumt wurde, so schloß es sich an diese Leute da und dort an. Laien übernahmen das Lehramt, und weil sie oft eine selbst erfundene Mystik vortrugen, weil heillose Leute sich einmengten, so gab es irrige Lehrer und gottlose Beispiele unter diesen Leuten, womit viele arme, suchende Seelen verführt wurden.

Neben diesen an sich keineswegs unkirchlichen Volksbewegungen, regten sich indessen seit Anfang der hohenstaufischen Zeit, auch wirklich einzelne der damaligen Verweltlichung der Kirche entschieden entgegentretende Richtungen. Von besonderem Einflusse war in dieser Hinsicht ein frommer Geistlicher zu Brescia, Arnold, welcher die Macht des Papstes in weltlichen Dingen bestritt, und für eine Erneuerung des geistlichen Standes nach dem Muster des apostolischen Zeitalters zu wirken suchte. Da Leben und Lehre dieses Mannes in schönem Einklange standen, so fand er in Italien und in der Schweiz vielen Beifall, und Schutz bei dem Bischofe von Constanz. Seine Ansichten verbreiteten sich in die Reichsstädte, namentlich unter dem Bürgerstande, den Zünften. So las man in Ulm von ihm angeregt die Bibel, entzog sich dem Bilder- und Reliquien-Dienste, und hob die weltliche Wirkung des päpstlichen Bannes auf. Es half nichts, daß, vom Papste verleitet, Friedrich

Barbarossa diesen Mann seinen Feinden überlieferte, welche ihn so schnell als möglich in Rom verbrennen liessen (1155). Seine Grundsätze blieben in den deutschen Reichsstädten in unvergessenem Andenken. In schwäbisch Hall z. B. traten noch 1245 Leute auf, welche offen gegen den Papst die Bettelmönche und die damalige Geistlichkeit überhaupt predigten, und insbesondere gegen den Ablaß eiferten; dagegen zur Fürbitte für Kaiser Friedrich II. und seinen Sohn Conrad ermahnten.

Dennoch möchte wohl die stillere Wirksamkeit, welche einfache Laien entfalteten, noch mehrere und gesegnetere Früchte getragen haben, als die Predigt Arnolds von Brescia. Vor und nach ihm kamen „Handelsleute über die Alpen ins Schwabenland, welche die Bibel auswendig gelernt hatten, und die kirchlichen Gebräuche als Neuerungen verwarfen, den Bilder- und Reliquien-Dienst verabscheuten, und rücksichtlich ihrer Nahrung mit geringer Speise sich begnügten.“ Das waren Leute des Volkes, welches durch fortgesetzten Verkehr mit ihnen einigen Ersatz für das erhielt, was es von Seiten seiner geistlichen Leiter entbehren mußte.

Diese giengen aber, erschreckt durch die allgemeine Verbreitung biblischer Grundsätze, zu Versuchen über, jene Bewegung zu erdrücken. Dominikaner und Franziskanerprediger zogen überall umher, ihre Armuth, ihr Eifer, ihre Predigten sollten den Ernst jener Laien und deren Armuth übertreffen; die Masse jener allgemein verbreiteten, dem römischen Stuhl gänzlich unterworfenen Mönche sollte überall auch den ersten Regungen der sogenannten Ketzerei begegnen. Als aber trotz einzelnen gelungenen Versuchen, doch im Ganzen nichts ausgerichtet ward, als das Verbot, die Bibel in der Landessprache zu lesen, in Deutschland so gar nicht befolgt wurde, als die Hohenstaufen nicht mehr zu Verfolgern sich hergaben, als die Bischöfe und Ortsgeistlichkeit zu nachsichtig verfuhren, als selbst manche Franziskaner verdächtig wurden, so bildeten sich Inquisitionstribunale, und der Papst übergab dem Dominicanerorden dieß blutige Amt.

Nach Deutschland sandte er den bekannten Conrad von Marpurg als General-Inquisitor des römischen Stuhles. Dieser harte, grimmige Mann hatte den Gebrauch: „Sobald

jemand vor ihm angeklagt war, der Kläger mochte seyn wer er wollte, so ward der Beklagte an dem nämlichen Tage verdammt, er mochte schuldig seyn oder unschuldig, ohne daß er sich vertheidigen und einen höheren Richter anrufen durfte, und ohne Verzug und weiteres Bedenken zum grausamen Flammentode geführt." Hie und da ließ der Wütherich seine Opfer die Feuerprobe bestehen, d. h. sie mit einem glühenden Eisen brennen, da sie alle Spuren des Brandes trugen, hieß er dieß: „sie haben das Gottesurtheil nicht bestanden, man solle sie verbrennen." Edle und Unedle, Geistliche und Laien, Mönche und Nonnen, verbrannte er unter dem Namen der Ketzerei. Endlich, als er den Grafen von Sayn vor sein Tribunal lud, standen die deutschen Fürsten gegen ihn auf, und hielten ihm zu Mainz offen seinen Hochmuth und seine Grausamkeit vor. Zürnend zog er von ihnen hinweg mit dem Vorsatz, sein Amt niederzulegen. Aber unterwegs ward er von einigen Edelleuten angehalten, und um sein Leben flehend mit den Worten erschlagen: „Nieder mit dem Grausamen, nieder mit dem Missethäter, er hat nie eines Menschen verschonen wollen, den Tod soll er sterben, wie er ihn verdient hat."

Dieß war der erste, und da sein Ende schreckte, der letzte päpstliche Generalinquisitor in Deutschland.

Einen merkwürdigen Contrast gegen diesen Dominicaner bildet der wandernde Franziskanerprediger Berthold, welcher in den letzten Jahren Conradins und in den Zeiten des Zwischenreiches durch seine deutschen Predigten auch Schwaben bewegte. Zu Tausenden strömte ihm das Volk zu, und keine Kirche war groß genug. Seine Predigten handelten hauptsächlich von christlicher Vollkommenheit, von der Tödtung aller Hauptsünden, von der Gottes- und Nächsten-Liebe. Mit großer Entschiedenheit trat dieser Mann gegen die Ablaßprediger auf, welche er „Pfennigprediger" nennt, gegen diese „Mörder aller Welt." Es ist wie wenn Luther redete, wenn wir Berthold gegen diesen Greuel zeugen hören: „Du (Ablaßprediger) verheißest so vielen Ablaß, daß manche 1000 Menschen wähnen, sie haben alle ihre Sünden gebüßt durch einen Pfenning. — So fahren sie hin ohne Buße, und dafür wirft man dich an den Grund der Hölle, und wirft

alle die auf dich, die du dem allmächtigen Gott entführet hast und verkauft, ja die Seele um einen Heller oder Pfenning."

Aber wir lesen auch nur von einem einzigen Berthold.

Fünfter Abschnitt.

Die Zeiten des herrschenden Papstthumes.

Es war eine Wohlthat für das arme, am Faustrechte — nach der Hohenstaufen Untergang — zerrüttete Schwaben, daß sich die deutschen Fürsten entschlossen, auf den Jahre lang erledigten Kaiserthron einen Mann von anerkannter Rechtschaffenheit, Weisheit und Tapferkeit zu rufen, den Grafen Rudolph von Habsburg. Er hatte zu wenig Erbmacht, um dem Papste fürchterlich werden zu können, seine Frömmigkeit rühmten die Geistlichen, und so war auch von dieser Seite keine Einwendung gegen seine Wahl. Nur die schwäbischen Großen, welche das Erbe der Staufen an sich gerissen hatten, unter ihnen Graf Eberhard der Erlauchte von Württemberg, wollten ihn nicht anerkennen. Aber als Rudolph den König Ottokar von Böhmen geschlagen hatte, und dieser selbst in der Schlacht gefallen war, wurde auch der Widerstand der schwäbischen Großen gebrochen. Der Kaiser ordnete die gegenseitigen Verhältnisse der schwäbischen Stände, und nöthigte sie über dem Landfrieden zu halten, und die schwächeren Stände, Städte und Klöster zu schonen.

Bei dem sichtbaren Bestreben Rudolphs, mit dem römischen Stuhle Friede zu halten, trat dieser auch kühn mit neuen Ansprüchen in Deutschland auf. Seit dieser Zeit fiengen die Päpste an, den Fußkuß von den Fürsten zu begehren, und nunmehr beginnen auch ihre Geldforderungen in Deutschland drückender zu werden. Als die Hohenstaufen zu erliegen begannen, und Rom die weltliche Macht in seiner Hand sah, da trat mit Innocenz IV. auch die Habsucht ungescheut her-

vor. In Deutschland hatte Gregor X. im Jahr 1275 von der Geistlichkeit den Zehenten ihrer Einkünfte (freilich ausnahmsweise) sich erbeten. Honorius IV. schickte 1287 einen Cardinallegaten, und ließ auf einer Synode zu Würzburg, bei welcher auch aus dem Württembergischen Geistlichen erschienen, „zum Türkenkriege" auf vier Jahre den vierten Theil sämmtlicher Einkünfte der Geistlichkeit abverlangen. Da trat Probus Bischof von Toul, ein geborner Tübinger, früher ein Glied des Franziskanerordens auf, und hielt eine gewaltige Rede, in der sich die ganze Erbitterung eines deutschen Gemüthes über den römischen Geiz und Habgier und über alles Unheil und Blutvergießen, das Rom in Deutschland verursacht hatte, aussprach. Nun wagte die Versammlung dem Papst sein Verlangen abzuschlagen, aber der freimüthige Bischof mußte in das Kloster zurücktreten.

Als Rudolph gestorben war, und sein Sohn Albrecht (der Stifter des Klosters Königsbronn im Jahre 1302) nach der deutschen Krone verlangte, war dieser zu allem bereit, was der Papst Bonifacius VIII. von ihm forderte, und nachdem der edle Kaiser Heinrich VII. (von Luxemburg) in Italien eines bedenklichen Todes gestorben war, schien die Zeit gekommen, in welcher die Deutschen wie noch nie dem Papste zu Füßen gelegt werden konnten.

Ludwig Herzog von Baiern, hatte über seinen Mitbewerber um die deutsche Krone, Friedrich von Oestreich, bei Mühldorf einen entscheidenden Sieg erfochten (1322), und nun sich als Kaiser geltend gemacht, ohne das Verbot des Papstes zu achten, der ihm die Regierung auf drei Monate untersagte, „während der er über seine Ansprüche auf den Thron untersuchen wollte." Als der Kaiser sich auf die fast einstimmige Wahl der deutschen Fürsten berief, ja die Sache auf eine allgemeine Kirchenversammlung ankommen lassen wollte, ließ der Papst das Interdict über Deutschland ergehen, welches insbesondere auch unsere Gegend traf (1324).

Aller äußerliche Gottesdienst mußte aufhören, die Altäre wurden entkleidet, alle Statuen der Heiligen, alle Kreuze wurden zu Boden geworfen, keine Glocke ertönte, kein Sacrament (Oelung, Taufe und Beichte ausgenommen) ward verwaltet,

kein Todter in geweihter Erde begraben, und die Ehen nur auf Kirchhöfen eingesegnet. Niemand durfte einen Freund auf der Straße begrüßen, jeder Anblick sollte verkündigen, daß das mit dem Interdicte belegte Land ein Land des Fluches sey. Als die wiederholten Versuche durch die demüthigsten Bitten den Papst zur Aufhebung des Interdictes zu bewegen, dem Kaiser mißglückt waren, erklärten die deutschen Stände zu Frankfurt: „er habe alles gethan, was man erwarten könne, und man solle die Reichsacht ergehen lassen gegen alle, die das Interdict befördern oder verkündigen würden (1338)."

So verkündigte denn Graf Ulrich III. von Württemberg, als Anhänger Kaiser Ludwigs und als Landvogt von Schwaben, jenes Verbot, und handhabte es mit Nachdruck. Die Reichsstädte traten demselben ohnedem gerne bei. Aber auch viele vom Adel, viele Kloster- und Weltgeistliche, Männer und Weiber aus dem Volke erkannten, was ihre Pflicht gegen den Kaiser fordere, und verschmähten lieber ein ehrliches Begräbniß, als daß sie dem Kaiser die Treue gebrochen hätten. Dennoch war zum großen Verderben der Kirche das Interdict nicht ohne Folgen, und diese um so schwerer, je länger dasselbe dauerte; mit dem Gottesdienst zerfiel auch die Gottesfurcht. Da ward offenbar, wie wenig dem Papste am Seelenheil des Volkes lag, wo es sein Ansehen galt.

Jenem äußerlich gedrückten Zustand der Kirche giengen ebenso bedenkliche Erscheinungen zur Seite, welche die christliche Glaubenslehre betrafen. Die Marienverehrung gieng in eine wirkliche Anbetung und Vergötterung der heil. Jungfrau über. Es kam so weit, daß ein marianischer Psalter erschien, d. h. das biblische Psalmbuch wurde umgearbeitet und in Stellen, wo der Name Gottes stand, ~~und~~ an die Stelle des Namens Gottes der Name Marias gesetzt. Mit Wehmuth sieht man die innigsten geistlichen Liederdichter und die edelsten Mystiker zwischen der Anrufung Jesu Christi, und zwischen der Anrufung der Maria getheilt. Dazu kommt noch, daß in dieser Zeit die Schultheologie (Scholastik) das Bibelstudium unter den Gelehrten verdrängte, und manchen edeln Geist auf den Abweg nutzloser, oft alberner Zänkereien führte, oder ihn doch bewog, Menschensatzungen, als wären es göttliche Ordnungen, zu ver-

theidigen. Nur ein Mann, Nicolaus de Lyra (+ 1341), damals zu wenig geschätzt, brach die Bahn zur Uebersetzung der heil. Schrift aus den Grundsprachen und zu deren Erklärung, eine Arbeit, die späterhin im Württembergischen viel benützt wurde.

Wie groß das religiöse Bedürfniß in jenen Zeiten war, und wie wenig befriedigt, erhellt aus der wiederholten Erscheinung der Geißelbrüder. Eben das, daß nun auch die geistlichen Führer des Volks durch die Scholastik vollends von der Bibel abgezogen wurden, machte sie zur Seelsorge immer untüchtiger; in den Benedictinerklöstern war an die Stelle geistlicher Uebungen und des Bibellesens „Müssigang, Jagd, Schwelgerei fast durchgängig getreten." Wo ein um seine Seligkeit bekümmertes Gemüth sich hinwandte, fand es keinen Trost. Und doch war man in jenen Zeiten und in den unmittelbar folgenden, durch die Landplagen der Pest, des Hungers, des Krieges eines Trostes so bedürftig! Der Papst ordnete zwar ein sogenanntes Jubeljahr an (1300 und 1350), und schrieb aus an alle Welt: „daß Erlassung und Verzeihung aller Missethaten haben solle, wer reuig seine Sünden bekenne, die heil. Pforten (sacra limina, d. h. die Kirchen Roms) besuche, dort nach päpstlicher Anordnung Gebete verrichte, und so weit es seine Kräfte erlauben, Gaben darreiche." Aber selbst das Volk kam mitunter zur Einsicht, daß damit der Seele nicht geholfen sey, und als 1349 die furchtbare Seuche, „der schwarze Tod" genannt, auch in Deutschland den vierten Theil aller Lebendigen hinraffte, schlossen sich die Deutschen den Geißelbrüdern (Flagellanten), die aus Ungarn und Italien kamen, an. Ihre Weise war fast dieselbe, wie die ihrer Vorgänger im 13ten Jahrhundert, nur hielten sie genaue Ordnung, so wie eine Art Gütergemeinschaft unter sich, und machten sich durch Aufnahme von den strengeren Bettelmönchen in ihre Gemeinschaft dem Papste verdächtig. Er schrieb deshalb nach Mainz dem Erzbischofe, man solle gegen diese Secte einschreiten, sonst seye für Staat, Kirchenglauben und Kirchengut das Aeußerste von ihnen zu befürchten. Und dem gemäß wurde denn auch diese Regung der Gewissen, statt recht geleitet, durch Kerker, Tortur und Hinrichtungen erstickt.

Es blieb dem Volke und redlich denkenden Geistlichen nur nichts mehr übrig, als in der Stille da und dort Nahrung zu suchen und für die Brüder zu arbeiten.

Was um diese Zeit die verfolgten, aber nicht ausgetilgten Waldenser, deren Zufluchtsorte besonders die Reichsstädte blieben, wirkten, davon haben wir keine nähere Kunde. Dagegen bildeten sich aus der Zahl der Geistlichen der herrschenden Kirche, namentlich auch aus den sogenannten Bettelorden, freie Vereine, welche nicht nur die Rettung der eigenen Seele suchten, sondern auch der Laien mit Treue sich annahmen, und in eine brüderliche Verbindung mit ihnen traten. Es sind dieß die sogenannten mystischen Theologen, „die Freunde Gottes," welche am Ober- und Niederrhein und an der Donau sich verbreiteten. Unter ihnen steht der Dominicaner Johann Tauler, Prediger zu Straßburg und Cöln, oben an, ein Mann, aus dessen Schriften der angefochtene Luther großen Trost schöpfte, und dessen Predigten noch jetzt da und dort im Segen wirken. Seine Bekehrung durch einen Laien gehört wohl zu den lieblichsten christlichen Erzählungen des Mittelalters. Mag auch Manches zu derselben ohne historische Wahrscheinlichkeit beigefügt worden seyn, das ist nicht zu verkennen, welch' ein tiefes religiöses Verlangen, welche entschiedene Verfolgung des Weges zum Leben, welch' seliges Ruhen und Wirken nach erlangtem Frieden mit Gott, auch damals unter Volk und Geistlichkeit zu finden war. Um GOtteswillen bittet der alte redliche Tauler einen Laien, dessen religiösen Werth er im Beichtstuhl kennen lernte, ihm den rechten Weg zu zeigen. Zwei Jahre lang kann er im Gefühl seiner Unwürdigkeit keine Kanzel mehr betreten, seine Zeit bringt er mit Prüfung seiner selber, mit Betrachtung der Liebe Christi, mit viel Fasten und Gebet zu. Seine Klosterbrüder verachten ihn, er erkrankt und muß mit Mangel kämpfen. Aber das ist sein größter Kummer nicht, sondern: „er kam in eine große Reue aller seiner Sünden, aller seiner verlorenen Zeit, und sprach mit Mund und Herzen also: ach barmherziger Gott, erbarme dich über mich armen Sünder durch deine grundlose Barmherzigkeit, denn ich bin nicht werth, daß mich die Erde trage. Da ist es ihm als rufe eine Stimme: Traue Gott, stehe nun fest in deinem Frieden

und wisse, daß, da er auf Erden in menschlicher Gestalt war, welchen Kranken er am Leibe gesund machte, den machte er auch der Seele nach gesund." Da er sich nun leiblich gestärkt und geistig genesen fühlt, so ermahnt ihn sein Freund, der Laie, der ihm in all seiner Noth thätig beigestanden hatte, wieder zu predigen. Er versucht es, aber das erstemal ersticken Thränen seine Stimme, er muß, ohne seine Predigt beginnen zu können, das Volk entlassen. Unter Spott und Hohn kehrt er in sein Kloster zurück, nur der treue Laie tröstet ihn: „diese Demüthigung sey ein Zeichen, daß GOtt ihn liebe, er solle getrost nachmals einen Versuch machen." Und siehe, nun wird ihm gegeben über die Worte: Sehet der Bräutigam kommt, gehet ihm entgegen, Matthäi 25, 6. eine tiefergreifende Predigt zu halten, womit eine achtjährige weithin gesegnete Wirksamkeit beginnt. Erneurung des innern Menschen, Verläugnung seiner selbst, Ruhe suchen und Ruhe finden in Gott und Christo, ist der Hauptinhalt der Predigt Taulers. Er starb in Straßburg (1379), auf seinem Grabstein ist er abgebildet, wie er auf das Lamm GOttes deutet. Unter seinen Freunden und Schülern ist für Württemberg besonders zu nennen, Heinrich von Nördlingen, der sich eine Zeitlang zu Sulz am Neckar aufhielt. Noch wichtiger ist Heinrich Suso sein Freund und Zeitgenosse, geb. zu Constanz um das Jahr 1300, lieblich in seinem ganzen Wesen. Seine Lehre ist wesentlich die gleiche mit der taulerischen, nur gleichnißreicher, kindlicher. Wenn er von der Liebe Jesu reden will, so führt er den Herrn redend ein: „Siehe ich habe dich (Sünder) so sauer erarnet (erworben), gewinne einen guten Muth! Darum, wäre alles Erdreich ein brünstiges Feuer und läge mitten darin eine Hand voll Flachses, das wäre seiner natürlichen Art nicht so bald empfänglich der feurigen Flamme, als der Abgrund meiner Barmherzigkeit einem wiederkehrenden Sünder." Und vom Leiden spricht er: „Wäre nichts am Leiden, denn allein daß wir dem schönen klaren Spiegel Christo so viel ähnlicher werden, so viel wir ihm nachfolgen, es wäre wohl angelegt. Ach, du würdiges Haupt unser aller Glieder, sey uns gnädig, und wo uns gebricht rechte Geduld in einiger Widerwärtigkeit aus menschlicher Schwachheit, das vollbringe du vor deinem himmlischen Vater."

So wie Suso lehrte, lebte er. Furchtlos und kindlich redet er den Mörder, der auf ihn zutritt, an, ihn von der Sünde des Mordes abmahnend, und der trotzige Mensch kann seinen holden Worten nicht widerstehen. Still ergeben nimmt er das Kind einer gefallenen Dirne in seine Pflege, und achtet die Schmach nicht, mit der er belastet wird, da sie ihn als den Vater des Kindes angibt, der Zeit wartend, da seine Unschuld an den Tag kommt. Sein ganzer Lebensgang ist ein Wandel „in der Liebe Gottes, und in der Hoffnung des himmlischen Jerusalems.“ Bald da, bald dort als Prediger weilend, stiftete er religiöse Gemeinschaften und ermuntert zu fleißigem Lesen der heil. Schrift, „die von Jesu dem Geminnten (Geliebten) so minniglich (lieblich) zeuge.“ So wirkt er lange Zeit, und entschläft endlich zu Ulm (1365). Daß diese drei Männer, besonders die so weithin berühmten Beiden, Tauler und Suso, jener in Straßburg, dieser in Ulm wirkend, auf unsern Gegenden von nicht unbedeutendem Einflusse seyn mußten, dürfen wir mit Bestimmtheit glauben, so wenig die Geschichtbücher davon zu erzählen wissen.

Eine zwar nicht ausschließlich kirchliche Erscheinung dieser Zeit, welche aber später für die Kirche von großer Bedeutung wurde, ist das Aufkommen der Stadtschulen. Während an den Bischofsitzen und in den Klöstern die Schulen zerfielen, erhoben sich in den süddeutschen Reichsstädten, z. B. in Ulm, Eßlingen, Reutlingen, Biberach die städtischen Schulen; selbst kleinere Reichsstädte wie Ehingen, Gmünd, Giengen, Riedlingen, Rottweil, errichteten solche. Latein und Kirchengesang waren die Hauptgegenstände des Unterrichtes, welcher den jüngeren Schülern ertheilt ward; in größeren Städten wohl auch etwas von der damaligen Philosophie, namentlich Logik. In Ulm, welches durch Förderung des Jugendunterrichtes berühmt war, wurde bereits über theologische Gegenstände öffentlich disputirt, und auch die Arzneiwissenschaft gelehrt. Mit Freuden sieht man die württembergischen Städte und Städtchen den Reichsstädten in Gründung von Stadtschulen nacheifern. Unter ihnen haben Kirchheim u. Teck (seit 1249), Balingen (seit 1277), dann Bulach (1281), Wildberg und Stuttgart (im 14ten Jahrhundert) bereits ihre lateinischen Schullehrer (rectores scholarum).

Freilich dürfen wir die Wirksamkeit der „Freunde Gottes" uns nicht als eine sehr ausgedehnte denken; auch die lateinischen Schulen (denn von deutschen Volksschulen weiß diese Zeit nichts) stehen recht vereinzelt da, und bringen für die Kirche und die bürgerliche Gemeinde noch wenig Nutzen, aber es sind stille Anfänge zur Besserung der Kirche im Leben und Wissenschaft.



Sechster Abschnitt.

Wie das Papstthum anfieng abzunehmen.

Erstes Kapitel.

Das vierzigjährige Schisma und das Concil zu Constanz.

Nachdem die Päpste zur Zeit Ludwigs des Baiern Deutschland tiefer als je erniedrigt hatten, begann ihre Macht nach und nach abzunehmen. Kaiser Carl IV., obgleich er sich sehr bemühte, mit dem römischen Stuhle Friede zu halten, konnte doch nicht anders, als den vom Papste so lange bestrittenen Grundsatz: „daß die Wahl des Kaisers einzig den Churfürsten zustehe," zum Reichsgrundgesetz zu erheben. Dieß geschah durch die sogenannte goldene Bulle (1356).

Fast die ganze zweite Hälfte des 14ten Jahrhunderts hindurch dauerten Landplagen, Hunger, Pest, Erdbeben und das schrecklichste Blutvergießen in Schwaben. Während das verblendete Volk da und dort die Juden als angebliche Ursächer der Pest grausam verfolgte, und viel unschuldiges Blut vergoß, wüthete der Krieg in der Christenheit fast noch fürchterlicher. Graf Eberhard der Greiner von Württemberg führte fortwährende Kriege, bald mit

dem Kaiser, bald mit dem Adel, besonders häufig aber mit den Reichsstädten. Erst sein friedliebenderer Sohn Eberhard der Milde, obgleich ein tapferer Mann, machte dem Blutvergießen ein Ende. Wie wohl mag einem ehrlichen Bürger und Bauern geworden seyn, als man endlich zu einiger Ruhe gelangte; welche Erinnerungen aber mögen die ausgerotteten Baumgüter und Weinberge, die verbrannten Dörfer, die elenden neu entstehenden Hütten, die verstümmelten Glieder der armen Leute noch lange erhalten haben? Was in diesen langen greuelvollen Nothzeiten Gutes keimte, mochte einer Blume in der Wüste gleichen, welche Gottes Auge bewahrt. Selbst in Klostermauern war keine Zuflucht mehr; so wurde Denkendorf 1377 von den Reichsstädten geplündert und dann verbrannt. Dann und wann rieth wohl ein Bischof zum Frieden; vergeblich aber dürfte man suchen, wenn man einen päpstlichen Friedensversuch finden wollte. Dieß Stillschweigen gereichte den Päpsten nicht zur Ehre in den Augen des Volkes.

Aber weit mehr sank das Ansehen des Papstthumes durch die zwiespältigen Papstwahlen, welche seit dem Jahre 1378 die abendländische Christenheit erlebte. Nach dem Tode Gregors XI. entstund Streit unter den Cardinälen, wen sie zum Papste machen sollen, einen Italiener oder einen Franzosen? Die einen wählten den Venetianer Donato (Urban VI.), die andern den Robert von Genevois (Clemens VII.). Die Abendländische Christenheit theilte sich. Italien und Deutschland zum größeren Theile hielt es mit Urban; Frankreich, England, Spanien mit Clemens, auch die deutschen Benedictiner, deren Gönner Clemens war, schlossen sich ihm an. An öffentlichen Festtagen und bei feierlichen Gelegenheiten verfluchte ein Papst den andern, und verdammte den Anhang seines Gegners so schröcklich, als er immer in Worten nur konnte. Die Völker mußten am Ende irre werden an der Unfehlbarkeit der Päpste. Aber als nach eilf Jahren Urban VI. starb, wurde noch kein Rath. Die Italiener wollten nur einen Italiener zum Papste haben, daher setzten sie dem Clemens den Gegenpapst Bonifacius IX. entgegen. Die Franzosen wählten dafür nach Clemens VII. Tode, Benedict XIII.; als Bonifacius IX. gestorben war, wählten die

Italiener Innocenz VII., und nach dessen Tode Gregor XII. Laut erscholl die Klage der Fürsten und Völker, der Laien und Geistlichen, der Gelehrten und Ungelehrten: „man könne nur einen Papst haben." Aber vergeblich, keiner dieser Päpste wollte dem andern weichen. Alle Bemühungen sie dazu zu bewegen, wurden mit Trotz und Spott von ihnen vereitelt. Jeder strebte indessen sich und seine Familie möglichst zu bereichern, verkaufte Kirchenämtern, und suchte von den Klöstern Steuern einzutreiben. So besonders Bonifacius IX. Freilich als dieser auch an die württembergischen Klöster seine Forderungen stellte, antwortete Graf Eberhard der Greiner: „seine Klöster seyen im Kriege verarmt, geben können sie nichts; aber reformiren wolle er sie, das haben sie nöthig."

So wurden am Ende die Stimmen immer lauter, welche erklärten, man müsse dem Zwiespalt ein Ende dadurch machen, daß man den beiden Päpsten den Gehorsam aufkündige. Man suchte die alte längst vergessene Lehre von den Universal-Synoden und ihrem Ansehen hervor, aber die erste dieser Synoden, die zu Pisa, gab der Welt den dritten Papst, ohne die beiden andern vernichten zu können. Nach dem Tode dieses Papstes Alexander V., schwang Johann XXIII. sich auf den päpstlichen Thron, von dem Pfister schreibt: „daß er mit der Rohheit eines Seeräubers, was er von Jugend auf gewesen, alle Laster und Ausschweifungen auf eine solche schamlose Weise trieb, daß man darin eigentlich eine Verhöhnung der öffentlichen Meinung sah."

Nun schien endlich doch das Maaß voll, die Klagen der Kirchenpatrioten über den Verfall des geistlichen Standes, über die Versunkenheit der Klöster, über die allgemeine Gottlosigkeit gränzten an Verzweiflung. „Die Kirche, sagte ein Sprüchwort, sey so zerfallen, daß sie durch keine andere als verworfene Leute regiert werden könne." So brachte denn dieses Jammern der besserdenkenden Geistlichkeit und die Bemühungen der Städte, unterstützt durch Kaiser Sigismund, endlich das allgemeine Concil zu Constanz zu Stande, auf welches aller Augen gerichtet waren (1414 bis 1418).

Wäre die Zahl der Anwesenden, Geburt, Gelehrsamkeit, Reichthum, Ansehen und Macht derselben, das was eine christ-

6*

liche Kirchen-Versammlung ziert, keine herrlichere wäre zu finden, als diese. Der Kaiser, die Churfürsten, die Bischöfe und Fürsten des Reiches (unter diesen auch der Graf Eberhard der Milde von Württemberg und sein Sohn), Prälaten, Adel und Städteabgeordnete, die Botschafter aller christlichen Könige, die Gesandten der Päpste, Erzbischöfe, Bischöfe, Geistliche, Gelehrte, Edle aus England, Holland, Spanien, Schottland, Rußland, Abgeordnete der griechischen Kirche, Ungarn, Polen, Türken erschienen. Achtzigtausend war durchschnittlich die Zahl der Anwesenden; zu Zeiten sollen es noch einmal so viel gewesen seyn.

Aber, welche bange Sorgen müssen in einem redlichen Herzen aufgestiegen seyn, wenn es beim Eintritt in die Stadt auf Harlekine und Musikanten in großer Anzahl stieß, von Hunderten öffentlicher Dirnen hörte, von dem schändlichsten Ehebruch, den die Räthe des Kaisers fortgesetzt trieben, sich sagen lassen mußte, ja, die Schwaben öffentlich klagen hörte: „daß Costanz in 30 Jahren von den Gräueln des Concilii nicht gereinigt werden könne.“ Wer konnte da mit Zuversicht hoffen, daß die Stimme der Christlichernsten durchdringen werde?

Zwar der Eingang gab einige Hoffnung. Das Concilium erklärte: der Papst seye ihm unterworfen, es wolle die Kirchenspaltung hinwegräumen und eine allgemeine Verbesserung der Kirche Gottes an Haupt und Gliedern vornehmen. Alsdann lud die Kirchen-Versammlung denjenigen Papst, der am meisten Macht hatte, Johann XXIII., vor ihren Richterstuhl; „und da er nicht erschien, erklärte sie ihn (wie der Abt Gerbert schreibt) für einen Widerspenstigen, und entsetzte ihn seines Papstthums, wegen offenbarer Verbrechen. Er selber, da Gesandte des Concils ihm diesen Spruch überbrachten, erkannte die Gerechtigkeit desselben an und erklärte sich zur Abdankung bereit, welche auch am Ende des Monates Mai 1415 wirklich stattfand.“ Hierauf ward er in ein leidentliches Gefängniß nach Heidelberg gebracht, bis er vom neuen Papste ledig gelassen und zum Cardinal ernannt ward. Die beiden anderen Päpste wurden — Gregor XII. durch Güte, Benedict XIII. dadurch, daß Kaiser Sigmund seine Anhänger von ihm abwendig machte, zur Abdankung bewogen. Damit, glaubten nun die Italiener, sey

Alles geschehen, und wenn ein nun neuer Papst gewählt sey, habe das Concilium seine Aufgabe erfüllt. Allein die deutsche Nation hatte mehr gefordert, und kämpfte lange genug gegen eine voreilige Papstwahl. Sie ließ sich durch den Vorwurf der Begünstigung hussitischer und wiklefitischer Ketzerei nicht irre machen, sondern übergab eine Protestation, in welcher sie erklärte: „da von der Verderbniß der öffentlichen Sitten der Geistlichkeit alle Spaltung und Entartung der Kirche entstanden ist, so muß vor allen Dingen und nach den bereits geschehenen Erklärungen eine Reformation in Haupt und Gliedern vorausgehen, auf welche erst die künftige Papstwahl zu gründen wäre." Nach langem Kampfe brachten die Italiener endlich die Spanier, Franzosen und Engländer auf ihre Seite, und nun ward Papst Martin V. erwählt. Dieser Mann verstand die Maßregel: „Theile, so wirst du herrschen." Er unterhandelte mit jeder Nation im Einzelnen, gestand Einiges in Abstellung von Mißbräuchen, namentlich der Geldforderungen, den Deutschen zu, versprach ihnen, in fünf Jahren ein Concil zur Reformation der Kirche zu halten, ohne daß er jedoch Ernst in Erfüllung seiner Versprechungen zeigte. Dieß waren dann alle Früchte des Constanzer Conciliums.

Hatten aber wohl die damaligen Sprecher für Kirchen-Reformation, und die Obrigkeiten, welche Land und Meere durchreisten, um die Kirchen-Versammlung zu Stande zu bringen, es besser verdient? Wie sollte denen Freiheit vom päpstlichen Joche zu Theil werden, welche göttliches und menschliches Recht mit Füßen traten, — wie sollte eine Reformation an Haupt und Gliedern von denen ausgehen, welche einen ausgezeichneten Bekenner christlicher Wahrheit auf die ungerechteste Weise gerichtet und endlich verbrannt haben? Die Blutschuld des Concils, die es an Johann Huß begangen, ist weltbekannt. Nichts hatten sie finden können, weßhalb er des Todes schuldig seye, als: „weil er das heil. Abendmahl gehalten, wie es Jesus Christus eingesetzt, und behauptet hatte: die Gemeinschaft der Glaubigen, nicht das päpstliche Kirchenregiment, sey die Kirche Christi." Darum brachten sie ihn von Gefängniß zu Gefängniß, er aber blieb unerschütterlich in seinem Bekenntnisse und tröstete seine Freunde mündlich und durch Briefe voll evan-

gelischer Kraft und Einfalt; — so führten sie ihn endlich hinaus zum Scheiterhaufen, wo er seine Seele in die Hände Gottes, seines Heilandes, übergab. Ein Jahr darauf ward auch sein treuer Freund Hieronymus ebenso verbrannt. Beider Ende beschreibt Aeneas Sylvius, der nachherige Papst Pius II., mit folgenden Worten: „Sie haben ihren Tod mit standhafter Seele erduldet, und sind dem Scheiterhaufen entgegen gegangen, als seyen sie zu einem Gastmale eingeladen. Kein Wort kam über ihre Lippen, aus dem zu schließen gewesen wäre, daß sie sich unglücklich gefühlt hätten. Als die Flamme sie ergriff, sangen sie das Lied: »Ave vivens hostia veritas et vita.« (Sey gegrüßt, du Lamm Gottes, du Wahrheit und Leben.) Kaum konnte die Flammenlohe und das Prasseln des Feuers den Gesang dämpfen. Von keinem Weltweisen hat man je gelesen, daß er mit dem unverzagten Muth gestorben ist, mit welchem diese den Flammentod erduldet haben."

Mit Theilnahme war das Volk dem Concilium gefolgt, mit Theilnahme sah es Huß sterben. Als der neu erwählte Papst, Martin V., im Prunkgewand die Stadt durchritt, da gefiel das Gepränge vielen frommen Leuten nicht: „Sanct Peter sey nicht also gekrönt worden, sprachen sie, und habe ihm kein römischer Kaiser sein Pferd am Zaume geführt." Huß, der seinen Weg nach Constanz durch Oberschwaben nahm, ward schon damals mit Theilnahme betrachtet. In Biberach hatte sein Freund und Begleiter, der Ritter von Chlum, sehr lebhafte Unterredungen theologischen Inhaltes mit den Besuchenden, und Huß nennt ihn deßhalb in seinen Briefen den Doctor von Biberach. In Constanz, als Huß zum Tode geführt ward, machten die Gebete und Reden des sterbenden Christen einen tiefen Eindruck auf das Volk. „Was er zuvor gethan hat, sprachen sie, das wissen wir nicht, daß er aber jetzt christlich und herzlich Gott anruft, das hören wir." Andere verglichen das Loos des Papstes Johann XXIII. mit dem Tode des Huß, und viele, nicht blos gelehrte Leute, meinten, er hätte seiner bekannten schändlichen Thaten wegen „wohl baß verdient, denn Huß verbrannt zu werden."

Ist je ein Märtyrer der evangelischen Wahrheit unvergessen

geblieben, so ist es Huß, und es gilt von ihm, was Luther von einem andern theuern Blutzeugen der Wahrheit singt:

Seine Asche will nicht lassen ab,
Sie stäubt in allen Landen:
Hier hilft kein Bach, Loch, Grub', noch Grab,
Sie macht den Feind zu Schanden.
Die er im Leben durch den Mord,
Zu schweigen hat gedrungen,
Die muß er todt an allem Ort,
Mit aller Stimm' und Zungen
Gar fröhlich lassen singen. —

Zweites Kapitel

Die Hussiten und das Concil zu Basel.

Als die Nachricht von Huß's Tode nach Böhmen kam, erhob sich die Universität Prag, der Adel und das Volk, selbst viele Geistliche, für die unterrückte Sache. Es kam eine schriftliche Vereidung von beinahe 60 Magnaten und Ständen des Königreiches Böhmen und der Markgrafschaft Mähren zu Stande, darin sie sich gegenseitige Hülfe versprachen zur gemeinsamen Vertheidigung der auf dem Concil von Constanz verdammten evangelischen Lehre, der Weise ihrer Väter, welche Huß wieder hergestellt hatte. Dagegen vereinigte sich die päpstliche Parthei, welche dann auf die Hussiten mit wüthender Grausamkeit einbrach, Tausende lebendig in die tiefen Schachte der Bergwerke stürzte, oder Andere, mit Pech überzogen, als Fackeln brennen ließ. Aber nun setzten die Hussiten einen so tapfern Widerstand entgegen, daß Papst Martin V. wohl sah, die böhmischen Katholiken bedürfen der deutschen Hülfe. Sofort ließ er einen Kreuzzug predigen, und verhieß vollkommenen Ablaß der Sünde allen, die an diesem Kriege gegen die Hussiten Theil nehmen würden. Mit Mühe brachte man die Schaaren in Schwaben zusammen, wegen einheimischer Fehden. Mehrere Züge waren vergeblich, immer siegte der Hussitenführer Ziska. Endlich zog der Kaiser mit einem Heere von 100,000 Wohlbewaffneten, unter ihnen ein starkes Aufgebot aus Württemberg,

gegen die Hussiten. Aber, als diese heranstürmten, ein wilder Streithaufen, keine Gnade gebend, keine verlangend, fiel Schrecken auf die vordersten Reihen, dann auf das ganze Heer. Die Deutschen flohen, verfolgt, durch die Wälder. Ihr großes Heergeräthe fiel ohne Schwertschlag den Hussiten in die Hände, viele Deutsche kamen unter dem Schwert der Feinde, viele durch das Elend der Flucht, um's Leben. Der Cardinal-Legat Julian, der zum Kriege aufgetrieben hatte, und mitgezogen und mitgeflohen war, rief mit Thränen: „Unsere Sünden verfolgen uns." Allgemein war der Glaube: hier offenbare sich ein Gottesurtheil. Selbst die befangensten Freunde des Papstthumes erkannten „wunderbare Geheimnisse" in dieser Sache.

Man entschloß sich nun zu friedlicheren Verhandlungen, und da auch anderwärts die Wünsche nach einer Reformation der Kirche noch unvergessen waren, so mußte Papst Eugen IV. die Kirchen-Versammlung zu Basel eröffnen (1431).

Auch diese Kirchen-Versammlung schien mit Ernst die Kirchen-Reformation vornehmen zu wollen. Reservationen, Annaten, Exspectativen und andere neu erfundene Künste der Päpste, die Geistlichkeit zu besteuern, Pfründen zu verkaufen, oder Günstlingen (Curtisanen) zuzuwenden, wurden für unrechtmäßig erklärt, und der Grundsatz, daß der Papst unter der allgemeinen Kirchen-Versammlung stehe, standhaft, während des Concils, behauptet. Auch die Constanzer Versuche zur Reformation der Klöster wurden wieder aufgenommen, man wollte namentlich die alte Benedictinerregel in ihrer ganzen Strenge wieder zurückführen. Aber wie das Papstthum so lange zögerte und mit den einzelnen Nationen verhandelte, bis es sich die alten Wege, Geld zu erlangen, wieder geöffnet hatte; so wurde auch auf seinen Betrieb die Reformation der Klöster dem Willen der einzelnen Aebte heimgegeben. Die Reformation der Weltgeistlichkeit kam ohnedem nicht zu Stande. Und, aller ferneren Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern vorzubeugen, erklärte Papst Pius II. durch ein Decret: „Wer an ein künftiges Concil, das der Papst, kraft des Constanzer und Basler Concils, zu halten schuldig seye, appellire, der seye im Banne" (1461). So war denn die Frucht beider Concilien für das Ganze der abendländischen

Kirche eine geringe. Die Macht über die Kirche kam nach und nach ganz wieder in die alten Hände, und dem gerechten, wahrhaft christlichen Verlangen nach einer „Reformation" (freilich zunächst der kirchlichen Ordnung und Zucht, nicht des Lehrbegriffs), ward kein Genüge geleistet; nur blieb bei den ernster Denkenden noch lange Jahre die Erinnerung daran, daß eine allgemeine Reformation an Haupt und Gliedern der Kirche begehrt und nicht erreicht worden sey, und immer wieder beim Anblick neuer Mißbräuche erneuerte sich das alte Verlangen.

Für den unterdrückten Theil der abendländischen Kirche schien Anfangs auf der Kirchen-Versammlung eine Hoffnung aufzugehen. Das Concilium zu Basel lud die böhmischen Hussiten zur Theilnahme ein. Es wurde ihnen ein genügender Geleitsbrief gegeben, und das Recht, ihre Wünsche frei und in öffentlicher Sitzung vor dem versammelten Concile vorzutragen. Allein schon das war ein bedauerlicher Umstand, daß nur ein Theil der Hussiten, und zwar die nachgiebigere Parthei, in Basel vertreten war, nicht aber diejenige, welche eine Reformation der böhmischen Kirche nach dem Worte Gottes und nach dem Vorbild der ersten christlichen Jahrhunderte verlangte. Doch begehrten auch jene Gestattung des Kelches im Abendmahle (daher Calixtiner genannt), Predigt in der Landessprache, Beschränkung der überreichen Einkünfte der Geistlichkeit und strengere Sittenzucht unter Geistlichen und Laien. Das Concilium gestand den ersten Wunsch völlig zu, die drei letzteren aber unter allerhand Beschränkungen und der Bedingung der Unterwerfung unter die päpstlichen Entscheidungen. Die Calixtiner gingen das ein, die strengere Parthei der Taboriten aber erklärte sich auf's Entschiedenste gegen diesen Vergleich. Darüber kam es zu einem Kriege der Hussiten unter sich, welcher mit Besiegung und gänzlicher Unterdrückung der Taboriten endigte. Dieß Unterliegen war aber für den wilden Haufen, der sich zu ihnen geschlagen hatte, eine wohlverdiente Strafe für so viele verübte Greuelthaten, und eine nöthige Läuterung für die Besseren unter den Taboriten.

Viel verfolgt dienten diese Uebriggebliebenen in der Stille ihrem Gott, und da bald darauf auch die Calixtiner auf

treulose Weise verfolgt wurden, schlossen sich die Redlichgesinnten beider Partheien zu einer geistlichen Gemeinschaft zusammen und bildeten jene ehrwürdige „alte Brüderkirche," von der die herrenhutische Brüdergemeinde ihren Ursprung herleitet, und welche ebenso sehr durch glaubiges Halten an dem göttlichen Worte, als durch eine enge brüderliche Verbindung und eine ernste Kirchenzucht ehrwürdig ist.

Von dem Einflusse jener Protestation der Böhmen zu Basel auf Württemberg finden sich wenige Spuren. Doch darf man es nicht gering anschlagen, daß eine so nachdrückliche Erklärung gegen die Kelchentziehung, und andere neue Menschensatzungen und Mißbräuche, laut und vor dem Angesicht der ganzen Christenheit abgelegt wurde, und daß die Basler Kirchen-Versammlung, ohne den Papst darüber zu fragen, das wohl begründete Recht der Böhmen wenigstens theilweise anerkannte. Auch nennt die Geschichte wirklich drei Männer, welche an und in den Gränzen von Württemberg hussitische Lehren predigten, einen Friedrich Müller, der im Taubergrunde, und einen Johann Drändorf von Schlieben, der in der Pfalz und zu Heilbronn lehrte, ja selbst in Weinsberg „gegen den Papst und für den Kelch im Abendmahle zeugte." Ferner einen Friedrich Reiser, gwöhnlich der Tunauer genannt, der die hussitische Lehre in geheimen Versammlungen predigte. Beide letztere starben den Feuertod. Solche Dinge fallen nicht sobald einer allgemeinen Vergessenheit anheim. Auch ist es wirklich merkwürdig, daß Papst Nicolaus V. im Jahr 1454 gegen Graf Ulrich den Vielgeliebten von Württemberg von „einem Zurückkehren desselben zur römischen Kirche" redet, und „aufrichtiges Verharren bei der Lehre und Einigkeit mit derselben, nebst Gehorsam und Verehrung gegen den römischen Stuhl" zur Bedingung der päpstlichen Gnade für ihn und all' die Seinigen macht. Im Jahre 1468 aber ließ ein päpstlicher Legate ein Schreiben an diesen Grafen ergehen, worin er ihn ermahnt: „die podiebradische Ketzerei nicht aufkommen zu lassen;" woraus erhellt, daß man in Württemberg keineswegs ganz gleichgültig gegen die hussitische (nachmals von ihrem Beschützer, dem König von Böhmen, die podiebradische genannte) Lehre war.

Von minderer Bedeutung ist ein anderer Erfolg der Concilien, der aber, um seines Charakters und seines Einflusses willen, doch noch zu berühren ist. Beide Concilien veranlaßten eine Art von Reformation unter den Benedictinerklöstern, deren tiefer, religiöser, sittlicher und wissenschaftlicher Verfall offenkundig und nicht bestritten war. Die besseren Glieder dieses Ordens, namentlich auch von Hirschau, fanden sich bei den Concilien zusammen und versprachen eidlich, an eine Verbesserung des Klosterlebens zu gehen. Verschiedene Versuche glückten im Kleinen, ohne besondern Erfolg für das Ganze des Ordens zu haben, doch endlich gelang es einem, allgemeinere Aufmerksamkeit und theilweise Nachahmung zu erregen. Johann Dederoth von Minden hatte das gänzlich verfallene Kloster Bursfeld an der Weser wieder aufgerichtet, und an Johann von Hagen einen ausgezeichneten Nachfolger in dem Amte eines Abtes erhalten. Ihm gelang es, viele Klöster des Benedictiner-Ordens zur Ordensregel zurückzuführen. Gerne schlossen sich ernster denkende Männer an diesen Johann von Hagen an, und der Ruf des Klosters verbreitete sich auch in das entlegene Württemberg. Das Kloster Hirschau war seit 1280 herabgekommen, ohne sich in irgend einer Hinsicht wieder erholen zu können, und verschiedene Versuche, ihm wieder aufzuhelfen, waren mißglückt. Vergeblich hatte Abt Friedrich sein 1417 zu Constanz abgelegtes eidliches Versprechen, Hirschau zu reformiren, erfüllen wollen, immer war sein Bestreben an der hartnäckigen Widerspenstigkeit seiner Mönche gescheitert. Sein gleichgesinnter Nachfolger, Wolfram, führte endlich, nach jahrelangen vergeblichen Bemühungen, mit Hülfe einiger vom St. Jakobsberg bei Mainz berufenen reformirten Brüder, die Bursfelder Weise in's Hirschauer Kloster ein (1458), und auch seine Nachfolger kämpften über deren Erhaltung. Ja, sie suchten auch andere Klöstern nach der Bursfelder Weise zu reformiren.

So hat Abt Bernhard, nach Tritheims Angabe, acht Manns- und Frauenklöster reformirt, so hat er mit den Begharden, welche als Claußner in den Wäldern um Hirschau lebten, einen harten Kampf bestanden, weil er die Beguten zu Altburg, mit denen sie in unerlaubtem Umgange standen, ver-

trieben, und Dominikanerinnen an ihre Stelle gesetzt hatte. Neben einer unverkennbar ernsteren sittlichen Gesinnung dürfte auch ein neues religiöses Interesse dieser Reformation nicht ganz abgesprochen werden. Schon die Vorschrift für die geistlichen Exercitien enthält manches Schöne. Die Ermahnung: Morgens und Abends um Treue zu beten, die oftmalige Aufforderung zur Danksagung gegen Gott und zur Betrachtung seiner Wohlthaten, zum aufrichtigen Sündenbekenntniß vor den Brüdern, zur ernstlichen Prüfung seiner selbst. Es sollte der Klosterbruder mit all' seinen Gedanken, mit all' seinem Thun und Lassen ganz und vollkommen von Schritt zu Schritt geleitet werden, und Tag und Nacht wissen, was er zu thun habe. Gegen 130 Punkte, und darüber, waren dieser Vorschrift gemäß bei feierlichen Gelegenheiten zu beobachten, nicht viel wenigere auch an Wochentagen. Dieß mochte freilich manchen übeln Zwang mit sich bringen, indessen konnte doch ein redlich denkender Mönch die Uebung des Gebetes lernen, wie denn der selige Luther gerade dieß im Kloster gelernt, und nachmals täglich „zwei bis drei der besten Stunden" zum Gebet verwendet hat. Auch hätte Luther, wenn er in Bursfeld (1457) gewesen wäre, in seinen innern Kämpfen an dem Prior, Christian von Bleichenrode, einen Tröster gefunden, wie an Staupiz. Denn so schreibt dieser Bursfelder Prior (ein Jahr, ehe seine Reformirregel nach Hirschau kam): „Ich vertraue auf das alleinige Verdienst des Sohnes Gottes, und halte fest in meinem Herzen, daß dieß, und sonst nichts, mehr als hinreicht, um für meine Seele genug zu thun. Allzeit und ohne Unterlaß rufe ich den Vater an, im Namen Christi, daß der heil. Geist mich in diesem Bekenntniß regiere und erhalte in der Stunde meines Todes, und bis an's Ende."

Bei dem sittlichen Ernst und bei diesen religiösen Gesinnungen ist es nicht zu verwundern, warum die Bursfelder Weise zu einer durch Aberglauben, wie durch Sittenlosigkeit, verdorbenen Zeit auch in Württemberg in so wenigen Klöstern Eingang gewann. Denn selbst zu Hirschau war noch kein Menschenalter seit Einführung der Bursfelder Reformation vergangen, als die erbittertsten Streitigkeiten zwischen Aebten und Convent wiederholt davon zeugten, wie der Geist der Religio-

sität, den die Bursfelder Reformation geweckt hatte, auf bedauernswerthe Weise abgenommen habe.

Es war der letzte allgemeinere Versuch gewesen, dem Klosterleben wieder aufzuhelfen. Auch dieser hinterließ am Ende nur die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer wahren, umfassenderen und durchgreifenderen Reformation.

Drittes Kapitel.

Die Grafen von Württemberg und die Kirche.

Seit dem Untergange der Hohenstaufen und in deren Erblande erhob sich das mächtige Grafenhaus der Württemberger zu einer immer höheren Blüthe, und schon um die Zeit des Constanzer Conciles überragte es manches fürstliche Haus. Es war vorauszusehen, daß in Kurzem unter den deutschen Herzogen — auch die von Württemberg genannt werden würden. Erwerben, zu Rath halten, Kaufen, wo es Noth that jahrelang das Schwert nicht ruhen lassen, das war das Leben der ersten Grafen. Mancher Zug eines biedern Sinnes zierte die sonst so rauhen, gewaltigen Krieger, aber nur wenige aus dem Stamme Württemberg wandten damals ihre Liebe und Kraft vornehmlich der christlichen Kirche zu. Hie und da mag ein nachgeborner Sohn in Kirchendiensten seine Versorgung gefunden haben, wie der edle Bruno, Abt zu Hirschau, wie Heinrich, Bischof zu Eichstädt, und die Ulriche, der Höfinger und der Propst zu Speier, aber es waren dieß doch seltene Fälle.

Im Allgemeinen fand sich im württembergischen Grafenhause eine gewisse Achtung vor der Kirche und Kirchengewalt, und man beobachtete hierin, was die Würde der Familie erforderte. So ward das Chorherrenstift von Beutelspach nach Stuttgart verlegt (1321), und die Zahl der Chorherren verdoppelt. Ein Propst und zwei Gesellen, mit zwölf Chorherren und zwölf Chor-Vikarien mußten den Gottesdienst an der Kirche versehen, in der das Erbbegräbniß der Grafen war; ihr Amt bestand in Haltung von Messen und kirchlichen Gebeten. Um diese Verlegung des Stiftes in's Reine zu bringen, war Graf Eberhard der Erlauchte (1320) in eigener Per-

son „zum Papste Johann XXII. gen Avignon gefahren.“ An den Kreuzzügen nahmen sie Theil, und noch Herzog Ulrich rühmt, daß seine Vorfahren im Kampfe gegen die grausamen Türken für die Kirche ihr Blut vergossen haben. Auch durch kleinere Stiftungen und Wohlthaten an Klöster zeigten die Grafen ihre Achtung und ihr Wohlwollen gegen dieselben. Andererseits war es ihnen aber auch sehr um die Schirmvogteien über die Klöster zu thun, indem sie dieselben in ein Abhängigkeitsverhältniß zu sich brachten, welches nach und nach in ein Unterthanenverhältniß überging. Als besondere Armenwohlthäterin zeichnete sich aus Gräfin Catharina von Württemberg, geb. von Helfenstein, Schwägerin Graf Eberhards des Greiners. Sie stiftete den älteren, nach ihrem Namen benannten, Hospital zu Stuttgart, und einen zweiten zu Eßlingen.

Aber sich selbst und ihr Land der Kirche, oder vielmehr dem Papst und den Klöstern zu opfern, das kam den Grafen nie in den Sinn. Wenn der Papst von den Klöstern des Landes den Zehnten haben wollte, so vertraten sie dieselben als Schirmvögte, und noch strenger waren sie in der Abwehr der Curtisanen. Seit dem vierzehnten Jahrhundert überschwemmten nämlich die päpstlichen Höflinge, Curialen und Curtisanen genannt, Deutschland auf eine höchst ärgerliche Weise, und verschafften sich geistliche Stellen und Anwartschaften darauf. Die deutsche Nation klagte öffentlich: „man befördere Stallknechte, Maulthiertreiber, Köche, zu geistlichen Pfründen, weil sie am päpstlichen Hofe gedient, vielleicht auch nur zum Gesinde eines Cardinals gehört hatten.“ Diese Menschen setzten dann Vikare als ihre eigentlichen Taglöhner auf ihre Pfarreien, bezahlten sie zum Hungersterben, und zogen die Besoldungen ein. Mit Macht schützte der Papst sein Gesinde, trotz allen gerechten Klagen, und nur mit der äußersten Härte ließen sich die Curtisanen von ihrem Beginnen abtreiben. Und wirklich gelang das dem württembergischen Volke unter dem kräftigen Beistande seiner Grafen, wenn schon bis zur Reformation immer wieder versucht ward, diesen Buben, „den Bapalen,“ Eingang zu verschaffen. „In den Geschichtbüchern meiner Ahnen (dieß erklärte Herzog Ulrich noch 1517 dem

Papste) finde ich, was das ganze Herzogthum und Mömpelgard betrifft, daß sie ihr Patronatrecht ungestört übten. Nur fanden sich einige Fälle, daß Curialen, unter dem Vorwand päpstlicher Bullen, sich erfrechten, das alte Recht anzutasten. Aber auch das findet sich, daß man sie damals auf die höchsten Dächer der Kirche setzte, damit sie also von der erlangten Pfründe Besitz nehmen. Und dieß so lange, bis sie vor Hunger herab fielen, worauf man sie entweder ertränkte, oder die Bulle (den päpstlichen Brief) zu verschlingen zwang. Als Papst Sixtus darüber gegen den Herzog Eberhard im Bart sich beklagte, hat dieser erklärt, unter ihm sey so etwas nicht vorgefallen. Aber es sey auch kein Curtisane gekommen, und er wolle es auch keinem rathen, denn die Württemberger würden ihn für einen Bastarden halten, wenn die Curtisanen nicht von ihm bestraft, und seine Patronatsrechte behauptet würden, wie von seinen Ahnen." — So standen also die württembergischen Grafen (was freilich die Verhältnisse so mit sich brachten) freier dem Papste gegenüber, als die Kaiser, und ihre Unterthanen fühlten dieß und verließen sich darauf.

Auch in anderen kirchlichen Angelegenheiten besaßen die Grafen zwar kein förmlich bestimmtes umfassendes Aufsichtsrecht über die Kirche ihres Landes, allein schon ihre Pflicht als Schirmherren der Kirche brachte sie in ein Verhältniß zu derselben, in welchem sie kirchliche Zwecke zu unterstützen hatten, und eben diese Mitwirkung begründete auch ihren Einfluß. Sattler bemerkt daher: „Die Gerichtsbarkeit über die Geistlichkeit ihres Landes kann man den Grafen von Württemberg nicht absprechen. Die Aufsicht über der Geistlichen Lebenswandel, über die richtige Besorgung des Gottesdienstes, die Reformation der Klöster (über welche sie nach und nach die Schirmvogtei erworben hatten), die Anrichtung neuer Gattungen des Gottesdienstes, Aufrichtung geistlicher Brüderschaften und Gesellschaften, sind lauter Rechte, welche vormals den Kaisern eigen gewesen, und welche sich die Grafen noch zueigneten." In der Regel mochten sie in diesen Beziehungen in Gemeinschaft mit den kirchlichen Oberen wirken, wenigstens nicht ohne Zugeständniß derselben, mitunter sich Anordnungen erlauben, welche damals nur Sache der Bischöfe waren; aber

kein Graf von Württemberg dachte daran, am kirchlichen Bekenntniß oder in Gottesdienstordnungen selbst auch nur das Geringste zu ändern; in Beidem fügten sie sich der römischen Kurie und den damaligen Kirchensatzungen.

Kein Graf von Württemberg hat seit Anbeginn dieses Hauses wohl so viel für die Kirche seines Landes gethan, als Graf Ulrich der Vielgeliebte, und keiner so selbstständig in ihre Angelegenheiten eingegriffen. Keiner lag so dem Papst zu Füßen, keiner wandte so viel Kosten auf Kirchenbauten und so viel Mühe auf Klosterreformationen. Und doch war Er der einzige Graf von Württemberg, dem der Papst eine Ketzerei zutrauen konnte, und der die Unterwerfung der Klöster unter sein Haus begründete.

Das ängstliche Gewissen Ulrichs zeigte sich bei verschiedenen Anlässen. Seit undenklicher Zeit hatten die Württemberger in den Fasten Milchspeisen genossen. Nun bat Ulrich und sein Bruder für sich und ihre Unterthanen um Vergebung dieser Sünde, und um päpstliche Erlaubniß, in Ermanglung von Fischen und Oel doch Milchspeisen genießen zu dürfen. Papst Nicolaus V. erlaubte ihnen dieß (1448), und verdammte die, welche diese Erlaubniß anfechten würden; den Propst Spönlein, der behauptete, es gebe genug Fische und Oel in Württemberg, ließ der Papst zu Constanz untersuchen, in Ketten und Bande schlagen uud zum Widerruf nöthigen. Ebenso ängstlich bewies sich Ulrich in einer anderen Sache. Sieben Jahre lang hatte er mit seiner dritten Gemahlin in der Ehe gelebt, da erfährt er, daß er in einer Todsünde gefangen sey, weil seine Gemahlin im dritten Grad der Schwägerschaft mit ihm verwandt war. Er wandte sich nun an den bekannten Cardinal-Legaten Bessarion, welcher in einem ungemein hohen Tone „die unterthänige Bitte" um Zulassung dieser Ehe gewährte, wobei er freilich bemerkte, daß solche Erlaubniß nur vornehmeren Personen werde (1460). Mit derselben Aengstlichkeit erbat er sich einen Tragaltar (1459), um an Orten, wo etwa durch das Interdict der Gottesdienst verboten war, doch im Zimmer und bei verschlossenen Thüren mit seiner Gemahlin und Kindern Messe lesen lassen zu können. Ebenso wirkte er sich einen eigenen Beichtvater aus, der die Vollmacht

hatte, ihn und seine Gemahlin, wenn sie anders im aufrichtigen Gehorsam und Ehrerbietung gegen den römischen Stuhl bis an's Ende verharren würden, Einmal, so lange sie lebten, und dann zuletzt, im Augenblick des Todes, von allen denjenigen Sünden loszusprechen, deren Vergebung der römische Stuhl allein sich vorbehalten habe (d. h. der schrecklichsten Sünden). Diese Lossprechung wurde an die Bedingung geknüpft, daß der Graf unrechtes Gut und Schaden erstatte, nicht auf dieß Privilegium hin leichtsinniger sündige, und, worauf besonders gedrungen wird, ein Jahr lang, wo möglich einmal in der Woche faste, oder, falls dieß nicht thunlich sey, nach Anweisung des Beichtigers ein anderes gutes Werk thue. — Von Alters her hatten die Grafen von Württemberg von den meisten Pfarreien den kirchlichen Zehnten bezogen, dafür aber die Priester besoldet; nun ward dem Grafen Ulrich von diesen bange gemacht, er genieße die Zehnten mit Unrecht. So wandte er sich dann an den Papst Pius II., der ihm hiezu die Erlaubniß ertheilte (1463), denn der armen „Leutpriester" sich anzunehmen, war man in Rom selten geneigt.

Hatte Ulrich so oftmals etwas vom Papste zu erbitten, so wollte er auch nicht der Letzte seyn, der ihm zu lieb gegen den Erzbischof Dieterich (von Isenburg) zu Mainz sich zum Kriege rüstete. Denn dieser hatte dem Papst Pius II. für die Bekleidung mit dem Erzbisthum die geforderten zwanzigtausend Gulden nicht zahlen wollen, sich einer päpstlichen Schatzung des deutschen Landes widersetzt, und das Recht der Haltung allgemeiner Concilien vertheidigt. Darum erklärte ihn auch Pius II. für einen meineidigen, der Ketzerei äußerst verdächtigen, unbotmäßigen Mann, für ein Kind der Bosheit, und forderte den Grafen Ulrich von Württemberg dringend auf, dem vom päpstlichen Stuhle zum Erzbischof in Mainz bestimmten Adolph von Nassau mit Rath und That behülflich zu seyn, und wenn Dietrich nicht gutwillig verzichte, ihn mit dem Schwerte dazu zu nöthigen. Von allen etwaigen beschworenen Pflichten gegen den Letzteren sey Ulrich entbunden. Aber Dieterich, im Vertrauen auf den Beistand des Churfürsten von der Pfalz, wich nicht. Und als Ulrich mit dem Markgrafen von Baden und dem Bischofe von Metz gegen Beide zu

Felde zog, fielen alle drei Fürsten (1462) in pfälzische Gefangenschaft, aus der kein Kaiser und kein Papst sie befreien konnte, bis sie sich mit großen Summen loskauften.

Nicht minder eifrig, als im Dienste des Papstes, zeigte sich Ulrich in der Sorge für die Kirche seines Landestheiles. Es ist doch denkwürdig, daß Stuttgart diesem Grafen die Erbauung seiner gegenwärtigen drei Hauptkirchen verdankt, welche er von Grund aus von Steinen aufführte, — an der Stelle von drei kleinen, theilweise baufälligen Kirchlein. Die Kosten, namentlich der Stiftskirche, wurden durch Ablaßgelder mitbestritten, aber der Graf gab zu diesem Baue 16,000 Gulden, eine damals ungemein große Summe. Es war ihm aber hiemit nicht genug, er wollte auch Prediger für seine Residenz haben. Darum verband er mit der nunmehr sogenannten Hospitalkirche ein Dominikanerkloster, in welchem jüngere Mönche in der Theologie förmlich unterrichtet werden und dann als Prediger durch Lehre und Leben unter dem Volke wirken sollten. Ulrich begnügte sich jedoch mit dieser Stiftung nicht, sondern auch an andern Orten suchte er, im Vereine mit den Seinigen, klösterliche Institute zu begründen, und wandte hierauf namhafte Summen, wiewohl sie zu keiner besondern Blüthe gelangten, wenn man die einzige Carthause Güterstein ausnimmt. Das von ihm gegründete Chorherrenstift zu Göppingen, welches ihn so große Opfer gekostet hatte, konnte nicht gedeihen. Mußte man doch bald diesen Chorherren das Tragen von Waffen, Dolchen und langen Messern, das Zechen in Wirthshäusern, unsittliches Tanzen und Spielen, das öffentliche Halten von Concubinen, das Fluchen u. dgl. verbieten.

Auch der bereits bestehenden Klöster in seinem Lande nahm sich Ulrich an und suchte zunächst die innere Ordnung derselben wieder herzustellen. Sie waren verweltlicht, mit wenigen Ausnahmen, und dieß mitunter nicht ohne Schuld der Grafen und des Adels. Wie sehr wurde das alte Recht der sogenannten Hundelege mißbraucht. Wenn die vornehmen Herren der Jagdlust pflegen wollten, kamen sie wohl mit Jägern und Dienern, mit Rossen und Hunden in die Klöster zu Gaste, um dort Gelage zu halten. Ein Theil

der Mönche seufzte, entweder aus besseren Gründen, oder doch über den ökonomischen Verfall, der dadurch herbeigeführt werden konnte. Andere freuten sich der Gelegenheit, nun ungebundener ihren Neigungen folgen zu können. Aber nicht sowohl diese äußeren Anlässe, als innere Ursachen, führten den Verfall der Klöster herbei. Die Welt war in den Herzen der Mönche, und die Ueppigkeit eine Frucht dieser Gesinnung. „Wo, sagt Cleß, wo fand man bessere Pferde und Hunde, wo bessere Tafeln, wo Alles das reichlicher beisammen, was das In- und Ausland dem leckeren Gaumen an Speise und Getränk lieferte? Rief man nicht zu großen Feierlichkeiten die Köche der benachbarten Prälaten nach Stuttgart, war nicht ein Pferd des Klosters Adelberg der Preis einer schönen Steuerfreiheit im Ramsthale? und mußte nicht der Abt in Bebenhausen den Grafen von Württemberg zu einer Jagdlust mehrmals seine Rüden leihen? Hatten nicht Klosterprälaten ihre Hofnarren?“ Doch das war noch das Wenigste! Wie viel Hader und Zwietracht findet sich in den Klöstern, wie viel Klagen über die dort getriebene Unzucht, und das in den Klöstern der Bettelorden, wie der Benedictiner. Trotz aller Provincialkapitel und Visitationen von Seiten der Ordensoberen blieben die Mißbräuche.

Da griff denn endlich der weltliche Arm ein. Die dem Grafen Ulrich so erwünschte Gelegenheit, seinen religiösen Ansichten und seinem Privatinteresse zugleich zu genügen, wurde benützt. Mehrere Klöster ließ er reformiren, d. h. strengere Sittenzucht durch Einsetzung besserer Oberen, durch Verpflanzung von Mönchen und Nonnen, und durch Zurückführung derselben auf ihre Ordensregel, wieder herstellen. So brachte er die Trennung des Frauenklosters zu Adelberg von dem Mannskloster daselbst zu Stande, und versetzte ersteres nach Laufen am Neckar. So vereinigte er sich mit den benachbarten Reichsstädten, sämmtliche Bettelmönche von ihrem unverschämten Betteln dadurch abzubringen, daß man ihnen das Betteln durchaus verbot, falls sie sich nicht „in ehrbarem, ordentlichen Wesen ihrer Observanz halten.“ So brachte er die Absetzung des Propstes zu Denkendorf, Bernhard von Bubstetten, zu Stande, „wegen seiner gehaltenen Tänze, Huren und ärgerlichen Lebens;“ damit die in diesem Kloster begonnene Reformation nicht rück-

gängig werde. Aber freilich zu gleicher Zeit besteuerte er auf allerlei Weise das Kloster, als wäre er nicht blos Schirmvogt, sondern auch Landesherr desselben.

Noch mehr jedoch, als die Mönchsklöster, scheinen die Nonnenklöster einer Reformation bedurft zu haben, wie denn Graf Ulrich noch in seinem Alter sich vornahm, alle Frauenklöster in seinem Lande zu reformiren. „In den Frauenklöstern, sagt Cleß, paarte sich damals mit dem Hang zu den wildesten Ausschweifungen, der dann gewöhnlich bei diesem Geschlecht, wenn er einmal die Schranken durchgebrochen hat, noch viel tobender ist, ein verliebter Mysticismus, der sich an die heiligsten Personen der Vorwelt hielt, und sie wachend und träumend zum Gegenstande ihrer vergifteten Phantasie machte." So war es der Fall im Kloster Weil bei Eßlingen, nach aufbehaltenen Nachrichten. In anderen Klöstern hatten die Nonnen ungescheut Besuche ihrer Vettern und Freunde, und Tanzgelage bis in die Nacht. So in Kirchheim. Beide Klöster, wie auch die Nonnenklöster Reuthin und Steinheim an der Murr reformirte Ulrich meist mit Hülfe des Dominikanerprovincials Jakob von Stubach, des Lectors des Stuttgarter Dominikanerklosters Johann Pruser, und einiger reformirten Nonnenklöster im Elsaß, welche Reformirschwestern sandten. Doch die Reformation aller Nonnenklöster erlebte er nicht; das tiefst gefallene, Offenhausen, versuchte Graf Eberhard im Bart zu reformiren.

Aus dem Bisherigen erhellt, welche Selbstständigkeit bei aller Ergebenheit an den römischen Stuhl die württembergischen Grafen in Kirchenangelegenheiten behaupteten, und wie Ulrich reformiren wollte.

Daß im Ganzen denn doch nicht viel geholfen war, mit allen diesen Versuchen, darf Niemanden wundern. Nicht nur trug das Klosterleben zu viel Keime des Verderbens in sich, nicht nur neigte der Geist jener Zeit mannigfach auch sonst zur Frivolität hin; auch der Graf Ulrich selber war in seinem Wirken nicht ganz rein und lauter. Daß seine älteste Tochter, Catharina, Nonne und dann Aebtissin in Lauffen ward, mochte mit dem von ihr gerühmten religiösen Sinne übereinstimmen; aber auch eine zweite Tochter aus seiner zweiten Ehe, und zwei

weitere, uneheliche Töchter brachte er in Klöstern unter, und wie viel Mühe gab er sich, seinem jüngeren Sohn Heinrich im geistlichen Stande eine ansehnliche Versorgung zu verschaffen! Der siebenzehnjährige Jüngling sollte für den kränklichen Churfürsten Adolph von Mainz das Erzbisthum verwalten und bei dessen Tode wirklich antreten. Doch mehr noch, als alles Andere, hinderte den Grafen Ulrich in seinen Reformationsversuchen der Leichtsinn seiner beiden Söhne, „die er zu lieb gehabt" zu haben beklagte, deren Erziehung er aber, wie die seines Neffen Eberhards, auf unverantwortliche Weise vernachlässigt hatte. Besonders der ältere Sohn Ulrichs, Eberhard (der nachherige zweite Herzog), war ein wilder Mensch und Verschwender, über den der Vater nicht bitter und schmerzlich genug jammern konnte. Den Aebten und Pröpsten verthat er das Ihre, wie sein Vater selber klagte; das Kloster Herrenalb beraubte er förmlich, und im Nonnenkloster Kirchheim trieb er (kurz vor dessen Reformation) ein „solches sündliches und schändliches Wesen" mit seinen „Buben," daß Ulrich ihm erklärte: „wenn es im offenen Frauenhause geschehen wäre, so wäre es doch zu viel gewesen." Auch der jüngere Sohn und der Neffe Eberhard mißbrauchten ihre Jugend zu ähnlichen Unthaten, ohne daß Ulrich sie in Schranken halten konnte. Zwar mit dem Neffen Eberhard ging eine wunderbare Veränderung zum Besseren vor; aber die Söhne wollten sich nicht bessern, und der Kummer über sie beschleunigte den Tod des Vaters.

Als Ulrich einem höheren Alter sich näherte, und in den bisherigen päpstlichen Absolutionen doch keinen vollkommenen Trost auf den Tag des Todes finden mochte, wandte er sich an den Dominicaner-Orden, auf den er immer so viel gehalten hatte. Der Meister desselben, Leonhardt de Mansuetis von Perusia tröstete ihn und schrieb ihm: „Da die Fülle göttlicher Gnaden bei denen in besonders reichem Maaße sich kund thun muß, welche durch edle Geburt und Macht Andere überragen, damit sie den Uebrigen durch ehrbare Sitte und reines Leben vorleuchten mögen: da ferner die göttlichen Gaben des Erlösers desto reicher auf sie herabfließen, wenn die Vermittlung des Verdienstes derer eintritt, welche die Lust der We verläugnen, und die göttlichen Gebote und Rathschläge una

hörlich beobachten, — so gewähren wir Euch für Leben und Sterben den Antheil an unsern Messen, Gebeten, Predigten, Fasten, Kasteiungen, Nachtwachen, Arbeiten und an den andern guten Werken, welche die Brüder und Schwestern unseres Ordens mit Christi Beistand auf der ganzen Erde verrichten, damit Ihr durch eine reiche Vermittlung hier in dieser Zeit reichere Gnade und dort das ewige Leben zum Lohne zu empfangen gewürdiget werdet."

Nach kurzer Krankheit entschlief Graf Ulrich zu Leonberg bei seinem Neffen, dem Grafen Eberhard, welcher in den letzten Jahren seine Stütze und sein Trost gewesen war. Ihm hinterließ er (1480) eine große Aufgabe: die Sorge für seine Söhne, die Ordnung der verwirrten Verhältnisse in seinem Landesantheil, und die Fortsetzung seiner Bemühungen für das Wohl der Kirche.

Siebenter Abschnitt.

Die Zeiten Eberhard's im Bart.

Erstes Kapitel.

Eberhard im Bart und die württembergische Kirche.

Eberhard im Bart, zuerst Graf, dann Herzog von Württemberg, hatte einen, die Kirche von Herzen liebenden, Vater, den Grafen Ludwig, und eine ebenso wohlgesinnte als einsichtsvolle Mutter, Mechthild, eine pfälzische Prinzessin. Aber er war noch ein kleiner Knabe, als er seinen Vater durch den Tod verlor, und seine Mutter durch ihre Wiederverheirathung an Erzherzog Albrecht von Oestreich ihm entzogen wurde. Sein Oheim, Graf Ulrich, leitete seine Erziehung, wie schon erzählt wurde, nicht gut. Der junge Eberhard, so erzählt ein Zeitgenosse, „beging so viel Böses als

Jüngling, als er im Mannesalter nicht hören konnte." Plötzlich, in seinem achtzehnten Jahre, zu einer Zeit, in welcher Andere sich erst recht in den Strudel der Welt stürzen, änderte sich sein Sinn. Das Kloster Offenhausen (oder Gnadenzell), dessen Nonnen es für eine Schande hielten keinen Buhlen zu haben, suchte er schon 1463 zu reformiren, und zwar mit einem Ernste, der es verdient hätte, nicht durch siebenzehnjährige Widerspenstigkeit der gefallenen Dirnen aufgehalten zu werden. Doch noch mehr. Er richtete seinen Blick auf das gelobte Land, und alle seine Vorbereitungen zu dieser Reise zeigten, wie er gesonnen seye, andere Wege zu betreten, als die seiner früheren Jugend. Der edle Rudolph von Ehingen, Sohn eines frommen und weisen Vaters, Johann von Udenheim, Abt von Herrenalb, und der alte Prior auf dem Güterstein, aus dem adelichen Geschlechte derer von Münchingen, waren seine Rathgeber, die er befragte. Nachdem er die Einwilligung seiner Mutter erhalten hatte, machte er sein Testament, zog nach Güterstein, legte es dort in die Hände des Abtes von Herrenalb, und empfing von ihm auf den Gräbern seines Vaters und Bruders den Segen zur Reise. Er zog hin in das gelobte Land, nicht, um zu kämpfen, sondern um den Ort der Geburt und die Grabesstätte zu sehen, in welcher der Heiland der Welt geruhet hatte (1468). Dort empfing er den Ritterschlag, aber von dort auch brachte er den Entschluß mit, den er in einem einigen Worte bezeichnet hat. Das Sinnbild, das er sich von nun an erwählte, war die Palme Judäas, und um diese schlingt sich ein Band mit dem bekannten »Attempto« (Ich wags). Wohlbehalten kehrte Eberhard in seine Heimath zurück. Ehe er aber die Seinigen begrüßen wollte, ging er in die stille Carthause Güterstein zu dem alten Vater, dem Prior. Das Land empfing den Heimgekehrten mit ungemeiner Freude. Und nicht ohne Ursache, denn es durfte sich von dem hochbegabten und ganz umgewandelten Manne Vieles versprechen. Ihn trieb die schmerzlichste Erinnerung an seine Jugendsünden, die ihn nie verließ, doppelt an, die zweite Hälfte seines Lebens dem eigenen und der Unterthanen Heile zu weihen.

So viele Arbeit es Eberharden brachte, die nach dem Tode

seines Oheims Ulrich zerrüttete Haushaltung seiner Vettern herzustellen, so viele Verhandlungen es kostete, den Grundsatz der Landesuntheilbarkeit zum Landesgrundgesetz zu erheben, so umsichtige Vorbereitungen erfordert wurden, die Grundlagen zu einem Landrechte und einer Landesverfassung zu legen, die gegebenen Grundsätze und Ordnungen in's Leben einzuführen und sie bei Kraft zu erhalten, — so fand doch Eberhard immer noch Zeit, für die Kirche seines Landes zu sorgen.

Ihr zu lieb machte er (1482) eine Reise nach Rom, da er ohne des Papstes Gutheißen es nicht wagen durfte, seine Verbesserungsplane durchzuführen. Er glaubte, durch persönliche Unterredungen mit dem Papste am meisten zu erreichen, und wirklich gewann er auch das Wohlwollen desselben (Sixtus IV.). Seine Patronatrechte wußte er auf eine dem Papste genügende Weise geltend zu machen, wie wir schon gesehen haben. Mit der goldnen Rose beschenkt, „wegen seiner Verdienste um den heil. Stuhl," kehrte Eberhard zurück; ungehindert setzte er nun das begonnene Werk der Verbesserung der württembergischen kirchlichen Institute fort. Er durfte darauf rechnen, von Rom aus nicht gestört zu werden.

Die Reformation, sofern eine solche damals möglich war, sollte wieder den Klöstern gelten, an denen schon längst gearbeitet worden war. Eberhard konnte dem Papste berichten, wie er eben, nach dreißigjährigem Kampfe, den strengeren Mönchen im Kloster Alpirsbach habe zum Siege helfen müssen. Und kaum war er wieder von Rom zurück, so reformirte er das Augustinerkloster in Tübingen, und mit so gutem Erfolge, daß ein Johann Staupitz daselbst seine Bildungsstätte finden konnte.

Mehr Eindruck aber, als eine Reformation eines Klosters, mußte die kräftige Hülfe machen, welche Eberhard dem reformirten Frauenkloster zu Kirchheim unter Teck (1488) leistete. Jedermann mußte sich überzeugen, daß der Graf, ein entschiedener Feind aller Unordnungen in den Klöstern, das Ansehen keiner Person scheue. Der nachmalige zweite Herzog von Württemberg, Eberhard der Jüngere, hatte in früheren Zeiten dieß Kloster auf's Schändlichste entweiht. Sein Vater Ulrich hatte es hierauf reformirt. Nun aber warf

Eberhard d. J. auf das Kloster seinen Groll, und ein frecher Mönch Holzinger nebst einer Nonne Anna Dürrin thaten das Ihrige, ihn gegen die neuen Reformirschwestern aufzubringen. Anfangs forderte er Geld, dann den Einlaß in das Kloster; und als die Nonnen bescheiden aber standhaft ihn zurückwiesen, ließ er das Kloster umstellen, und die Zufuhr ihm abschneiden.

Zunächst hätte der Bischof von Constanz der Bedrängten sich annehmen sollen, aber er zögerte, so daß der Graf Eberhard im Bart zürnend in die Worte ausbrach: „Wenn ein armes Bäuerlein Euer einem nur eine Garbe auf dem Acker vorenthielte, so müßte es im Banne seyn. Aber die Bedränger des würdigen Gotteshauses, und so vieler seliger Gotteskinder darin, welche jetzt Hunger und Mangel leiden müssen, — diese Bedränger sollten nicht im Bann seyn?"

Endlich that der Bischof die Stadt Kirchheim, welche es mit dem jüngern Eberhard hielt, in Bann, und der ältere Eberhard rüstete sich mit gewaffneter Hand, das Kloster zu befreien. Die armen Nonnen! Ihnen drohte Holzinger, sein Herr werde das Kloster verbrennen. Aber ehe Holzinger es ahnte, standen von Eberhard gesandt 4000 Gewaffnete vor dem Kloster, mitten in der Nacht, weil man glaubte, die Feinde der Nonnen seyen eingebrochen. Tags darauf kam Eberhard im Bart selber, sprach den geängsteten aber nun auch hoch erfreuten Nonnen Muth zu, und lobte ihre Standhaftigkeit und Eintracht. Seine Gemalin Barbara (v. Mantua) versprach er ihnen zu senden, „daß sie sie auch geistlich machen." Und er hielt Wort, sie kam wirklich nach Kirchheim, hielt in der Charwoche ihre Andacht im Kloster, und gewann und behielt dasselbe so lieb, daß sie nirgends anders begraben seyn wollte, als bei den Reformirschwestern zu Kirchheim. Wirklich dürfte auch ein ernsterer religiöser Sinn in dasselbe eingekehrt zu seyn, wie sie denn in schriftlichem Verkehr mit ausgezeichneteren Geistlichen des Landes standen, und von diesen zur fleißigen Lectüre der „das Verständniß erleuchtenden heil. Schrift," ermuntert wurden. Wenige Jahre nachher hatten sie die Freude, ihre Reformirregel auch in dem Nonnenkloster Söflingen mit Hülfe Eberhards, auf dringendes Verlangen der Ulmer Bürger eingeführt zu sehen.

Nicht weniger als auf die Reformation der Klöster verwandte Eberhard auf die Verbesserung der Chorherrnstifte; von ihnen aus hoffte er auch die Weltgeistlichkeit überhaupt auf eine höhere Stufe zu heben. Er richtete hiebei sein Augenmerk auf die Verbesserung der Chorherrnstifte in den Niederlanden.

Zwei fromme Männer, Gerhard Groot von Dewenter und Florentius Radewin, sein Freund und Schüler, welche ebenso bekümmert waren um ihr eigenes Heil, als um die Seligkeit ihrer Brüder, hatten einen freien religiösen Verein gestiftet, unter dem Namen der Brüder vom gemeinsamen Leben. Ohne eine auf Lebenszeit sie verbindende Regel, aber in einer Gemeinschaft der Güter lebten diese Brüder, Geistliche und Laien, in Häusern zusammen. Ihre Zeit war getheilt zwischen frommen Uebungen, unter denen die Betrachtung der heil. Schrift, das Gebet, das gegenseitige brüderliche Bekenntniß der Sünden und die damit verbundene Ermahnung, oben an stunden. Ein Theil des Tages ward auf Handarbeit, oder auf Abschreiben der heiligen Schrift, dann auch anderer frommer Schriften, namentlich kleinerer Tractate, verwendet. Alles was nicht zur Förderung des eigenen Heiles und des Besten der Mitmenschen diente, sollte beseitigt werden. An Sonn- und Festtagen kamen zu bestimmten Stunden Schüler oder auch erwachsene ehrbare Bürger des Ortes, in denen ein solches Bruderhaus war, in dasselbe. Diesen wurde aus der Bibel in deutscher Sprache faßliche und erbauliche Stellen vorgelesen und mit ihnen darüber gesprochen, aber nicht in Predigtform, noch weniger mit Beiziehung gelehrter Bemerkungen, sondern nur zur Besserung. Einzelne wurden auch nach ihrem besondern Gemüthszustand befragt, ermahnt, getröstet; mit vielem Eifer wirkten diese Institute auch für bessern Jugendunterricht. In diesem Geiste und zu diesen Zwecken wurde endlich zu Windesem oder Windesheim ein Chorherrnstift errichtet, welches eine Zeitlang einen Mittelpunkt für diese Bestrebungen bildete.

Schon die Hinneigung der Brüder zur edleren Mystik, welcher die Mutter und Gemahlin Eberhards zugewandt waren, noch mehr ihre praktische Tüchtigkeit empfahl sie auch in Würt-

temberg. Im Jahre 1477 errichtete Eberhard zu Urach in Gemeinschaft mit der Bürgerschaft ein Chorherrnstift nach dem Vorbild des Windesheimer, verwandelte das weltliche Chorherrnstift zu Sindelfingen in ein regulirtes nach derselben Weise, und reformirte darnach auch die Stifte zu Dachenhausen (bei Nürtingen) und Dettingen (bei Urach), so wie das sittlich zerfallene Stift zu Herrenberg. Noch wenige Jahre vor seinem Tode errichtete er im Wesentlichen, ganz nach der Windesheimer Regel, das Stift der sogenannten blauen Mönche auf dem Einsiedel: „Gott zu Danke und zu Ehren, zur Mehrung göttlichen Dienstes, zu seiner und der Seinen Seelen Heil," besonders aber zur „Wiederkehrung und Erstattung unrechten Gutes, so er den Erben nicht wüßte." Von den drei Ständen seines Landes „Geistlichkeit, Adel, Städte und gemein Volk," sollten je zwölf Männer, welche gern in der Stille Gott dienten, dort ihre Aufnahme finden. Besonders empfahl er diesen aus drei Ständen gesammelten Brüdern: „brüderliche Liebe, und daß keiner sich über den andern erhebe, sondern gedenke, daß sie alle gleich von Einem ersten Vater Adam kommen, auch durch Eine Pforte des Todes für das strenge Gericht und Urtheil Gottes kommen müssen, da kein Unterschied sey zwischen Geistlichen und Laien, Edeln und Unedeln, Reichen und Armen. Einigkeit, Wahrhaftigkeit, fleißiges Lesen guter deutscher Bücher und namentlich der heil. Schrift, war Vorschrift dieses Ordens."

Bei aller dieser Mühe hatte Eberhard wenig Lohn. Die Chorherren waren meist Ausländer, und der gemeine Mann klagte, daß er sie bei den gottesdienstlichen Handlungen und zu Hause nicht verstehe; die Geistlichen und Laien sahen darin eine „Neuerung," mit der sie sich nicht befreunden konnten.

Die württembergischen Chorherren selber scheinen mit den windesheimer Ordnungen nicht immer den Geist, aus dem sie hervorgegangen waren, verbunden zu haben; und so blieb das neue Institut ohne besondere Frucht.

Zweites Kapitel.

Eberhard als Gründer der Universität Tübingen und im Tode.

Glücklicher war Eberhard mit der Stiftung der Universität Tübingen (1477). Auch dazu wurde er durch seinen religiösen Sinn bewogen. Er wollte „einen Brunnen des Lebens graben, daraus von allen Enden der Welt geschöpft möge werden tröstliche und heilsame Weisheit, zur Erlöschung des verderblichen Feuers menschlicher Unvernunft und Blindheit." Und noch deutlicher, wohl auch im Hinblick auf seine vernachläßigte Jugendbildung, spricht sich diese Gesinnung in folgender Erklärung Eberhards aus: „Wir dachten lange darüber nach, wie wir unserem Schöpfer danken und das Wohl unserer Unterthanen fördern möchten. Da kam uns der Gedanke, daß nichts zur Erlangung wahrer Glückseligkeit Förderlicheres, nichts dem ewigen Gott Wohlgefälligeres begonnen werden könne, als das, daß wir die Erlernung guter Künste und Wissenschaften (die uns unterweisen, wie wir Gott erkennen, ihn allein anbeten, ihm allein dienen können), unterstützen. Wir ziehen diesem nicht kunstvollen Tempelgebäude nicht Kirchenstiftungen vor, denn daran ist unsere Zeit reich genug. Wir sind gewiß, daß vor Gott der einzig wohlgefällige Tempel des Menschen Herz ist, daß ihm ein reines rechtschaffenes Herz angenehmer ist, als Tempelprunk. Hilft doch dieser Schmuck wenig, wenn diejenigen, welche Kirchen besuchen, nicht reine, keusche Herzen mit sich bringen. Und diese erlangen wir gewiß auf keinem andern Wege, so leicht und so bald, als durch wissenschaftlichen Unterricht." Darum, fährt Eberhard fort, habe er eine hohe Schule zur Erlernung göttlicher und menschlicher Wissenschaften errichtet.

Freilich kostete es Mühe, bis ein auch nur mittelmäßiger Fond für die Universität zusammengebracht ward. Doch wurden acht Canonicate und die Propstei des reichen Stifts Sindelfingen nach Tübingen verlegt, und die Chorherrn übernahmen zugleich das Amt der Professoren. Ferner wurde die St. Georgenpfarrei in Tübingen mit zwölf Caplaneien und mehrere gut dotirte Pfarreien des Landes der Universität einverleibt, welche gegen die Verpflichtung, Vikarien auf jenen

Stellen zu unterhalten, die Besoldungen derselben bezog. Die päpstliche Einwilligung zur Errichtung und Dotation der Universität mit jenen Pfarreien wirkte Eberhard bei Sixtus IV. aus, und ebenso die Bestätigung derselben, bei Kaiser Friedrich III. Die Zahl der Professoren war anfangs dreizehen, nämlich drei Lehrer der heil. Schrift, zwei der geistlichen und zwei der weltlichen Rechte, zwei der Arzneiwissenschaft und vier der freien Künste. Mit der Universität war eine Vorbereitungs-Anstalt verbunden, das sogenannte Pädagogium, eine Anstalt, welche das Mittelglied zwischen den lateinischen Landschulen und der Universität bildete, wie jetzt die oberen Gymnasien. Für die äußere Existenz und die Sittenzucht unter den Studierenden war durch das Contubernium (Burse) einigermaßen gesorgt. Ein Theil derselben wohnte in dem also benannten Gebäude, unter Aufsicht eines Rectors, zusammen, und erhielt gegen einen sehr billigen Preis die Kost. Die Herrschaft und der Senat gaben jährlich bedeutende Naturalbeiträge. Auch dieß war ein Werk Eberhards.

So war denn wenigstens einem langgefühlten Bedürfniß abgeholfen. Die Württemberger durften nicht mehr auf fremde Universitäten ziehen, welche meist sehr ferne lagen, und durch das Pädagogium wie durch die Burse wurde doch einigermaßen dem Unwesen der fahrenden und bettelnden Schüler gesteuert.

Bald wurde Tübingen ein Lieblingsaufenthalt Eberhards. Manchen Tag brachte er im Canzellariathause, in vertrautem Umgange mit seinem Johann Naucler zu. Dort ward in aller Frühe nach dem Morgengebet das Beste des Landes berathen, und die Befehle des Fürsten ausgefertigt. Hierauf gieng Eberhard in die Kirche, und dann zu einem einfachen Mittagsmahle, wozu öfter einige Lehrer an der Universität geladen wurden. „Die Gespräche über Tische handelten von der Kirche, göttlicher Lehre, öffentlichem Regiment und gegenwärtigen Gefahren.“ Nach Tisch gab Eberhard, jedem der ein Anliegen hatte, Audienz. Dann ruhte er ein wenig, las in theologischen Schriften, und beschloß den Rest des Abends in gemeinsamen Berathungen mit seinen Vertrauten. Ein besonderer Gegenstand derselben war das Wohl der Universität. Oftmals empfahl er den Professoren aufs Ernstlichste, „seine

Söhne," wie er die Studierenden nannte. Bei seinen Gängen durch die Stadt pflegte er sie mit Namen zu nennen, und freundlich zu grüßen; aber dennoch wurde durch seine Gegenwart mehr als durch Gesetze, Zucht und Ordnung unter ihnen erhalten.

Bei all' diesem rastlosen Wirken nach Außen vergaß Eberhard die Sorge für seine Seele nicht. „Hohe Religiosität bleibt der Grundzug seines Charakters," sagt sein Biograph Pfister. Es war ganz in der Weise seiner Väter, daß er sich in die Brüderschaft von zwölf verschiedenen Mönchsorden aufnehmen ließ, um der Verdienste der Orden, ihrer guten Werke und ihrer Fürbitte theilhaftig zu werden. Zugleich aber sprach er die Ueberzeugung aus, daß keine Fürbitte und keine guten Werke etwas frommen, wo es an eigener Reue und Besserung fehle. Vor allem suchte Eberhard Bekanntschaft mit der heil. Schrift sich zu erwerben. Sein Leichenredner Summenhardt schreibt: „das alte und neue Testament las er so häufig, und ließ sich daraus lesen, las es von Anfang bis zu Ende, und prägte das Gelesene seinem Gedächtniß so tief ein, daß man hätte meinen können, er wäre ein Professor der heil. Schrift. Oftmals wurden seine Vorleser müde und überdrüssig, denn er konnte die himmlische Weisheit zu hören nicht satt werden. Jene Stelle des fünften Buches Mosis (Kap. 17, 18. 19.), welche den Königen gebietet, das Buch des Gesetzes zu lesen ihr Lebenlang, mag ihn dazu ermuntert haben."

Drei Jahre vor seinem Tode machte er sein Testament, in welchem er verordnet, daß wo irgend ungerechtes Gut unter dem Seinigen sich finde, dieß zurückerstattet werden solle. Dann, „von Stunde nach seinem Abgang," sollten die Pfarrer im ganzen Lande den Gemeinden seine letzte Meinung verkündigen: daß „wo er jemand an Leib und Leben geschädigt hätte, sie ihm solches um Gotteswillen verzeihen möchten."

In den letzten Tagen des Februar 1496 berief er seine vornehmsten Räthe, und erinnerte sie in einer ernsten Rede ihrer Pflichten gegen das Land; seine Gemahlin aber tröstete er mit liebreichen Worten, unter den Thränen der Umstehenden. Als ihn einige Meßpriester noch über weltliche Angelegenheiten fragen wollte, erklärte er, er wolle nichts mehr davon hören,

ihn verlange nur nach Stärkung seines Glaubens, seiner Liebe und Hoffnung. Die Krankheit stieg. Drei Tag lang vermochte er nicht zu reden. Am dritten Tage fragte ihn Wendelin Steinbach, sein Beichtvater, ob er beichten und das heil. Abendmahl empfangen wollte? Er bejahte dieß. Hierauf sammelte er seine Kräfte und sprach: „Herr Gott, du Schöpfer Himmels und der Erde, ich bitte Dich, gib mir zu erkennen, ob meine Regierung jemanden wider Recht und Billigkeit beschwert habe, es soll ihm aus meiner Verlassenschaft mit allen Unkosten ersetzt werden. Und wenn Dir auch durch dieses keine Genugthuung geschehen kann, so hast Du hier meinen Leib, gütiger Schöpfer, ich gebe Dir ihn, züchtige ihn immerfort, laß ihn ein Opfer seyn." Noch tröstete er sich mit den Worten Christi: „Kommet her zu mir alle, die ihr müheselig und beladen seyd, ich will euch erquicken," und empfieng das heil. Abendmahl. Dann redete er wenig mehr und entschlief am 24. Februar.

Einen Wunsch nahm Eberhard mit ins Grab, den so viele mit ins Grab genommen haben, ohne seine Erfüllung zu sehen. Summenhardt, einer seiner Vertrauten bezeugt: „daß er kein heißeres Verlangen gehabt habe, als daß er noch eine allgemeine Kirchenversammlung, eine Reformation an Haupt und Gliedern erleben möchte."

Drittes Kapitel.

Die Theologen Eberhards.

So war denn nun die Stätte gegründet, von der Eberhard so große Hoffnungen für sein Land und seine Kirche hegte, daß er sie einem Lebensbrunnen verglich. Und wenn wir die ersten Lehrer der Theologie an der Universität betrachten, so ließen sich dazumal manche Erwartungen an ihre Namen knüpfen, wiewohl nur *einer* kirchengeschichtliche Berühmtheit erlangt hat, nämlich Gabriel Biel.

Gabriel Biel war früher Propst zu Butzbach gewesen, und dem Rufe Eberhards zur Propstei nach Urach, und dann zur Professur der Theologie in Tübingen gefolgt, welche er

acht Jahre lang verwaltete, bis er sich zu den blauen Mönchen in das Kloster Einsiedel zurückzog, wo er auch ein Jahr vor seinem Gönner Eberhard starb.

Er wird gewöhnlich als der letzte Scholastiker genannt, als derjenige, mit dem die mittelalterliche Theologie und Philosophie schloß. Ein scharfsinniger Mann wie er, konnte die Labyrinthe seiner Vorgänger durchforschen, ohne zu ermüden, und die vielfachen Fragen. die mit wahrer Spitzfindigkeit aufgestellt waren, untersuchen und beantworten. Er that dieß in seinen Vorlesungen über die Messe, und über den dogmatischen Lehrbegriff überhaupt (über die Sentenzen). Wie einflußreich dieser Mann war, sieht man schon daraus, daß er gewöhnlich nur mit seinem Vornamen „Gabriel" angeführt wird, gleich andern großen Scholastikern, und daß sowohl die lutherische Theologie als die katholische Kirchenversammlung in Trient, jede in ihrer Weise auf ihn besondere Rücksicht nahm. Man darf annehmen, daß Biel als Theologe auch in Tübingen den bedeutendsten Einfluß hatte, und es darf somit seine Glaubenslehre nicht ganz übergangen werden.

Biel hatte Ansichten, welche ihn in eine offene Polemik gegen die Theologie und gegen die Praxis der römischen Curie bringen konnten und auch wirklich brachten.

Es ist von einem Scholastiker, wie von einem im römischen Kirchenthum erzogenen Manne, doch unerwartet, Aeußerungen zu hören wie diese: „Was nicht von den Höhen der heil. Schrift herabkommt, kann ebenso leicht verneint, als bejaht werden." „Die Weisung eines Kirchenhauptes darf man nicht verachten, es sey dann, daß sie dem (göttlichen) Gesetz widerstreitet, denn in einem solchen Falle sitzt er nicht auf Mosis Stuhl, — nicht von Mosis Stuhl gehen solche Dinge aus, sondern von dem Stuhle des Verderbens." Auch vom Papste behauptet er: daß er „irren" könne, und hielt fest an dem Grundsatze des constanzer Concils, daß eine allgemeine Kirchenversammlung über dem Papste sey. Auch eiferte er mit Ernst gegen das Küssen des päpstlichen Pantoffels, und sprach sich gegen die Lehre: daß der Papst durch seinen Ablaß Seelen aus dem Fegfeuer erlösen könne, offen aus. Die letztere Lehre war erst von Sixtus IV. aufgebracht worden, denn bis dahin hatten

die Päpste nur Strafen in dieser Welt nachzulassen sich für befugt gehalten, und es war leicht erklärlich, daß ein Mann, welcher die sittlichen Nachtheile des Ablaßwesens erkannte, und wie Biel wirklich auch um das Wohl der Seelen bekümmert war, nicht schweigend zusehen konnte. Aber als der römische Hof auf seiner Sache beharrte, bestand Biel seine Probe nicht, und that einen Widerruf.

In andern Hauptfragen kann es aber nicht leicht einen Theologen geben, der die römisch-katholische Glaubenslehre so fleißig vertheidigt, nur schwach schimmert da und dort eine der heil. Schrift entsprechendere Ansicht durch. Beispiele hievon mögen folgende Lehren seyn, welche in Biel ihren Hauptvertheidiger fanden.

Bekanntlich ist die evangelische Kirche hauptsächlich in der Lehre von dem Verdienst der Werke von der katholischen Kirche abgegangen, und gerade gegen Biel in den entschiedensten Widerspruch getreten. Biel lehrte geradezu: „Aus natürlichen Kräften, ohne Beistand der Gnade Gottes, kann der Mensch Gott über Alles lieben, und die eingegossene Gnade sich verdienen, denn es ist schicklich, daß Gottes Güte den Menschen damit belohne (dieß das sogenannte Meritum de congruo.). Wenn aber der Mensch in Kraft dieser ihm eingegossenen Gnade und kraft des in ihm wohnenden heil. Geistes, ein verdienstliches Werk thut, so kann dieses durch kein anderes Gut in Zeit und Ewigkeit genügend belohnt werden, es sey denn die Seligkeit selber (dieß das sogenannte Meritum de condigno.).“ Daher lehrt er auch: „Obgleich Christi Leiden das Hauptverdienst ist, um dessen willen Gnade, Himmelreich und Herrlichkeit uns zu Theile wird, so ist es doch nicht die einzige und vollkommene verdienstliche Ursache, weil immer mit seinem Verdienst die verdienende menschliche Thätigkeit zusammen wirkt.“

Eine zweite Hauptlehre, welche die evangelische Kirche von der römisch-katholischen scheidet, ist die Anrufung der Heiligen. Auch hier erklärt sich Biel im Sinne der letzteren. Er sagt: „Nach der von Gott getroffenen Anordnung müssen wir zu der Hülfe der Heiligen unsere Zuflucht nehmen, um durch deren Verdienste und Fürbitte das Heil zu erlangen.“ — „Der himmlische Vater hat die Hälfte seines Reichs der

Himmelskönigin übertragen, wie solches in der Geschichte der Esther vorgebildet ist, welcher der König Ahasverus die Hälfte seines Reiches versprach. So hat der himmlische Vater, welchem beides eigen ist, Gerechtigkeit und Erbarmung, die Gerechtigkeit für sich behalten, die Uebung des Erbarmens der jungfräulichen Mutter überlassen." Nur dagegen spricht Biel, daß man so häufig die Feste wenigbekannter Heiligen um des Gewinns willen mit Geläute, Kerzen, Gesang, Orgelton und festlichem Gewande feierlicher begehe, als die höchsten Feste der Christenheit, und auch das vermuthet er, daß bei den Heiligenbildern mitunter teuflische Wunder geschehen.

Mit besonderer Ausführlichkeit behandelte Biel die Lehre von dem heil. Abendmahle und von dem Meßopfer. Das Meßopfer sagt er: „sey nur dadurch vom Opfer Jesu am Kreuze verschieden, daß es ein unblutiges Opfer seye. Dem Wesen nach sey es dasselbe, und habe dieselbe Frucht, das heißt: die Versöhnung des Vaters und die Erlangung des ewigen Heiles. Der Meßpriester könne durch die Messe die Kraft des Leidens Christi zuwenden, wem er wolle; im Allgemeinen der katholischen Kirche, im besonderen Sinne dem Stifter (der Meßpfründe ꝛc.) und dem, in dessen Namen Messe gehalten werde, im besondersten Sinne sich selbst. Der Priester führe in der Messe unsere Sache als Mittler gegenüber von Christo dem ewigen Richter, und erwerbe der Kirche auf diese Weise viele leibliche und geistliche und ewige Gaben, durch sein Gebet und sein Opfer." Ferner lehrt er: „Der Meßpriester verwandelt durch Einsegnung die Elemente Brod und Wein ganz und gar in Leib und Blut Christi. Es ist kein Brod mehr da noch Wein, wenn er also gethan hat. Das ist eine Macht, die den Priester noch über die Maria stellt, welche, sagt Biel, Christum nur einmal vom Himmel herabgebracht habe, der Priester aber in der Messe täglich." „Dieß geschehe durch eine geheime (göttliche) Kraft, welche dem Priester nicht innewohne sondern beistehe, wenn er über Brod und Wein die Consecretionsworte spreche, womit die Wandlung vollzogen werde."

Bei dieser hohen Stellung, welche nach Biels Meinung der Priesterstand einnimmt, ist es kein Wunder, wenn er für die Kelchentziehung spricht. Die Frage über die Kelch-

entziehung seye freilich, sagt Biel, erst auf dem constanzer Concil entschieden worden, indessen müsse man doch einen Unterschied zwischen Geistlichen und Laien machen; der Priester sey der Mund der Kirche, könne für die Gemeinde trinken. Zu solchen Behauptungen, denen Biel da und dort selbst zu widersprechen scheint, brachte ihn seine immerwährende Beschäftigung mit den alten Scholastikern. Doch hätte er auch die klare Wahrheit erkannt, wie schwer wäre für ihn gewesen, sie öffentlich zu lehren; wie mancher Widerruf hätte auf den obengenannten noch folgen können? Man sieht es an seinem liebsten Schüler, dem Beichtvater Herzog Eberhards, an Wendelin Steinbach, der auch den Unterschied der biblischen und scholastischen Lehre erkannte, wie schüchtern selbst edlere Gemüther damals waren.

Entschiedener für die Wahrheit sprachen zwei andere Tübinger Theologen, Paul Scriptoris und Conrad Summenhardt. Beide waren Zöglinge der Pariser Universität, ohne die dortige Scholastik, mit der sie wohl bekannt waren, billigen zu können; beide dagegen Freunde des biblischen Studiums, der heiligen Sprachen (der griechischen und hebräischen), und der Schriften des heil. Augustinus.

Summenhardt soll die Kenntniß der hebräischen Sprache nach Tübingen gebracht haben. Sein ganzes Wesen war demüthig und anspruchslos, aber wo es galt, fürchtete er sich nicht, die Wahrheit offen zu sagen. Es ist noch eine Rede von ihm vorhanden, in welcher er zwölf Mißbräuche in den Klöstern rügt. Gegen die Scholastik hatte er einen tiefen Widerwillen, den er mit schmerzlicher Bewegung kund gab. „Wer," so hörte ihn sein Freund und Schüler, der berühmte Staupitz, oftmals ausrufen: „wer wird mich Armen endlich erlösen von dieser zanksüchtigen Theologie."

Lauter noch als Summenhardt sprach sich Scriptoris aus, ein Franziskanermönch, oder wie man die Ordensglieder auch nannte, ein Minorite. Scriptoris war ein ebenso beliebter Prediger als Universitätslehrer, und wurde deßwegen zuweilen auf hohe Festtage in umliegende Städte berufen. Er machte hier Aufsehen durch tadelnde Aeußerungen über den Ablaßkram und über die Klostergelübde. Auch vor seinen Ordensbrüdern

hielt er nicht zurück. Laut empfahl er ihnen das Studium der hebräischen Sprache, und forderte sie auf, die scholastische Lehrweise in der Theologie zu verlassen, und an die alten heil. Lehrer sich zu halten. Ueber die sogenannte Transsubstantations-Lehre äußerte er sich gleichfalls nicht nach dem Sinne der damaligen Satzungen, und behauptete: „Alles müsse nach dem Worte Gottes geprüft werden, und was in diesem nicht stehe, seye klarer Irrthum."

Dieß war der Grund seiner Entfernung aus Tübingen. Da er auch anderwärts seinen Ueberzeugungen treu blieb, so mußte er mehrmals den Wanderstab ergreifen. Als er endlich in Frankreich einen Ruheport zu finden hoffen durfte, und sich dahin auf den Weg machte, starb er auf der Reise in einem Kloster zu Kaisersberg eines plötzlichen Todes.

Scriptoris hat oftmals eine Reformation in der Kirchenlehre vorhergesagt.

Viertes Kapitel.

Päpste, Bischöfe, Weltgeistlichkeit.

Wenn eine gewisse Selbstständigkeit der Kirche gegenüber von den weltlichen Obrigkeiten, wenn die Menge der verschiedenen kirchlichen Aemter, wenn Ansehen und Reichthum, wenn die Unterordnung aller Geistlichen unter Ein Haupt auf Erden, das Glück der Kirche begründete, so wäre das Ende des 15ten Jahrhunderts ihre Blüthenzeit zu nennen.

Als das höchste Haupt auf Erden, von Königen und Fürsten gefürchtet, stand der Papst da. Unter ihm und seinem Rathe den Cardinälen standen die Weltgeistlichen, die Erzbischöfe und Bischöfe, unter diesen die Erzdiaconen, dann die Erzpriester (was jetzt die Dekane), die Leutpriester, die Capellane, die Frühmesser; unter dem Papste standen die geistlichen Orden mit ihren Generalen, Provincialen, Prioren, oder Visitatoren, Provincialcapiteln und Aebten. Der Geistliche konnte nur von geistlichen Obrigkeiten in allen kirchlichen Angelegenheiten gerichtet werden, und selbst in bürgerlicher Hinsicht war er der Gerichtsbarkeit der weltlichen Obrigkeit nur dann unter-

worfen, wenn Bischof oder Papst es gestattete, daß ihn diese richte. Auch die Oberaufsicht über die Kirchengüter hatte der Papst sich vorbehalten. Und endlich hatte in der ganzen abendländischen Christenheit kein anderer Glaube öffentliche Anerkennung und freie Uebung, als der von Rom aus gepredigte.

Was haben bei solcher Macht und Mitteln Gutes zu stiften die Päpste für die Kirche unseres Vaterlandes gethan?

Wenn man anerkennt, daß das Papstthum hie und da eine Schutzwehr gegen die Uebergriffe weltlicher Gewalt in kirchliche Rechte gewesen, so dürfte wohl alles gesagt seyn, was zu dessen Lobe gesagt werden kann. Sein Charakter war ein vorherrschend politischer, nicht ein religiöser. Sorgfältig und wissenschaftlich ausgebildet war damals unter seiner Leitung das Kirchenrecht (Jus canonicum); mit ungemeiner Thätigkeit wurde die kirchliche Canzleipraxis betrieben, dabei auch das Einzelnste und Kleinste erwogen; aber beides, Kirchenrecht und Canzleipraxis, zielte nur auf Befestigung einer irdischen Herrschaft, und auf Gewinn hinaus. Die ebenso wahre als allgemeine Klage war: daß in Rom mit Kirchenstellen, Erlassung kirchlicher Strafen, Ausnahmen von der Regel (Dispensationen) förmlicher Handel und der unverschämteste Wucher getrieben wurde.

Laut und wiederholt waren die Klagen über das durchgängige sittliche Verderben in der Kirche, und hauptsächlich um diesen zu steuern, wünschte man öftere freie Synoden. Aber die Päpste hielten sie nicht. Und daß sie aus eigenem Antrieb dem Jammer abgeholfen hätten, das durfte man den Päpsten des 15ten Jahrhunderts ohnehin nicht zutrauen.

Nicht minder versäumt war der Kern der Religion, der christliche Glaube. Die heilige Schrift zu verbreiten, und die darauf gründende religiöse Belehrung des Volkes zu fördern, das war nie Sache des Papstthums. Selten mochte es sich die Mühe nehmen, den unnützen Grübeleien und oft an das Alberne gränzenden Spitzfindigkeiten seiner Theologen Ziel zu setzen. Ja, wenn sich Dominicaner und Franziskaner mit solcher Heftigkeit zankten, daß eine Kirchenspaltung zu fürchten war, dann konnte ein Papst Frieden gebieten. Im Uebrigen

bekümmerte man sich um die *Glaubenslehre* in Rom nicht viel. Hie und da kam etwas Neues hinzu. So wurde z. B. eine Lehre bestätigt, welche auf dem sonst dem Papste so feindlichen Constanzer Concil der abendländischen Christenheit als Glaubensartikel war aufgedrungen worden. Diese Kirchenversammlung hatte den Beschluß gefaßt, *den Laien den Kelch im Abendmahle zu entziehen*, „wiewohl das Concil anerkenne, daß Christus das heil. Abendmahl unter beiderlei Gestalten eingesetzt, und die alte christliche Kirche es also empfangen habe.“ Eine weitere Irrlehre entstand um diese Zeit, nämlich die: „daß der Papst Macht habe, von allen *zeitlichen* Strafen in dieser *und* in *jener* Welt (d. h. von den Fegfeuerstrafen) loszusprechen.“

Diese letztere Lehre begründete einen immer ausgedehnteren *Ablaß*, und war eigentlich dazu geeignet, der christlichen Religiosität und Sittlichkeit den Todesstoß zu geben. Zwar wird in den Ablaßbriefen immer bemerkt, daß Reue über die Sünde und Bekenntniß derselben vorausgesetzt werde, zur Erlangung des Ablasses. Aber diese Bemerkung muß dem *Leser* der Ablaßbullen eine blos gelegentliche scheinen, weil sie nicht weiter ausgeführt wird; und die Willigkeit, *alle Sünden* (mit Ausnahme der Sünden gegen den Papst, die Bischöfe und die nach Rom Wallfahrtenden) zu erlassen, mußte das Reuegefühl eher hemmen als fördern. Der Hauptpunkt bei dem Ablaß war dann die Satisfaction, das heißt die *Genugthuung*, welche theils in Dienstleistungen (z. B. bei Kirchenbauten), theils in zu erlegendem Gelde zu bestehen pflegte. Dafür wurden vom Papste vierzig bis hundert Tage an jenen zeitlichen Strafen (s. oben), bisweilen ein Jahr, oder zehen Jahre (z. B. für die, welche seine goldene Rose zu Urach besuchten) und darüber nachgelassen. Wer zweimal an gewissen Festen kam, erhielt zwanzig Jahre Ablaß und so fort. Je mehr man solchen Ablaß verdiente, je mehr wurde Hoffnung gegeben, daß die Strafen im sogenannten Fegfeuer ganz nachgelassen werden. Ja, es wurde je und je der Ablaß mit der Erlangung der ewigen Seligkeit in eine Beziehung gesetzt, welche dem Nichttheologen es höchst wahrscheinlich machen mußte, daß auch den Höllenstrafen dadurch zu entgehen seye. So heißt es in einer

Ablaßbulle: „man habe nach gehöriger Vorbereitung auf die Ablaßgnade Aussicht, durch diesen Ablaß, vermittelst der Verdienste Christi, seiner heiligen Mutter und aller Heiligen vor dem Teufel beschützt zu werden, und das ewige Leben zu erlangen.“

Einige Hülfe hätten in diesen Zeiten die Bischöfe schaffen können, welchen die württembergischen Lande damals untergeben waren. Aber Augsburg, welches einige wackere Bischöfe zählte; Speier und Würzburg hatten nur geringen Einfluß; mehr wäre von Constanz zu erwarten gewesen, dessen Sprengel sich über den bedeutendsten Theil unseres Landes erstreckte. Aber wie mochte ein Bischof von Constanz sich dem römischen Stuhl widersetzen, der von dem Papste sein Bisthum ums Geld gekauft hatte? Oder war ein anderer Bischof, der die Einkünfte verschwendet hatte und seinem Nachfolger gehäufte Schulden hinterließ, wohl der Mann, dem das Heil der Kirche am Herzen lag? Bald war das Domcapitel durch innerlichen Zwiespalt unter sich verfeindet, bald gab es zwei Bischöfe von Constanz neben einander, welche beide Beistand in Rom suchten. Unter diesen Umständen war von ihrer Seite eine Einsprache gegen irgend eine Maasregel des Papstes nicht zu gewarten. In manchen Stücken war Constanz im Kleinen nur das, was Rom im Großen. Auch hier handelte es sich damals nicht um die Kirche, sondern um Befriedigung des Geldbedarfs, und hiezu wurde kein Mittel verschmäht.

Als Thomas Perlover 1491 Bischof zu Constanz ward, wirkte er sich vom Papste die Erlaubniß aus, zu den bedeutenden ordentlichen Abgaben, die er von der württembergischen Geistlichkeit bezog, noch eine außerordentliche Auflage ihr anzusetzen, nach der sie den fünften Theil ihrer Einkünfte ihm auf einige Jahr überlassen sollte. Mit Mühe wendete der schwäbische Bund und Graf Eberhard dieß ab, und der Bischof mußte mit dem Zwanzigsten vorlieb nehmen. Allein die fortwährenden kleinen Plackereien des Bischofs und seiner Procuratoren ließen sich nicht beseitigen.

Aber die größte Schuld, die das Bisthum auf sich lud, war die leichtfertige Nachlässigkeit, mit welcher man die Weltgeistlichkeit behandelte, welche zu überwachen seine Hauptaufgabe war.

Die arme Geistlichkeit! In einem Kloster oder in irgend einer lateinischen Schule, vielleicht als armer fahrender Schüler, erwarb sich der künftige Seelsorger das Wenige, was von ihm gefordert ward. „Gut lesen, gut construiren (den Satzbau verstehen), gut singen und ordentlich lateinisch sprechen," das waren die Forderungen, welche Papst und Bischof an ihn stellten. Ob er die heil. Schrift kenne, darnach wurde wenig gefragt, und der Abt Tritheim behauptet: „die damaligen Priester wissen von der Bibel so wenig als das Volk." Kamen sie dann ins Amt, so war ihr Hauptgeschäfte das Messelesen und die Ceremonien. An Sonn- und Festtagen wurde wohl da und dort gepredigt, aber man fand nichts Auffallendes darin, wenn der Geistliche statt über das Evangelium zu predigen, dasselbe blos las, und zeitenweise das Predigen unterließ.

So in der Erziehung vernachläßigt, von ihren Oberen gedrückt, vom Familienleben geschieden, war es kein Wunder, daß Viele von den Weltgeistlichen ihre Ergötzung in der Weltlust suchten. Schmausen, Spielen, Jagen war die gewöhnliche Erholung. Aber tiefer in das Verderben dieses Standes, als Tritheims Klagen, läßt eine Urkunde des Generalvikars von Constanz hineinblicken. Derselbe schreibt unter Anderem an die Geistlichen des Landcapitels (Dekanates) Kirchheim unter Teck, ums Jahr 1484 Folgendes:

„Zur Beruhigung Eurer Gewissen wird Eurer Liebe erlaubt, daß jeder irgend einen eigenen Beichtvater sich erwähle, dem Ihr Eure Sünden bekennen dürfet, als da sind: Unzucht und Concubinat mit Weibern und Schändung von Jungfrauen, Schande mit Nonnen und Beguinen; Uebertretung kirchlicher Gesetze, Nachläßigkeit und Fehler in Verwaltung der Gottesdienste und Sacramente; Besuch verbotener Orte, Würfel-, Karten-, Brettspiel, Saufen und Fressen, Wucher, Beherbergung verdächtiger Personen, Umgang mit Gebannten, Weinschank, Tragen verbotener Kleider und Waffen, Jagen, Schelten, Meineid, Fluchen, Gotteslästerung, sonstige Verbrechen und schändliche Ausschweifungen und andere Sünden, von denen die Lossprechung der Papst sich nicht (ausschließlich) vorbehalten hat. Davon soll euch in kirchlicher Form der Beichtvater lossprechen können, unter der Bedingung, daß ihr die unterlassenen

canonischen Stunden hereinbringt, Eide, die ihr geschworen habt, haltet, das Unrecht vergütet, und durch Besserung Eures Lebens die früheren Sünden tilget." Nur von Sünden gegen die Schlüsselgewalt, d. h. den Papst und Bischof, könne der Beichtvater sie nicht freisprechen. War dann ein Mensch absolvirt, so ward ihm „die Genugthuung" auferlegt, welche meistens in einer Geldabgabe geleistet wurde, von der dann ein beträchtlicher Theil in die Kasse des Bischofs floß. Diese Absolution der Kirchheimer Diöcese steht nicht allein da, auch in die Reutlinger kamen ähnliche bischöfliche Schreiben, und seine ganze Diöcese besteuerte ein constanzer Bischof kurz vor der Reformation auf ähnliche schändliche Weise. So stand es auch in andern Reichsstädten, so in Hohenlohe*).

Wie viel kam in dieser Zeit des Verfalls der Kloster- wie der Welt-Geistlichkeit auf die Gesinnung der Landesfürsten an! Es war eine Wohlthat, daß so manche Fürsten, insbesondere aber Eberhard im Bart, christlicher dachten, als Diejenigen, in deren Hand eigentlich die Leitung der Kirche sich befand. Nicht der Papst noch der Bischof, sondern Eberhard war es, der die Jahrmärkte von Sonn- und Festtagen auf Wochentage verlegte, der die Trunkenheit und Gotteslästerung bestrafte, der auch ungeordnete Geistliche in die Schranken wieß, so weit es in seiner Gewalt stand! Die Treue, mit der er hier handelte, und der ernste feste Wille, der auch in diesem seinem Thun zu erblicken war, trug im Stillen doch gesegnete Früchte. Der Graf Kraft zu Hohenlohe, und Wilhelm Landgraf zu Hessen haben es von ihrem väterlichgesinnten Vetter Eberhard gelernt, in ihrem Lande zu reformiren. Im Württembergischen aber fühlten sich redliche, durch ihre Kirchenhäupter so vielfach gedrückte und zurückgestoßene Welt-Geistliche, aufgerichtet durch die Ermunterung und den Beistand, den ihnen Eberhard zu Theil werden ließ. Sie suchten

*) Wibel führt eine Reihe von fast unglaublichen Beispielen des Sittenverfalls der Geistlichkeit im Hohenloheschen an. In Ulm verursachten die Aergernisse von Seiten der Geistlichen mehr als einmal öffentliche Auftritte, welche Volksaufstände befürchten ließen.

ihm aber auch ihren Dank an den Tag zu legen. So gab Johann Naukler, Kirchherr zu Brackenheim, diese schöne Pfründe auf, damit ihr Fond zur Errichtung der Universität Tübingen verwendet werden könnte, so machten einzelne andere Weltgeistliche später Stiftungen für Studirende. So verwandten andere Weltgeistliche ihre Habe zu Gründung von Predigtämtern. Es war so ganz im Sinne Eberhards, als der im Jahre 1490 verstorbene Priester Conrad Schütz in Lauffen am Neckar, „zu Ehren des heil. Geistes," ein Predigtamt stiftete, dessen Besetzung er dem Grafen von Württemberg übertrug. Auch zu Blaubeuern, Sulz, Dornstetten und Bottwar wurden von Geistlichen Stiftungen zu Predigtämtern gemacht. Thomas Pflüger, welcher 1492 ein solches für die Stadt-Gemeinde Sulz stiftete, spricht sich über den Beweggrund dieser wohlthätigen Handlung also aus: „er habe diese Stiftung gemacht, in Ansehung, daß dem Menschen hie in Zeit der Gnaden zu Verfolgung ewiger Seligkeit aus fleißigem Predigen und heilsamlichen Unterweisungen des göttlichen Wortes vielfältiger Nutzen entspringe; in Ansehung, daß dadurch menschliche Vernunft und Erkenntniß in christlichem Glauben erleuchtet, zu Erkenntniß Gottes des Allmächtigen geleitet, und die christglaubigen Menschen zu Behaltung seiner göttlichen Gebote gefördert und gezogen werden."

Von der Verdorbenheit der Welt- und Kloster-Geistlichen jener Zeit klagte der Abt Tritheim, und sang das Volk Spottlieder, aber das Wirken jener stillen, meist verachteten Weltpriester hat keinen Redner und Sänger gefunden.

Fünftes Kapitel.

Gottesdienst und Volksreligiosität in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts.

Wie überall in der römischen Kirche, so bestand im Mittelalter auch in Württemberg der öffentliche Gottesdienst haupt-

sächlich in der Messe oder vielmehr im Meßopfer; (denn unter der Messe wurde neben jenem sogenannten Opfer auch das heil. Abendmahl mitbegriffen, so genau beides zu unterscheiden ist.) Unter verschiedenen Ceremonien: in eigenen kostbaren Kleidern, unter Weihrauchwolken, Gesängen, dem Klange von Glöckchen, Kniebeugungen, Ausbreitung und Wiederfalten der Hände, Emporhalten der Monstranz und des Kelches geschah das sogenannte Meßopfer, und was dem Ganzen das Gepräge des Magischen gab, die Gebete und Bibel-Lectionen dabei wurden in lateinischer Sprache gehalten.

Ueber dieser Satzung wurde has heil. Abendmahl und die heilige Taufe gering geachtet, und ersteres nur unter einerlei Gestalt dargeboten, wie bereits gezeigt wurde. Wie vernachlässigt die eigentliche Verkündigung des Wortes Gottes, die Predigt, war, das ist schon aus dem Umstande klar, daß man in Städten, welche an Geistlichen keinen Mangel litten, dennoch für nöthig fand, besondere Predigtämter zu stiften, und daß man auch da, wo Prediger waren, auf regelmäßige Besorgung dieses Amtes nicht sehr strenge drang.

Meßopfer war und blieb eben Hauptsache, und weil man von Jugend auf hörte, wie Vergebung der Sünde durch das von einem Priester dargebrachte Opfer erworben werde, so wurden unzählige Messen für's Geld bestellt, für Lebendige, wie für Todte, und im Vertrauen hierauf lebte und starb das Volk. Kam denn hiezu noch der außerordentlicher Weise ertheilte Ablaß, so wurde auch dieser mit allem Pompe verkündigt, und Jedermann mußte glauben, daß darin die Hauptsache des Christenthums bestehe, daß man Sündenvergebung durch die Priester erlange und mit Geld erwerbe.

Nächst der Messe war die Verehrung der Heiligen eine Hauptsache des damaligen Gottesdienstes. Theils ihre Personen, theils ihre Reliquien, theils ihre Bilder wurden verehrt. Einen Landespatronen hat zwar Württemberg nicht gewählt; aus der Zahl seiner Entschlafenen wurden nur sehr wenige, und außer Wilhelm von Hirschau wohl kein allgemein gerühmter Heiliger canonisirt. Am häufigsten verehrt wurden:

St. Peter, St. Martin, St. Georg, St. Leonhardt, der Erzengel Michael, vor allen Heiligen und Engeln aber die Jungfrau Maria. Noch 1520 wurde, letzterer zu Ehren, eine Glocke in die Stiftskirche in Stuttgart gegossen, worin sie als die Mutter des Erbarmens und der Gnade angerufen wird, um ihren Schutz vor dem Teufel, um ihre Hülfe in der Todesstunde, um die Fürbitte bei ihrem Sohne, welche Vergebung aller Sünden bewirke.

Besondere Gegenstände der Verehrung waren ferner die Reliquien der Heiligen, welche in großer Zahl im Lande sich fanden. Nur das Städtchen Künzelsau rühmte sich, 94 Reliquien zu besitzen, und dem Kloster Zwiefalten hatten zwei Mönche durch einen Diebstahl 81 Reliquien zugetragen. Unter besonderen Feierlichkeiten wurden sie zum Beschauen, Küssen, Betasten, zu kirchlicher Verehrung ausgestellt.

Doch nicht nur den Reliquien und Personen oft sehr unbekannter Heiligen wurde diese Verehrung bewiesen, sondern auch den Bildern der „Himmelskönigin," wie man die heil. Jungfrau oftmals nannte. Man glaubte, daß einigen von diesen Bildern geheime Kräfte mitgetheilt werden; man wollte bemerken, daß Marienbilder Haupt und Glieder bewegen, und so bald dieß kund ward, begann eine Wallfahrt, namentlich Kranker und Gebrechlicher, welche da Hülfe suchten. Und damit man ja zu dem Bilde wallfahre, kam noch ein besonderer Ablaßbrief des Papstes, welcher besagte: „die Gläubigen möchten doch da- und dorthin wallfahren, weil die h. Jungfrau durch fortwährende Wunder in dieser oder jener Kirche schimmere." Wie mancher Betrug mußte sich bei solchen Bildern auch im Württembergischen finden! Das Volk war wirklich dadurch in einen solchen Aberglauben versunken, daß es überall von Wunderheilungen träumte. Einem Fuhrmann bei Möhringen auf den Fildern verunglückte sein Weib auf der Straße, er setzt ihr ein kleines Denkmal. Aber ehe man es sich versah, wurde diese Stelle ein Wallfahrtsort für Krüppel aller Art, und nach und nach kam durch das häufig fallende Opfer eine Summe zu Stande, von der man eine Kirche erbaute.

Doch nicht blos Krüppel und Lahme, Gebrechliche und Kranke suchten auf diesem Wege ihre Heilung. — Die Gesunden suchten bei den Wallfahrten ihre Lust. Als z. B. ein Mensch in der Nähe von Schwäbisch Hall einmal Erscheinungen und Offenbarungen vorgab, und an eine alte Eiche eine bleierne Medaille mit dem Bild der „vierzehn Nothhelfer" angeheftet hatte, entstand ein ungemeiner Zulauf der Haller. Alles eilte: „mit Fläschlein guten Weins, Küchlein und Hippen" hinaus. In der Eile baute man eine bretterne Hütte, hielt darin Messe, und Alles vergnügte sich.

Zur Belustigung bot freilich das römische Kirchenthum damals noch Anderes dar. Keine Zeit wurde, wie Luther sich ausdrückt, mehr entweiht, als die heil. Osternzeit. Am Palmsonntage wurde an den Orten, welche einen sogenannten Palmesel halten durften (was ein großes, mitunter am päpstlichen Hofe ausgewirktes Recht war), dieser große hölzerne Esel, auf dem ein Geistlicher saß, herumgezogen, und selbst die Rathsherrn mußten ziehen helfen. Mit grünen Zweigen, unter Glockengeläute und Gesang, geleitete man ihn von Kirche zu Kirche, wo dann Feuer und Wasser von dem auf dem Esel sitzenden Geistlichen geweiht wurde. Am Charfreitage legte man ein hölzernes Christusbild in ein eigens verfertigtes Grab, am Osterfest nahm man es heraus, und nun betrat ein Geistlicher die Kanzel, um durch Possen das Volk zu belustigen, und das sogenannte Ostergelächter hervorzubringen. Einige dieser Leute ahmten auf der Kanzel statt der unflätigen Scherzreden das Geschrei von unvernünftigen Thieren nach. Wer dann das Volk am meisten zum Lachen bewegen konnte, galt für den besten Prediger.

Immer mögen besser denkende, unter Eberhard gebildete Geistliche im Stillen guten Samen ausgestreut haben, doch dürfen wir ihre Zahl und Einfluß nicht als zu groß annehmen. Ernstere Bedenken gegen diese Mißbräuche wurden erst in der Reformationszeit laut. Aber wie arm stand das Volk da, wenn es an seinen hohen Festen Solches hören mußte, wenn es immer von einer Menschensatzung zu der anderen hingetrieben wurde; denn auch das Leben gab wenig Ersatz für das, was die kirchlichen Anstalten vermissen ließen. Bibeln waren nirgends

zu finden unter dem Volke, und wenn es sich je eine deutsche hätte anzuschaffen vermocht, so hätten die Wenigsten davon Nutzen ziehen können. Noch im Jahr 1492 verstanden sich nur die wenigsten Stadtgerichtsmitglieder in Stuttgart auf's Lesen. So entbehrte der Hausgottesdienst der Hauptgrundlage. Die Schulanstalten gaben wenig Ersatz. Von deutschen Schulen in jener Zeit hat man keine Spur, die wenigen lateinischen schienen sich im Religionsunterricht darauf zu beschränken, für den lateinischen Chorgesang Knaben zu erziehen, mit denen hie und da vielleicht die sonntäglichen Evangelien und Episteln in lateinischer Sprache durchgegangen wurden. Geistliche Lieder in deutscher Sprache, welche auch unter dem ungebildetsten Theile des Volkes von Mund zu Mund hätten gehen können, gab es wenige, und noch wenigere waren, um ihres Inhaltes willen, genügend. Nur einzelne bessere Verse, wie der erste des (von Luther ergänzten) Liedes: „Nun bitten wir den heil. Geist" rc., und das alte kleine Osterlied: „Christ ist erstanden" rc., dürften allgemeiner bekannt gewesen seyn. Letzteres soll man in Schwaben an Ostern haben in der Kirche singen dürfen. Sonst war der Gesang geistlicher Lieder, besonders in der Kirche, dem Volke streng verboten.

Was unter dem damaligen Verderben von christlicher Wahrheit noch übrig war, läßt sich kurz zusammenfassen. Vor Allem sind die beiden Sacramente, Taufe und Abendmahl, zu nennen. Aber wie sehr ward ihr Genuß erschwert! Unter wie viel Ceremonien war ihre eigentliche Bedeutung verdunkelt! Jedermann mußte irre werden an der Bedeutung der heil. Taufe, wenn er sah, wie man Glocken und Altarsteine taufte, und Gevattern dazu bat, oder die Weihung von Salz, Wein, Fleisch, Kräutern mit anhörte. Und wie manches denkende Gemüth gerieth in Zweifel, ob es denn auch den Segen des heil. Abendmahls empfange, weil ihm der Kelch des neuen Bundes nicht gereicht wurde! Als einen besonderen Schatz, der sich noch in der Kirche erhielt, nennen Luther und Brenz: die Kenntniß des Vaterunsers, des apostolischen Glaubensbekenntnisses und der zehen Gebote, welche da und dort dem Volke öfters auf der Kanzel vorgesprochen und so eingeprägt wurden.

Aber auch das Wenige, was von christlicher Erkenntniß gepflanzt wurde, mußte in redlichen Gemüthern seine Kraft offenbaren. Das schwäbische Volk galt damals für ein religiöses Volk. Es war ungemein willig im Geben, bald zu Klosterstiftungen, bald zu Kirchenbauten, bald zur Gründung von Hospitälern. Die reichsten dieser letzten Anstalten und die schönsten Kirchen wurden im fünfzehnten Jahrhunderte gegründet. Inschriften an Hochaltären und die um diese Zeit häufiger werdenden kirchlichen Kunstwerke, die sogenannten Oelberge, zeugen davon, wie der Name des Weltheilandes im Stillen doch manchem Herzen über alle Namen theuer war. Eigenthümlich endlich ist dieser Zeit die Errichtung eigener Predigtämter, auch von Seiten der Gemeinden.

Zudem finden wir da und dort ein bewußtes Hervortreten gegen das sittliche Verderben der Zeit. Ein Krebsschaden jenes Jahrhunderts waren die vielen öffentlichen Frauenhäuser und die dadurch verbreiteten Unzuchtssünden. Aber die sogenannten Brüderschaften, welche von Geistlichen und Laien errichtet waren, und deren Hauptzweck zunächst die Armenpflege, ehrliches Begräbniß ihrer Todten, Fürbitte für Lebende und Verstorbene war, verbanden hiemit öfters eine strenge Sittenzucht. So hatte z. B. die Sindelfinger Brüderschaft als ersten Grundsatz den ausgesprochen: „Wir sollen und wollen keinen Gottesschwörer, Lästerer, noch unrichtigen Menschen, auch keine Person, es sey Mann oder Frau, die zu den Unehren und nit im ehelichen Stande bei einander säßen und Wohnung hätten, nimmer aufnehmen in unsere Brüderschaft" (1470). Auch bürgerliche Vereine, wie die Zünfte, gestalteten sich zu religiösen; unter ihnen ist besonders die Weberzunft zu nennen, selbst die Spielleute traten da und dort zu einer Brüderschaft zusammen, und alle gelobten: „Keiner solle eine Frau haben oder mit sich führen, die Geld oder Nahrung mit Sünden verdiene."

Neben jenen Brüderschaften bestehen noch immer Beguinen und Begharden fort. Die ersteren namentlich genossen im fünfzehnten Jahrhundert im Württembergischen alle Achtung und Unterstützung, und standen unter dem Dominikaner- oder Fran-

ziskaner-Orden, als sogenannte Tertiarierinnen. Zur besonderen Ehre gereicht ihnen, daß Eberhard im Bart, der doch überall zu reformiren suchte, wo sittliche Zucht erschlafft war, die sehr zahlreichen „Beguinensammlungen“ und „Bruderhäuser“ ruhig und ungestört ihrem eigenen Gange überließ. Beguinen und Begharden besorgten, wie früher, die Pflege der Kranken, Wanderer und Sterbenden; ihren Unterhalt erwarben sie sich meist durch Händearbeit, namentlich durch Webereien. Nicht unbekannt scheinen sie gewesen zu seyn, mit der heil. Schrift. Ein stilles, zurückgezogenes und dennoch in Liebe thätiges, gemeinschaftliches Leben war ihr Hauptbestreben, und wenn auch einzelne Mitglieder jener Vereine diesem Streben untreu wurden, so wäre es Unrecht, diese Schuld der besseren Mehrzahl aufzubürden. Wohl möchte die Vermuthung eines württembergischen Gelehrten nicht viel gegen sich haben: „daß in diesen Kreisen eine besondere Neigung und Empfänglichkeit für christlich-reformatorische Grundsätze sich gefunden habe.“ Aecht evangelisch war wenigstens das Gebet, das die Beguinen den Sterbenden pflegten vorzusprechen, und womit sich viel alte Laien im Papstthum trösteten, welches also lautet:

O Marter groß, o Wunden roth,
O bittrer Tod,
Des Sohnes Gottes!
Komm' mir zu Hülf' in meiner letzten Noth,
Wenn mein Herz bricht
Verlaß mich, Herr Jesu Christe, nicht!

So übten diese Weiber, und so wohl auch manche Hausväter und Hausmütter das geistliche Priesterthum an den Sterbenden und das Lehramt an den Kindern. Und eben der damit gepflanzte Sinn der Liebe zum Erlöser war die beste Vorbereitung zur Reformation.

Eine Bewegung dagegen, welche damals die Masse des Volkes ergriff, verdient den Namen einer Vorbereitung auf die Reformation keineswegs. Ein junger Mensch, Johann Beheim zu Niklashausen, vom Volke der „Hänselin“ genannt, rühmte sich vorgeblicher Erscheinungen von der Jungfrau Maria.

Bald wallfahrteten Schwaben, Franken, Baiern zu ihm (1475). Seine Predigten gegen Kleiderluxus und gegen das üppige Leben der Vornehmen, namentlich auch der Geistlichkeit, zogen das Volk an. Sie drängten sich zu ihm; wer ihn nur anrühren konnte, hielt sich für geweiht und beseligt; Stückchen von seiner Kleidung wurden ihm abgerissen und als Reliquien vertheilt. Mit gebeugten Knieen und gefalteten Händen flehten die Leute: „O heiliger Mann Gottes, bitte für mich!" Wie an berühmten Wallfahrtsorten, so wurden ihm reiche Gaben an Gold, Silber, Wachs, Kleidungen dargebracht. Als der Bischof von Würzburg gegen ihn einschritt, zogen Schaaren von Volk heran und drohten mit der Zerstörung Würzburgs, wenn der Bischof „den Jüngling" nicht freigeben würde. Nur die Lanzen der bischöflichen Reiter und das bischöfliche Geschütz brachten die aufrührerischen Haufen zum Weichen. Ueber den Jüngling wurde Gericht gehalten; er bekannte, daß er das Volk mannigfach betrogen habe, und ward verbrannt. Noch, als er auf dem Scheiterhaufen stand, glaubten viele seiner Anhänger, er werde durch ein Wunder der Mutter Gottes gerettet werden. Sein Tod hinterließ viel Bitterkeit unter dem Volke, und nicht mit Unrecht wird er als ein Vorbote des die Reformation so sehr gefährdenden Bauernkrieges angesehen, in welchem der Unwille über die damalige höhere Geistlichkeit und das Mönchthum sich auf so schreckliche Weise Luft machte.

Eine Verbesserung der kirchlichen Zustände war unumgänglich nöthig; aber, worin sie bestehe, und wie sie durchzuführen seye, das wußte damals noch Niemand mit Gewißheit, und nur Wenige hatten davon eine Ahnung.

Eine Reformation, wie man sie bedurfte, war Sache einer höheren Hand, welche das Geschick der Kirche lenkt, und ihre Krankheiten allein heilt. Wenn von Menschen etwas für diesen Zweck geschah, so waren es kleine, fast unabsichtliche Vorbereitungen, zu denen das Gewissen und die Sorge für das allgemeine Wohl einzelne fromme Männer antrieb. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß die Gebete redlicher Christen, so verborgen sie vor Menschen sind, so gewiß nie verloren gehen, und man möchte schwerlich irren, wenn man behauptet, daß die Reformation erbetet war; wie Luther singt:

Gott spricht: ich muß auf seyn,
Die Armen sind verstöret;
Ihr Seufzen dringt zu mir herein,
Ich hab' ihr Klag' gehöret;
Mein gutes Wort soll auf dem Plan
Getrost und frisch sie greifen an
Und seyn das Heil der Armen.



Die

Zeiten der Reformation.

Erster Abschnitt.

Das Bedürfniß einer Kirchen-Reformation und die erste Vorbereitung derselben in Württemberg.

Erstes Kapitel.

Papst und Herzog.

So lange Eberhard im Bart lebte, mochten wohldenkende Männer eine Verbesserung der kirchlichen Zustände wenigstens im Lande Württemberg hoffen, ja glauben, eine solche sey angebahnt. Aber kaum hatte der edle Fürst seine Augen geschlossen, so zeigte es sich, wie die gründliche Reformation, nach der er sich gesehnt, und um welche er oft zu Gott gebetet hatte, noch ein sehr fernes Ziel seye für die württembergische Kirche, geschweige für die ganze abendländische.

Wie mag wohl Eberhard, der durch nahe Anverwandte in Italien über den römischen Hof auf's Genaueste unterrichtet war, noch in seinen letzten Jahren so tief betrübt worden seyn, als er hörte, daß der Cardinal Roderich Borgia den päpstlichen Stuhl bestiegen habe (1492). Dieser Mensch, der unter dem Namen Alexander VI. bekannt ist, hatte an Gottlosigkeit, auch nach den Zeugnissen römisch-katholischer Schriftsteller, Seinesgleichen nicht. So sagt ein französischer Geschichtschreiber von ihm: „Ganz Europa verfluchte ihn wegen seiner öffentlichen Ausschweifungen, seiner Treulosigkeit, seines unmäßigen Hochmuthes, seines unersättlichen Geizes, seiner Grausamkeit, seiner Gottlosigkeit;" und ein italienischer Geschicht-

schreiber berichtet: „Als er gestorben war, lief ganz Rom mit unglaublicher Freude zusammen zu seiner Leiche, und konnte seine Augen nicht genug sättigen am Anblick der todten Schlange, welche mit ihrem unbegränzten Hochmuth, mit ihrer verderblichen Treulosigkeit, mit ihrer abscheulichen Wollust ꝛc. die ganze Welt vergiftet hatte." Ein Dritter berichtet, wie Rom in der That und Wahrheit eine Mördergrube unter ihm und durch ihn geworden seye.

Es war ein wahres Glück für Württemberg, daß die Leute diesen vorgeblichen heil. Vater und Nachfolger Petri, den sogenannten Statthalter Christi, den Hirten der einen, heiligen, katholischen Kirche, nicht mit Augen sahen; wie damals die Sachen stunden, wäre nichts, als die Verbreitung der äußersten Gottlosigkeit, durch dies Beispiel zu gewarten gewesen. Indessen ganz ohne Einfluß auf das Land war auch dieser Papst nicht. Unter ihm kam der Ablaß erst recht nach Schwaben und Franken. Der Cardinal-Legat Raimund von Gurk war sein Stellvertreter in unserem Lande, wie er's schon vorher gewesen war, und diente auch dem Geize dieses Papstes, wie dem seiner Vorgänger. Dieser Raimund trieb nun den Ablaßhandel in's Große und ertheilte nicht allein Erlassung der Kirchenstrafen, sondern auch „vollkommene Vergebung der bereuten, bekannten und unbekannten Sünden, und Erlassung der Fegfeuerstrafen." Während der Cardinal das Land durchzog, trieb ein anderer Ablaßkrämer und Reliquienumträger, Namens Eiselin, gleichfalls unter päpstlichem Schutze, seinen Handel auf's Unverschämteste im Kleinen. An dem einen Orte wies dieser als Reliquie eine Schwungfeder vom Erzengel Michael vor, am andern nahm er, Angesichts seiner Wirthin, Heu aus einem Stalle, und sagte ihr, wie er am anderen Tag dieß Heu, als Heu vom Stalle zu Bethlehem, in der Kirche zur Verehrung aufstellen wolle, und er hielt damit Wort. Vergeblich war der Widerstand der besser denkenden Geistlichkeit Württembergs. Er lachte ihnen in's Gesicht. Als man sahe, daß Ablaß auf „Tage" nicht mehr wohl in die Länge viel Beifall finde, so ward „die römisch Gnad" immer reicher. Im Jahr 1502 kam sie nach Calw; man führte dort am Sonntag nach Frohnleichnam ein Trauerspiel von der Passion

auf, und Cardinal Raymund bewilligte Jedem, der demselben mit Andacht zusehe, auf 240 Jahre Ablaß. Von dannen zog er nach Schwäbisch-Hall, mit großen Indulgenzen, dann nach Hohenlohe. Der Cardinal bezog von dem eingegangenen Gelde sein Dritttheil. Das Uebrige sollte versprochenermaßen zum Türkenkriege verwendet werden, und Kaiser Maximilian machte deßhalb darauf Anspruch; aber der Cardinal verbot dem jungen Herzog Ulrich, diese Gelder dem Kaiser auszuliefern (1504). Wo dieselben hinkamen, weiß man nicht. Aber, daß der Ablaß fortwährend betrieben wurde, und fortwährend versprochen ward, man wolle damit gegen den Türken einen Kriegszug veranstalten, das ist gewiß. Und der Erfolg von Allem diesem war kein anderer, als der, von dem die deutsche Nation (1522) zu Nürnberg klagte: „Unter dem Schein der Frömmigkeit, als wären Kirchen zu Rom zu bauen, oder Kreuzzüge gegen die Türken zu unternehmen, haben die römischen Päpste den einfältigen, leichtgläubigen Deutschen ihr Geld abgenommen und sie bis auf's Blut ausgesaugt. Und, was noch viel höher anzurechnen ist, durch diese Betrügereien und die gemietheten Ablaßkrämer und Ablaßprediger ist die deutsche, christliche Frömmigkeit von Haus und Hof vertrieben worden, weil Jedermann für das bezahlte Geld Freiheit, zu sündigen, erkauft zu haben glaubte. Das war der Ursprung von so vieler Unzucht, Blutschande, Ehebruch, Meineid, Mord, Diebstahl, Raub, Wucher und einer Masse anderer Laster. Jedermann glaubt nicht allein in dieser, sondern auch in jener Welt strafefrei zu seyn. — Zu einem Türkenzug Hülfe zu leisten, will Niemand sich verstehen, denn allgemein weiß man, daß das Geld nicht zum Nutzen der Christenheit, sondern für die Verwandten und Diener des Papstes verwendet wird."

War das sogenannte Haupt der Kirche der Urheber dieses Verderbens, so mußte sich dieses in Württemberg um so weiter verbreiten, da mit dem Tooe Eberhards im Bart die öffentliche Sittlichkeit ihre irdische Hauptstütze verloren hatte. Sein Nachfolger, zum Unterschied von ihm gewöhnlich Eberhard der Jüngere genannt, war ein Mann von zerrüttetem Geiste und frechen Sitten. Sein Liebling war der berüchtigte entsprungene Mönch Holzinger, den er aus dem wohlverdienten

Gefängniß befreite und zu seinem Rathgeber machte. So etwas hatte Eberhard im Bart vorhergesehen, und, um seine mühevollen Pflanzungen durch den Nachfolger nicht ganz zertreten zu lassen, noch bei seinen Lebzeiten eine Regimentsordnung entworfen, wornach ein Landhofmeister mit zwölf Räthen aus den drei Ständen dem jüngeren Eberhard bei der Landesregierung zur Seite stehen, und dieser gehalten seyn sollte, ohne ihren Rath, Wissen und Willen nichts vorzunehmen. Dieß geschah mit Eberhards des Jüngern Zustimmung im Eßlinger Vertrag. Als er aber die Regierung angetreten hatte, erklärte er, wie er sich an denselben nicht binden werde. Die Regimentsräthe und die Stände des Landes blieben fest, suchten ihn zuerst auf gütlichem Wege zu gewinnen, da er aber hartnäckig widerstand, sagten sie ihm den Dienst auf und bewogen den Kaiser Maximilian I., den Herzog abzusetzen. Eberhard dankte dann zu Gunsten des jungen Ulrich ab, und starb bald darauf in der Pfalz auf dem Schlosse Lindenfels.

Die Stände des Landes, unter denen die Prälaten (Aebte der Benedictinerklöster und der Propst zu Denkendorf) bereits eine bedeutende Stimme führten, hatten nach den Landesgesetzen gehandelt, aber darin besonders gefehlt, daß sie den Kaiser mit dem Versprechen gewannen, seine Nichte, Sabine von Baiern, durch Verheirathung an den jungen Herzog Ulrich zu versorgen. Ihr Wille geschah; einer jugendlichen Neigung zu einer edeln brandenburgischen Prinzessin mußte der junge Herzog entsagen, und dieß, verbunden mit einer gewissen Sorglosigkeit in seiner Erziehung, war für die Bildung seines Charakters von entscheidend üblen Folgen. Es war nicht mehr jener liebevolle Ernst, mit welchem einst Eberhard im Bart den Knaben, mit anderen adelichen Jünglingen zusammen, erzog, ihn den Katechismus und seine übrigen Lectionen hersagen ließ, und ihn durch die Würde seines Beispieles nach dem Grundsatze leitete, „daß die Furcht des Herrn der Weisheit Anfang sey." Wie bildsam Ulrich gewesen seyn dürfte, mag man aus der Anhänglichkeit schließen, mit der er seinen Wohlthäter, „den frommen, seligen Eberhard, der nicht als sein Vetter, sondern als Vater an ihm gehandelt habe," bis in den Tod ehrte. Eine gewisse Aufrichtigkeit in religiöser Hinsicht und

eine Ehrfurcht vor dem Heiligen, welche nur durch den Sturm des wild aufbrausenden Temperamentes zu Zeiten verdunkelt ward, läßt sich bei Ulrich nicht ganz verkennen. Das Unglück des Jünglings zu vollenden, erklärte ihn Kaiser Maximilian in seinem sechszehnten Jahre schon für regierungsfähig. Ein glücklicher Krieg gegen die Pfalz, bei welchem das Kloster Maulbronn, das an Reichthum einem Bischofssitze glich, erworben wurde, ein prächtiges Hoflager, glänzende Turniere, eine Anhäufung einer Masse von Schulden, der zügellose Sinn seines Adels, bezeichnet die ersten zehn Jahre der Regierung Ulrichs. Es ist nur zu wahr, was Heyd, sein Biograph, sagt: „Die reiche Hochzeit Ulrichs war ein Vorspiel von dem armen Conrad."

Während der Druck dieser Ereignisse auf dem Volke lastete, hat weder Constanz, noch Rom etwas gethan, um den Herzog auf die Bahn einer christlichen Mäßigung zurückzuführen. Der Papst hatte genug an den Höflichkeitsbezeugungen des Herzogs, sah es ihm auch nach, wenn er keine Curtisanen auf Landpfarreien zuließ, oder auch gegen einen Prälaten Strenge übte, gab seine Einwilligung zur Verwandlung von Chorherrnpfründen in Pfründen für die Hof-Capelle des Herzogs, der die Musik sehr liebte, und redete ihm auch nicht darein, wenn er seine Sänger und die Verwandten seiner Gewaltigen zu Pfründen vor Anderen beförderte. Ein höherer Richter mußte es dem Herzoge fühlbar machen, wie sehr er sich verschuldet hatte, als er den wilden Junker Dietrich Spät zum Propst an der Stiftskirche zu Stuttgart machte. Dieser junge Mensch taugte, nach seines eigenen Vaters Urtheil, nur zum Soldaten, trat später wirklich in Kriegsdienste, und wurde der bitterste Feind und Verfolger Ulrichs.

Bei Allem dem erhielt Ulrich noch einen Indulgenzbrief, vermöge dessen er sich einen Beichtvater selbst erwählen dürfe, der ihn in allen Fällen, auf bezeugte Reue und Beichte, von allen Kirchenstrafen „einmal im Leben und im Augenblick des Todes freisprechen dürfe, mit Ausnahme der Beleidigung von Prälaten und des Gelübdes gewisser Wallfahrten. Dagegen könne er losgesprochen werden von allen noch so schrecklichen und außergewöhnlichen Sünden, Lastern, Ausschweifungen,

Missethaten, von Meineid, thätlicher Mißhandlung Anderer, zufälligem oder überdachtem Mord."

So war auf der einen Seite jugendlicher Uebermuth und Stolz, welcher die Kirche in ihren heiligsten Interessen verkannte, auf der anderen ein wahres Spiel mit der Sünde, und doch vereinigte der Herzog und das Papstthum, jedes auf seine Weise in seiner Hand, die Macht der Kirchenleitung in Württemberg.

Zweites Kapitel.

Geistliche und Laien.

Man kann wohl denken, daß die viele Arbeit Eberhards nicht vergeblich war, und daß, troz der jammervollen Kirchenleitung, da und dort unter Geistlichen und Weltlichen in kleineren Kreisen noch manches Gute aus seiner Zeit sich erhalten hatte.

Aber am Wenigsten war dieß wohl der Fall in den Klöstern. Es ist wirklich merkwürdig, wie bald nach Eberhards Tode die müheselige Reformationsarbeit sich als eine — fast, wo nicht ganz vergebliche erwiesen hat. Die Benedictinerklöster waren von Eberhard zwar meist in ihrem Stande belassen worden, es wurden gegen die meisten keine öffentliche Klagen laut, aber ihr ganzer Charakter hatte sich geändert, und das höchste Lob der Aebte in den Augen ihres Convents war nicht christliche Frömmigkeit und Wissenschaft mehr, sondern blos öconomische Tüchtigkeit. Nur Hirschau scheint, wenn schon unter fortwährenden innern Streitigkeiten die strengere bursfelder Regel behauptet zu haben. Summenhardt klagt über die Benedictineräbte, indem er sie also anredet: „Du bist Abt, nicht Aufseher über einzelne Werkstätten und Theile der Oeconomie. Verwickle dich nicht in dergleichen Geschäfte. — War denn auch Paulus immer so unter dem Haufen der Majer, Zinsleute, Kühhirten und Stallknechte. Nein, er gab sich für alle zum Unterrichte her, und in diesem Sinne solltest Du Dich auch zum Knechte aller machen. — Die Klöster sind voll des Lärmens von rohen Jägern, Bauern, Zinsleuten, die ein Ge-

schrei machen ärger als die Averroisten in einigen theologischen Schulen. Erinnert euch doch an den blühenden innern und äußern Wohlstand der Klöster, in den Zeiten da sie noch waren, was sie seyn sollten. Da wurdet ihr reich ohne Mühe, jetzt, da ihr im Zeitlichen so ganz verfinstert und vergraben seyd, geht von dem ehemals Erworbenen so manches wieder verloren."

Wohl gab es in den Klöstern der Benedictiner und Cisterzienser noch einzelne Männer von einem ernsteren Sinne. So veranstaltete der Mönch Leontorius zu Maulbronn eine Ausgabe der Bibelerklärung des Nicolaus de Lyra (1508), und in Hirschau lebte noch ein Geschichtsschreiber Baselius, beides Männer, welche mit Reuchlins Schriften wohlbekannt waren, und in dem berühmten Abte Tritheim zu Spanheim ihren Lehrer verehrten. Aber weit angenehmer als die beiden Männer Reuchlin und Tritheim, war in den Klöstern Zwiefalten, Bebenhausen und Adelberg der Lateiner Bebel, ein gelehrter Possenreißer, der Verfasser eines „Triumphs der Venus."

Augenscheinlich war ferner, wie nach Eberhards Tode die Zucht bei den Dominicanern, Franziskanern, Augustinern und Chorherren zerfiel. Zu seinen Lebzeiten hatten die erstern einen strengsittlichen Meister an dem Prior Johann Pruser oder Prauser zu Stuttgart, der aber freilich einem falschen Mysticismus nicht ganz fremd war. Nach dem Tode dieses Mannes scheint sein Kloster bedeutend zurückgekommen zu seyn. Kein Gelehrter noch irgend ein Mann von angesehenem Stande wollte mehr eintreten, die Predigermönche bekamen Streit mit den Stiftsgeistlichen, und machten sich durch liederliche Händel bei jedermann gehässig, so daß man ihrer und ihres Klosters überdrüssig ward. Nur die übermäßige Verehrung ihres Dominicus und die Verfolgungssucht gegen Andersglaubige erinnerte an das Eigenthümliche des Dominicaner-Ordens.

Ihre Brüder, die Franziskaner, scheinen noch verdorbener gewesen zu seyn. Bebel erzählt, wie er zu Tübingen über Tische einen Franziskaner sich habe rühmen hören: „er wisse von drei Dingen, von der Armuth — im Bad, von dem

Gehorsam — bei Tisch, von der Keuschheit — am Altar." „Euer Kloster wird noch ein Stall weeden," prophezeihte diesen Leuten ein Tübinger Weingärtner.

Nicht viel länger hielt die Zucht unter den Augustinern. Zu Eberhards Zeit waren sie reformirt worden, und hatten sich an die Provinz Sachsen (den Sprengel der reformirten Augustiner in Sachsen) angeschlossen. Aber als Eberhard gestorben war, stand es nicht lange an, so wollten sie nichts mehr von der eingeführten Reformation wissen, und suchten die laxere Regel wieder geltend zu machen. Oft und vergeblich war die Klage: „daß der Augustiner-Herrn Thun und Lassen mehr zum Aergerniß als zur Besserung diene." Daß der edle, fromme Prior Staupiz nach Sachsen zurückgekehrt war, war für das Augustinerkloster in Tübingen ein ebensogroßer Verlust, als es für das Ganze des Reiches Gottes ein Gewinn war. Selbst in der kleinen Cartheuserclause auf dem Güterstein, in der einst der edle Rudolph von Ehingen seinen Lauf beschlossen hatte, in der Graf Ludwig begraben war, in der Eberhard im Bart die Weihe zur Wallfahrt empfangen, und sein Inneres dem alten Prior aufgeschlossen hatte, war die alte Zucht dahin.

Und wie schnell gieng die Reformation der Chorherrnstifte, welche Eberhard nach dem Vorbild der Windesheimer vorgenommen hatte, zu Grabe! Immerhin mag es den Würtembergern ungewohnt gewesen seyn, daß viele Stiftsherrn Ausländer waren, und die niederländische Sprache redeten; aber warum sollte denn die windesheimer Ordnung deshalb abgeschafft werden, welche so augenscheinlich auf das Bedürfniß des Volkes berechnet war? Würde sie nicht dem immer allgemeiner werdenden Verlangen nach religiösem Unterrichte entsprochen haben, wenn sie treu befolgt worden wäre? Aber so wurde die Rückführung der Stifter auf ihren alten Stand von den Ständen schon 1514 gefordert, und von Papst Leo X. 1516 gestattet, „um dem Aergerniß und Mißvergnügen, das die Kappenherrn erregten, zu steuern." Und endlich die Lieblingsstiftung Eberhards, die blauen Mönche zu Einsiedel, leisteten so wenig für das Ganze der Kirche, daß sie lange Zeit nicht einmal den eigenen Gottesdienst vollständig zu besorgen wußten.

Nur die Achtung vor Eberhards Namen sicherte dem Kloster seine kümmerliche Existenz.

Von den Nonnenklöstern am Anfang des 16ten Jahrhunderts ist wenig aufgezeichnet, und die Erzählungen, die sich finden, werden besser mit Schweigen übergangen; doch scheint eher noch eine gewisse äußerliche Zucht von den Reformationen am Ende des 15ten Jahrhunderts her sich hier erhalten zu haben. Aber auch das beste unter diesen Klöstern, das zu Kirchheim unter Teck, war tief in Aberglauben versunken. Im Jahre 1500 kam ein Legat von Rom ins Land, mit so großer Gnad und Ablaß, „dergleichen zuvor nit gehört ward. Die Priorin (zu Kirchheim) nahm für das Kloster fünf Briefe, die kosteten mehr denn zehn Gulden. Aber es durfte nun jede Schwester von unseren lieben Frauen bis St. Michaelis-Tag Seelen erlösen, so viel sie wollt oder vermocht. Wenn sie die sieben Kirchen ausgieng, und in jeder Kirch die ganze Vigil sprach, so hätt' sie dann von jeder Vigil eine Seele in jeder Kirch erlöst, und dieß mochte sie thun, so oft sie des Tages wollte. Und mochte eine Schwester Seele nehmen, welche sie wollte, doch standen Vater und Mutter zuerst in der Bulle benennt. Es holten (aus dem Fegfeuer) etlich' Schwestern 200 Seelen, etlich 100, etlich 50, wie jede vermochte."

Blickt man auf den Zustand der Weltgeistlichkeit, so läßt sich nur das sagen, daß er im Leben wie in der Lehre sich nicht gebessert zu haben scheint. Mag auch da und dort ein Schüler von Scriptoris und Summenhart in der Stille gewirkt haben, es ist nur zu klar erwiesen, daß die große Masse der Geistlichkeit sich in drei Classen theilte. Die eine sehr bedeutende wollte gar nicht predigen. So hatte man z. B. in Dornstetten acht verpfründete Priester, und doch an Sonn- und Festtagen oft Mangel an Geistlichen in der Pfarrkirche. Eine andere Classe predigte zwar, aber sie suchte ihren Ruhm darin, allerhand Fabeln zu erfinden, Träume und Offenbarungen vorzugeben, ihre Heiligen marktschreierisch zu erheben, mitunter auch dem Volke einen Spaß zu machen. Weltpriester wie Mönche wetteiferten darin. Weil aber auch Gelehrsamkeit aufkam, so stand ein Prediger und Doktor der Theologie in Stuttgart auf mit der Lehre: „er halte die Bibel gar nicht für

nöthig, durch die Philosophie und Aristoteles Ethik könne die Kirche belehrt und regiert werden;" und ein Tübinger Diaconus führte in einer Predigt gegen vierzig Stellen aus dem canonischen Rechte an. Solchen Lehren entsprach auch das damalige Leben. Das sieht man aus einem im Reformationsjahre 1517 erlassenen Schreiben des Bisthums Constanz, welches auch offenbar schändliche Geistliche gegen Laien um diese Zeit zur eigenen Schande beschützte. Der Bischof schreibt, wie er vernehme, bleibe ein sehr großer Theil der Priester in den bekannten (in früheren Ausschreiben aufgeführten) Lastern, treiben Unzucht, Spiel, Saufen, Gotteslästerung, unerlaubten Besuch der Nonnenklöster &c., er habe lange vergeblich gewarnt, jetzt wolle er eine Visitation der Diöcese vornehmen lassen, und das solle von den Prälaten und Dechanten allen ihren einzelnen Untergebenen, den Weltgeistlichen und Klostergeistlichen angezeigt werden, damit „Keiner unvorbereitet überfallen werde." — Laut, aber mit geringem Erfolge klagte die Landschaft, und verlangte (1520) strengere Maaßregeln gegen die unter der Weltgeistlichkeit überhandnehmende Gotteslästerung und Trunkenheit.

Wie aber unter den Geistlichen damals das Christenthum selten war, so auch unter den Laien. Vom Herzog herab bis zum Bauern wird allgemein geklagt, daß es anders geworden sey, als zu Eberhards Zeiten. Nachdem der Bauernaufruhr des armen Conrad mit so viel Mühe getilgt war (1514), und als nun der Herzog für nöthig fand, durch den Tübinger Vertrag das mit seinem Thun unzufriedene Volk auch für die Zukunft zu beruhigen, so hielten es die Stände für Pflicht, den Herzog vor allem zu ermahnen: „daß er zuerst an seinem Hofe und ganzen Land, das Zutrinken, Gotteslästerung, Ehebruch und Hurerei verbieten möchte, als welches bisher großes Aergerniß gegeben habe, zumal solche Sünden ohne Furcht, Scham oder Strafe begangen worden seyen." Der Uebermuth des Adels, das Aergerniß, das die höhere Geistlichkeit durch Ueppigkeit und Müßiggang gab, die Erbitterung der niederen Geistlichkeit, die Selbstsucht der sogenannten Ehrbarkeit, die Rohheit des Volkes, machte, daß das unter der Asche fortglimmende Feuer, später noch einmal fürchterlich aufflammte. Die Stimme der Besserdenkenden, welche im Geiste Eberhards

auf jenem Landtage gesprochen hatten, ward zwar als Stimme der Wahrheit erkannt, und ist ein schönes Zeugniß davon, wie viel Ernst und Gottesfurcht in jener betrübten Zeit noch vorhanden war. Aber weder der Herzog noch das Volk folgte dieser Stimme. So wurden der Herzog, die Ehrbarkeit, der Adel, das Volk sich gegenseitig zur herben Zuchtruthe, und mit ihnen büßte die Geistlichkeit in dem allgemeinen öffentlichen Unglück die alte und neue Schuld.

Drittes Kapitel.

Die Universität.

Das Beste was Eberhard gepflanzt hatte, gieng darum nicht verloren. Wie er selbst das Wort Gottes liebte, so hatte er auch seiner Landesuniversität Männer gegeben, welche in der heil. Schrift forschten, sie liebten, erklärten, andere zur Liebe derselben heranzogen, und so mitten unter den bürgerlichen Unruhen des Landes, in der Stille Grundsätze verbreiteten, welche das Heilmittel der Zeit wurden.

Gabriel Biel und sein Schüler schienen zwar in der theologischen Facultät die Scholastik erst recht zu Ehren gebracht zu haben. Aber ganz vergessen wurde doch die heil. Schrift darüber nicht, und in der sogenannten Artisten-Facultät fanden sich Männer, welche als Vorläufer einer besseren, schriftmäßigen Theologie zu betrachten sind. Zwar nicht unter den eigentlichen Philosophen, aber während die philosophischen Secten der sogenannten Nominalisten und Realisten sich unter einander zankten, und über Dinge, welche die Wenigsten nur verstanden (weiß man doch heute noch nicht genau, was eigentlich die Hauptsache jenes Streits gewesen sey), nicht blos disputirten, sondern in wirkliche Schlägereien geriethen, — erhoben sich neben diesen Philosophen die Philologen. Heinrich Bebel, ein eifriger Lateiner, brachte die Kenntniß der alten lateinischen Classiker nach Tübingen; mit einem wahrhaft unermüdlichem Eifer und einer fast ans Marktschreierische gränzenden Erhebung dieser Sprache. Wohl mochte bei ihm ein Theil seiner schmutzigen Reden auf Rechnung

der Nachahmung frivoler Italiener kommen. Wäre es ihm aber gelungen, eine Schule zu hinterlassen, so würde von Unsittlichkeit zum ausgesprochenen Unglauben fortgeschritten seyn.

Es war eine wirkliche Gottesgabe, daß mitten unter das Getreibe der Schultheologen, der Philosophen und ungezügelter Philologen hinein ein Mann und ein Jüngling gestellt wurden, welche den Theologen durch gründliche Schriftkenntniß, den Philosophen durch gründliche Logik, den Philologen durch ausgezeichnete classische Bildung wissenschaftlich überlegen waren, und die mit dieser wissenschaftlichen Ueberlegenheit eine untadelhafte Reinheit der Sitten und den liebenswürdigsten Charakter verbanden. Wer kennt nicht diesen Mann, Reuchlin und diesen Jüngling zu Tübingen, Melanchthon?

Johann Reuchlin (geboren zu Pforzheim am 28. December 1455) hatte zwar zu seinem Berufe die Laufbahn eines Rechtsgelehrten und Staatsmannes gewählt, und in dieser Ausgezeichnetes geleistet, aber die Hauptneigung seines Herzens, die bis zum Tode nicht erkaltete, war die christliche Theologie. Da die Scholastik in so hohen Ehren stand, und die Theologie auf derselben beruhte, so warf sich Reuchlin auch auf diese, und studierte mit allem Eifer den Aristoteles. Aber er fand an dieser Philosophie kein Genüge, und gab ihr um so mehr den Abschied, als er eine bessere Nahrung für seinen Geist kennen lernte. Der bekannte fromme Gottesgelehrte Johann Wessel von Gröningen, welcher mit Reuchlin zu Paris zusammentraf, und der ihm seine Liebe schenkte, ermahnte den Jüngling zum Studium der heiligen Schrift in den Grundsprachen, und lehrte ihn die Anfangsgründe des Hebräischen, Kenntniß des Griechischen hatte Reuchlin sich bereits erworben. Mit unermüdetem Eifer sehen wir nun den Letzteren darnach ringen, die heiligen Sprachen, nicht blos wie es einem gewöhnlichen Gelehrten nöthig war, sondern wie es einem wissenschaftlichen Meister geziemte, kennen zu lernen. Bald finden wir ihn als Schüler zu den Füßen eines durch die Eroberung Constantinopels vertriebenen griechischen Gelehrten, die griechische Sprache studierend, bald bei gelehrten Juden im Hebräischen sich fortbildend. Als Gesandter des Churfürsten Philipp von der Pfalz wußte er auch zu Rom noch so viele Zeit sich zu erübrigen,

um bei einem dortigen angesehenen jüdischen Gelehrten sich unterrichten zu lassen. Eberhard im Bart lernte den edeln Mann kennen und gewann ihn für Württemberg, machte ihn zu einem seiner Vertrauten und zum Mitglied des Hofgerichts zu Tübingen, und bediente sich seiner auch als Gesandten bei der Krönung Kaisers Maximilians I. Reuchlin war es, der besonders die Verhaftung des bekannten Mönchs Holzinger betrieb, und er mußte deßhalb eine Zeitlang Württemberg verlassen, als Eberhard II. Herzog wurde. Aber kaum hatte dieser abdanken müssen, als Reuchlin wieder nach Württemberg zurückberufen wurde. Nun, obgleich immer noch als Staatsmann fortarbeitend, wirkte er mit neuem Eifer als Lehrer der griechischen und hebräischen Sprache in kleineren Kreisen seiner Freunde. Schon 1503 erschien unter seiner Leitung die erste hebräische Grammatik von Pelican zu Tübingen; Reuchlin selber gab in diesem Jahre heraus „ein deutsches Missive, warum die Juden so lange im Elende sind?“ Er sagt in dieser Schrift: „Ihr Elend werde endigen, wenn sie Christum als den rechten Messias anerkennen, und von ihrer Gotteslästerung abstehen würden. Um ihrer Abgötterei willen seyen sie nur auf 70 Jahre nach Babel ins Gefängniß geführt worden, wie groß müsse die Sünde seyn, um deren willen sie nun mit 1400jähriger Gefangenschaft gestraft seyen?“ Am Schlusse erbietet er sich: „welcher vom Messias und rechtem Glauben gerne wollte unterwiesen seyn, dessen wolle er sich getreulich annehmen, und dem wolle er auch für seine zeitliche Nahrung sorgen.“ Drei Jahre darauf erschienen seine Anfangsgründe der hebräischen Sprache, auf welche er „viel Schweiß, Gebet, Zeit, ja einen großen Theil seines Vermögens“ verwendet hatte; im Jahre 1512 folgte die Erklärung der sieben Bußpsalmen.

Die Bewunderung, welche Reuchlin als Sprachgelehrter fand, ist wohl ohne ihres gleichen geblieben. Als ihn einer der ausgezeichnetsten griechischen Gelehrten in dieser Sprache Unterricht ertheilen hörte, soll er seufzend ausgerufen haben, „unser Griechenland ist über die Alpen gewandert.“ Als Schüler von Reuchlin die Universitäten Italiens bezogen, erklärte der berühmte Marsilius Ficinus: „sie kommen so ausgestattet, als hätten sie bereits ausstudirt.“ Allgemein verbreitete sich unter

den Gelehrten durch Reuchlin die Achtung und Liebe zu der griechischen Sprache. Was von ihm kam, wurde in Italien, Frankreich, England als etwas Außerordentliches bewundert, wie in Deutschland. Er selbst spricht sich über den Zweck seiner rastlosen Bemühungen also aus: „Er gehöre Christo an, darum wolle er auch all' sein Vermögen zu Nutz und Zierde der christlichen Kirche anwenden. Durch Ihn fühle er sich angetrieben und geleitet, wenn er noch als Greis die Sprachen lerne, und er thue das mit um so größerer Begierde, weil er wohl wisse, wie zur Auslegung der heiligen Schrift von menschlicher Seite nichts sich finde, was mehr erfordert werde, als die Sprachenkunde. Man könne bei den Kirchenvätern sich überzeugen, welch' ein Unterschied zwischen erfahrenen Sprachkennern und denen sich finde, welche es nicht seyen. Es seye nichts Unbedeutendes, was Grammatikalkenntniß zu Stande bringe. Das sey der wahre und ächte Sinn der heil. Schrift, der aus der Grundbedeutung jedes einzelnen Wortes derselben dem Erklärer sich ergebe."

Würde doch Reuchlin bei diesem ausgesprochenen und sonst so treu von ihm festgehaltenen Grundsatze geblieben seyn! Aber er ließ sich durch den Fürsten Pico von Mirandula zur Beschäftigung mit der hebräischen Geheimlehre, der Cabbala, bewegen. So sehr sich Reuchlin sonst hütete vor Allem, was Magie hieß, so nahm er nun doch den abergläubischen Hauptgrundsatz der Cabbalisten an: „daß nicht nur die einzelnen Worte der h. Schrift Alten Testamentes, wie sie von derselben zu Darstellung von Wahrheiten verbunden werden, den Grund des Heiles uns lehren, sondern, daß noch zudem jeder Buchstabe neben dem klaren Sinne des ganzen Wortes, in welchem er sich findet, einen weiteren geheimen Sinn habe." Er legte seine Ansichten hierüber in einer besonderen Schrift dar, zum Staunen der Welt, und wer gerade seine cabbalistischen und astrologischen Behauptungen am meisten aufgriff und bewunderte, das waren Ordensgenerale, Cardinäle, ja Papst Leo X. selbst.

Was an seinen hebräischen Studien Gold, und was Stoppeln war, das wurde durch ein heißes Feuer geprüft in seinem Streite mit den Dominikanern und dem getauften Juden

Pfefferkorn. Der letztere trug auf Vernichtung aller hebräischen Schriften, mit Ausnahme der heil. Schrift, an, und Kaiser Maximilian befahl eine Untersuchung dieser Schriften, falls sie aber Lästerungen gegen Christum enthielten, ihre Verbrennung. Reuchlin nahm sich nun dieser Schriften an, theils, weil darin die Cabbala enthalten seye, theils, weil man daraus in sprachlicher Hinsicht Vieles zur Erklärung der heiligen Schrift lernen könne. Und hierüber entbrannte der bekannte Streit Reuchlin's mit den Dominikanern, der nur durch die kräftige Fürsprache deutscher Fürsten den Ausgang gewann, daß die Dominikaner von Reuchlin's Verfolgung und Verbrennung der jüdischen Bücher abstehen mußten. Was übrigens diesem Kampfe Reuchlin's eine besondere allgemeine Bedeutung gab, das war der Umstand, daß bald an den Tag kam, wie es sich eigentlich von Seiten der Dominikaner nicht nur um die Unterdrückung der jüdischen Schriften, sondern der christlich-freien, durch Reuchlin in Deutschland begründeten, wissenschaftlichen Richtung, handelte. Das Ungesetzliche, Stürmische, Lügenhafte in der Handlungsweise des Dominikaners Hochstraten konnte nur zur Förderung der Reuchlin'schen Richtung dienen; denn alle für Sittlichkeit, Wissenschaft, biblisches Christenthum fühlenden und wirkenden Männer mußten durch dieses Treiben der Mönche empört werden. So entstand denn eine eigene Parthei, der Reuchlinistenbund, welcher namentlich in Stuttgart, Tübingen, Heidelberg Theilnehmer und Gönner fand. Der damals noch jugendliche Luther konnte endlich an Reuchlin schreiben: „Das hat Gott durch dich gethan, daß die Tyrannei der sophistischen Irrlehrer sich gegen die wahre Theologie doch nun mäßigen und gelinder bezeugen muß, und daß Deutschland auch angefangen hat, Odem zu schöpfen, nachdem die heilige Schrift und ihr richtiges Erkenntniß so viel Hundert Jahre nicht nur unterdrückt, sondern fast ganz vertilgt gewesen ist."

Unter den Schülern Reuchlin's in Württemberg sind besonders zu nennen: die Mönche Leontorius und Baselius, die Lehrer zu Tübingen, Simler, Brassikanus und Hildebrandt, vor allen aber der von ihm gebildete Philipp Melanchthon, welchen Reuchlin mit wahrhaft zärtlicher Liebe umfaßte und nur

„seinen Sohn" nannte. Während Reuchlin an anderen seiner Schüler das jugendliche Ungestümm tadelte, oder wie bei Bebel den sittlichen Ernst vermißte, fand er an Melanchthon ein stilles, tiefes, frommes Gemüth und Gaben, welche er bei keinem andern Schüler entdecken konnte. Reuchlin und der Tübinger Professor Simler leiteten die Studien Melanchthons, — in der Philosophie ihn mehr an Aristoteles verweisend, und von der Scholastik zurückhaltend, in der Theologie ihn zur Schriftauslegung anleitend. Kaum war Melanchthon im 16ten Jahre seines Lebens Magister der Philosophie geworden, als ihm auch die Leitung der in der academischen Voranstalt (der Burse) befindlichen Jünglinge übergeben wurde, so daß er hier Classiker in einer Stunde erklärte, während er in der nächsten vielleicht unter den Schülern des Professors der Theologie L e m p p dessen Vorlesungen anhörte. Bei aller Stille entwickelte nun der edle Jüngling eine ebenso ausgebreitete als einflußreiche Thätigkeit. Bald stand er seinem Wohlthäter Reuchlin in Abfassung einer Schutzschrift gegen die Dominicaner als Vertrauter zur Seite, bald arbeitete er in der Buchdruckerei Anshelms an der Herausgabe bisher ungedruckter Werke alter Classiker, bald besorgte er die Chronik Nauclers als treuer Mitarbeiter zum Drucke, und dazu hörte er noch theologische, mathematische, medicinische, juristische Vorlesungen mit allem Fleiße. Vor allem aber studierte er die heil. Schrift mit solchem Eifer, daß er den Brief Pauli an die Römer dreimal abschrieb, um ihn sich recht einzuprägen.

Von dem E i n f l u s s e M e l a n c h t h o n s kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß er mit Wort und Beispiel dem glühenden Haß der beiden philosophischen Partheien des Nominalismus und Realismus gegeneinander ein Ende machte. Seiner aristotelischen Gewandtheit im Disputiren, seiner Milde und seiner ächtsittlichen würdigen Haltung (auch gegenüber von dem Gegner) hatte man es zu danken, daß doch endlich keine Schlägereien der beiden Partheien mehr vorkamen. Und wie manchen Jüngling mag Melanchthon als Lehrer der Sprachen gebildet, und zum Betreten des rechten Weges in der Theologie angeleitet haben? Konnte er es doch nicht lassen neben der Erklärung der alten griechischen Schriftsteller, eines

Homer und Hesiod, welche ihm amtlich oblag, auch über einen und den anderen Brief des Apostels Paulus zu lesen.

Nur sechs Jahre war er Schüler und Lehrer zu Tübingen; schon 1518 erhielt er die Professur der griechischen Sprache zu Wittenberg, und wurde Luthers Mitarbeiter nach Gottes Willen. Unvergeßlich blieb ihm die in Tübingen geschlossene Freundschaft mit Oecolampadius, Blaurer, Matthäus Aulber. Reuchlin, welcher seinen Melanchthon nach Wittenberg empfohlen hatte, faßte bei dieser Empfehlung wohl auch die äußerliche Lage seines Lieblings ins Auge. Denn er sah, wie unter Ulrichs Regierung die besten Anstalten zerfielen, und wie viel für das Land Württemberg noch zu fürchten seyn mochte. Als Ulrich durch den schwäbischen Bund vertrieben worden war, flüchtete Reuchlin nach Ingolstadt. Von hier kehrte er nach Stuttgart, und auf die Bitte der Universität nach Tübingen zurück (1521). Dort lehrte der Greis mit jugendlicher Frische nochmals die hebräische Sprache und ließ, da man in Deutschland keine hatte, viele hebräische Bibeln zu seinen Vorlesungen aus Venedig kommen. Aber nur kurze Zeit besaß ihn Tübingen. Nach einer Badekur in Liebenzell, welche ohne Erfolg blieb, starb er zu Stuttgart den 20. Juni 1522. Hier, in der St. Leonhardskirche hatte er sich seine Ruhestätte schon längst ausersehen, hier harrt er „der Auferstehung." Sein Grabstein ist noch im Kreuzgang der Hospitalkirche zu sehen.



Zweiter Abschnitt.

Einführung der Reformation in Württemberg.

Erste Abtheilung.

Erste Anfänge der Reformation in Württemberg.

Erstes Kapitel.

Luthers Freunde.

Wie gering mögen die Hoffnungen der Freunde christlicher Religiosität und evangelischer Erkenntniß in Württemberg ge-

wesen seyn, als Reuchlin begraben ward, und mit ihm die letzte aus der eberhardinischen Zeit noch vorhandene Stütze gefallen war? Im ganzen Lande Württemberg lebte kein Mann mehr, der einen Mittelpunkt der bessern Bestrebungen hätte bilden, der evangelischanregend in weiteren Kreisen hätte wirken können.

Aber die Vorsehung ist an keine Menschen und an keine Umstände gebunden; der verlassenen Kirche Württembergs, dem elenden, vor anderen gedrückten Volke, kam dennoch Erneuerung und Hülfe und Trost. Wie die Stimme eines Predigers in der Wüste erhob sich der Augustinermönch Dr. Martin Luther zu Wittenberg. Der heillose, wahrhaft satanische, Tausende bezaubernde Ablaßkram des bekannten Tetzel rief nicht darum Luthern zum Kampfe, weil er etwas höchst Unvernünftiges war, sondern weil der fromme Mann in großen Nöthen seines Gewissens endlich gefunden hatte, wo Friede mit Gott und Vergebung der Sünden zu suchen ist, und weil ihn des armen durch Tetzeln verführten und verderbten Volkes in innerster Seele jammerte. Ein Mann, in dessen Gewissen sich die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes so klar geoffenbart hatte, dem Tod, Gericht und Ewigkeit immer vor Augen schwebte, der vom tiefsten Dankgefühle gegen seinen Erlöser durchdrungen war, ein solcher Mann, von dessen Herzen Gott alle falsche Menschenfurcht und Menschengefälligkeit hinweggenommen hatte, konnte nicht schweigen, gegenüber von einem Menschen, welcher im Namen des Statthalters Christi auf Erden ausziehend, auf das Absichtlichste der Sünde, der Ewigkeit, ja Gottes selber spottete.

Der Kampf gegen die Irrlehre war aber Luthern nicht die Hauptsache. Ihm lag zuerst und vor allem am Herzen die Verkündigung: des gewißlich wahren und theuerwerthen Wortes, daß Jesus Christus kommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen, und daß wer an ihn glaubet gerecht ist. Dieß ist das Fundament der Reformation. Längst hatte Luther im stillen Kreise seines Amtes diese große Wahrheit bekannt, als ihn endlich sein Eid: die heil. Wahrheit der Schrift gegen jede Irrlehre zu bekennen, bewog, öffentlich aufzutreten. Er that dieß mit jenen fünf-

undneunzig Sätzen, welche seine Sache zur Sache der ganzen Christenheit machten. Diese Sätze (Artikel) „liefen schier in vierzehn Tagen durch ganz Deutschland und in vier Wochen schier durch die ganze Christenheit, als wären die Engel selbst Botenläufer und trügens für aller Menschen Augen.“ Von der Wirkung dieser denkwürdigen kleinen Schrift in Würtemberg ist zwar nichts Näheres bekannt, wohl aber das, daß schon im Jahre 1517 Schriften von Luthern sich in Tübingen verbreitet hatten, und besonders an dem talentvollen Matthäus Alber einen eifrigen Leser fanden. Bedeutend einflußreicher als die ersten Schriften Luthers, war wohl seine, im Jahre 1518 auf den Convent seines Ordens in Heidelberg, unternommene Reise. Dort studierten damals mehrere junge Männer, welche später unter den Reformatoren Württembergs eine Stelle einnahmen, und von denen Johann Brenz und Erhard Schnepf besonders zu nennen sind.

Der Hauptgegenstand der von ihm dort gehaltenen Disputation war „die Rechtfertigung des Sünders vor Gott aus Gnaden,“ und der Eindruck so tief, daß die Professoren der theologischen Facultät über die Gewalt der Beweisgründe Luthers staunten, und nicht selten zugaben, sie wüßten ihn nicht zu widerlegen. Besonders ergriffen war die studierende Jugend. Brenz und Schnepf „besuchten ihn nach der Disputation auf seiner Stube, um sich über ein und anderes, so sie nicht genugsam fassen konnten, weiter unterrichten zu lassen,“ und Luther sprach die Hoffnung aus: „die wahre Gotteslehre, welche von den vorurtheilsvollen Alten verworfen worden seye, werde zu der Jugend hinüber wandern.“ Der damalige Hofcaplan des Churfürsten von der Pfalz, Martin Bucer schrieb einem Freunde: „Luther habe in Langmuth und Geduld seine Gegner angehört, und in seinen Antworten den hohen Geist und den durchdringenden Verstand nicht eines Scotus (ein bekannter Scholastiker), sondern gewiß Pauli selbst gezeigt, besonders da er alles kurz und aus der heiligen Schrift zu aller Zuhörer höchstem Erstaunen beantwortet habe.“

Auch stand es keineswegs lange an, bis einzelne Gemeinden mit der Hauptsache der evangelischen Wahrheit bekannt wurden. Im württembergischen Unterlande predigte auf dem neugestifteten

Predigtamte zu Brackenheim Conrad Sam bereits 1520, Oecolampadius und Erhard Schnepf, dieser seit 1522 zu Weinsberg, Johann Gayling zu Ilsfeld 1523, und zu gleicher Zeit Dr. Johann Mantel zu Stuttgart; in der lateinischen Schule letzterer Stadt wirkte damals Alexander Markoleon (Märklin) als Anhänger der lutherischen Lehre. In den Ortschaften des württembergischen Oberlandes fanden sich wenigere Verkündiger des Evangeliums, aber desto kräftigere Stimmen in den angränzenden Reichsstädten, besonders in Reutlingen, das an dem jungen Matthäus Aulber einen unerschütterlichen Vertheidiger der evangelischen Lehre besaß, dem der bischöfliche und päpstliche Bann, und die kaiserliche Acht an Einem Tage vergeblich angekündigt wurde. So fanden sich allenthalben im Württembergischen Mittelpunkte für die Reformation des Landes, denn auch einzelne Männer vom reichsfreien Adel gaben lutherischgesinnten Predigern in ihren kleinen Herrschaften Aufenthalt. Selbst in die Klöster drang die Kunde von dem wieder auf den Tisch gestellten Leuchter, und unter den Franziskanern Reutlingens, wie unter den Carthäusern Gütersteins fanden sich bereits im Anfange der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts Anhänger Luthers, und ebenso unter den Mönchen zu Blaubeuern.

Am meisten Eingang fand die evangelische Lehre im Kloster Alpirsbach. Dort lebte ein Mönch Ambrosius Blaurer, der in Tübingen studirt und mit Melanchthon eine innige Freundschaft geschlossen hatte. Der Eifer, seine Seele zu retten, hatte ihn später wie Luther in das Kloster getrieben. Hier erlangte er bald hohes Ansehen. Sie machten ihn zum Prior, er verlangte aber, man möge ihm dieß Amt abnehmen, damit er desto mehr Zeit auf Erforschung der Wahrheit verwenden könne. Luthers Schriften, die ihm unter die Hand kamen, bewogen ihn, im Worte Gottes Belehrung zu suchen, und was er dort gefunden hatte, das trug er als Lesemeister den Mönchen und von der Kanzel dem Volke vor. Nun aber erhob sich ein Sturm gegen ihn, man nahm ihm das Predigtamt und seine Stelle als Lector, und er sollte als gemeiner Mönch im Kloster leben. Er erklärte, er lasse sich das gern gefallen, wenn ihm nur nicht verboten werde, was er in der h. Schrift

gefunden habe, für sich selbst zu glauben und im Privatumgange auch denen mitzutheilen, die ihn aufsuchen würden. Allein dieß wurde ihm nicht gestattet, und so verließ er (den 8. Februar 1522) das Kloster, und gieng in seine Heimath, Constanz, wohin ihn das Zeugniß begleite: „daß er sich im Kloster wohl und fromm gehalten habe, nur daß er die lutherische Lehre angenommen, sie gegen den Willen des Abtes gelehrt, und etliche vom Convent damit angesteckt habe.“ So wirkte Blaurer noch anderwärts, bis er später zur Reformation des Landes nach Württemberg zurückberufen wurde.

Aber die östreichische Regierung, welche damals Württemberg beherrschte, trat mit gewaltiger Hand der Einführung der Reformation entgegen. Da die Schriften Luthers sich mit bewunderswürdiger Schnelle verbreiteten, und in Schwaben und der Schweiz häufig sogar nachgedruckt wurden, so fürchtete von dieser Seite her die östreichische Regierung besonders viel. Ganz im Gehorsam gegen den römischen Stuhl erließ sie im November 1522 ein drohendes Mandat: „da leider vielfältig gefunden worden, und offen am Tage liege, wie einer, genannt Martin Luther und seine Anhänger im Ungehorsam päpstlicher Heiligkeit und kaiserlicher Majestät zur Verachtung, auf irrigen Meinungen verharren, diese täglich öffentlich und unverschämt von den Canzeln, und sonst schriftlich und mündlich als ein Gift ausrufen, predigen und lehren ꝛc.“ — so sollen auch in Württemberg geistliche und weltliche Obrigkeit darauf acht haben. Amtleute, Richter und Räthe sollen Leute, welche lutherische Schriften drucken, verkaufen, lesen, behalten, oder sich solches lutherischen Gemüths in was Weg das geschehen möchte, hören und vernehmen lassen, gefänglich einziehen und wohl bewahrt halten, auch ferneren Bescheids erwarten. Die Geistlichen sollen auf den Canzeln und sonst das Volk von solchen lutherischen Lehren abwenden. Die Anhänger Luthers aber sollen nach Gestalt eines jeden Verschuldens an Leib und Gut bestraft, die Hälfte ihrer Habe dem Angeber zu Theil, die andere Hälfte zum Türkenkrieg verwendet werden.“

Und nicht ohne Erfolg war dieß Mandat gegeben. Die evangelischen Prediger Conr. Sam, Erh. Schnepf, Hans Gayling, Dr. Mantel, wurden vertrieben. Sam floh nach

Ulm, wo er sogleich als Prediger angestellt wurde; Schnepf fand bei den edeln Herrn Philipp und Dietrich von Gemmingen zu Fürfeld Schutz; Gayling wurde Hofprediger des vertriebenen Herzogs Ulrich. Mantel in Stuttgart, der trotz dem Mandate gegen die Heiligenanbetung und Werkgerechtigkeit predigte, wurde gefangen gesetzt, und kam erst im Bauernaufruhre 1525 in Freiheit.

Aber der Erfolg war von kurzer Dauer. Die Reichsstädte und der reichsfreie Adel behielten ihre Prediger, und die Reutlinger zeigten sich 1524 bereit, ihren kühnen Reformator Aulber nöthigenfalls mit den Waffen zu schützen, als er zu Eßlingen vor dem Reichsregimente erklärte: das sey der Unterschied zwischen Christi Ablaß und des Papstes Ablaß, „daß des Papstes Ablaß den Seckel (Geldbeutel) fege, Christi Ablaß aber die Sünde wegnehme durch sein Blut.“ Zu solchen Männern, welche in einem vom Württembergischen umschlossenen Gebiete predigten, namentlich auch zu Brenz in schwäbisch Hall, eilte ungehindert das Volk. Und da gerade die frohe Kunde erscholl, wie der rechtmäßige Fürst des Landes in der Verbannung der evangelischen Lehre sich zugewendet habe, so ward auch hiedurch manches Gemüth zu der Hoffnung erhoben, einmal öffentlich bekennen zu dürfen, was das Herz längst glaubte und liebte.

Zweites Kapitel.

Der Bauernkrieg und dessen Folgen.

Obgleich der Aufstand des armen Conrad gezeigt hatte, wie viel Zündstoff für bürgerliche Unruhen auch im Lande Württemberg sich finde, so war, als der süddeutsche Bauernkrieg ausbrach, dennoch der württembergische der letzte, welcher sich erhub, „mehr von Außen als durch eigenen Antrieb veranlaßt, soweit er württembergisch gewesen, gemäßigter als andere, auf Württemberg allein beschränkt und seiner Dauer nach einer der kürzesten.“

Unleidlicher Frohndienste müde, erhoben sich zuerst die Unterthanen des Grafen Sigmund von Lupfen, von da aus

verbreitete sich der Geist des Aufruhres im ganzen südlichen Schwaben. Georg Truchseß von Waldburg ein harter, tapferer Kriegsmann schlug ihre Haufen bei Leipheim, Günzburg und Wurzach, und machte so dem ersten Sturme ein Ende. Die Rache war blutig. Ein lutherischer Prediger, der sich zu den Bauern geflüchtet, und mit den Aufrührern sich verbunden hatte, büßte mit dem Tode; ein katholischer dagegen, der in gleicher Schuld war, wurde von Georg Truchseß dießmal freigelassen. Ein menschliches Gefühl wandelte den harten Kriegsmann an, als man den ersteren zum Tode führte: „Lieber Herr, sprach er zu ihm, wäret ihr bei eurem Predigen geblieben, so wäre dieß für euch und mich wohl besser, und ihr und ich befänden uns nicht in dieser schweren Stunde."

Dann erhob sich im Norden, wo einst der „Hänselin" von Niclashausen gepredigt hatte, im Fränkischen ein Haufe, welcher südwärts herabzog, Mergentheim, Neuhaus, Schönthal eroberte und plünderte, und die Grafen von Hohenlohe zwang, Brüderschaft mit den Bauern zu machen. Hierauf brach ein Theil dieses „schwarzen Haufens," verstärkt durch Bauern aus der Gegend von Heilbronn, gegen Weinsberg auf, wo sie die bekannten Greuel übten.

An demselben Tage da dieß geschah, erhoben sich die Württemberger im Zabergai und im Bottwarthale. Maternus Feuerbacher und Hans Wunderer wurden ihre Führer, ersterer gezwungen von den Bauern und gebeten von vielen edeln und ehrbaren Leuten, welche glaubten, er werde im Stande seyn, der wilden Wuth Einhalt zu thun. Dieser Haufe, der mit dem fränkischen keine Gemeinschaft haben wollte, nannte sich den hellen christlichen Haufen, unterschied sich aber auch in der That von jenem durch die mildere Art des Verfahrens. „Was wir wollen (erklärten seine Anführer den Abgeordneten des Landes), das ist rechte Gerechtigkeit und das lautere Evangelium, nicht aber Dimperlin Damperlin." An die Stuttgarter schrieben sie: „daß sie sich vorgenommen, allein nach göttlicher Ordnung aus christlicher Liebe, und zu Aufgang Nährung und Erhöhung göttlichen Wortes und des Evangeliums, so wie Gott dem Allmächtigen zu Lob, allen aber zu Schutz, Schirm und Befriedigung ein recht Regiment aufzurichten."

Beamte, Adel, Weltgeistlichkeit wurden in der Regel geschätzt. Nur die Klostergeistlichkeit wurde durch eigene Pfaffenschätzer heimgesucht; im Verlaufe des Aufruhrs aber kamen auch Plünderungen von Klöstern vor, welche die Anführer nicht verhindern konnten. Und dieß wurde ihnen auch durch den obengenannten Georg Truchseß schrecklich vergolten, als in der Schlacht zwischen Sindelfingen und Böblingen gegen 5000 Bauern von dem hellen Haufen erschlagen wurden (1525). Von da zog Herr Georg mit dem Bundesheer durch das Land hinab, den Bauern ihre Ungebühr grausam vergeltend, bis gen Weinsberg, das er, die Unschuldigen mit den Schuldigen strafend, in einen Aschenhaufen verwandelte. Der schwarze Haufe war seiner letzten Rache aufgespart, sie war die schrecklichste. Zu Königshofen in Franken wurden 6000 Bauern erschlagen, Tausende starben noch später durch Henkershand. Also war in und für Württemberg die Ruhe wiederhergestellt.

Wenn irgend etwas dafür zeugte, daß nicht der evangelische Glaube den Luther verkündigte, den Aufruhr in Württemberg veranlaßt hatte, so war es das Benehmen seiner Freunde Aulber und Brenz. Sonst wäre hier wohl noch anzuführen, daß der helle Haufe ausdrücklich erklärte: „er wolle bei der Kirche bleiben, und nur seine Gegner heißen ihn lutherisch;" — daß Matern Feuerbacher als Katholik lebte und starb, — daß der Aufruhr in solchen Gegenden angefangen, wo der Katholicismus herrschte, — daß allein im Mergentheimischen sieben katholische Geistliche als Aufrührer hingerichtet wurden, — daß endlich längst ehe Luther auftrat, z. B. der arme Conrad und der Bundschuh von 1503 „die Fahne des Aufruhrs" erhoben hatten.

Aber den besten Beweis dafür (auch vor den Augen der Württemberger), daß die lutherische Lehre und der Bauernaufruhr, daß evangelische Freiheit und Fleischesfreiheit himmelweit verschieden seyen, lieferten Aulber und Brenz. Reutlingen lag noch im Banne und in der Acht, als die Bauern es aufforderten, gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen. Der Bauern Gewalt war damals hoch genug gestiegen. Sie schickten Abgesandte in die Stadt. „Aber Matthäus Aulber antwortete mit gewaltiger Donnerstimme: die Freiheit des

Evangeliums wolle nicht mit Gewalt der Waffen erstritten werden, sondern sie bestehe in einer herzlichen Freude, Friede und Geduld des werthen heil. Geistes, sie lasse auch der Obrigkeit Ehre und Gehorsam vollkommen und ungekränkt." Die Reutlinger hörten auf dieses Warnungswort, und da die Bauern nicht vom Aufruhre abstanden, zogen sie mit aus gegen dieselben. Als verführt von den fränkischen Aufrührern die Bauern um schwäbisch Hall sich erhoben hatten, waren sie gleichfalls bemüht, diese Stadt zum Beitritt zu zwingen. Aber die standhaftkräftige Haltung und die Worte von Brenz, der den Aufruhr laut: „für ein Werk des Satans" erklärte, „der das Reich Christi hindern wollte," ermuthigte die wankende Bürgerschaft zum Widerstand; und auch diese Stadt wurde eine kräftige Stütze des schwäbischen Bundes bei Unterdrückung des Aufruhres.

Aber ein solches Bezeugen konnte das Geschrei der Freunde des Papstthumes, daß allein das Lutherthum am Aufruhr schuld sey, nicht stillen, und mehr als bisher geschehen war, sollte gegen die heimlichen Ketzer das Gericht vollzogen werden. So ließ z. B. Dieterich Spät einen evangelischen Prediger zu Urach henken, einen Bürger, der ihn eingelassen hatte, viertheilen, fünf andere köpfen, — und manches durch die ordentlichen Gerichte an den Lutherischen vollzogene Urtheil dürfte bei näherer Nachforschung noch an den Tag kommen. Aber es trat auch als ein eigens ernannter Henker der Evangelischen, Peter Aichele, des Reichs Profoß in Württemberg auf. „Der war verordnet mit etlichen Reitern in Schwaben und Franken einen Schrecken zu machen. Wo ihm Schuldige gezeigt wurden, da plagte er sie jämmerlich, und hieng sie umher auf an die Bäume." Erfüllt von einem grimmigen Haß gegen das Evangelium, „griff er besonders evangelische Prediger oder sonst Priester, die eifrig waren und etwas lasen, an, fiengs, beraubts, schätzts, henkts, also daß er in Kurzem in naher Gegend ob vierzig an die Bäum hat elendiglich gehenkt." In Göppingen hatte er eben einen evangelischen Bürger gemordet, als ein Anderer diesen rächte. Das Volk sang:

„Gott hat den Mord gerochen:
„Der Aichelin zu Göppingen ward erstochen."

Der Bauern-Aufruhr hatte den schwäbischen Bund und die östreichische Regierung zur Aufstellung eines nicht unbedeutenden Heeres genöthigt; der Kriegszug sollte nun bezahlt werden. Erzherzog Ferdinand, der Württemberg an sich gezogen hatte, verlangte nun von den Ständen des Landes eine Sühne für die dabei gebrachten Geldopfer. Diese, im Bewußtseyn ihrer Unschuld, und in der Ueberzeugung, daß Rache genug genommen und das Land erschöpft sey, und gedrängt durch die Weigerung der Prälaten, an dem Schadenersatz irgend einen Antheil nehmen zu wollen, faßten den Muth, dem Herrscher des Landes gegenüber ihr Herz auszuschütten.

„Der Gehorsam der Unterthanen — sprachen sie — so er nicht fließt aus Lieb' des Herzens, mag nicht lange bestehen, läßt sich auch einzig durch Furcht und Zwang mit keiner Gewalt von Außen eintreiben, oder, wenn er gleichwohl aus Furcht der Strafe eine Zeitlang andauert, ist er doch in die Länge nicht beständig, sondern, so er gewiß und standhaftig bleiben soll, muß er endlich von Innen heraus seinen Ursprung haben. Zum andern, so ist offenbar, daß bürgerlicher Friede und Einigkeit allein entspringt aus der Liebe, die Lieb' aus der Wurzel des Glaubens, der Glauben aber allein aus dem Wort Gottes. So nun dem also ist, so folgt ja, daß, wo das Wort Gottes nicht ist, noch gepflanzt wird, da mögen ja die Früchte des Glaubens, nämlich Friede, Einigkeit, Liebe und Gehorsam nimmermehr erfolgen, noch erlangt werden."

Hierauf erklären die Stände offen, daß „nun das Wort Gottes jetzt bei unsern Zeiten allenthalben lauter und klar hervorbricht, und der gemeine Mann so viel weiß und berichtet ist, daß er sich mit menschlichem Tand, — so Eigennutz und menschlicher Vorwitz zu Heil der Seel', ohn' Zeugniß der Schrift, erfunden und erdacht haben, — nicht mehr will sättigen und bezahlen lassen, sondern allenthalben nach dem lauteren, unvermischten Worte Gottes schreien, wiewohl sie es mit Geschicklichkeit in Worte nicht

bringen können. So man ihnen das mit Gewalt wehren, sie deßhalb gefangen setzen oder verjagen will, so erwächset daraus Bitterkeit gegen die Obrigkeiten und endlich offenbarer Aufruhr, wie man das in den vergangenen Aufrühren scheinbarlich erfahren hat, und kommt je dahin, was man davor mit Geschicklichkeit und guter Ordnung nicht will ändern, das wird darnach durch den gemeinen Mann mit Ungeschicklichkeit mißbraucht und fürgenommen."

„So ist der Landschaft Gutbedünken, auch unterthänige Bitte gnädig zu verhelfen, damit das Gotteswort dem Volk fürderhin durch fromme, ehrbare, gottesfürchtige und verständige Prediger rein und lauter und nach dem Geist ohn' allen Menschen Nutz, Vorwitz und eigen Gutbedünken gelehrt und verkündet werde, doch also, daß solches allein auf den Glauben und das Vertrauen zu Gott, und darnach auf Lieb', Einigkeit und Gehorsam gegen alle Menschen gezogen, und daß die Freiheit des Geistes nicht zu der Freiheit des Fleisches gebraucht werde."

„Welche sich dann das Wort nicht wollten ziehen und weisen lassen, sondern in ihrem eigenen Muthwillen beharren, oder sich desselben mißbrauchen, da soll dann die weltliche Obrigkeit zugreifen und ihr Schwert gebrauchen, um die Frommen und Glaubigen bei Fried' und Einigkeit zu erhalten, wozu auch die Landschaft und alle Ehrbarkeit getreulich mithelfen wolle."

Was die Bezahlung der Kriegskosten des Bauernaufruhrs, die der Erzherzog verlangte, betreffe, so antworteten die Stände: „So unser gnädigster Herr nicht mag (nämlich die Kosten bestreiten) und die Kammer des Fürstenthums nicht kann, und das Land in den vergangenen Kriegen geplündert, geschätzt, verderbt und verarmt ist, so müsse man je in der allerletzten Noth auch das letzte Mittel versuchen und annehmen, und dieß seye kein anderes als das, daß man Mönche und Nonnen in den Klöstern und Stiftern bis auf eine ziemliche Anzahl, nach Größe und Gelegenheit der Stiftung, absterben lasse. Dergleichen geschähe auch mit den Weltgeistlichen, doch also, daß in jedem Flecken werde gehalten ein geschickter Seelsorger, und daß derselben hab' in Wort und Reichung der Sacrament' einen, zwei, oder mehr Mitgehülfen, nach Gelegenheit der Größin

und Vielin der Pfarrkind; die übrigen lasse man bei ihren Pfründen im Frieden absterben und ziehe darnach das Einkommen der Pfründen zur Unterhaltung des Landes."

„Und so das geschieht, und dem Land damit zum Frieden und aus den Schulden geholfen ist, alsdann mag man die Sach' in den vorigen Stand richten. So seye man in Spanien verfahren, so verfahre der Papst, welcher z. B. viele Pfründen auf Einen Cardinal übertrage, ohne daß die Noth so groß sey, wie sie jetzt augenscheinlich in Württemberg vor Augen liege."

Der Erzherzog ordnete hierauf an, daß die Prälaten, gleich der Landschaft, zur Bezahlung der Schulden angehalten würden. Im Uebrigen verwies er sie „wegen Reformation der Geistlichkeit" auf den künftigen Reichstag zu Augsburg, wohin sie eigene Gesandte abgehen lassen können, damit solche Reformation desto stattlicher erlangt werden möchte. Allein wir finden keine Spur, daß dieß Versprechen bei dem fünf Jahre später zu Stande gekommenen Reichstag zu Augsburg (1530) wäre erfüllt worden. Die östreichische Regierung blieb vielmehr dabei, die Reformation zu bekämpfen, doch wurde kein Peter Aichele mehr gebraucht. Die Stimme der Landschaft hatte gewirkt, und, was die römisch-katholische Regierung bisher nicht begünstigt hatte, das Bibelstudium auf der Universität, das mußte sie nun selber befördern. Sie ordnete an, daß neben den sogenannten Sentenzen (scholastischen Systemen der Glaubenslehre) über die h. Schrift Alten und Neuen Testamentes Vorlesungen gehalten werden sollen, „um der unbändigen Freiheit, die jetzt selbst den Glauben und die Religion anfechte, zu steuern" (1525). Auch im Lande selbst verbarg sich die Wirkung jenes offenen Bekenntnisses nicht. Einige strenge Befehle (Mandate) der Regierung blieben ohne allen Erfolg, denn sie wurden nirgends mit Ernst vollzogen. Das Volk ließ es sich nicht wehren, nach Reutlingen, Ulm, Hall, Heilbronn zu gehen, um die reine evangelische Lehre zu hören, und als endlich im Jahr 1531 die Reichsstadt Eßlingen die Reformation öffentlich einführte, konnte kein Edict die Württemberger mehr halten, dort Speise zu suchen und die „Messe" zu verlassen. Schon 1527 hatten es die Stuttgarter keinen Hehl, daß „bei aufkommender Dr. Luthers-Lehre" kaum der zehnte

Theil Gottesdienstopfer mehr falle; die Nürtinger erklärten laut, sie schicken ihre Kinder keinem katholischen Schulmeister mehr in den Unterricht, und die östreichische Regierung, der es angezeigt wurde, wagte keine Zwangsmittel anzuwenden (1531); die Balinger hatten zwar keinen eigenen Prediger, aber in Waldshut an der Schweizer Gränze lebte ein Geistlicher, der das Evangelium bis nach Balingen verbreitete. Buchführer und Briefmaler (Colporteurs) brachten die Schriften Luthers in's Land, und ließen sich nicht abtreiben; die evangelischen Lieder gingen von Mund zu Mund, und unter den Unterthanen selber waren Leute, welche, was sie gehört und gelesen hatten, auch anderen zutrugen. Selbst in den Klöstern war das Verlangen nach der Reformation nicht zu unterdrücken. In Denkendorf, im Stifte Herrenberg, in Anhausen, in Maulbronn, in Herrenalb fand Luther nun entschiedene Freunde, und auch unter der Weltgeistlichkeit fanden sich nicht wenige lutherisch- und zwinglisch-gesinnte, wie man laut klagte.

Was die östreichische Regierung so lange sich verborgen hatte, mußte sie endlich gestehen: „daß die meisten Unterthanen dem Herzog und der evangelischen Lehre anhangen.“

Drittes Kapitel.

Herzog Ulrich in der Verbannung.

Während die öffentliche Noth den württembergischen Unterthanen das Evangelium nur desto theurer machte, hatte auch Herzog Ulrich dessen Werth in seinem Unglücke schätzen gelernt. Aus seinem Stammlande vertrieben, weilte er bald zu Mömpelgard oder Hohentwiel, bald in der Schweiz. Hier traf er mit dem edlen Ritter Hartmut von Kronberg, einem eben so einsichtsvollen, als offenen Bekenner des Evangeliums, und einem vertrauten Freunde Luthers, zusammen, der gleichfalls als Verbannter in der Schweiz lebte. Ulrich faßte Zuneigung zu ihm, bediente sich seines Rathes, um seine Wiedereinsetzung in das Herzogthum beim Kaiser zu betreiben, und wurde durch ihn mit Luthers Schriften bekannt. Bald

darauf wählte er einen Schüler Luthers, Johannes Gayling, zum Hof- und Reise-Prediger. Zugleich knüpfte er mit Oecolampadius in Basel und mit dem berühmten Farell eine nähere Verbindung an, und bediente sich des leztern, um einen Anfang der Reformation in Mömpelgard zu machen. Später kam er auch nach Zürch zu Zwingli. Gewiß ist, daß Ulrich die Bedeutung dieses Mannes nicht nur in religiöser, sondern auch in politischer Hinsicht in Erwägung zog, und daß Zwingli auch Versuche machte, ihm zur Wiedereroberung seines Landes behülflich zu seyn; aber die religiösen Ansichten des Herzogs wurden durch die Politik nicht entschieden. Wußte er doch, daß seine Neigung zur Kirchenreformation, nicht wenig die Zuneigung von zwei Cantonen entkräftete, die bisher seine feurigsten Freunde und Bundesgenossen gewesen waren: Luzern und Solothurn.

Als Ulrich sah, daß von den Schweizern keine Hülfe zu erwarten seye, wandte er sich zu Landgraf Philipp von Hessen. Dankbar gedachte dieser, was Herzog Eberhard im Bart an seinem Vater, Landgraf Wilhelm, gethan, „den er ganz christlich, ehrlich und wohl erzogen,“ und seine persönliche Zuneigung zu dem verbannten Herzoge bewog ihn, auf Wege zu denken, ihn in das Erbe seiner Väter zurückzuführen. Während längerer vergeblicher Unterhandlungen mußte Ulrich das Elend der Verbannung noch mehrere Jahre hindurch tragen; aber er fand auch Zeit, seinen religiösen Glauben tiefer zu gründen, und über wichtige Glaubenswahrheiten sich eine bestimmtere Ueberzeugung zu erwerben.

Landgraf Philipp hatte nämlich längst mit Sorge der Spaltung der Oberdeutschen und der schweizerischen Reformatoren — in der Lehre vom Abendmahle — zugesehen, und war bemüht, im Verein mit den Straßburger Theologen, den Streit zu vermitteln, und zwar gerade dazumal, als der Herzog Ulrich bei ihm war. Wie viel mögen beide Fürsten darüber geredet haben, zumal, da die Sache nicht bloß allgemein von Wichtigkeit war, sondern auch besondere Bedeutung für Schwaben und Württemberg hatte.

Mit besonderer Angelegenheit hatten die schweizerischen Theologen, Zwingli und Oecolampadius, die von

Anfang an zu Luther'n sich haltenden schwäbischen Theologen auf ihre Seite zu bringen gesucht, und damit die Loosung zu dem ganzen Sacramentsstreite gegeben. Zwingli schrieb im Jahre 1524 an Aulber in Reutlingen, dann auch nach Eßlingen, „daß Christi Fleisch und Blut nicht leiblich im Sacrament des Nachtmahls sey," und Oecolampadius wandte sich mit einer Schrift: „vom eigentlichen Verstand der Worte, das ist mein Leib," an die schwäbischen Theologen, um sie von der Lehre Luthers abzuziehen. Aber die Reutlinger schrieben nun an Luther selbst, der sie ermahnte, „bei dem Text zu bleiben, man möge darüber schreiben und glossiren, wie man wolle," und ihnen ihren Matthes Aulber empfahl, als einen treuen Hirten. Oecolampad aber erhielt von einem Vereine von schwäbischen Predigern, an dessen Spitze Johann Brenz, Erhard Schnepf und Johann Gayling standen, eine zurückweisende Antwort in dem schwäbischen Syngramma, einer Schrift, welche später von Bugenhagen in's Deutsche übersetzt und mit Luthers Vorwort gedruckt wurde. Gereizt, antwortete Oecolampadius in seiner Gegenschrift: „der Teufel mache aus dem Zeichen des Leibs einen Leib;" und auch Zwingli erklärte: „der Teufel spreche überall aus den Verfassern des Syngramma." Endlich vergaß sich Oecolampad so weit, daß er den Gott Luthers, „den brötenen und gebackenen Gott," und seine Anhänger „Gottsfleischfresser" und „Gottsblutsäufer" nannte. Aber nun konnte auch Luther nicht schweigen, und es erschien die gewaltige Schrift, „daß die Worte Christi: das ist mein Leib, noch feststehen wider die Schwarmgeister" (1527). Dieser Schrift folgte im Jahr 1528 eine zweite, das sogenannte „große Bekänntniß vom heiligen Abendmahl." „Zuerst (schreibt Luther) habe der Satan die Schrift weggeschafft in der Kirche, daß man ganz und gar auf Menschentand gekommen sey, und unter den Gehorsam der Glossen der Väter und des römischen Stuhls; nun wolle er's wieder dahin bringen, daß man der Schrift müde und blöde werde ihr zu trauen." „Wehe (fährt er fort) unseren Lehrern, die nicht einen Gedanken zehnmal ansehen, ehe sie ihn drucken lassen." — „Eben derselbige Teufel ist's, der uns jetzt in den Sacramentsschwärmern anficht; sie wollen aus

dem h. Sacrament eitel Mahlzeichen und Denkzeichen machen, wie es ihnen träumt und gefällt, und soll nicht des Herrn Leib und Blut da seyn, wie doch die dürren, hellen Worte dastehen, und sagen: Esset, das ist mein Leib." — „Weltlich wollen wir mit ihnen eins seyn, das ist: leiblichen, zeitlichen Frieden halten; aber geistlich wollen wir sie meiden, verdammen und strafen, als die Gottes Wort verkehren. Daneben von ihnen leiden, als von Feinden, ihre Verfolgung und Zertrennung, so fern und lange Gott leidet, und für sie bitten; sie auch ermahnen, daß sie ablassen. Aber in ihr Lästern willigen, schweigen oder billigen, wollen oder können wir nicht thun."

Es kostete bei diesem Stand der Dinge den Landgrafen von Hessen keine geringe Mühe, bis er endlich (1529) ein Religionsgespräch zu Marburg zwischen Luther, Melanchthon und Brenz einerseits, und Oecolampadius und Zwingli andererseits, zu Stande brachte. Wenn nun freilich beiden Theilen eine Vereinigung erwünscht gewesen wäre, eine brüderliche konnte nicht zu Stande kommen bei der Wichtigkeit, die Luther dem hohen Artikel vom Abendmahle beilegte, über den man sich nicht vereinigen konnte. Dennoch schied Luther mit Hoffnung, daß, da sie in allen andern wichtigen Glaubenslehren mit ihm einig seyen, wohl auch in diesem noch eine Annäherung von ihrer Seite stattfinden, „und aus der gütigen, freundlichen Eintracht noch eine brüderliche werden könne, um was er Gott bitte." Herzog Ulrich lernte hier zuerst Luther'n persönlich kennen, gewann ihn lieb, bewunderte ihn als einen Glaubenshelden und wurde mit seiner Lehre bekannter.

Entscheidungsvoller für die deutsche Kirche, und besonders für Württemberg, war im folgenden Jahre der Tag der Uebergabe der augsburgischen Confession. Hiezu bekannten sich vor Kaiser und Reiche: der Churfürst Johann zu Sachsen; Johann Friedrich, sein Erbprinz; Philipp, Landgraf zu Hessen; Georg, Markgraf zu Brandenburg; die beiden Herzoge Ernst und Franz zu Lüneburg; der Fürst Wolfgang von Anhalt, und die beiden Städte Nürnberg und Reutlingen. Unter den Theologen auf jenem Reichstage finden wir unsern Johannes Brenz und Erhard Schnepf. Stille, aufmerk-

same Betrachter der Ereignisse des Reichstags zu Augsburg waren (außer dem Abgesandten der Stadt Ulm) Graf Georg zu Württemberg, Herzog Ulrichs Bruder, und der unvergeßliche Sohn des letztern, Herzog Christoph. Dort mußten sie auch sehen, wie das Erbe ihrer Väter auf die unverantwortlichste Weise, und unter dem Widerspruch der evangelischen Fürsten, von dem Kaiser Carl V. seinem Bruder Ferdinand übergeben wurde*).

Da sichtbar alle Bitten Ulrichs, alle Versuche seiner Freunde, ihm zu seinem Rechte zu verhelfen, vergeblich waren, so beschloß der Landgraf von Hessen, im Einverständnisse mit mehreren Fürsten, namentlich auch mit den Herzogen von Baiern, ihn mit gewaffneter Hand in sein Stammland zurückzuführen. Luther und Melanchthon hatten in der Besorgniß, „es möchte mit diesem Kriege die Lehre des Evangeliums über den Haufen gestoßen, oder ihr doch ein Schandfleck angehängt werden,“ dem Landgrafen zwar den Zug nach Württemberg mißrathen, denn, daß das Evangelium mit dem Schwerte verbreitet würde, war ihnen ein Gräuel; aber Philipp ließ sich nicht abhalten. Wohl erkennend, daß es sich zunächst nur um das wohlbegründete Recht des Herzogs handle, führte er ihn zurück in sein Land, siegte bei Lauffen (1534), und in wenigen Wochen huldigte das Land mit tausend Freuden dem Herzog. In Stuttgart war beim Einzug der Fürsten „ein solches Freudengeschrei von Jungen und Alten, Weib und Mann, wie dergleichen nie gehört worden, und die Fürsten ließen, unter großem Zulauf des Volks, in der Stiftskirche zwei evangelische Predigten halten.“ Kaum sieben Wochen nach jenem Sieg kam durch Vermittlung des Erzbischofs zu Mainz, des Herzogs Georg und des Churfürsten Johann Friedrich zu Sachsen der bekannte Cadaner Vertrag zu Stande.

König Ferdinand, der bisherige Besitzer des Landes, nunmehr römischer König, machte hier die beiden Bedingungen:

---

*) Hessische Geschichtschreiber erzählen, es seye dem Landgrafen Philipp die Wiederherstellung des Herzogs Ulrich unter der Bedingung versprochen worden, daß der Landgraf zur katholischen Parthei übertrete, aber vergeblich.

daß Ulrich das Land als östreichisches Afterlehen empfangen, und daß er in demselben die alte (katholische) Religion erhalten, ja mit Gewalt erhalten solle. Auf dem ersten Punkte beharrte Ferdinand, trotz der Reichsfürsten Einsprache; wegen der Religion aber erklärte der Churfürst von Sachsen standhaft: „er willige nicht ein, selbst, wenn Herzog Ulrich und Landgraf Philipp von Hessen einwilligen sollten; er könne und dürfe dem Lauf des Evangeliums nicht wehren, lieber solle sich die ganze Handlung zerschlagen." Der König Ferdinand gab ihm nun zu verstehen, daß es ihm eigentlich nur um die Entfernung des hereinbrechenden Zwingli'schen Irrthums zu thun seye, und so beruhigte sich der Churfürst. Nach einigen Verhandlungen über den Punkt, der die Religion betraf, kam im Jahr 1535 ein zweiter Vertrag zu Wien zu Stande, welcher dem Herzog Ulrich nur die Verpflichtung auferlegte, „Sacramentirer (Zwinglianer), Wiedertäufer und dergleichen unleidentliche Neuerungen nicht zuzulassen."

So konnte der Herzog Ulrich, was ihm am Höchsten anlag, ausführen, nämlich seinem Volke, „das von dem einigen Troste unserer Conscienzen (des Gewissens), dem h. Worte Gottes gedrungen und gewaltigt ward," dieß längst ersehnte Gut zuwenden.

Zweite Abtheilung.

Von der allgemeinen Einführung der Reformation in Württemberg.

Erstes Kapitel.

Von der evangelischen Lehre, deren Aufnahme und ersten Verbreitern.

Viel Verlangen nach evangelischer Lehre traf Herzog Ulrich in seinem wieder erlangten Herzogthume an. Es war nicht nur allgemeiner Wunsch, daß die Mißbräuche des Ablasses, der Heiligen-Anrufung, der Messe, der erzwungenen Ehelosigkeit der Geistlichen abgeschafft werden möchten, und der Gemeinde

der Kelch im Abendmahle zurückgegeben werde — es war wirklich Verlangen „nach dem Worte Gottes“ da. Und diesem Verlangen sollte von nun an entgegengekommen werden. Ungehindert konnte der Bürger und Bauer jetzt seine deutsche Bibel lesen und die durch alle Lande sich verbreitenden evangelischen Lieder singen. Aber er sollte jene auch öffentlich in der Gemeinde auslegen hören, diese mit seinen Mitchristen öffentlich anstimmen dürfen.

Freilich hatte der Württemberger, während der Verbannung des Herzog Ulrich, außer lutherischen Schriften auch andere zu Handen bekommen. In der Stille hatte die wiedertäuferische, die schwenkfeldische und andere Secten sich, unter dem Namen des evangelischen Christenthums, in das Land eingeschlichen, und es kam deßhalb darauf an, gegenüber diesen Secten offen zu bekennen, wie die württembergische Kirche das Wort Gottes verstehe und auslege. Es kam ferner darauf an, auch gegenüber von der sächsischen und hessischen evangelischen Kirche sich auszusprechen, welches Bekenntniß man zu dem Seinigen mache; es kam darauf an, die Gemeinden nicht der Willkühr jedes einzelnen Lehrers zu überlassen, und selbst die rechtliche Anerkennung der württembergischen Kirche von Seiten des Kaisers erforderte die Annahme oder die Aufstellung eines bestimmten Bekenntnisses.

Doch ein solches Bekenntniß durfte nicht lange berathen und übergeben werden. Die Augsburger Confession war bereits vier Jahre lang das geistige Band, welches die deutschen Protestanten umschlang, und man mochte nun auf ihren Inhalt, oder auf die Art und Weise ihrer Abfassung und Uebergabe sehen, ein unwidersprechliches Zeugniß des evangelisch-christlichen Geistes ihrer Bekenner. Sie war das Ergebniß der gewissenhaftesten Schriftforschung; sie umfaßte die Grundwahrheiten des christlichen Glaubens; sie war jedem denkenden Christen so faßlich, jedem Angefochtenen so tröstlich; sie nöthigte selbst dem entschiedenen Gegner eine solche unwillkührliche Achtung ab, daß Luther wohl mit Recht sagen konnte, sie habe ihres Gleichen nicht. Der Eindruck endlich, den ihre Uebergabe auf dem Reichstage zu Augsburg machte, ging durch alle Lande, mußte durch Augen- und Ohrenzeugen auch nach Württemberg

kommen, und ist geblieben bis auf diesen Tag, und versiegelt worden durch die Leiden und das Blut der edelsten Märtyrer.

Die württembergische Geschichte erzählt uns freilich nicht, wie die evangelische Lehre, wie die heil. Schrift und das Bekenntniß der evangelischen Kirche in den einzelnen Gemeinden eingeführt ward; nur das wissen wir, daß die Geistlichen verpflichtet wurden, die Gemeinden mit den einzelnen Hauptlehren der evangelischen Kirche durch Predigten bekannt zu machen, vor Allem aber sie in das Verständniß der h. Schrift, namentlich Neuen Testamentes, dadurch einzuleiten, daß dasselbe von Anfang bis zu Ende erklärt ward. Ja, im eigentlichsten Sinne des Wortes kann man sagen: „Jetzt kamen erst Bibeln auf die Kanzeln." Denn vor Ulrichs Zeiten war das Wort Gottes so selten, daß der Herzog genöthigt war, für jede Pfarrei erst eine Bibel zu kaufen. Auch die bittersten Feinde der evangelischen Kirche werden keine einzige Gemeinde nennen können, welche sich gegen diese Einführung der Bibel aufgelehnt hätte. Denn, wenn schon vereinzelte Einsprachen gegen die Reformation des Landes da und dort geschehen seyn mögen, so waren es wirklich sehr seltene Fälle, und wohl mehr gegen die Person einzelner Geistlichen gerichtet. Der Landtag von 1535, auf welchem wenigstens die Abschaffung der ärgerlichen Heiligenbilder in den Kirchen beschlossen wurde, hat so wenig gegen eine Reformation sich ausgesprochen, daß vielmehr von demselben an (freilich ohne näheren Nachweis) die Reformation des Landes datirt worden ist. Nur davon erhielten sich einige Zeitlang noch Spuren, daß der gemeine Mann zu diesem oder jenem Heiligenbilde wallfahrtete, um Hülfe zu suchen. Wenn dagegen in den Magistraten der Stadt Calw und Stuttgart noch einige Mitglieder bei der alten Lehre blieben, so waren diese von geringem Einfluß auf das Ganze. Es könnte zwar gesagt werden, Ulrich habe gegen die Gemeindeglieder eine Art von Gewissenszwang angewendet, da er bei Strafe eines Guldens das Besuchen der Messe (in auswärtigen Orten) verbot, und dagegen bei derselben Strafe jedem Hausvater auferlegte, alle Sonn-, Fest- und Feiertage zur Predigt zu gehen (1536). Aber so wenig diese Härte entschuldigt werden soll, so scheint

doch selbst dieser Befehl nicht in seiner Strenge durchgeführt worden zu seyn.

Größeren Widerstand hätte man bei der Weltgeistlichkeit, bei den Klöstern und bei der Universität erwarten sollen. Aber bedeutend war er nur bei einzelnen Klöstern. Die Weltgeistlichen wurden zusammenberufen, und ihnen die Bedingung gestellt, entweder der augsburgischen Confession gemäß zu lehren, oder ihre Stellen zu verlassen. Manche traten nicht bei und verließen das Land; ältere Geistliche aber und kränkliche erhielten eine Pension, wovon sie leben konnten, auch wenn sie ihre Stellen aufgegeben hatten. In Tübingen wurden drei theologische Professoren des Lehrens, mit Pensionen, gnädig entlassen; Peter Braun, der bedeutendste von ihnen, „sollte jedoch im Rath bleiben." Der einflußreiche Dr. Plantsch (erster Begründer des Martinianerstifts) war kurz vor der Reformation gestorben; sein College, Dr. Käufelin, fügte sich der neuen Ordnung der Dinge. Viele Magister und Studenten begaben sich auf die streng-katholische Universität Freiburg. Simon Grynäus von Basel und Ambrosius Blaurer entwarfen nun einen Rathschlag zur Reformation der Universität. Als derselbe ungenügend schien, berief der Herzog den Melanchthon und Brenz zur Errichtung einer Universitätsordnung. Diese kam 1536 zu Stande, und die Universität hatte die Freude, ein Jahr lang des Raths, der Leitung und Lehre von Brenz genießen zu dürfen. Andere ausgezeichnete Männer, wie Joachim Camerarius der Philologe, und Leonh. Fuchs der Mediziner, wurden gleichfalls für die Universität gewonnen und blieben nicht ohne Einfluß auf die Bildung künftiger Geistlicher. Fuchs wurde Vorsteher des evangelischen Seminars. Die Vorbereitungsanstalt auf die Universität (Pädagogium) erhielt gleichfalls eine verbesserte, fast neue Einrichtung, und die philosophischen Secten (der Nominalisten und Realisten) wurden abgethan. Dieß alles geschah in Tübingen ohne bedeutende Schwierigkeiten, und nur das, daß der Kanzler Dr. Widmann sich von der Universität entfernte, weil er der Reformation nicht beitreten wollte, bereitete dem Herzoge Ulrich und noch seinem Sohne Christoph Verlegenheiten, welche aber noch vor des Kanzlers Tode sich erledigten.

In den Klöstern wurde die evangelische Lehre gleich anfangs durch eigens dahin abgesandte Lehrer verkündigt, und den Aebten die Aufstellung evangelischer Geistlichen streng geboten. In einzelnen Klöstern trat Abt und Convent der Reformation mit Freuden bei und unterstützten den Plan des Herzogs. Wer von ihnen aus seinem Stande austreten, die evangelische Lehre annehmen und im Lande bleiben wollte, erhielt 40 Gulden Leibgeding. Wer aber Mönch bleiben wollte, mußte sich mit allen seinen Sachen in das Kloster Maulbronn begeben, wo alle noch übrigen Mönche der verschiedenen Orden ihren Unterhalt haben und evangelischen Unterricht empfangen sollten. Die meisten Mönche wählten die Auswanderung. Die Aebte sollten vor der Hand im Besitz des Klosters bleiben, ihnen jedoch ein herzoglicher Verwalter der Klostereinkünfte zur Seite gesetzt werden. Unter diesen Umständen leisteten namentlich die Klöster Herrenalb und St. Georgen einen so entschiedenen Widerstand, daß es zur wirklichen Austreibung mit Gewalt kam. Die Stifter aber lösten sich in der Stille auf. Die Chorherren wurden mit einer Leibrente bedacht. Mit den Frauenklöstern ging es am langsamsten; man beschränkte sie und ließ sie nach und nach aussterben. Besondere Rücksichten scheinen da und dort die längere Dauer eines Manns- oder Frauenklosters bestimmt zu haben. In kurzer Zeit war wenig mehr von dem päpstlichen Gottesdienst im Lande sichtbar. Das Abendmahl wurde 1535 (im Februar) zuerst in Stuttgart und kurz darauf in Tübingen unter beiderlei Gestalt ausgetheilt; die Messe unterblieb, noch ehe der Herzog einen Befehl gegen sie erließ, zu Stuttgart, Herrenberg und Cannstadt. Im Laufe des Jahres hatten die bedeutenderen Städte und Ortschaften des Landes fast alle bereits evangelische Prediger.

Die beiden Männer, welchen Herzog Ulrich die Reformation seines Landes übertrug, waren Ambrosius Blaurer und Erhard Schnepf. Beide hatten um des evangelischen Glaubens willen bereits viel gelitten und gearbeitet, beide waren für die Reformation auch im Württembergischen, wie wir schon sahen, gleich anfangs thätig gewesen und deßhalb vertrieben worden. Beide waren unermüdlich in ihrem Wirken, beide als Prediger ausgezeichnet, beide tüchtige Theologen, beide darauf

bedacht, nicht nur für den evangelischen Glauben, sondern auch für evangelisches Leben, für christliche Zucht und Sitte zu wirken. Blaurer war ein mehr sanfter, freundlicher Charakter, hie und da zeigte er sich vielleicht zu viel als ein Mann der Rücksichten, wo es aber um die von ihm erkannte Wahrheit sich handelte, war er unerschütterlich. Schnepf war von nicht gewöhnlicher Geisteskraft, Entschlossenheit, Gottesfurcht und Geradheit, und ein vertrauter Freund des Johannes Brenz, der einen bedeutenden Einfluß auf ihn ausübte. In Einem waren beide verschieden. Schnepf war ein entschiedener Anhänger Luthers in der Lehre vom heil. Abendmahl; Blaurer, durch persönliche Zuneigung zu Zwingli gezogen, begünstigte auch dessen Abendmahlslehre, obgleich er in diesem Glaubensartikel längere Zeit keine ausgebildete Ansicht gehabt zu haben scheint. Die strasburgischen Theologen, welche zwischen den Lutheranern und Schweizern zu vermitteln suchten, zählten ihn zu den Ihrigen, die öffentliche Stimme zu den Zwinglianern, wie er sich denn selbst einmal einen solchen nannte.

Dieß bestimmte den Erhard Schnepf, gleich bei seiner Ankunft in Stuttgart dem Herzog zu erklären: „er könne nur dann mit Blaurer'n am Hause des Herrn bauen, wenn dieser mit ihm in der Lehre vom heil. Abendmahle einerlei Meinung habe.“ Und dasselbe erklärte er Blaurer'n selbst. Der Herzog suchte zwischen beiden Männern zu vermitteln, denn ob er gleich bereits 1534 völlig überzeugt war, daß Zwingli's Ansicht (als wären im heil. Abendmahl nur die Zeichen von Leib und Blut Christi gegenwärtig, und nicht beides selbst) die richtige nicht sey, so unterschied er doch zwischen Zwingli und seinen Schülern, und hoffte, daß letztere (nach dem Tode ihres Lehrers, 1532) sich mit den Lutheranern vereinigen werden. Und wirklich erklärte Blaurer, zur Beruhigung des Schnepf, daß er mit einer auch von Luther in Marburg gebilligten Fassung dieser Lehre einig sey, welche also laute: „daß vermöge der Worte, das ist mein Leib ꝛc., Leib und Blut Christi warhaftiglich, das ist, substanzlich und wesentlich, aber nicht in Maß der Größe und Qualität, oder Abmessung der Stätte, im Abendmahl gegenwärtig seye und gegeben werde.“ Als Schnepf hiemit sich

einverstanden erklärte, rief der Herzog erfreut: „das walte Gott, der laß es eine gute Stunde seyn, dabei soll es bleiben." Als hierauf die Verpflichtung der Geistlichen zur Sprache kam, war Schnepf ganz einverstanden, daß dieselben rücksichtlich der Abendmahlslehre nicht auf jene an die theologische Schule erinnernde Formel, sondern auf die einfachere Lehre der augsburgischen Confession zu verpflichten seyen.

Aber Schnepf hatte die Sache ernst, Blaurer hatte sie dießmal leicht genommen. Die Schweizer konnten sich in Blaurern nicht finden, und klagten laut über ihn. Er erklärte ihnen zwar (zur Zufriedenheit der Lutheraner), wie er erst dann ihnen beigetreten sey, „als sie die Gegenwärtigkeit und Uebergebung des Leibes und Bluts des Herrn im h. Abendmahle gelehrt haben," aber in der Stille beförderte er eine bedeutende Anzahl schweizerischer Geistlichen in seinen Sprengel, das württembergische Oberland, welche daselbst die zwinglische Lehre verbreiteten; während Schnepf in seinem Sprengel, dem Unterlande, lutherischgesinnte Geistliche anstellte. Nicht allein diese klagten laut und öffentlich über den heimlich eindringenden Zwinglianismus, sondern die Räthe des Herzogs, die benachbarten Reichsstände, und selbst der kaiserliche Hof wurde aufmerksam, und wenn auch einige vom Adel in der Umgebung des Herzogs zwinglisch gesinnt seyn mochten, „so gab es dagegen im Lande ob der Steig viel Gutherzige, welche sich über Blaurern beklagten, und eine Ordnung wünschten, wie M. Erhard (Schnepf) sie im Lande unter der Steig zugerichtet habe."

Noch hoffte aber der Herzog auf die längst vorbereitete Vereinigung der Straßburger vermittelnden Theologen und der Zwinglianer mit Luthern, eine Vereinigung, welche Luthers größester Wunsch war, und für welche der edle Bucer so unermüdet arbeitete. Aber als nun die Straßburger und so manche andere bisher in der Mitte stehende Theologen der sogenannten wittenberger Concordia 1536 und damit dem Wesentlichen der lutherischen Abendmahlslehre beigetreten waren, trennte sich Blaurer von Bucern, weil er ihm zu viel zugegeben zu haben schien, widersprach jeder Uebereinkunft öffentlich, mit der Behauptung: „daß die Gottlosen Leib und Blut des Herrn nicht empfangen," und wich dem ihn

mit großer Schonung behandelnden Jugendfreunde Melanchthon auf eine Weise aus, die deutlich zeigte, daß er sich von Luthers Freunden geschieden fühle. Kaum ein Jahr nach jener öffentlichen Erklärung begab er sich in seine Vaterstadt Constanz, von der er sich nie ganz losgesagt hatte. Von dort aus wirkte er für die Reformation in Augsburg und Nürnberg, doch meist in Constanz selbst, bis der Kaiser 1548 die Stadt sich unterwarf und den Katholicismus wieder einführte, worauf er noch 19 Jahre bei seinen Freunden in der Schweiz lebte und arbeitete. Noch in hohem Alter predigte er mit Beifall, „zuletzt da er nit mehr predigte, brachte er einen gelehrten jüdischen Jüngling zum christlichen Glauben, und starb sanft und im Glauben an seinen Herrn Jesum“ 1567. Die neuere Zeit hat ihn auch als Kirchenliederdichter bekannt gemacht.

In einer Hinsicht hat Blaurer der württembergischen Kirche ein reformirtes Gepräge aufgedrückt, indem er auf dem sogenannten „Götzentage“ zu Urach 1537 die Entfernung der Heiligenbilder aus den Kirchen, gegen Brenz und Schnepf durchsetzte, welch' Letztere „nur die ärgerlichen nicht die zur Zierde und zum Gedächtniß dienenden Bilder“ entfernt wissen wollten. In einer andern Rücksicht scheint auch Schnepf Blaurern und den Reformirten nahegestanden zu seyn, denn mit ihnen wollte er den kirchlichen Gottesdienst möglichst einfach haben, wie denn wirklich in dieser Hinsicht die württembergische lutherische Kirche sich von den norddeutschen sichtbar unterscheidet.

Wie schon vor Blaurers Abgange, so beruhte noch sechs Jahre die Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten Württembergs auf Schnepf. Einrichtungen, welche das Ganze betrafen, wurden meist ihm übertragen. Vornehmlich ist es die sogenannte kleine Kirchenordnung (die erste im evangelischen Württemberg), welche sein Gedächtniß erhält. Noch im Jahre 1798 konnte Schnurrer schreiben: „die Formeln und Gebete, die bis auf die gegenwärtige Zeit in Württemberg bei den gottesdienstlichen Handlungen gebraucht werden, sind noch eben dieselben, wie sie Erhard Schnepf vor dritthalbhundert Jahren angegeben hat.“ „Das Kirchenbuch von 1843 hat sie in ihre Rechte wieder eingesetzt,“ dieß können wir in neuester Zeit hinzufügen.

Zweites Kapitel

Kirche und Obrigkeit.

Was Blaurer und Schnepf zur Reformation des Landes Württemberg thaten, das war Alles unter dem Schutz, auf Befehl und mit Genehmigung des Landesfürsten geschehen. Der Herzog hielt es für die Pflicht einer christlichen Obrigkeit, „vor allen Dingen mit emsigem eifrigem Fleiß, Ernst und Treue, dahinzutrachten, wie der Name Gottes geheiligt, sein Lob, Ehr und Preis gefördert, aller Aberglaube und Abgötterei zerstört und ab dem Weg gethan, und dann bei den Unterthanen Zucht und Ehrbarkeit, auch gute Ordnung und Polizei gepflanzt werde." Er hatte hiebei das Vorbild der reformirenden Fürsten des alten Bundes im Auge, und die Verheißung des Propheten Jesaias für die Kirche des neuen Bundes: „Könige sollen deine Pfleger seyn."

Von diesem Gesichtspunkte aus hatte Ulrich die Reformation der christlichen Kirche in seinem Lande vornehmen lassen, von diesem aus handelte er, wenn er die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten auch fortan in seinen Händen behielt. Die Bischöfe, zu deren Sprengel die einzelnen kirchlichen Gemeinden und Diöcesen des Landes gehört hatten, waren der Kirchenverbesserung nur hemmend in den Weg getreten, darum giengen ihnen ihre bischöflichen Rechte verloren, und kamen in die Hände der Landesfürsten, welche in jener Zeit in der Reihe der ersten Bekenner des Evangeliums standen, und dasselbe nach Außen gegen den Katholicismus wie gegen den mächtig sich erhebenden Sectengeist zu vertreten hatten.

So kam es, daß Ulrich, ohne jedoch auf den Namen eines Oberbischof (Summus Episcopus) in seinem Lande Anspruch zu machen, die oberste Leitung der kirchlichen Angelegenheiten behauptete, und namentlich in den ersten Jahren viele Gesetze ergehen ließ, und Einrichtungen traf, welche dem Ganzen der Kirche galten.

Unter denselben sind besonders hervorzuheben, die durch Schnepf abgefaßte (kleine) Kirchenordnung von 1536, welche bereits berührt worden ist. Sie bezieht sich hauptsächlich

auf die gottesdienstlichen Handlungen, Predigt, Gesang, Sacramente, Einsegnung der Eheleute, Zuspruch am Krankenbett, Begräbniß. Die betreffenden Ansprachen an die Gemeinde, die kirchlichen Gebete auf wichtige Fälle sind überall eingestreut. Bürgerliche Verhältnisse werden nicht berührt, alles bewegt sich auf rein religiösem Boden. Die hohe Einfalt und Würde dieser Schrift erinnert an die ersten Jahrhunderte der Christenheit.

Was kirchliche Zucht und Ordnung betraf, so behielt sich der Herzog als christlicher Landesfürst die Handhabung derselben vor. Den Geistlichen überließ er es, mit groben Lastern Beschwerte jedoch „ohne öffentliche Schmach" vom Abendmahle zurückzuweisen. Dagegen stellte er in der neuen Landesordnung von demselben Jahre mit aller Absicht diejenigen Artikel voran, welche von der Anhörung des göttlichen Wortes handeln, und gegen Gotteslästerung, Volltrinken, Spielen, Hurerei und Ehebruch gerichtet sind. Und mehrfache Generalrescripte betreffen gleichfalls die Sittenzucht.

Bald jedoch zeigte es sich, daß die Einrichtung einer kirchlichen Behörde dringendes Bedürfniß war. Anfangs hatte Blaurer und Schnepf zugleich mit dem Reformationsgeschäfte auch als Superintendenten für das Innere der Kirche, Georg von Ow und Martin Nittel für das Kirchenvermögen zu sorgen gehabt, und jeder dieser Männer für sich mit dem Herzog verhandelte. Jetzt fand es Letzterer für zweckmäßig, durch drei Räthe: „einen Gelehrten der heil. Schrift, einen vom Adel und einen von der ehrbaren Bürgerschaft bei Geistlichen, Unterthanen und Amtleuten nachzuforschen, ob nichts der christlichen Lehre und Zucht zuwiderlaufendes vorgehe." Dieß nannte Ulrich „seine Visitation (1547)."

Sie mußten nämlich vor allem die Ortsgeistlichen visitiren. Ihre Visitation begann mit Anhörung der Predigt des Geistlichen, dann wurde er gefragt, was er rücksichtlich der Grundlehren des Evangeliums der Gemeinde vortrage, wie er die Jugend im (lutherischen) Katechismo unterweise? Hierauf, wie sich die Ober- und Unter-Amtleute halten? Ob sie die in der Landesordnung verpönten Laster strafen, und die frommen und eifrigen Prediger in ihrem Amte schirmen? Ob fromme

und tüchtige Personen in den Gemeinderath gezogen werden? Ob man Wahrsagern und anderem Aberglauben steure? Alsdann wurden Amtleute und Gemeinderäthe über des Predigers Lehre, Leben, Eifer im Amte und bei Kranken, über seine Hausordnung und Kinderzucht befragt. Desgleichen über die lateinischen Schulmeister, und wo es deutsche gab, über diese; endlich über die geistliche Besoldung, Unterhaltung von geistlichen Amtswohnungen, vornehmlich aber über die Armenpflege. Alle Monate oder längstens alle sechs Wochen sollten diese Visitationsräthe zusammenkommen, das Ergebniß ihrer vorgenommenen Visitationen berathen, eingelaufene Schreiben der Prediger beantworten, und auf Mittel denken, die Gebrechen abzustellen. Nur in sehr wichtigen Fällen, wo es sich z. B. um Abschaffung ungottesfürchtiger, eigennütziger, päpstlicher Amtleute handle, oder heimliche Praktiken zur Untergrabung der evangelischen Kirche vorkommen würden, behielt sich der Herzog die Entscheidung vor. Im Uebrigen sollen sie nach den vorhandenen herzoglichen Anordnungen und Erlassen handeln, „es sey im Geistlichen oder Weltlichen.“ Die Einrichtung eines eigenen, die Kirchenleitung regelmäßig besorgenden Collegiums erlebte Herzog Ulrich nicht mehr. Die Verbindung des bürgerlichen und kirchlichen Regimentes aber blieb lange, in manchen Theilen bis auf die neueste Zeit, so wie er sie geordnet hat.

An diese „Visitationsordnung“ schloß sich die sogenannte Synodalordnung an von 1547. Wie vor der Reformation die Landgeistlichkeit in Bezirke getheilt war, denen Erzpriester (oder decani rurales) vorstanden, so wollte Ulrich auch fernerhin dieselbe unter beaufsichtigenden Dekanen erhalten. Das ganze Institut sollte aber in evangelischem Geiste neubelebt werden, „es sollten zu „Dekanen“ gottesfürchtige, ernsthafte, tapfere Männer gewählt werden, die einen rechten Eifer zu Gottes Wort und christlicher Religion, und ein gutes Zeugniß der Lehre und des Lebens haben, damit sie mit Wahrheit dem Lästerer nit ins Maul fallen, wie der Apostel sagt.“ Das Amt derselben war wie noch jetzt hauptsächlich Einführung der Prediger in ihr Amt, und Aufsicht auf ihre Lehre und Leben, wozu die jährlichen Visitationen dienen sollten, „bei welchen die ältesten und gutherzigsten des Gerichtes über Lehre und

Wandel des Geistlichen" von dem Dekan zu befragen waren. Die Ernennung des ersten Dekans (seit der Reformation) für jede Diöcese behielt sich der Herzog vor, nach dem Abgang desselben sollten die Kapitel das Wahlrecht ihres Dekans haben, und der Herzog die Bestätigung. Vieles scheint der Herzog von den jährlich zweimal stattfindenden Synoden (Diöcesan-Vereine würden wir sie nennen) erwartet zu haben. Das Ausschreiben dieser Diöcesansynoden durfte von dem Dekane nicht ohne Vorwissen seines Superintendenten geschehen, denn dieser sollte wo möglich persönlich oder durch einen Stellvertreter dem Synodus mehr Ansehen geben. Der Synodus begann mit einer Predigt, welcher sämmtliche Diöcesanen anwohnten. Hierauf fand die sogenannte Censur statt. Diese leitete der (General-) Superintendent ein, mit einer ernsten Ermahnung an sämmtliche Geistliche, „daß sie jetzt Niemands verschonen, sondern allein Gottes Ehre, den Nutzen und Frommen der gemeinen Christenheit, und die Förderung des christlichen Friedens und wahrer Einigkeit im Geist, und gesunder Lehre und christliches Lebens ansehen, und auf alle Fragen gewissenhaft antworten wollen, damit das Gute gefördert, das Böse abgewendet werde." Hierauf mußte zuerst der Dekan, dann der Camerarius (Verwalter der Capitelseinkünfte), dann die übrigen Geistlichen abtreten, und der Superintendent fragte nach ihrer Lehre, Leben und Hausstand. Vorkommende Fehler wurden vom Superintendenten in Gegenwart eines Ausschusses der Diöcesangeistlichkeit an dem Einzelnen gerügt, im Wiederholungsfalle vor dem ganzen Diöcesancollegium. Hörte der Fehlende die „Brüder" nicht, so wurde er dem Herzog angezeigt. Auf die Censur folgte die Disputation, und mit einer Ermahnung des Dekans schloß die Synode. Die lateinischen noch vorhandenen Statuten derselben sind eine wahrhafte Pastoraltheologie. Dieß ist das Hauptsächlichste, was Herzog Ulrich für das Innere der Kirche angeordnet hat.

Weniger berathen ward zu Ulrichs Zeit die äußerliche Existenz der Kirche, d. h. ihrer Diener und Anstalten.

Sämmtliche deutsche Protestanten sahen die Reformation nicht als Gründung einer neuen Kirche an, sondern nur als eine Reinigung der bestehenden christlichen Kirche von mensch-

lichen Zuthaten, und als eine Rückführung auf ihre Grundlage, auf das Wort Gottes. Und eben aus diesem Gesichtspunkt hielten sie sich für berechtigt, den fortwährenden Genuß der kirchlichen Güter zu behaupten. Theologen wie Fürsten waren hiebei gleicher Meinung. Es war unbestreitbarer Grundsatz, daß diese Güter nicht secularisirt (für Staatszwecke verwendet) werden, sondern für kirchliche Zwecke fernerhin dienen sollten. Nur das war unläugbar, daß bei dem großen Reichthum der Kirche, die jährlichen Einkünfte mehr als bloß hinreichten zur Nothdurft der Lehrer an Kirchen und Schulen, und zum Unterhalt der Armen. Und den jährlich sich ergebenden Ueberschuß zum Besten von Land und Leuten zu verwenden, und der Obrigkeit einzuhändigen, erschien um so weniger unbillig, da die reformirenden Fürsten bei Einführung und Erhaltung der Reformation in ihrem Lande einen Aufwand von Mühe und Kosten übernahmen, von welchem unsere Zeit kaum mehr eine Ahnung hat.

So wäre es denn auch dem Herzog Ulrich nicht zu verargen, wenn er den Ueberschuß der reichen Einkünfte des württembergischen Kirchengutes „zum Trost von Land und Leuten" verwandte. Es war in der That ein reiches Gut! Unmittelbar vor der Reformation war ungefähr ein Drittheil des schwäbischen Bodens gestiftetes Gut, Kirchen- oder Armen-Eigenthum. Vierzehen reiche Mannsklöster, achtzehen Chorherrnstifte, eine bedeutende Zahl kleinerer Klöster, namentlich Klöster der Bettelorden, Frauenklöster und sogenannte Sammlungen zählte Württemberg. Nächst diesem Gute der Klöster und Stifter, auf welchen jedoch die Pflicht der Besoldung der denselben einverleibten Pfarreien haftete, waren in den einzelnen Städten und Dörfer noch besondere kirchliche Localdotationen für Pfarreien, Predigtämter, Caplaneien. Dazu fanden sich überall kleinere Stiftungen für Arme, Brüderschaften, Messen, Vigilien, Lichter rc., und in einzelnen Kirchen ein reicher Vorrath kostbarer kirchlicher Geräthe.

Die Einkünfte der Klöster und Stifter zog nun der Herzog ein, er ließ wie wir bereits sahen, die alten Mönche aussterben, und gab den jüngeren Pensionen. Gänzlich aufgehoben wurden zwar die Klöster nicht, weil die Prälaten

blieben, und es ist sogar eine Klosterordnung vorhanden, nach der Ulrich sie ihrem ursprünglichen Zwecke, der Erziehung christlicher Geistlicher zurückgeben zu wollen schien. Doch blieb letzteres fast nur Entwurf, kaum eine leise Spur zeigt, daß ein Versuch der Art mochte gemacht worden seyn. Die Hauptsumme der jährlichen Einkünfte verwendete der Herzog zur Bezahlung seiner Schulden und zur Herstellung des zerrütteten öffentlichen Wesens. Die Geistlichen besoldete er äußerst sparsam, und die schmalcaldischen Bundesverwandten ließen es daher nicht an Ermahnungen fehlen, die Kirchengüter zu schonen. Endlich 1540 trat der Herzog folgenden Grundsätzen bei, welche die evangelischen Fürsten aussprachen: „Die Kirchengüter sind zu verwenden, 1) zum Predigtamt und für die Schulen; 2) für die Armuth; 3) was nach allem diesem übrig ist, soll der Schirmherr zu genießen haben; doch ist 4) Rechnung zu thun der Kirche, d. i. etlich gewählten von der Landschaft." „Nach diesen Grundsätzen erhielten die Kirchengüter (wie Pfister sagt) nicht, wie es in neueren Zeiten nur Unwissenheit ansehen konnte, eine veränderte Bestimmung durch die Staatsgewalt, die Hauptsache, der Grundstock, wurde vielmehr ihrer ursprünglichen Bestimmung wiedergegeben."

Was dagegen die frommen Stiftungen betrifft, welche sich in den einzelnen Gemeinden befanden, so wurden die letzteren im Genusse derselben nicht gestört. Im Gegentheil war der Herzog von Anfang an bedacht, dieselben zu vermehren, und hat deßwegen schon 1536 die sogenannte Armenkastenordnung ergehen lassen. Alles was bisher auf Messen, Vigilien, ewige Lichter, Wachs und Oel gewendet worden, die Einkünfte der Brüderschaften und des Heiligen, die Fabrik (Casse zur Bestreitung der Kirchenbauten), kurz was man über der Kirchen- und Schuldiener Besoldung und dem Kirchenbau erübrigen mag, sollte Alles den Armen zu Steuer kommen. Ferner sollten alle Sonntage in den Kirchen und auch in den Häusern Sammlungen veranstaltet werden, desgleichen bei Hochzeiten und Leichen, „auch solle man unsern gnädigen Herrn erinnern,' und bei Sr. fürstlichen Gnad anhalten, um eine tägliche Handreichung den Armen." Die ganze Kastenordnung ist in demselben Geiste wie die Kirchenordnung

abgefaßt, und hat ganz in christlichem Sinne hauptsächlich auch auf die geistliche Berathung der Armen, auf die Erziehung ihrer Kinder (da niemand gottloser Kinder ziehe als die Bettler), so wie auf die Hausarmen Rücksicht genommen.

Eine nicht unbedeutende Folge hat diese Armenkastenordnung für die Kirche gehabt. Es war darin bemerkt, „daß wo eine lateinische Schule sey, man etliche arme Knaben dazu halten oder ihnen wenigstens eine Beisteuer geben solle." Es sollten aber nach des Herzogs Willen, arme Jünglinge auch dann noch von den Armen-Kästen unterhalten werden, wenn sie die Universität bezogen haben. Er selbst versprach einen bedeutenden Beitrag dazu. Anfangs lebten diese Studirenden Stipendiaten genannt, da und dort in Privathäusern, und gehörten verschiedenen Facultäten an, wiewohl es meist Theologen waren, und wenigstens von einigen noch eine urkundliche Verpflichtung vorhanden ist: „allein in der h. Schrift zu studiren." Täglich waren gemeinschaftliche Gebete und Bibellectüre angeordnet. Als der Herzog sah, daß ein gemeinschaftliches Zusammenleben unter Aufsicht ersprießlich seye, gab er das Franziskanerkloster in Tübingen für diese Anstalt her (1548). Dort besteht sie noch fort, als das „evangelische Seminar." Niemand ahnte damals, daß sie 30 Jahre, geschweige 300 Jahre sich halten werde, aber was Ulrich begonnen hatte, verbesserte, erweiterte, vollendete sein Sohn Christoph.

Drittes Kapitel.

Die ersten Früchte und die ersten Gegner der Reformation in Württemberg.

Wie die ältere Kirchengeschichte nur einzelne Blicke in das Leben von Christen und christlichen Gemeinden uns eröffnet, so ist dasselbe auch bei der Reformationsgeschichte der Fall. Es sind meist wenige Personen, welche als die irdischen Pfleger des Ganzen sich bemerklich machen, und die Gesinnung der Gemeinden und ihres Geistes tritt in seltenen Fällen dem suchenden Freunde der Geschichte entgegen. Im damaligen

Württembergischen zumal erscheint auf den ersten Anblick alles als Werk des Regenten, und nur wenige thätige Männer werden neben ihm genannt. Da möchte man freilich fragen, ob denn jenes Erbauen aller Lebensverhältnisse auf das Evangelium, das die Grundtendenz der Reformatoren war, ebenso auch Absicht des Volkes war? Die bejahende Antwort darf hierauf mit Freuden gegeben werden, denn die Sehnsucht nach Gottes Wort war vor der Reformation des Landes schon allgemein, und der vereinzelte Widerstand ohne nachhaltigen Ernst. Es durchdrang das Wehen eines besseren Geistes auch das Volk, und eine religiöse Grundanschauung aller Dinge sprach sich auch bei ihm aus. Darum war auch in den nun württembergisch gewordenen Reichsstädten, in welchen die einzelnen Bürger ihre Stimme frei erheben durften, nur eine Stimme für die Reformation, und fast keine konnte sich derselben ganz entziehen, ohne mit Gefängniß und Verbannung und nach härteren Mitteln den Katholicismus zu retten. Dieser Geist war aber kein leerer Freiheitsschwindel, kein Wegwerfen der Bande christlicher Religion, sondern ein Geist christlicher Zucht und Frömmigkeit, wenn auch da und dort noch manches Sündliche sich zeigte. Oder war es nicht ein edles Werk, daß in Württemberg und den Reichsstädten durch die Reformation auch die öffentlichen Hurenhäuser fielen, daß das schändliche Concubinat der Geistlichen aufhörte? War es nicht ein religiöser Geist, der damals in den Städten die Meistersänger beseelte, daß sie z. B. in Ulm „fast von nichts anderem singen wollten, als vom Sacramente?" Giengen nicht die geistlichen Lieder so von Mund zu Munde, noch ehe ein Gesangbuch in den Händen des Volkes war? Ist nicht überall mit der Einführung der Reformation das Bestreben verbunden gewesen, eine kirchlich-bürgerliche Zucht einzuführen, und ganz dieselbe, wie sie der Herzog von Württemberg haben wollte? Doch wir wollen hauptsächlich darauf hinsehen, daß endlich einmal das Wort Gottes, das lebendige Wort, das uns unterweist zur Seligkeit, als ein Licht wieder auf den Leuchter der Kirche gesetzt wurde; daß es nicht blos öffentlich in der Kirche gehört wurde, sondern daß es nun auch in den (höheren und niederen) Schulen, daß es

namentlich in den Häusern seinen Eingang fand. Denn nun gab es auch einen Hausgottesdienst, seit es eine lutherische Bibelübersetzung gab. „Wo aber das Wort Gottes rein gelehrt wird, wo die Sacramente nach Christi Einsetzung verwaltet werden, da muß wohl eine christliche Kirche seyn."

Dennoch konnte bei dem Uebertritt so großer Massen zum evangelischen Glauben, es nicht anders seyn, als es seit Anbeginn der christlichen Kirche war; es traten viele zur evangelischen Gemeinde über ohne religiöses Interesse, ohne sich der christlichen Zucht fügen zu wollen, die das Evangelium fordert. Zwar der Herzog selber hatte in der Schule des Elendes viel gelernt, so üppig sein Hof in der Jugend war, so einfach war er in seinem Alter. Täglich ließ er sich seine Morgenpredigt halten, las fleißig in der heil. Schrift, und ließ selbst seinen Hofbedienten durch die Anfangsbuchstaben seines Wahlspruchs auf ihrer Livree am Arme an ihre Christenpflicht mahnen, und auf seinem Wappen stand sein Wahlspruch: V. D. M. I. AE. (verbum Domini manet in æternum) „Gottes Wort bleibet in Ewigkeit," statt des bisherigen: „Ich wills" (stat animo). — Es ist gewiß ein Zeichen ernstlicher Sinnesänderung, daß der einst so stolze Herzog auf dem Tag zu Smalcalden, als über ein projectirtes Concil und ein demseben zu übergebendes Glaubensbekenntniß verhandelt wurde, und einige sich (nach damaliger Weise) um die Rangordnung beim Sitzen stritten, erklärte: „Mich mögt ihr immer hinter den Ofen setzen, ich achts nicht, wenn nur das zu Stande kommt, warum wir da sind." Aber wenn nur auch sein Verhältniß zu seinem edeln Sohne, gegen den ihm so manches eingestreut worden war, und seinen Bruder Graf Georg mehr ein Verhältniß der Liebe geworden wäre, wie es diese beiden so sehr um ihn verdient hatten!

An dem Hofe des Herzogs ward zwar kein wildes Wesen mehr geduldet, überall drang er auf Ernst, aber wie viele Noth hatte dennoch der redliche Erhard Schnepf mit den Hofleuten! Mehr als einmal sehnte er sich hinweg, und endlich nahm er ein Professorat zu Tübingen an, freilich aber nur um auch dort schwierigen Zeiten entgegen zu gehen! Daß unter dem Volk eine gewisse Rohheit aus den unruhevollen Zeiten

zurückgeblieben war, läßt sich erklären, sie zeigte sich hauptsächlich durch Volltrinken und Spielen. Die Geistlichkeit selber war für ihren Beruf theilweise noch nicht genügend vorbereitet, und Einzelne waren des evangelischen Namens unwürdig.

Aber solche Dinge wie in der ersten Zeit der Regierung Herzogs Ulrichs in allen Ständen vorgekommen waren, ereigneten sich nicht mehr. Es war von Seiten der Obrigkeit Ernst vorhanden, der Rohheit und den herrschenden Sünden zu steuern. Unter den Geistlichen aber gab es nicht wenige von so vielem Eifer: daß die Leute sagten: „Ihr wollet den Teufel fromm machen.“ Da indessen, den redlichsten Bestrebungen es doch nicht möglich wurde, eine apostolisch-reine Gemeinde herzustellen, so fanden manche Sectenhäupter Eingang, welche dieses zu leisten versprachen. Dieß gilt besonders von den Wiedertäufern.

Noch ehe der Herzog in sein Land zurückgekehrt war, hatte die Betriebsamkeit des Thomas Münzer und seiner Rotte auch Anhänger in Schwaben geworben, wenn auch nicht für seine politischen Absichten, doch für seine Irrlehren. Voran verkündigten diese Männer: „der Buchstabe tödte, der Geist mache lebendig, — und sie haben den heiligen Geist!“ — „Die lutherischen und reformirten Prediger, sprachen sie, sind nicht die rechten Prediger, denn sie nehmen Belohnung, jeder Glaubige hat das Recht in den Versammlungen zu predigen, die Liebe erheischt Gütergemeinschaft; kein Christ darf daher Eigenthum besitzen, Magistratsstellen versehen, Krieg führen, sich des Rechtes der Gerechtigkeit bedienen. Die ächten Christen müssen sich von allen denjenigen trennen, die ihre Lehre nicht annehmen, und Verfolgungen geduldig leiden!“ — Das Halbwahre, Scheinbare an manchem dieser Sätze, und eine seltene feurige Begeisterung für ihre Sache verschaffte den Sendlingen der Wiedertäufer überall unter dem Volke Beifall. Kaum hatte ein socher Redner aufgehört, „so forderten die Umstehenden mit lautem Geschrei die wahre Taufe als Pfand ihrer Zulassung zur wahren Kirche ohne Mackel.“ Mann und Weib trennten sich um heilig zu leben, man sahe diese Leute in gichterischen Zuckungen hinfallen, und aus verzücktem Schlummer aufwachend prophezeihen. In ihren Verzuckungen glaubten sie sich zu Allem berechtigt. Es kam

in der Schweiz vor, daß „vom Geist getrieben in einer Versammlung einer seinem Bruder das Messer in's Herz stieß." — Die Wiedertäufer bedauerten die Hinrichtung des Mörders, der ja nur Gottes Willen vollzogen habe.

Die württembergischen hatten denselben Charakter, und standen auch mit denen in ganz Deutschland und der Schweiz in Verbindung. „Etliche von ihnen waren so verzuckten Geistes geworden, daß sie keine Schrift mehr lesen, noch Menschenstimme mehr hören wollten, sogar auf's himmlischen Vaters Stimm' sich getröstet und versichert, daß zu Eßlingen in der Versammlung der Brüder Einer sein Weib mit Füßen zu Tod getreten, beide sprechend: jetzt ist des Vaters Willen vollbracht und erstattet." Zu Blaubeuren war ein Wiedertäufer, Augustin Bader (1530), der gab sich für einen Propheten und sein halbjähriges Knäblein „für den Messias und für den Stifter eines neuen Reiches aus, welches nach dritthalbjährigem Aufruhr, Mord und Plagen angehen, und eine zweite Offenbarung Christi seyn werde, nämlich eine geistige, bei welcher alle äußerlichen Sacramente aufhören, die Kirche nur die Gemeinschaft der Glaubigen und aller Besitz gemein seyn werde. Dieß Reich werde 1000 Jahre währen." Dieser Mensch hatte sich in der Stille bereits eine königliche Krone, Scepter, eine Kette, einen vergoldeten Dolch und köstliche Kleider verschafft, als er entdeckt und mit einigen Anhängern durch die östreichische Regierung zum Tode verurtheilt ward. Aber die Sekte starb nicht aus. Sie blieb, wie sie war, bis sie endlich in dem fürchterlichen Münsterischen Aufruhr ausbrach, welcher so schändliche Gräuel offenbarte, und mit so großer Mühe durch dieselben Truppen unterdrückt ward (1535), welche den Herzog Ulrich in sein Erbe wieder eingesetzt hatten.

Und doch hörte diese Sekte im Württembergischen noch nicht auf; die nächtlichen Versammlungen derselben dauerten noch fort, und der Herzog fand sich genöthigt, mehrere Verordnungen gegen sie ergehen zu lassen. Indessen brach doch das aufrührerische Wesen wenig mehr hervor, denn das schreckliche Ende der westphälischen Wiedertäufer war eine Warnung. Während anderer Orten mit Feuer und Schwert gedämpft ward, ermahnten daher die evangelischen Theologen, voran Luther und

Brenz, zur Milde gegen die Irrgeister, wo ihr Wesen nicht zur Zerrüttung bürgerlicher Ordnung führe. Gefängniß, Beraubung der bürgerlichen Vortheile und Ehre erschien ihnen (als sie darüber befragt wurden) die höchste Strafe gegen diese Leute, namentlich gegen die Sektenhäupter, und erweislich ist, trotz aller Drohungen, kein Wiedertäufer in dem evangelischen Württemberg mit dem Tode bestraft worden. Man betrachtete sie endlich nicht mehr als Aufrührer, sondern mehr als „Irrsinnige" (furiosi), die man nicht blos mit Ernst, sondern auch mit Geduld in den Schranken zu halten habe.

Was die Theologen zu besonderer Nachsicht stimmte, war vorerst die Ueberzeugung, daß die heil. Schrift nicht dazu berechtige, Irrgläubige mit Todesstrafe zu richten, und daß die ältesten christlichen Obrigkeiten und Bischöfe mit den Ketzern Geduld gehabt haben. Es war aber auch das aufrichtige Bekenntniß, daß unter diesen Leuten mitunter ein großer, wenn schon irregeleiteter Eifer für Gottseligkeit und ein feiner äußerer Schein sich finde, der die Lutheraner beschäme.

Mit der besseren Parthie unter den Wiedertäufern harmonirte ein Mann, dessen Name in Württemberg oft genannt wurde: Caspar Schwenkfeld von Ossing, ein schlesischer Edelmann. Er hatte an dem herzoglichen Erbmarschall Thum von Neuburg einen Verwandten und Beschützer, und nahm sich bei ihm auch der Wiedertäufer mit Erfolg an. In Manchem war er ihnen ohnedem gleich; z. B. darin, daß es ihm kein evangelischer Theologe recht machen konnte, und daß er sich, wie die Wiedertäufer, nicht blos einer christlichen Wiedergeburt und Erneurung, sondern ganz besonderer Offenbarungen rühmte; daß er der heil. Schrift, eben so wie dem gepredigten Worte Gottes, die Kraft absprach, die Seelen zu erneuern; endlich, daß er den Glauben an die Kraft der Sacramente „ein Hängen am Aeußerlichen" nannte. Dazu bildete er sich eine besondere Meinung von der Person Christi, als wäre nun seine Menschheit von der Gottheit verschlungen, oder, wie er es ausdrückte, „vergottet." So kam Schwenkfeld vom einfachen Worte Gottes ab, nahm den Glaubigen ihren Hauptanker in der Gewissensnoth und überließ sie dem inneren Leben — jenem, ohne die volle Kraft des Wortes und der Sacramente, so un-

zuverlässigen Wege. Nach langer Nachsicht, nach vergeblichen gütlichen Unterhandlungen mit dem Manne erhielt er Befehle, Württemberg zu verlassen, weil man keinen herumreisenden Prediger dulden wollte, der auf's hartnäckigste nicht der Menschen, sondern Christi Einsetzungen angriff, und sich überall einzuschleichen und Leute zu werben wußte. Dennoch mochte Schwenkfeld in Einer Rücksicht ein Werkzeug zur Läuterung der ersten evangelischen Prediger des Landes seyn, indem er sie so oft daran erinnerte, „daß sie in der Seelsorge die Gemüther mehr auf das Innerliche und auf den Gang der göttlichen Gnade (bei den einzelnen Individuen), weder auf's Aeußerliche zu leiten, und der Gewissen und innerlichen Empfindungen bei den Befohlenen wahrzunehmen hätten."

Die beste, aber freilich auch die schwerste Schule und Läuterung war den Reformatoren und der ganzen Geistlichkeit Württembergs indessen noch aufgehoben. Alles Splitterrichten wiedertäuferischer Weiber, alle Eingriffe eines Schwenkfeld's in die Seelsorge waren kleine Prüfungen gegen den Geist der Ungebundenheit bei so manchen ihrer Gemeindegliedern, der keiner Zucht mehr achten wollte. Sie sahen mit Schmerzen das Herannahen unabwendbarer göttlicher Gerichte über die neuevangelisirte Kirche und über ihr eigenes Haupt. Bald, nachdem Luther entschlafen war, schrieb Blaurer an seine Freunde in Eßlingen:

„Es ist große Zeit. Wir haben diese Speise (das Evangelium) jetzt so lange aus sonderer Gnade gebraucht, daß wir billig nunmehr zu rechtschaffener satter Gottseligkeit sollten erwachsen seyn — und wir nit um unserer Undankbarkeit willen müssen gestraft werden, — wie dann wahrlich das Gericht und die Ruthe Gottes wachet, und ist die Axt an die Wurzel des Baumes gesetzt."

Und in der That, wenige Monate nach diesem Briefe schien es mit der Reformation in der Kirche aus zu seyn. Aber die Gebete Blaurers um Rettung der Kirche aus diesem Schiffbruche, und seine Hoffnung „auf das herrliche Heil Gottes an seinem Völklein" wurden auch nicht zu Schanden.

Viertes Kapitel.

Das Interim.

Ehe wir die erste Läuterungs- und Prüfungszeit der evangelischen Kirche näher in's Auge fassen, verlohnt es sich wohl, von dem Einfluß zu reden, den die Reformation Württembergs auf die vielerlei benachbarten Gebiete hatte. Die schwäbischen Reichsstädte Reutlingen, Eßlingen, Hall, Ulm, Heilbronn waren der Reformation Luthers sehr bald und entschieden beigetreten, wenn schon auch in ihren Mauern es durch manche Kämpfe ging, und die Spaltung zwischen Luther und den Schweizern manche schwere Sorge und Arbeit verursachte. Auch Ißny, Ravensburg, Biberach, Leutkirch treffen wir in dem schmalkaldischen Bunde, wenn schon das römisch-katholische Element in denselben seinen sehr bedeutenden Einfluß behielt. Diesen Reichsstädten war die Reformation des Landes Württemberg um so erfreulicher, als sie darin eine Stütze ihrer Kirchen erblickten. Aber auch die bedeutende Grafschaft Hohenlohe wendete sich seit 1540 dem evangelischen Bekenntnisse zu, und zwar hier zuerst das Volk und dann die regierenden Grafen. Die Stimme des frommen Domdechanten zu Strasburg (des Grafen Sigismund, aus dem Hause Hohenlohe), des Verfassers des „Kreuzbüchleins,“ war nicht vergebens gewesen. Auch in Hohenlohe „hatten die Schafe des rechten Hirten, Jesu Christi, Stimme und Horn gehört,“ und wollten „die vergiftete Weide nicht mehr.“ Brenz in Schwäbisch-Hall ward ihnen bald ein sehr lieber Prediger, und, wenn wir auch nur von der rührenden Bitte der Stadt Oehringen (1544) um evangelische Prediger wüßten, welche uns der sel. Wibel in seiner hohenlohischen Kirchengeschichte aufbehalten hat, — wir müßten dem religiösen Sinne unserer fränkischen Brüder Ehre wiederfahren lassen. Der Umfang dieser Blätter gestattet nicht, die Reformation der einzelnen Reichsstädte, so viel Merkwürdiges diese darbietet, zu berichten; doch von Oehringen soll wenigstens jene Bitte an ihre Herrschaft nicht übergangen werden. Sie lautet also:

„Wir sind in der Kirche so ganz übel versorgt, daß wir glauben, in 40 Meilen Wegs werde keine Gemeinde also erbärmlich versäumt, denn wir [sind] mit Predigern und Pfarrherren also beladen, daß männiglich ob ihrer gottlosen Lehr' und ärgerlichem Leben einen Gräuel und Abscheu hat, die auch zu Zeit den Predigtstuhl ganz leer lassen, dadurch das gemeine Volk also gottlos und grob wird, daß es fast nicht mehr zu zähmen ist, und wie das Vieh ohne alle geistliche Unterweisung und Sacrament verscheiden. Derhalben ist an Ew. Gnaden unser höchstes, herzliches Flehen und demüthiges Bitten: Ew. Gnaden wollen um Gottes und unseres Elendes willen gestatten, und darob seyn, daß bei uns das h. Evangelium nach rechtem christlichem Verstand, und der höchst Artikel unserer Heilwürdigkeit, als Vergebung der Sünden, allein aus dem Verdienst und Leiden unseres Herrn Jesu Christi und damit die Lieb' des Nächsten und alle guten Werk' gepredigt werden rc. Das wollen um Ew. Gnaden wir in aller schuldiger gelobter Gehorsam mit Leib, Gut und Blut verdienen, und ist nochmal durch Gott herzlich seufzend, emsig, demüthig Flehen und Bitten, Ew. Gnaden wollen diesem unserem christlichen unvermeidlichen Anliegen gnädiglich willfahren."

So waren die meisten nun württembergischen Reichsstädte, so war endlich auch Hohenlohe dem evangelischen Bekenntnisse beigetreten, als der lange vorbereitete Krieg, der diese Kirche vernichten sollte, zum Ausbruche kam. Längst hatte der Papst und der Kaiser keinen Hehl mehr daraus gemacht, was sie beabsichtigten; aber Gott hatte des sel. Luthers Gebet „stark erhört" und ihn diesen Krieg nicht mehr erleben lassen. Kaum war er weggerafft vor dem Unglück und zum ewigen Frieden gekommen, als (im Juni 1546) der römische Papst und der Kaiser sich auf's Neue gegen die Protestanten vereinigten, und der erstere eine Ablaßbulle an alle ihm anhangende Reiche ergehen ließ, in der er die allervollkommenste Vergebung allen denen versprach, „die mit Gebet um Ausrottung der Ketzerei anhalten würden, weil sein liebster Sohn, der Kaiser, entschlossen seye, das Schwert wider die Ketzer zu gebrauchen." Bereits brachen die vom Papste geworbenen italienischen Truppen gegen Deutschland auf. Dieß und die Kreuzbulle des Papstes

bewirkte, daß der schmalkaldische Bund sich waffnete, und Alles unter die Fahnen des Churfürsten von Sachsen, des Landgrafen von Hessen und des Herzogs von Württemberg eilte. Aber der Feldzug gegen den Kaiser endigte mit Auflösung des protestantischen Heeres, und es war für den Herzog von Württemberg und die schwäbischen Verbündeten desselben noch ein Glück, daß es in keiner Schlacht überwunden worden war.

Nun war der Kaiser Herr in ganz Schwaben, und es wäre, nach des Papstes Wunsch, Zeit gewesen, die römisch-katholische Religion mit dem Schwert den Württembergern aufzuzwingen, aber der Kaiser eilte damit nicht. Er wollte den Papst mit den Protestanten zugleich demüthigen; darum ließ er von einigen Männern, welche das Vermitteln verstehen sollten, einen Aufsatz ausarbeiten, den man „Interim" (das heißt: „Zwischenreligion") nannte, und in welchem er befahl, daß man alle in der römischen Kirche gewöhnlichen Satzungen wieder einführen solle, nur daß die zwei Punkte: den Priestern die Ehe, und der Kelch im Abendmahl den Laien gestattet seyen, bis ein allgemeines Concilium über deren Zulassung entschieden habe.

Der Widerstand der politisch-geschlagenen Protestanten gegen dieß Interim war fast allgemein, trotz der Gefahr, welche er mit sich brachte. Der edle gefangene Churfürst Johann Friedrich von Sachsen erklärte: „wenn er es annehme und das gute Bekenntniß, das er zu Augsburg abgelegt habe, verläugne, so wäre das die rechte Sünde wider den h. Geist, welche weder in dieser, noch in jener Welt vergeben werde." Für seine Person dachte der Herzog von Württemberg von Anfang an nicht anders, aber sein Land vor dem Interim zu schützen, stand nicht in seiner Hand, und sein Versuch, bei dem Kaiser das Interim abzubitten, war vergeblich. Für sich behielt er seinen evangelischen Hofprediger, aber sein Land war in der Gewalt des Kaisers; so mußte er denn das Interim verkündigen, oder, wie er selbst sagt, „dem Teufel den Willen lassen" (1548). Er erließ einen Befehl an die Amtleute, in welchem er erklärte, er wolle es, der kaiserlichen Verfügung gemäß, nicht hindern, wenn Jemand „die Messe zu halten, sich anmaße," desgleichen auch die äußerlichen Kirchengebräuche,

Kleidungen und Gesänge, die nicht mit Aberglauben und Abgötterei vermengt seyen, nicht wehren. Die Geistlichen sollen sich in ihren Predigen alles Golderns, Scheltens und Holhippens enthalten. Der Gemeinde solle am nächsten Sonntag durch den Stadtschreiber oder Ortsvorsteher von der Kanzel der kaiserliche Befehl verkündigt und dabei bemerkt werden, wie Kaiserliche Majestät zulasse, das heil. Evangelium rein zu predigen und das ganze Sacrament des Leibs und Bluts Christi auszutheilen, desgleichen den Ehestand der Kirchendiener und den Gebrauch der deutschen Sprache beim Gottesdienst gestatte." Endlich wurde bemerkt, „wie Kaiserliche Majestät auf Abschaffung des in die Kirchengebräuche eingedrungenen Aberglaubens bedacht seye, und die ganze Einrichtung des Interim nur bis zum künftigen Concilio vom Herzoge geduldet werde." Aber unläugbar war doch, namentlich in bedeutenderen Orten, das Interim von Folgen. Der Herzog mußte, da die evangelischen Geistlichen das Meßopfer nicht halten wollten, nach Meßpriestern sogar suchen und ihnen die Kirchen einräumen lassen, und so kehrte Ohrenbeichte, Firmung, Oelung mit allen Ceremonien des katholischen Gottesdienstes wieder in manche Stadt zurück. Was er im Stillen thun konnte, um den evangelischen Gottesdienst aufrecht zu erhalten, das that er; aber andererseits war auch die katholische Kirche bemüht, unter dem Titel des Interims und unter dem Schutze der kaiserlichen Besatzungen, in Württemberg wieder festen Fuß zu fassen. Während auf einzelnen Dörfern der evangelische Geistliche fast ohne alle Schwierigkeit sein Amt versehen konnte, wurde in den Hauptstädten Württembergs und in den Reichsstdäten für und wider das Interim gekämpft.

Am schwersten drückte das Interim auf die Reichsstädte. Ihnen suchte der Kaiser es zuerst aufzunöthigen, und da die Reformation dort Volkssache war, unterdrückte er die Zünfte. So kam im Jahre 1547 das Interim nach Reutlingen. Der Stadtschreiber Grözinger trug dort den kaiserlichen Befehl wirklich der Bürgerschaft in der Kelter der Weingärtner vor, schloß aber mit den merkwürdigen Worten: „welcher nun das Menschengebot halten und annehmen will, der soll billig betrachten den Spruch Jeremiä im 17ten: Verflucht ist der Mensch, der auf Menschen vertraut und Fleisch für seinen Arm

setzt. — Wir sollen billig auf Gott trauen und nicht fürchten, was uns ein Mensch zufügen werde." Aber die Mehrzahl der Bürger fürchtete den Kaiser, die evangelischen Geistlichen mußten weichen, selbst Aulber, und am 19. August las der Abt von Zwiefalten in der Reutlinger Hauptkirche wieder Messe. Als aber am 25. September der reiche Weinsegen an allen Stöcken erfror, sprachen die Bürger: „Das haben wir mit der Aufnahme der Messe verschuldet," und waren nicht mehr zum Interim zu bewegen. In Ulm, wo der Kaiser sich selbst eine Zeitlang aufhielt, wurde den Predigern Martin Frecht, Jacob Spieß, Martin Reuber und Georg Füß die Annahme des Interim zugemuthet, als sie sich weigerten, wurden sie in Ketten geschlagen und abgeführt. Mit Mühe erlangte der Rath der Stadt, daß sie nicht weiter, als nach Kirchheim u. T. geführt würden, wo sie sieben Monate lang in Banden blieben. Fast alle Landgeistliche des Ulmer Gebiets nahmen lieber den Wanderstab, als daß sie dem Interim sich unterworfen hätten. Auch Eßlingen und Hall und andere Reichsstädte mußten sich dem Kaiser fügen, und ihre evangelischen Prediger entlassen. Nur im Hohenloheschen gewann das Interim an dem sonst sehr edeln Caspar Huberinus einen bedeutenden Mann, der sich fügte, denn sein Schwager, der kaiserl. Vicekanzler Seld, hatte ihn beredet.

Das Schicksal eines der vertriebenen Geistlichen, die damals um des Gewissens willen litten, ist ein Bild für das schwere Loos der Andern, und es darf um so weniger übergangen werden, als es den Mann betraf, der nach Gottes Rath ein Vater der evangelischen Kirche Württembergs werden sollte, nämlich Brenz. Gegen Ende des Jahres 1546 kam der Kaiser nach Hall. Seine Leute drangen in Brenz's Wohnung und fanden dort in einigen Handschriften seiner Predigten, daß er für das Glück der evangelischen Waffen gebetet habe. Das ward dem Kaiser hinterbracht, und nun sollte Brenz lebend oder todt ausgeliefert werden. Anfangs verbarg er sich in einem kleinen Winkel eines hohen Stadtthurmes, aber die Bürger, die sich seiner annahmen, mußten Alles fürchten; er erfuhr, was es heißt: „Du hast meine Bekannten ferne von mir gemacht." Weib und Kind verlassend, mußte er, in Lumpen

gehüllt, am Thomasfeiertage die Stadt verlassen, auf den Feldern, in der Kälte umirrend, verbrachte er die Nacht, entblößt von aller menschlichen Hülfe, und ungewiß, wohin er sich wenden solle. Als der Kaiser die Stadt verlassen hatte, wagte er sich wieder hinein, um die Bürger zum Widerstand gegen das Interim zu ermahnen. Seine eifrige Ermahnung, Gott mehr zu gehorchen, als den Menschen, stärkte viele, und setzte dem Interim auch außerhalb Hall's einen Damm entgegen. Nun sandte der kaiserl. Minister Granvella einen eigenen Commissär mit einer Schaar spanischer Kriegsknechte nach Hall, doch mit dem Auftrag, die Gefangennehmung des Brenz mit größter Vorsicht zu vollziehen. Der Commissär berief den Rath zusammen, nahm ihm einen Eid ab, von seinem Vortrage nichts auswärts mitzutheilen, und eröffnete ihnen, nachdem sie geschworen hatten, wie er Befehl habe, den Brenz in Ketten nach Augsburg zu liefern. Aber er hatte nicht bemerkt, daß ein weiterer Rathsherr indeß stille eingetreten war, und dieser sandte sogleich dem Brenz durch einen Freund einen Zettel zu, auf welchem stand: „Fliehe, fliehe, mein Brenz, eilig, so eilig du kannst.“ Brenz feierte gerade seinen Geburtstag im Kreise seiner Familie. Schweigend stand er auf und eilte zum Stadtthor hinaus. Kaum war dieß geschehen, als die Spanier in seine Wohnung einbrachen, und seine kranke Gattin mit sechs Kindern fliehen mußte. Der fromme Erasmus Schenk von Limpurg eröffnete Letzteren einen Zufluchtsort. Bei Nacht kam Brenz zu seiner Familie, um sich mit ihr zu gemeinsamem Gebet um Hülfe, um Glauben und Geduld zu vereinigen. Aber bald mußte er sich von ihr trennen, um weiter zu fliehen. Seine Habe war der Plünderung preisgegeben worden, die Krankheit seiner Gattin nahm von Tag zu Tage zu, seine Kinder waren noch unmündig bei der leidenden Mutter. Doch war er getrost. Damals schrieb er an den Rath der Stadt Hall: „Ob ich schon der Menschen Ungnade seyn soll, so bin ich doch, wie ich gewißlich vertraue, nicht in Gottes Ungnade, sondern je mehr ich bin in das Elend verjagt, je mehr wird mir Gottes Sohn, dessen Hoffarb' ich jetzt wegen seines Evangeliums trage, beiständig seyn, und wird E. E., was sie mir und den Meinen erzeigen, reichlich vergelten.“

Aber der Rath der Stadt Hall konnt ein die Länge sich sein nicht nachhaltig annehmen; da eröffnete ihm Herzog Ulrich eine Zufluchtsstätte in seiner Burg Wittlingen. Hier hat Brenz eine Erklärung des 130sten Psalmen (Aus der Tiefe rufe ich ꝛc.) und des 93sten (Der Herr ist König ꝛc.) abgefaßt. Von da floh er nach Basel zu des Herzogs Sohne Christoph, welcher ihm zwei seiner Kinder versorgte. Aber die Nachricht, daß seine Gattin gestorben seye und die Sorge für seine übrigen Kinder trieb ihn wieder nach Schwaben. Nochmals wurde er dort, wie durch ein Wunder, den Händen seiner Feinde entrissen und von Herzog Ulrich auf die Burg Hornberg geflüchtet, wo er eine Erklärung des Propheten Jesajas und seinen Catechismus ausarbeitete. Endlich mußte er in das Dorf Mägerkingen auf der Alp sich begeben, eine stille Stätte, von der ihn Gottes Wille zur Erneuerung der Reformation Würtembergs berufen hat.

Während die Hauptvertreter der Reformation überall verfolgt wurden, ließ man ihren Schülern mitunter eine unerwartete Nachsicht wiederfahren, so daß das Predigen des Evangeliums auch da nicht aufhörte, wo die Stimme der kräftigsten Zeugen nicht mehr ertönen durfte. Dieß zeigt Folgendes:

Nicht geringer als in den Reichsstädten war Anfangs der Schrecken in Württemberg, als die spanischen Truppen des Kaisers in's Land eindrangen. Man sagte allgemein, daß der evangelischen Prediger Leib und Gut, Weib und Kind in größter Gefahr seyen. Manche mußten in der rauhesten Jahrszeit im Dickicht der Wälder sich verbergen, weil Niemand ihnen Obdach zu geben wagte. Noch als der Kaiser den Herzog zu Gnaden angenommen hatte, blieb der Schrecken. Mit Mühe wurde verhütet, daß die Spanier den Stadtpfarrer Johannes Wieland in Vayhingen nicht verbrannten. Mit Schrecken sahen die Württemberger, wie ihre irdische Stütze, der Landgraf Philipp von Hessen 1548 vom Kaiser gefangen durch das Land geführt wurde, wobei der unerschrockene Wieland es wagte, dem gefangenen Fürsten eine Trostschrift zu übergeben. Mit Schrecken hörte man, wie die Reichsstadt Constanz, welche das Interim nicht annehmen wollte, vom Kaiser erobert, ihrer Freiheit beraubt und nun gezwungen

wurde, die päpstliche Religion anzunehmen. Unter diesen Umständen war freilich offener Widerstand gegen das Interim höchst gewagt. Es geschah aber, was unter diesen Umständen geschehen konnte. Die einflußreicheren evangelischen Geistlichen wanderten aus, das Volk zog sich, nachdem die Jugend ihre Neugier befriedigt hatte, von der Messe zurück, der Herzog und seine wohlgesinnten Diener suchten, wie sie konnten, den Einfluß des Interim zu mindern. Anfangs war dieß weit schwerer. Der unermüdet treue Arbeiter Erhard Schnepf, dazumal Professor der Theologie und Prediger zu Tübingen, mußte den Wanderstab ergreifen. Während die meisten Professoren zur Messe gingen, begleitete das Volk mit Thränen seinen Seelsorger, als er aus der Stadt und dem Lande zog, dem er seine besten Kräfte geopfert hatte. So mußte auch Gayling, Georg Hala, Valentin Vannius (Pfarrer an der Hospitalkirche zu Stuttgart) weichen. Aber es schien, als ob mit der Entfernung solcher ausgezeichneten Gegner des Interims das Interim selber an Kraft verloren hätte.

Jüngere Männer, unter ihnen besonders der neunzehnjährige Jakob Andreä, predigten neben den Meßpriestern das Evangelium noch fort, und das Volk zog sie sichtbar vor, denn die Messe blieb leer, die evangelischen Prediger wurden fleißig gehört; selbst die Spanier wunderten sich, „daß bei den sogenannten Ketzern der christliche Glaube und die Sacramente nicht aufgehoben seyen.“ Von Stuttgart wurde Andreä zwar verwiesen, aber nun predigte er erst im Siechenkirchlein, dann im Hospital zu Tübingen, endlich unter dem Namen eines Catecheten auf einem Stuhl in der dortigen Stiftskirche, endlich auf der Kanzel, unter einem sehr großen Zulauf von Bürgern und Studenten, mannigfach unterstützt von dem treu bei der evangelischen Kirche aushaltenden Professor der Medizin, Doctor Leonhardt Fuchs, welchem der Herzog Ulrich nach Schnepf's Abgang die Aufsicht über das evangelische Stipendium aufgetragen hatte. Ehe man es sich versah, hatte der Herzog die vertriebenen Prediger der Reichsstädte Reutlingen und Hall auf mannigfache Weise als Geistliche untergebracht; Matthäus Aulber war von ihm sogar an der Stiftskirche angestellt worden, und mit den zurückgebliebenen Predigern, welche

unter dem Namen von Catecheten wirkten, erhielten diese Männer die evangelische Lehre im Lande.

Sehr günstig war für die evangelischen Gemeinden der Umstand, daß nur mit äußerster Mühe, und doch keineswegs hinreichend, Interimsprediger zu haben waren; daß diejenigen, die man haben konnte, theilweise wegen offenbarer Liederlichkeit nicht zu gebrauchen waren, und daß bei Katholiken, wie bei Protestanten, das „Interim" ein verachtetes Ding war. Bekannt ist aus jener Zeit der Vers:

„Selig ist der Mann,
Der Gott vertrauen kann,
Und willigt nicht in's Interim,
Denn es hat den Schalk hinter ihm."

Nur die Aebte und die Diöcesanbischöfe, unter denen Württemberg früher gestanden war, hatten das Interim zu nützen gewußt. Erstere hatten ihre Klöster wieder bezogen, letztere ihre bischöfliche Gerichtsbarkeit wieder auszuüben versucht. Das Fortbestehen der evangelischen Lehre, die fortwährende Verwaltung der Sacramente durch evangelische Geistliche war ihnen ein Dorn im Auge, sie klagten gegen den Herzog beim Kaiser. Der Herzog erklärte: „er habe die Befehle des Kaisers erfüllt. Die Aebte seyen wieder eingesetzt in ihre Klöster und ihnen die Verwaltung im Geistlichen, wie im Zeitlichen, zugelassen, die Fest- und Fasttage werden gehalten, die Messe dürfe ungestört gelesen werden. Gegen das Interim habe er seine Bedenken, und bitte um Aenderungen. Catecheten habe er angestellt, den armen Seelen das Evangelium zu verkündigen, den Kranken beizustehen und die Sacramente zu reichen, und ihnen geboten, das Wort Gottes auf's einfältigste und ohne Schelten und Schmähen zu predigen. Auch sollten sie die Meßpriester in ihren Aemtern nicht hindern." Seine Gesandten wies der Herzog an, falls der Kaiser darauf dringe, alle Punkte des Interims zu erfüllen, zu erklären: „Er habe der kaiserlichen Majestät zu unterthänigem Gehorsam das Interim bewilligt, aber nicht der Meinung, als ob er von seinem christlichen Bekenntniß abgefallen wäre, und die vorerkannte Wahrheit des Evangeliums verdammte, oder alle Artikel des Interims für christlich

und dem göttlichen Worte gemäß erkennen und billigen sollte, sondern daß er den Fürgang desselben in seinem Fürstenthum, so viel immer möglich, und die Gelegenheit der Unterthanen, Zeit und Lauf erleiden möchten, bis auf die Erörterung eines freien christlichen Concils geduldе, und nicht mit gewaltiger That und Verfolgung verhindern wolle."

Es war dieß Ulrichs letzte Erklärung an den Kaiser, gegeben zu einer Zeit, da die spanischen Truppen die festen Plätze des Landes noch besetzt hielten, und der Herzog, krank und elend, wie er war, täglich bereit seyn mußte, sein Land zu verlassen. Im Herbste desselben Jahres erkrankte er heftiger; vergebens suchte er im Wildbade Heilung für seine Beschwerden, kam nach Böblingen, und von da mit Mühe nach Tübingen, seiner Auflösung sehnsuchtsvoll entgegenharrend. Dort empfing er das h. Abendmahl und bestellte sein Haus. Zu seinen Dienern sprach der Sterbende: „Sehet zu, der ich viel Schmerzen und Herzeleid zu meiner Zeit erlitten hab' und durch manchen Unfall und Noth gejagt, und in dem Orden derer, die Christo das Kreuz sollen nachtragen, wohl geübt worden bin. Da lieg' ich jetzt in Gottes Gewalt und will solcher Gestalten das Leben mit dem Tod vertauschen, daß mir dadurch Gott das ewig' Leben soll geben und mich durch Christum erhören. Dann Christus ist allein mein Hort, mein Schild und Hoffnung im Leben und Tod, der wird mich aus aller Noth erlösen. Dann Gottes Wort wird ewig bestehen und wird ehe der Himmel und Erde vergehen. Das ist mein Zeichen hie gewesen." Donnerstag den 6. November 1550, Morgens früh zwischen 5 und 6 Uhr, im 63sten Jahre entschlief er, und wurde, seinem Wunsche gemäß, neben Herzog Eberhard I. unter Einen Stein begraben. Er ruht in der St. Georgenkirche zu Tübingen.



Dritter Abschnitt.

Vollendung der Reformation in Württemberg zur Zeit Herzog Christoph's und Ludwig's.

Erste Abtheilung.

Herzog Christoph.

Erstes Kapitel.

Herzog Christoph's Jugendbildung.

Herzog Ulrich hatte seinem Sohne eine schwere Aufgabe hinterlassen: die Wiederherstellung einer gänzlich zerfallenen Kirche, und eines fast in jeder Hinsicht zerrütteten und gefährdeten Staates. Da war zwar die evangelische Religion noch nicht verdrängt, aber im Kampfe mit der vom Kaiser aufgedrungenen Interimsreligion, die evangelischen Prediger theilweise vertrieben, die kaum gegründeten kirchlichen Institute zerfallen; die Stände klagten nicht mit Unrecht, „es sey Alles übler, als man je gedenkt und gehört habe." Zudem war König Ferdinand bemüht, unter dem Titel der Felonie (d. h. des Treubruches eines Vasallen) nicht allein dem Herzog Ulrich, sondern auch dem Sohne noch, der an dem schmalkaldischen Kriege doch keinen Antheil genommen hatte, den Besitz des Landes streitig zu machen.

Was dem nunmehrigen Landesfürsten Herzog Christoph unmöglich war, das that sichtbar eine höhere Hand für ihn, die sein Thun als Regent segnete, und die äußerlichen Umstände zu seinem, seiner Kirche und seines Landes Besten regierte, die ihn aber auch schon von Jugend auf für seinen schweren Beruf vorbereitet hatte.

Kaum fünf Jahre alt, mußte „das junge Herrlein," von Vater und Mutter verlassen, aus dem Lande ziehen; seine mütterlichen Oheime, die Herzoge von Baiern, übergaben ihn dem Könige Ferdinand (damals noch Erzherzog), der sich in

den Besitz von dem Erbe zu setzen suchte, das dem unmündigen Kinde gebührte. Ferdinand übergab ihn in Innsbruck einem rechtschaffenen Rechtsgelehrten, Wilhelm von Reichenbach; dieser erzog ihn mit seinen Kindern, unterrichtete ihn im Lateinischen, hielt ihn zur Gottesfurcht und zu allem Guten an und ließ ihn namentlich die sonntäglichen Evangelien und Episteln auswendig lernen. Hierauf kam er nach Wienerisch-Neustadt, wo er an Michael Tiffern einen gelehrten und für ihn treu besorgten Lehrer und Erzieher erhielt, und bei einem Ueberfall der damals bis vor Wien streifenden Türken wie durch ein Wunder gerettet wurde. Dann lenkte Gott des Kaisers Herz, daß er den Jüngling an seinen Hof nahm und auf's Vertraulichste mit ihm umging. Wo er hinreiste, mußte ihn Christoph begleiten, denn sein Thun und Lassen gefiel dem Kaiser Carl V. wohl; öfters ließ er sich von ihm in weltlichen und geistlichen Büchern „beider Religion" vorlesen, und sprach über das Gelesene sein wohlerwogenes Urtheil aus. Für Christoph war das Urtheil dieses großen Staatsmannes und scharfblickenden Menschenkenners ungemein belehrend. „Nur Eines fehlte dem Kaiser, um der größte Fürst Europa's zu seyn: der Muth, den das Bewußtseyn reiner Absichten verleiht." Christoph sollte bald mit Augen sehen, woran es dem großen Kaiser fehle, ja, es an sich erfahren. Vergeblich ließ sich der Kaiser von ihm auf dem Reichstage zu Augsburg bitten, seinem Vater Ulrich sein Land zurückzugeben. Als der Kaiser vielmehr bemerkte, wie viele Fürsten dagegen waren, daß er Württemberg an das Haus Oestreich verschenke, suchte er den Erben dieses Landes, Christoph, an einen Ort zu bringen, von dem er nie mehr hätte zurückkehren dürfen. Aber Michael Tiffern flüchtete ihn, als die höchste Zeit zum Entfliehen war, mit eigener Lebensgefahr zu seinen Oheimen nach Landshut (1532).

Zwar schien nun seine Lage sich zu verbessern, zumal, da sein Vater wieder sein Land erobert hatte; aber Ulrich sah in seinem Sohne nur den Sohn der Herzogin Sabina und den Neffen der Herzoge von Baiern, in denen er die Ursächer alles seines Unglückes erblickte, und der Umstand, daß von Seiten Baierns öffentlich auf Beseitigung Ulrichs und auf Einsetzung seines Sohnes in das Herzogthum war angetragen worden,

vermehrte die Spannung. Auch der ehrfurchtsvollste, bewundernswerthe Gehorsam des Sohnes konnte den Argwohn des Vaters kaum mindern, nie entfernen.

So sah sich Christoph bald genöthigt, in auswärtige Kriegsdienste zu treten, um seine Existenz zu sichern, der König Franz von Frankreich nahm ihn auf. Acht Jahre lang erfuhr Christoph alle Mühseligkeiten, welche ein edler, tugendhafter Jüngling an einem höchst verdorbenen Hofe, ein gehaßter Ausländer unter einer Schaar von Großen, die alle durch gemeinsames Interesse verkettet waren, unvermeidlich zu erwarten hatte. Mit allen Beschwerden und Gefahren des Krieges wurde er bekannt, kämpfte dabei mit Armuth, da er seinen Gehalt von dem französischen Hofe so unregelmäßig erhielt, trug zweimal aus den Händen von Mördern sein Leben wie eine Beute davon, hatte mit den Folgen eines ihm in den italienischen Kriegen beigebrachten Giftes zu kämpfen, sah in seiner Herberge in einer Nacht mehrere Personen an der Pest sterben, und blieb doch bewahrt unter diesen Gefahren, wie in dem Meeressturme, der ihn zu verschlingen drohte. Nie hatte Christoph unter allen diesen Prüfungen des Gebetes vergessen, und treu als Berather stand sein Tiffern ihm zur Seite.

In Frankreich war wohl auch die Stätte, wo H. Christoph die ersten tieferen Eindrücke von der evangelischen Wahrheit erhielt, wo wenigstens, was er in Augsburg (1530) gesehen und gehört hatte, aufgefrischt werden mußte. Der treuste Freund des Hauses Württemberg, Landgraf Philipp, der gegen den jungen Herzog wahrhaft väterlich gesinnt war, unterließ nicht, ihn auf die evangelische Wahrheit aufmerksam zu machen, wußte auch einen evangelischen Edelmann in seine Dienste zu bringen, und zu verhindern, daß er nicht durch seine Verbindung mit Baiern an der römisch-katholischen Weise festgehalten wurde. Aber mehr als Philipp mochte auf den selbstdenkenden, langsamprüfenden jungen Herzog der Anblick der Leiden evangelischer Märtyrer in Frankreich wirken, — wenn er damit das päpstliche Wesen verglich, das er von Jugend auf kannte, und zu Nizza (1538) in nächster Nähe gesehen hatte. Hier weigerte er sich, dem Beispiel des Kaisers Carls und des Königs von Frankreich zu folgen, und dem Papst den Pantoffelkuß zu

leisten, denn Seine fürstlichen Gnaden „wußten sich zu berichten, was vom Antichrist geschrieben steht.“ Christoph kam hierüber bereits in den Verdacht des Lutherthums, doch stand er in des Königes Achtung zu fest, als daß man ihm zu nahe getreten wäre. „Da aber die Verfolgung (in Frankreich) wider die armen Christen vorgenommen worden, auch Ihre F. Gnaden etlichemal die armen, unschuldigen Christen greulich martern, und mit dem kleinen Feuer sengen und ustuliren (rösten) sehen, und dazu schweigen müssen, haben sich Ihre F. Gnaden wieder heim nach Deutschland begeben (1542).“

Nun im Begriff als Reichshauptmann einen Zug gegen die Türken anzuführen, wurde Christoph durch den Befehl seines Vaters zurückgehalten. Dieser hielt es für gut, daß sein Sohn sich vermähle, und in dem kleinen Lande Mömpelgard sich auf die Regierung des Herzogthums vorbereite. Als Gemahlin ersah ihm sein Vater eine Tochter des frommen Streiters, des Markgrafen Georg von Brandenburg-Anspach. Dieser Glaubensheld der zu Augsburg 1530 dem Kaiser erklärt hatte: „ehe ich wollte meinen Gott und sein Evangelium verläugnen, ehe wollte ich hier vor E. Kaiserl. Majestät niederknieen und mir den Kopf lassen abhauen,“ lag dem Tode nahe darnieder, und es war seine letzte Freude, diesen Schwiegersohn segnen zu dürfen. Die Trauung der Verlobten nach des Markgrafen Tode fand in ernster Stille statt, und der Herzog begab sich mit seiner jungen Gemalin nach Mömpelgard. Dort mußte er sich mit Geringem begnügen lernen, was er aber späterhin für nützlich erkannte. Die Verwaltung der kleinen Grafschaft, und ein friedevolles glückliches Familienleben, ließ ihm immer noch Zeit zur stillen Prüfung der Religionsangelegenheiten, wie denn sein Hofprediger Bidembach von ihm berichtet: „Er hat in dieser Zeit alle Werke des Mannes Gottes Lutheri, so viel damals im Drucke waren, desgleichen alle Bücher des Herrn Brentii, und andere mehr mit sonderem Fleiß und Nachdenken (judicio) ausgelesen. Und weil Ihro Fürstl. Gnaden sich die Lehre Pauli zu erinnern gewußt: prüfet alles und das Gute behaltet, so haben sie auch der Papisten und zwinglische Bücher viel gelesen, und eines gegen das andere, alles aber gegen dem Worte Gottes gehalten,

gewogen und probiret, darum denn Gott Gnad' verliehen, daß obwohl J. F. Gn. heftig zugesetzt und die Sachen wohl fürgemacht worden, Sie dennoch der zwinglischen Opinion (Meinung) sich erwehrt, dafür Ihr F. Gn. nachmals oft Gott gedankt, mit dem Vermelden: ich kenne den Geist, und weiß, was dahinter steckt."

In den letzten Tagen seines Lebens rief Ulrich seinen Sohn zu sich, aber Christoph traf ihn nicht mehr am Leben. Nun trat er mit christlichem Ernste, das Andenken seines Vaters ehrend, und sich dem Gebete seiner Unterthanen anempfehlend, seine Regierung an. Das Land huldigte mit Freuden, ehe der König Ferdinand eine Einsprache machen konnte, — dennoch war die Rechtsstreitigkeit über den Besitz Württembergs noch nicht entschieden, und die spanischen Besatzungen noch im Lande. Vom kaiserlichen Hofe gab man dem Herzog wiederholte Winke: „es werde sehr gut für ihn seyn, wenn er die alte Religion (das Papstthum) wieder herstelle." Der Bischof Otto von Augsburg bat um dasselbe, und sagte seinen Beistand zu. Selbst die Mutter des Herzogs Sabina wurde angegangen, diese Bitte zu unterstützen, freilich ahnte man nicht, daß auch sie an römisch-päpstlicher Religion irrgeworden seye. Doch ließ sich der Herzog keineswegs von seinem evangelischen Glauben abbringen, und er durfte erfahren, daß es einer Untreue gegen besseres Wissen und Gewissen nicht bedürfe, um zu behalten, was ihm Gott beschieden hatte. Der König Ferdinand wurde durch verschiedene Fürsten zuerst milder gestimmt gegen den Herzog, und endlich durch die Umstände genöthigt, ihn im ruhigen Besitz seines Landes zu lassen.

Schien auch noch zwei Jahre lang die Thätigkeit Christophs für die Kirche beschränkt, weil er den König immer zu fürchten hatte, so bereitete er doch nun, mit ruhiger Ueberlegung im Stillen dasjenige vor, was er bald mit Kraft und Entschiedenheit durchführte.

Zweites Kapitel.

Die Württembergische Confession und das Concil zu Trident.

„Das heilig Evangelium mit Zucht, Gelindigkeit und rechter Gottesfurcht pur, lauter und rein, verkündigen zu lassen," war der Entschluß, den der Herzog schon bei seinem Regierungsantritte aussprach. Er besuchte für seine Person die Predigt, aber nicht die Messe, und seine Unterthanen wie er verabscheuten das Interim. Dennoch mußte er gestatten, daß die Messe da und dort noch fortdauerte, aber er that es in der Hoffnung, daß nur kurze Zeit derselben noch Raum zu geben seye.

Es bereitete sich fühlbar eine Entscheidung der kirchlichen Angelegenheiten vor, denn das Interim konnte nicht bleiben, und der Kaiser erklärte selber, daß er wünsche, die Religionsangelegenheiten würden bald möglichst auf einer allgemeinen, freien, christlichen Kirchenversammlung vorgenommen.

Eine freilich nur mit Mühe eröffnete und zusammengehaltene Kirchenversammlung hatte sich erstmals 1545 zu Trient zusammengefunden. Sie bestand von Anfang bis zum späten Ende meist aus Italienern, mehr als zwei Drittheile waren Bischöfe und Theologen dieses Landes, die dem Papst verpflichtet waren. Es sollte ein allgemeines Concil, ein Concil aller Völker der Christenheit seyn, — und doch standen hundertundsiebenundachtzig italienische Prälaten, zwei deutschen gegenüber. An ihrer Spitze die päpstlichen Stellvertreter als leitende Präsidenten, und doch sollte das Concilium ein freies seyn. Demgemäß fielen auch die ersten Beschlüsse des Conciliums aus. Die Lehre der evangelischen Kirche von der heil. Schrift, von der Erbsünde, von der Rechtfertigung waren bereits am Anfang des Concils verdammt worden, — nun als der Kaiser die Protestanten antrieb, das Concil zu besuchen, eilte man auch die evangelische Lehre vom Abendmahl zu verdammen.

Unter solchen Umständen waren die Protestanten bedenklich, das Concilium zu beschicken, und allen Versprechungen des Kaisers: „es solle gewiß Alles nach der heil. Schrift und der

ersten christlichen Kirche frei berathen und entschieden werden," setzten sie die Erklärung entgegen: „sie können nur dann etwas von dem Concilium erwarten, wenn der Papst nicht Parthie und Richter zugleich seye, wenn die bisherigen Verdammungen der evangelischen Glaubenslehren zurückgenommen würden, und das Concilium die Berathungen darüber von Vornen anfange."

Als aber der Kaiser fortfuhr auf Beschickung des Concils zu dringen, beschloß der Churfürst Moriz von Sachsen und der Herzog Christoph von Württemberg, jeder von der Kirche seines Landes ein besonderes Bekenntniß abfassen zu lassen, welches dem Concile übergeben und dort von den Theologen beider Fürsten vertheidigt werden sollte. Denn die Theologen des Herzogs von Württemberg erklärten: „Man müsse auch vor einem sündigen Geschlecht Christum bekennen, dem Kaiser Gehorsam bezeugen, der Kirche, der Nachwelt, den Feinden beweisen, daß man das Licht nicht scheue." Dieß Bekenntniß, welches von Johannes Brenz abgefaßt, und von einer Versammlung württembergischer Theologen auf den Befehl des Herzogs berathen worden war, wurde mit der sächsischen Confession, welche Melanchthon ausgearbeitet hatte, als übereinstimmend gefunden. Diese „württembergische Confession" ist in der Hauptsache nichts anderes, als eine Wiederholung, zum Theil auch weitere Ausführung der augsburgischen; ihre Bestimmung ist nicht die eine Streitschrift zu seyn, sondern zu einem christlichen Frieden in der Kirche die Hand zu bieten. In der den Reformatoren eigenthümlichen Klarheit, und mit brenzischer Milde und Bestimmtheit sind die Streitpunkte, welche die evangelischen Kirchen von Papstthume trennen, dargestellt. Die reine evangelische Lehre wird aus der Schrift entwickelt, hierauf die Zeugnisse der Kirchenväter und der Kirchenversammlungen, ja auch einiger Päpste für dieselbe aufgeführt, wie es sich gegenüber von einer Kirchensynode geziemte, welche sich auf das Zeugniß der Väter zu berufen pflegte. Mit dem Herzog von Württemberg sandte auch die Stadt Straßburg Gesandte nach Trident, welche daselbst bis ans Ende mit den Württembergern aushielten. An Straßburg schlossen sich an die Städte Reutlingen, Eßlingen, Ravensburg, Biberach und Lindau.

Churfürst Moriz von Sachsen gab seinen Gesandten nach Trident besondere Instructionen, doch handelten sie im Einverständniß mit den Württembergern und Straßburgern.

Und so giengen nach reiflicher Ueberlegung zuvörderst die württembergischen Abgesandten politischen Standes nach Trient ab, um durch Uebergabe der württembergischen Confession und andere Verhandlungen den Theologen den Weg zu bahnen. Sie erklärten dem Concile: der Herzog werde den Verhandlungen desselben beitreten, sofern das Concil — den Reichstagsbeschlüssen gemäß — frei, gesetzlich und christlich dieselben vornehme. Seine Theologen zur Rechtfertigung seiner Confession werde er nachsenden. Obgleich aber viele Mitglieder des Conciles und zwar solche, welche als Säulen desselben galten, oftmals sich hatten verlauten lassen, wie sie nichts sehnlicher wünschen, als daß die Protestanten das Concil besuchen, und mit ihnen über die Lehre verhandeln möchten; obgleich die Kirchenversammlung selbst erklärt hatte, sie habe sie schon lange mit großer Sehnsucht erwartet, so machte man es doch den herzoglichen Gesandten und den bald darauf nachgesandten württembergischen Theologen Beurlin und Neobolus möglichst schwer, ihre Sache vorzutragen. Vergebens wandten sie sich an den kaiserlichen Gesandten, vergebens an einige Bischöfe und Cardinäle, um nur so viel auszurichten, daß sie dem Concile die Aufträge des Herzogs vorlegen dürften. So kehrten die Theologen zurück; schon waren auch die politischen Gesandten in der Ueberzeugung, daß alle Mühe in dieser Hinsicht vergebens sey, bereit zur Rückkehr, als man sie wissen ließ, wenn sie einen Auftrag des Herzogs haben, so mögen sie diesen, zwar nicht öffentlich in einer Sitzung des Concils, aber „in einer Privatzusammenkunft der Väter" (Congregatio) vorbringen. Um nicht ganz umsonst da gewesen zu seyn, übergaben dann die württembergischen Gesandten dieser Congregation zuerst drei Beschwerdepunkte des Herzogs, alsdann die Confession. Die Beschwerden waren folgende: 1) Man habe von beiden Seiten noch keinen Richter in Sachen der Religion gewählt. Der Papst seye Parthei und Beklagter, er könne somit nicht Richter seyn, und ebensowenig die dem Papste mit einem Eide verpflichteten Bischöfe. 2) Der augsburgische Reichs-

tagsreceß besage, daß auf dem Concile alles christlich, ehrlich und ordentlich zugehen solle. Dieses Versprechen habe der Herzog nicht anders verstanden, als daß die bisherigen Dekrete bei deren Abfassung, der Gegentheil gar nicht angehört worden sey, als nicht beschlossen angesehen und die Sachen nochmals vorgenommen werden sollen. 3) Er verlange, daß nicht nur das, was im Jahr 1546 schriftwidrig beschlossen, sondern auch neuestens Irriges angenommen worden seye, zurückgenommen werde. Nach Uebergabe der Beschwerdepunkte und der württembergischen Confession entgegnete der Notar Namens der Synode: „die Sache bedürfe Ueberlegung, und es werde seiner Zeit Antwort erfolgen.“

Später wurde den politischen Gesandten von Sachsen und Württemberg angedeutet, ehe die theologischen Gesandten wieder erscheinen, könne man über die Beschwerden und die streitigen Glaubenslehren sich nicht aussprechen. Zugleich ward ein sogenannter Geleitsbrief für die Theologen ausgestellt, freilich nicht wie er den Böhmen auf dem Concil zu Basel gegeben war, doch so, daß Herzog Christoph vier Theologen nach Trient sandte, an deren Spitze Brenz stand. Aber vergeblich war alle ihre Bemühung, Gelegenheit zu erlangen, ihren Glauben öffentlich vertheidigen zu dürfen. Aufgefordert von dem kaiserlichen Gesandten, sich über die Weise auszusprechen, in welcher eine theologische Verhandlung begehrt werde, erklärten die Württemberger: „Entweder solle die Kirchenversammlung sich darüber äußern, was sie gegen die württembergische Confession einzuwenden habe, oder den württembergischen Theologen erlauben, ihre Bedenken gegen die Beschlüsse der Kirchenversammlung auszusprechen.“ Aber es war ein bloßes Spiel. Der kaiserliche Gesandte gestand nach allerlei Vertröstungen endlich offen und redlich ein: „man wirke bei dem päpstlichen Legaten und seinem Anhang nicht so viel aus, daß sie die Protestanten vorlassen.“ Und zwar thaten sie das mit Grund, denn selbst die wenigen gedruckten Exemplare der württembergischen Confession, welche die Theologen unter der Hand vertheilten, fanden bei vielen italienischen und spanischen Bischöfen Beifall. Der päpstliche Legat, der die früher dem Concil eingehändigte Confession zu Händen genommen und unterdrückt

hatte, rief mit seinen Genossen laut: „Das Vertheilen der Confession sey als Geleitsbruch zu ahnen,“ und beharrte dabei, man dürfe die protestantischen Theologen gar nicht hören. So sahen sie sich endlich genöthigt, bei dem kaiserlichen Gesandten um Entlassung nach Hause zu bitten. Sie thaten dieß mit der Erklärung: „Wenn in Zukunft eine rechte und gerechte Unterhandlung wegen der Religionsangelegenheiten zu Stande komme, werden sie sich keineswegs entziehen,“ aber sie verstanden natürlich eine solche hierunter, bei welcher der Papst nicht Verklagter und Richter zugleich seye. Und eine solche kam nie zu Stand, in Trient blieben die Abgeordneten des Papstes Vorsitzer, und ihrer Entscheidung mußte sich alles fügen.

Als die Gesandten zurückkehrten, und die Kunde von dem brachten, was geschehen war, war es dem Herzog nicht unerwartet, aber er war tief gekränkt. Denn eine freie, öffentliche, allgemeine christliche Kirchenversammlung war ein Wunsch seines Herzens, den er noch Jahre lang nicht aufgeben konnte. Von nun an bekümmerte er sich aber um die Trienter Versammlung nichts mehr. Vergeblich war es, daß Fürsten und Könige ihn mahnten, bei Wiederzusammenkunft des Concils im J. 1562 seine Gesandten zu schicken. Er wollte von diesem Haufen „geschworner Feinde des Evangeliums, welche nicht nur mit Dekreten und Bannflüchen, sondern mit Feuer und Schwert und allen möglichen Arten von Grausamkeit dasselbe verfolgten,“ nichts hören.

Ganz in diesem Sinne sprach er sich mit den zu Naumburg (1561) versammelteu Fürsten gegen einen päpstlichen Nuntius aus, der sie zur Beschickung des Trienter Concils eingeladen hatte, und zwar angehört, aber keiner anderen Antwort gewürdigt wurde, als daß sie ihm nachher durch ihre Räthe sagen ließen: sie wundern sich, wie der Papst dazu komme, eine Kirchenversammlung auszuschreiben, und sie nach Trient zu fordern, — da ihm wohl bewußt sey, was die Stände augsburgischer Confession für eine Religion haben, und warum sie sich von einer Rotte absondern, die nur auf Unterdrückung der himmlischen Wahrheit bedacht seye. Sie seyen des beständigen Vorhabens des Papstes Geboten und Satzungen mit nichten zu gehorchen, und erkennen außerhalb des römischen Kaisers keinen

Herrn. Diesem haben sie bereits durch seinen Gesandten ihre Meinung und Hoffnung von wegen eines Generalconcils erklärt." Und dabei blieb man auch protestantischer Seits auf dem Tage zu Erfurt (1562).

So wurde denn die Trienter Kirchenversammlung ohne Anhörung der evangelischen Kirche beendigt. Ihre Geschichte ist mannigfach beschrieben worden. Das Hauptresultat war das: die unumschränkte Macht des Papstthums über die katholische Kirche wurde aufs Neue bestätigt, denn das Recht, die Beschlüsse der Synode auszulegen, hatte der Papst sich vorbehalten. Die Kluft zwischen der nunmehr römisch-katholischen Kirche und zwischen der evangelischen wurde auf Jahrhunderte hinein befestigt. In der katholischen Kirche selber aber wurde manche Regung des Bessern dadurch unterdrückt.

„Das größte Verderben, sagt Spener, ist durch dieß Concil erfolgt, da die ganze römische Kirche vollends abgefallen ist, und eine ganz andere Art gewonnen hat. Denn die Artikel insgesammt, welche nachmal in diesem Concil als lutherisch verdammt, und das Gegentheil decretirt worden, waren noch in der Kirche frei geblieben, daher keiner von ihnen seyn wird, dessen Zeugen man nicht vor Luthero in der römischen Kirche finden sollte. Ob also wohl die Theologie von den Scholastikern schändlich verdorben wurde, ob auch solche Lehre meist in der öffentlichen Kirche gelehrt wurde, so waren doch noch redliche Lehrer übrig, die ob sie schon in vielen Stücken mit dem gemeinen Irrthum angesteckt waren, gleichwohl in vielen anderen Punkten der Wahrheit noch beipflichteten, und andere darin erhielten, was geschehen konnte, weil solche Punkte noch nicht von der Kirche ausgemacht waren. Daher mochte, wer die Wahrheit in derselben erkannte, sie auch ohne deßwegen ausgestoßen zu werden, bekennen. Wie wir denn sehen, daß noch selbst in dem tridentinischen Concile viele harte Disputationen gewesen sind, und zu den meisten Thesibus (Lehrsätzen), welche an uns verworfen worden, sich vornehme (ausgezeichnete) Theologen unter ihnen bekannt, auch davor gestritten haben, bis allzeit endlich nach des römischen Hofes Willen und Interesse entschieden worden."

Indessen war in Deutschland eine große Aenderung der

Dinge eingetreten. Als man sah, wie der Kaiser Carl V. nur um seine Macht zu vermehren, die Protestanten unterdrückt hatte, fürchteten die Stände des Reiches für ihre Freiheiten, und ungehindert konnte der Churfürst Moriz von Sachsen jenen unerwarteten Kriegszug thun, durch welchen er die Protestanten vom Interim befreite. Im Vertrage zu Passau (1552), und im Religionsfrieden zu Augsburg (1555) erhielt die lutherische Kirche in Deutschland die rechtliche Gleichstellung mit der katholischen. Es war nicht die Schuld des Herzogs Christophs von Württemberg, der die Seele der Vergleichsverhandlungen war, daß der „geistliche Vorbehalt" von dem Kaiser zu Augsburg ausgesprochen wurde, kraft dessen „der Uebertritt der geistlichen Fürsten mit ihren Fürstenthümern zur Reformation" fernerhin nicht stattfinden dürfe, — ein Ausspruch gegen den Christoph mit allen andern evangelischen Fürsten protestirte, und der erst im westphälischen Frieden entschieden werden sollte.

Aber nun hatte Christoph volle Freiheit zum Wirken für die evangelische Kirche seines Landes. Der sogenannte ferdinandische Prozeß hatte aufgehört, die Spanier waren abgezogen, die Waffen ruhten, das württembergische Volk dankte Gott, daß es diese Stunde erlebt hatte.

Drittes Kapitel.

Kirchenordnung und Kirchenzucht.

Die Verhandlungen über den passauischen Vertrag waren kaum zu Ende gebracht, als Herzog Christoph einen Befehl an die sämtlichen Beamten des Landes ausgehen ließ, daß die päpstliche Messe überall aufgehoben und bis auf weiteren Befehl eingestellt werden solle. Jedem Ausschreiben war ein Exemplar der württembergischen Confession beigefügt. Auch den Prälaten wurde fast zu gleicher Zeit die Confession zugeschickt, mit dem Ersuchen, daß der Prälat die inzwischen in das Kloster eingenommene Jugend mit Gelübden und Ceremonien wider die Confession nicht beschweren, sondern die Personen frei stehen lassen wolle. Eilf Tage nach dem Passauer

Vertrag wurde die Messe in Stuttgart zum letztenmal gelesen. Jetzt wanderten die Meßpriester, und evangelische Prediger traten an ihre Stellen. Dieß geschah auch auf den zahlreichen Pfarreien, die bisher die Klöster zu vergeben hatten; der Herzog berief sich auf die Nothwendigkeit, da die Interimsgeistlichen ein ärgerliches Leben führten, er versicherte aber die einzelnen Prälaten, daß ihr Patronatsrecht ihnen sonst belassen und nur dießmal eine Ausnahme eintreten solle.

Doch mit der Wiederanerkennung der evangelischen Lehre und mit der Abschaffung des Interim waren nur die beiden ersten Schritte zur Wiederaufrichtung der evangelischen Kirche Württembergs gethan, zur Vollendung des Werkes bedurfte es noch viel Mühe und Arbeit. Daher hatte sich Herzog Christoph von Anfang seiner Regierung nach redlichen und tüchtigen Männern unter den Theologen umgesehen. Nicht allein die Beuerlin, Andreä, Dietrich-Schnepf, Heerbrand zog er hervor, er stellte auch den aus Ulm vertriebenen Martin Frecht als Professor der Theologie in Tübingen an, und vor allem zog er den vielgeprüften, vielerfahrnen Johann Brenz in seine nächste Nähe, und würdigte ihn des vertrautesten Umgangs. Auf das Concil zu Trient mußte Brenz die Vorarbeiten übernehmen, mußte selbst dort erscheinen, und bereit seyn die evangelische Lehre zu verantworten, über die Abschaffung des Interim, über den zu schließenden Religionsfrieden forderte Christoph wiederholt seine Bedenken. Nun da der Friede geschlossen war, war er sein Rathgeber zur Aufrichtung der Kirche.

Brenz benützte hier mit großer Gewissenhaftigkeit, was unter Herzog Ulrich namentlich durch Erhard Schnepf war vorgearbeitet worden. Es wurden die alten Grundlagen in der Kastenordnung Christophs von 1552, in der Visitationsordnung von 1553, in den Kirchenordnungen von 1553, in der Klosterordnung von 1556, in der Eheordnung von 1553 im Wesentlichen beibehalten und darauf fortgebaut. Die Visitation z. B. wurde ein ständiges Collegium, und demselben ein jährlicher Synodus beigeordnet. Die Visitation bestand aus Consistorium und Kirchenrath. Letzterer hatte die Oekonomie der Kirche zu verwalten; ersteres die innere Angelegenheiten derselben. Das Consistorium als beständige Aufsicht

(Visitation) und zur Ausrichtung der täglich vorfallenden Geschäfte wurde zusammengesetzt, „aus etlichen fürstlichen Räthen von wegen des Herzogs und aus fünf Theologen im Namen der gemeinen Kirche." An der Spitze der letzteren stand der Landpropst, wie beim Kirchenrath der Director. Der gemeine Conventus oder Synodus hingegen war bestimmt für die jährliche Uebersicht und Abhülfe aller Fehl und Mängel, sowohl in der Lehre als bei Dienern. Es traten die vier Generalsuperintendenten mit der Visitation und dem Landhofmeister zu jährlicher Berathung der kirchlichen Angelegenheiten zusammen, die wichtigeren Sachen wurden dem Oberrath (der höchsten Justizbehörde) vorgelegt, und dann zur Entscheidung an den Herzog gebracht. Diese Einrichtung ist in ihren wesentlichen Zügen bis heute geblieben, nur daß Consistorium und Kirchenrath vereinigt wurde. Man bedauerte später, daß, was Ulrich früher eingerichtet hatte, die Special-Synoden nicht mehr ins Leben gerufen wurden, und so der gemeine Conventus (die Generalsynode) keinen Stützpunkt hatte.

Daß diese Lücke anfänglich weniger gefühlt wurde, hatte seinen Grund hauptsächlich darin, daß neben dem ordentlichen Synodus die von H. Christoph angeordnete allgemeine Landes-Inspektion das Ganze in lebendiger Thätigkeit erhielt. Er pflegte nämlich, unvermuthet von Zeit zu Zeit einige geistliche und weltliche Räthe in die Aemter des Herzogthums auszusenden, um sowohl der Geistlichen Lehre und Wandel als auch seiner Amtleute Thun und Lassen zu untersuchen, wobei er sehr darauf sah, daß durch strenge äußerliche Zucht und Ordnung den Geistlichen in die Hände gearbeitet werde. Weil der Begriff kirchlicher Vergehen in einem christlichen Staate, wie ihn der Herzog vor Augen hatte, so nahe an den Begriff bürgerlicher Vergehen gränzte, so hatten die Superintendenten alle in Beziehung auf äußerliche Ordnung und Sittlichkeit zu ihrer Kenntniß gekommenen Vergehen zur Bestrafung der weltlichen Behörde anzuzeigen; so hatten die Amtleute auf die Befolgung der kirchlichen Ordnung, Bestrafung der Zauberer, Segensprecher, Gotteslästerer, des Concubinates und Volltrinkens, genaue Sonntagspolizei, ordentliche Besuchung des Gottesdienstes

zu halten. Ja der Herzog hatte anfangs zur Entdeckung der Uebertretung der Sittengesetze heimliche Aufpasser angeordnet, stand aber davon ab, als eine Commission von Geistlichen und Weltlichen ihm vorstellte: „es widerfahre etwa jungen und frommen Leuten eine Thorheit die sie sehr reue, und wenn es verborgen bleibe, nimmer geschehe, wenn es aber vor die Obrigkeit gebracht werde, so werde ihr Leumund gemindert."

Dabei war jedoch Herzog Christoph nicht gemeint, die Kirchenzucht in eine polizeiliche zu verwandeln, sondern im Gegentheil letztere sollte die erstere nur unterstützen. Zwar das behielt sich der Herzog vor, allen Religionspartheien, welche der württembergischen Confession zuwider lehren würden, sein Land zu verschließen. Dieß traf auch den bereits genannten Schwenkfeld, welcher durch sein ernstes Dringen auf innerliches Christenthum viele Freunde unter allen Ständen gewann, andererseits aber durch seine Abweichungen von der h. Schrift, durch seine Bekämpfung der kirchlichen Lehre und Verdächtigung auch der redlichsten Geistlichen, trotz aller guten Worte, doch Verwirrung anrichtete. Ihm drohte Herzog Christoph mit dem Gefängnisse, wenn er sich wieder blicken lasse (1554), und ein Bürger in Cannstatt Andreas Neff, der Schwenkfelds Lehre in Versammlungen verbreitete, wurde wirklich so lange eingesetzt, bis er versprach, davon abzustehen und sich stille zu verhalten. Mit Schwenkfeld wurde auch den Zwinglianern und Wiedertäufern das Land verboten (1558). In diesen Fällen handelte der Herzog für sich, nach seiner Ueberzeugung und als Landesherr. — Dagegen was die kirchliche Zucht betraf, so wollte er, daß neben bürgerlichen Strafen auch kirchliche für offenbare und grobe Sünder stattfinden sollten, wie solche im Anfang der christlichen Kirche sich fanden, bestehend in öffentlicher Ausschließung offenbarer und beharrlicher Sünder vom h. Abendmahl und anderen Rechten christlicher Gemeindeglieder; doch sollten die bußfertigen nach vorangegangener öffentlicher Abbitte wiederum in die kirchliche Gemeinschaft aufgenommen werden. Wie sehr er hiebei das Recht des Seelsorgeramtes und der Gemeinden anerkannte, zeigte sich auch bei einer besonderen Gelegenheit.

Zwei der ausgezeichnetsten jüngeren Geistlichen: Caspar

Lyser, Pfarrer zu Nürtingen, und Jakob Andreä, Dekan zu Göppingen, fanden sich gedrungen (1554), gegenüber von groben Sünden, welche in ihren Gemeinden vorkamen, namentlich Fluchen und Völlerei, um eine strengere kirchliche Censur zu bitten. Im Blicke darauf, was Calvin unter schwierigen Umständen Treffliches in Genf rücksichtlich der Kirchenzucht eingeführt hatte, trug namentlich Lyser dem Herzog die Bitte vor, zur Kirchencensur in seiner Gemeinde ein Collegium von sechs bis acht Männer errichten zu dürfen, welches theils aus Laienältesten, theils aus Predigern bestehen solle, jede Woche zusammenkomme, die rohen Sünder vorfordere und zur Besserung ermahne, die hartnäckigen aber vom h. Abendmahle ausschließen dürfe. Der Herzog nahm diese Bitte wohlwollend auf, denn einen papistischen Bann konnte er in der Sache nicht erblicken. Allein die Räthe und selbst Brenz waren dagegen. Brenz erklärte: „es gebühre dem Lyser nicht, ein eigenes Consistorium zu Nürtingen zu errichten, zudem sey es gefährlich, jedem Geistlichen eine solche Gewalt einzuräumen, deren zu erwartender Mißbrauch nicht nur in kirchlicher Hinsicht schädlich wirken müßte, sondern auch in bürgerlicher Hinsicht viel Uebles mit sich führen würde, weil es durch ein fast 500jähriges Herkommen Volksmeinung geworden seye, „der Excommunicirte sey bürgerlich infam." — „Den Predigern seye nur die Abmahnung der Sünder vom Sacramente bis auf Besserung zu gestatten. Versprechen sie Besserung, so solle man sie zum heil. Abendmahle zulassen. Halten sie ihr Versprechen nicht, so sey es bisher Ordnung gewesen, den beharrlichen Sünder dem Dekane anzuzeigen, der die zweite Ermahnung zu geben habe, und falls der Sünder auch hier nicht folge, so habe der Dekan ans Consistorium zu berichten, welches nochmals ermahne, und wenn es keine Besserung sehe, die Excommunication ausspreche." „So, sagt Brenz, liege es nicht an der kirchlichen Gesetzgebung, sondern an den Geistlichen, wenn sie dieselbe nicht befolgen, und an den weltlichen Beamten, wenn sie öffentliche Aergernisse nicht bestrafen wollen." Der Herzog ließ hierauf die Ansicht von Brenz und der Synode gelten, und verwies Lysern auf die bereits bestehenden kirchlichen Zuchtgesetze. Vergebens bat auch Jakob Andreä in

dem nämlichen Sinne. Auch er wurde bedeutet, daß eine solche Excommunication nicht Sache des einzelnen Geistlichen, sondern der gesammten Kirche und des dieselbe hierin vertretenden Kirchenregimentes seye. Hier wich Brenz, so viel auch seine Ansicht für sich haben mochte, doch von dem Vorbilde der apostolischen Zeit ab, in welcher die einzelnen Gemeinden die Kirchenzucht selber ausübten, und es zeigte sich auch bald, daß durch die kirchliche Oberbehörde allein weit weniger für Kirchenzucht gesorgt werden könne, als wenn unter ihrer Aufsicht die Ortsgemeinden dieselbe geübt hätten. Brenz mußte noch selber klagen (1564): „daß so oft der Synodus gegen Einzelne die Excommunication ausspreche, doch niemals eine Execution darauf erfolge, und die Leute in ihren Lastern ungebessert und ungescheut zu großem Aergerniß fortfahren. Es wünsche daher der Synodus, daß der Pfarrer in dessen Gemeinde ein Aergerniß vorfalle, sammt dem Special, Amtmann und etlichen Räthen das erste Erkenntniß thue, ob jemand zu excommuniciren sey, und das an die Kanzlei berichten möchte.“ Aber diesem Wunsche von Brenz stellten sich die weltlichen Räthe mit eben der Entschiedenheit entgegen, mit der Brenz das Excommunicationsrecht den Ortsgeistlichen in Gemeinschaft mit ihren Gemeinden abgesprochen hatte. Der Herzog selber fand noch mancherlei Verhandlungen, auch mit den übrigen protestantischen Ständen, wie schwierig die Durchführung einer wahren christlichen Kirchenzucht seye, und bemühte sich, den bürgerlichen Zuchtgesetzen desto mehr Nachdruck zu geben; wie dann die Landesordnung von 1567 ernste Vorschriften gegen Sonntagsentheiligung, Gotteslästerung, Zauberei, Teufelsbeschwörung, Ehebruch und Hurerei enthielt. Seine in der großen Krichenordnung nach Brenzens Grundsätzen eingerichtete Kirchencensur kam doch nach und nach in Anwendung, und endlich brachte der Enkel Jakob Andreäs, Johann Valentin Andreä in der Einführung der Kirchenconvente zu Stand, was sein Großvater und Lyser gewünscht, und was Herzog Christoph so gern gesehen hätte. Die Gründe, welche letzterer seinem Landpropst und seinen Räthen entgegenhielt, sind eine Lehre für spätere Zeiten geworden. „Meine Absicht ist allezeit gewesen und ist noch, daß eine allgemeine christliche Vergleichung und

(Kirchen-) Censur bei den der augsburgischen Confession verwandten Ständen angerichtet werde, damit die Laster bestraft, und der gemeine Mann davon abgehalten werde. Denn so wahr Gott ist, nit thut stetigs mit dem Thurm und in den Seckel strafen, und die geistlichen Sachen dem politischen Magistrat aufbürden, sondern es muß eine mehrere Kirchencensur angerichtet werden. Exempel sind leider mehr denn zu viel vorhanden, und thät mancher dieß und jenes nit, wo er wüßte, daß er von der Gemein Gottes, des Herrn Nachtmahl, der Gevatterschaft und anderer christlicher Versammlung ausgeschlossen sollte seyn, bis auf Besserung und Verspruch sein Leben zu ändern, wie dann die Gesetze und Grade der Censuren wohl zu finden und zu machen wären."

So mühevoll die Arbeiten Christophs und seines Brenz für Einführung einer festen kirchlichen Ordnung und einer kirchlich bürgerlichen Zucht waren, und so mannigfaltige Rücksichten sie dabei zu nehmen hatten, so einfach war, was von ihnen für den kirchlichen Gottesdienst geordnet ward. Hierin hatte Erhard Schnepf trefflich vorgearbeitet. Doch dürfte es nicht unpassend seyn, im Geiste sich in die Gottesdienste, wie sie dazumal zuerst gehalten wurden, zu versetzen. Die Kirchen sind an denselben Sonn-, Fest- und Feiertagen geöffnet wie jetzt, ein oder zweimal in der Woche gleichfalls zu Wochenpredigten, vor den Festen und an Sonnabenden wurden die sogenanten Vesperlectionen gehalten, in denen ein Kapitel des alten oder neuen Testamentes, samt ihren Summarien (Erklärungen) vorgelesen wurde. An Sonn- und Festtag-Abenden ward in einer besondern Predigt der Catechismus oder hie und da ein geistliches Lied erklärt, um es dem Volke einzuprägen. Sonst ist die Gottesdienstordnung unverändert bis heute erhalten geblieben.

Einen Meßpriester, der sonst am Altar in lateinischer Sprache seine Messe sang, in kostbarem Kirchengewand, bei brennenden Kerzen, finden wir nicht mehr. Selten erblickt das Auge noch ein Bild in der Kirche, außer dem Bilde des Gekreuzigten. Die Gemeinde ist versammelt und singt ein deutsches Lied, es sey: „Allein Gott in der Höh sey Ehr," — oder: „Ach bleib bei uns HErr Jesus Christ, — oder am Charfreitag: „O Lamm

GOttes," — an Pfingsten: „Nun bitten wir den heil. Geist." Eine große Auswahl von Gesängen hat sie nicht, aber diejenigen, welche sie hat, sind desto körniger, meist Lieder von Luther, und seine Uebertragung altchristlicher lateinischer Lieder und Psalmen. Sie singt dieselben aus dem Gedächtnisse, oder aus der von Martin Bucer herausgegebenen Sammlung geistlicher Lieder. Dann tritt der Prediger (im einfachen Chorrock) auf die Kanzel, spricht den evangelischen Kanzelgruß und ein Gebet aus dem Kirchenbuche, auf Feste sind besondere Gebete vorgezeichnet. Alle sind kurz, nur das Schlußgebet an den Sonntagen umfaßt die mancherlei Anliegen der Gemeinde. Diese Gebete sind von Schnepf oder Luthers Schriften entnommen, und die sonntäglichen noch jetzt gewöhnlich. Dann folgt Predigt über einen biblischen Abschnitt (Evangelium oder Epistel), Gebet, Gesang, — wie noch heute.

In der Wahl der biblischen Abschnitte hat man sich an die alte christliche Kirche gehalten. „Im Advent sollen neben dem gewöhnlichen Evangelio, die Verheißungen so den Patriarchen von der Zukunft Christi versprochen und von den Propheten geschrieben sind, gelehrt werden, damit die christliche Kirche berichtet werde, daß unser Glaube kein selbstgewachsener oder von Menschen erdachter Glaube sey, sondern von Anfang an der Welt von Gott geoffenbart und mit wahrhaftigen göttlichen Wunderzeichen bestätigt worden; der Christtag und die nachfolgenden Feste erfordern ihre Texte von selbst. In der Fastenzeit (Quadragesima) soll von der rechten christlichen Buße gepredigt werden. Am Palmtag wird neben der Geschichte des Palmtages die Leidensgeschichte zu dreimalen, Morgens, Mittags und Abends vorgelesen, und hernach am Gründonnerstag und Charfreitag in drei Predigten, so wie in den sogenannten Vorbereitungspredigten auf das heil. Abendmahl, ausgelegt. Unter diesen Predigten muß alles Geschäfte stille seyn, auch alle Läden der Kaufleute und Handwerker geschlossen bleiben. Von Ostern bis Himmelfahrt werden die Geschichten von der Auferstehung Christi von den Todten erklärt, und Bericht von unserer einstigen Auferstehung gegeben. Auf Himmelfahrt und Pfingsten und Dreieinigkeitsfest folgen die be-

kannten biblischen Abschnitte. Am Feiertag Johannis des Täufers wird hauptsächlich von der Taufe gepredigt. Die Aposteltage sollen erinnern an die Wahrheit des Evangeliums Christi, das durch die Apostel so den heil. Geist empfangen in allen Landen gepredigt und mit großen Wunderzeichen bestätigt worden ist." — Wochenpredigten fanden statt, jedoch waren keine regelmäßigen Buß- und Bettage angeordnet. Bei einer eintretenden Noth war die Gemeinde „auf einen sonderlichen Tag versammelt." Der Gottesdienst begann meist mit dem ergreifenden Lied Luthers: „Mitten wir im Leben sind," oder einem andern zu dieser Andacht stimmenden Gesange. Der Geistliche rügte an diesem Tage die gerade im Schwang gehenden Laster, ermahnte zur Buße, verkündigte den Zorn Gottes denen, die nicht ablassen vom Bösen. Zum Schluß ward das uraltchristliche Gebet, „die Litanie," gesprochen, wie wir es noch jetzt an den Bußtagen hören, — es beginnt in dem neuen Kirchenbuch mit den Worten: „HErr erbarme Dich *c.", früher „Kyrie eleison."

Bei der Taufe finden wir einen kleinen Unterschied zwischen der brenzischen und schnepfischen Weise. Brenz hat nach altchristlichem Vorgang in seiner Taufliturgie die Frage beigefügt: „Entsagest du dem Teufel und allem seinem Werk und Wesen?" Es sollte dieses jedoch nur das Bekenntniß seyn, daß der Getaufte sich zu einem geistlichen Kampfe verpflichte gegen den Fürsten dieser Welt."

Dem Abendmahl sollte Beichte und Anmeldung vorangehen, daß der Geistliche Gelegenheit habe, zu und mit den Communicanten zu reden. Die Beichtformel: „Ich armer Sünder bekenne mich vor Gott *c., ist noch jetzt bekannt. Das kurze, schöne Schlußgebet des Abendmahles: „Wir danken dir Herr Jesu Christ," ist von Luther entlehnt. Kinderlehren, wie wir sie jetzt haben, gab es keine. Die Jugend lernte den Katechismus wie jetzt, und wurde in einigen besonderen Gottesdiensten vor öffentlicher Gemeinde geprüft, ob sie ihn sich wohl eingeprägt habe. Die Einsegnung der Ehen fand wie jetzt unter den Worten statt: „Was Gott zusammengefügt hat soll der Mensch nicht scheiden." Die Einsegnung der Geistlichen aber mit der Ermahnung des Einsegnenden: Ich

bestätige dich zu einem Diener und Seelsorger dieser Gemeinde „mit ernstlichem Befehl, daß du solcher ehrlich und ohne alles Aergerniß mit höchstem Fleiß und Treue vorstehen wollest, wie du dann vor dem Gerichtsstuhl unseres Herrn Jesu Christi an jenem Tage Rede und Antwort geben mußt, dem rechten Richter."

Viertes Kapitel.

Die Schule.

Wenn Herzog Christoph es als seine erste Regentenpflicht erklärte, „der Kirche Christi mit Ernst und Eifer sich anzunehmen, und dann erst und daneben in zeitlicher Regierung nützliche Ordnungen und Regiment anzustellen," so hat er eben damit einem von seinem Vater schon ausgesprochenen Grundsatze sich angeschlossen, zugleich aber auch seine Pflicht erkannt, der Schule sich anzunehmen. Denn die Schulen sind, wie er selbst in seiner großen Kirchenordnung sagt: „die rechten von Gott verordneten Mittel, darinnen rechtschaffene, weise, gelehrte, geschickte und gottesfürchtige Leute erzogen werden mögen, wie sie zum heil. Predigtamte, weltlicher Obrigkeit, zeitlichem Regimente und Haushaltung gehören."

Wie Vieles hier zu bessern und neu zu begründen war, das ist schon im Vorhergehenden gezeigt worden. Zur Zeit des Papstthumes hatte man nicht viel auf Schulen geachtet; was Eberhard im Bart eingerichtet hatte, war theils unzureichend, theils verfallen, und unter Herzog Ulrich konnte schon um des Interims willen nicht Alles geschehen, was hätte geschehen sollen.

Deutsche Schulen gab es, als Herzog Christoph zur Regierung kam, wenige. Zwar bestanden solche auch in einigen kleinen Städten, neben und zum Schaden der lateinischen Schulen (vielleicht waren sie ein Anhang zu den letzteren), aber es gab noch viele, selbst volkreiche Flecken, in welchen die Kinder in ihrer Jugend gar keinen Unterricht empfiengen. Die lateinischen Schulen leisteten damals noch wenig, und für die Bildung der künftigen Kirchendiener und Beamten

war außer den Anstalten zu Tübingen noch fast gar nichts eingerichtet, und jene ungenügend. Der Herzog sahe wohl, daß es sich um Errichtung neuer Anstalten handle, wenn anders das evangelische Bekenntniß seinem Lande für die Zukunft gesichert bleiben solle. In dieser Lage nahm er seine Zuflucht zu den durch die Reformation des Landes ihm zur Verfügung stehenden Kirchengütern. Ja er glaubte, und zwar mit historischem Grunde, daß er einen höchstbedeutenden Theil der kirchlichen Güter nur ihrem ursprünglichen Zweck zurückzugeben nöthig habe. „Die Mannsklöster und Stifter haben, das war seine Ansicht, die ursprüngliche Bestimmung gehabt, nicht blos Orte gemeinschaftlichen Gebetes und Gesanges zu seyn, sondern Orte, in welchen die christliche Jugend im Worte Gottes, in den dazu gehörenden Wissenschaften, namentlich der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache unterrichtet und zum Dienst der Kirche hätte in christlicher Gottesfurcht erzogen werden sollen." Somit war es denn des Herzogs Wunsch, die Prälaturklöster seines Landes zu Schulen einzurichten, aus welchen Diener der evangelischen Kirche hervorgehen sollten. Johannes Brenz hatte ihm dazu gerathen, und Bartholomäus Käs, Coadjutor des Propstes zu Denkendorf, bereits einen Anfang gemacht, seine jüngeren Klosterconventualen im Worte Gottes unterrichten und auf die Universität Tübingen vorbereiten zu lassen. Bald nach dem Augsburger Religionsfrieden ließ Christoph in diesem Sinne die Klosterordnung ausarbeiten (1556). In derselben erklärte er: „wie es ihm durch den Friedensschluß anheimgegeben seye, in seinem Lande die Kirchen der augsburgischen Confession gemäß anzurichten, beides mit Lehre und Ceremonien *). Die Klosterprälaten werden sich

*) Wie Herzog Ulrich, so war auch Herzog Christoph dem Klosterwesen keineswegs hold. Er erklärte: „Dergleichen Abgötterei und Klosterwesen neben der Verkündigung des reinen Evangelii zu dulden, sey ein Greuel vor Gott," und in diesem Sinne hätte er gerne gleich nach seinem Regierungsantritt das Klosterwesen schneller reformirt, wenn nicht seine Räthe ihn zu einem langsameren Verfahren bewogen hätten. Man ließ die katholischen Aebte nun nach und nach absterben, und der Herzog ernannte nach ihrem Tode Aebte seines

der ursprünglichen Bestimmung der Klöster, ihres späteren Verfalles und der gegenwärtigen Zuchtlosigkeit der (während des Interims) neuaufgenommenen Mönche wohl bewußt seyn. Darum habe der Herzog eine Ordnung abfassen lassen, nach welcher es in den Klöstern bis zu endlicher, zu hoffender christlicher Vereinigung der getrennten Religionspartheien gehalten werden solle. Den Prälaten gab der Herzog von vorneherein die Versicherung, wie er und seine Erben diesen „Landstand dadurch nicht abthun wolle, und wie sie und ihre Nachfolger in der Verwaltung ihrer Gefälle nicht verhindert werden sollen." Dabei aber erklärte er: „wie bei der Last, welche die dermalige Klosterhaushaltung dem Abte auferlege, dieser seine Zeit hauptsächlich für weltliche Geschäfte werde verwenden müssen, und deßhalb ihm einer oder zwei Klosterpräceptoren beigegeben werden sollen, um die Jugend in der h. Schrift und guten Künsten zu unterrichten."

Auf dieser Klosterordnung beharrte der Herzog mit großer Entschiedenheit, und wenn auch da und dort noch lange die katholischen Aebte blieben, wurden dennoch die Klosterschulen eingeführt. Würden wir jetzt in eine solche treten können, wir würden lebhaft an das erinnert werden, was wir von den besten alten Klöstern lesen: es würden unserem Blicke Jünglinge begegnen im Mönchsgewande, welche die Klosterschwelle ohne des Abtes Erlaubniß nicht überschreiten dürfen; es würden uns am frühen Morgen, wie am späten Abend, der Gesang von lateinischen Psalmen und Gebeten aus dem Chor der

---

Bekenntnisses. Bedeutendere Schwierigkeiten gab es mit den Nonnenklöstern. Der größere Theil der Klosterfrauen erklärte sich gegen die ihnen zur Annahme vorgelegte württembergische Confession; in der Stille wurden sie von Oestreich unterstützt und von katholischen Geistlichen (aus den benachbarten reichsfreien Orten) bei ihrem Bekenntniß erhalten, und nahmen insgeheim auch Novizinnen an. Gleichen Widerstand setzte ein Theil der Beguinen entgegen, welche von ihrer Regel nicht lassen wollten. Der Herzog brauchte gegen ein Nonnenkloster (Steinheim) erweislich sehr scharfe Mittel (für einen evangelischen Fürsten), die meisten Nonnenklöster aber ließ er aussterben, und viele waren noch nach seinem Tode besetzt.

Kirche entgegentönen. Dazwischen hinein würden wir einige biblische Abschnitte zur Erbauung, über dem Tische einige Kapitel aus der Kirchen- oder Weltgeschichte lesen hören. Für die wissenschaftliche Bildung war in christlichem Sinne gesorgt, Logik und Rhetorik wurde nicht versäumt, von lateinischen Classikern besonders solche erklärt, welche mit Schönheit der Sprache einen belehrenden, gegen sittliche Zucht nicht anstoßenden Inhalt verbanden, wie Cicero und Virgil. Besonderer Fleiß und die beste Morgenstunde wurde auf die Erklärung der Bücher Alten und Neuen Testamentes verwendet. Je einmal in der Woche wurden die Hauptartikel der christlichen Glaubenslehre vorgetragen, für welche später ein besonderes theologisches Lehrbuch eingeführt wurde.

Dieß sind die niederen Klosterschulen, welche in sämmtlichen Mannsklöstern errichtet wurden und längere Zeit in ihnen sich erhielten, bis die späteren Herzoge in den meisten Klöstern nur noch Aebten ihren Sitz anwiesen, und die der Theologie sich widmenden Jünglinge in fünf, endlich in vier Klöstern vereinigten.

Da indeß schon zu Christophs Zeiten der Ueberschuß der Klostereinkünfte über die Erhaltung von Aebten, Lehrern und Schülern bedeutend war, da überdieß noch manche andere kirchliche Güter erledigt waren, so hatte der Herzog auch den nöthigen Fonds, um eine Anstalt zu erweitern, deren erste Gründung in die letzten Jahre seines Vaters fällt, nämlich das sogenannte Stipendium (evangelische Seminar, Stift) zu Tübingen. In diesem sollten die den Kirchendiensten gewidmeten Jünglinge ihre Studien vollenden. Ihre Zahl, welche zu Ulrichs Zeiten höchstens auf vierzig sich belaufen hatte, erhöhte der Herzog Christoph auf hundert und fünfzig. Diese erhielten außer fortgesetztem Unterricht in den philosophischen Fächern (unter ausgezeichneten Lehrern) von drei ordentlichen Professoren Unterricht in der Theologie. Die Leitung des Seminars hatte nun Martin Frecht von Ulm, von dem wir bereits gehört haben; neben ihm lehrte Dr. Jakob Beurlin, Dietrich Schnepf und Jakob Heerbrand, durch Talent und Wirksamkeit ausgezeichnete Theologen. Der letztere war ein Schüler Luthers und Melanchthons zu Wittenberg gewesen, und hatte

bereits die benachbarte Stadt Pforzheim reformirt. Die Theologen, wie sämmtliche Lehrer der Universität, waren auf die Augsburgische Confession verpflichtet; weder Personen, noch „Lehrbücher verworfener Sekten" wurden zu Tübingen aufgenommen und geduldet. Es war den Theologen vorgeschrieben, nicht blos wissenschaftliche Vorlesungen zu halten, sondern auch „die fürnehmsten Stellen der biblischen Bücher den Zuhörern anzuzeigen, und sie zu berichten, wie dieselben in der Kirche zu tractiren und den Predigtkindern nützlich fürzuhalten seyen." Mit der Unterweisung der Studirenden sollte die Erhaltung christlicher Zucht Hand in Hand gehen. Daher die Ordnung, daß sechs ältere Magister die jüngeren zu beaufsichtigen und mit ihnen ihre Lectionen zu repetiren hatten (Mag. Repetentes); daher die Aufstellung eines Magister Domus (Ephorus), der die Anstalt zunächst zu überwachen hatte, und zweier Superattendenten, d. h. theologische Professoren, welche mit ihm das Ganze zu berathen und zu beaufsichtigen hatten.

Diese Stiftung wurde dadurch erweitert, daß Graf Georg von Württemberg ein Legat vermachte, von welchem zehn Mömpelgarder, und Tiffernus ein zweites, von welchem vier Crainer (Tiffern's Landsleute) zum Studium der evangelischen Theologie in das Stipendium aufgenommen wurden.

Wie aber die Klosterschulen in dem Tübinger Stipendium ihre Krone hatten, so hatten sie in den „Particularschulen" ihr Fundament. Es sind dieselben, die wir jetzt lateinische Schulen nennen. Manches sogenannte Beguinenhaus wurde zu Errichtung einer solchen Schule eingeräumt. Neben diesen finden sich noch, nach denselben religiösen Grundsätzen von Herzog Christoph erneuert und erweitert, die Pädagogien zu Stuttgart und Tübingen, welche den niederen Klosterschulen parallel liefen, und in welchen gleichfalls Jünglinge, besonders auch für das Studium der Rechte und der Medizin, auf die Universität vorbereitet wurden. Aermere Jünglinge erhielten zur Besuchung dieser Anstalten Unterstützung von dem Kirchengute.

Aber auch seine „mitunter hart arbeitenden Unterthanen," welche ihren Kindern sich nicht genug widmen konnten, in Dörfern

und Flecken lagen dem Herzoge an. Er verordnete daher die Errichtung von deutschen Schulen und die Verbindung der Mößnereien mit den Schulstellen, um die Lehrer besser zu stellen, da manche bisher Büttel- und Schützendienste hatten thun müssen, um sich neben der geringen Schulbesoldung fortzubringen. So wurden denn auch diese Stellen gewissermaßen durch Kirchengüter mitbegründet. Den deutschen Lehrern wurde aufgegeben: „die Jugend (nicht die Knaben allein, sondern auch die „Döchterlin") mit der Furcht Gottes, rechter Lehre und guter Zucht zu unterrichten und zu erziehen, sie im Catechismus, Gebet, Schreiben, Lesen, Gesang und Rechnen zu unterweisen, die Sprüche Salomo's, Sirach und das Neue Testament mit ihnen zu lesen, sie in die Kirche zu führen und dort den Gesang mit ihnen zu unterstützen, sie auch nachher über die Predigt zu fragen." Der großen Kirchenordnung hat Herzog Christoph als einen Theil die erste Schulordnung (1559) einverleibt. Ein neuerer Pädagog, Herr Seminarrektor Eisenlohr in Nürtingen, äußert sich in seiner Ausgabe der Schulgesetze über die damaligen Schulen also: „Ueber den Stand des Volksschulenunterrichtes und der Methodik gibt die deutsche Schulordnung Herzog Christophs sehr interessante Aufschlüsse. Sie läßt uns zu unserer Freude erkennen, wie weit in dieser Hinsicht jene Zeit hinter uns liegt; wenn wir auch in anderer Hinsicht die Kraft des einfältig frommen Sinnes, der damals auf die Schulen seinen Einfluß übte, schmerzlich vermissen müssen."

Die Aufsicht über die deutschen Schulen wurde den Ortsgeistlichen übertragen, die der lateinischen Schulen gleichfalls, doch so, daß bei diesen auch der weltliche Ortsvorsteher und zwei oder drei gottesfürchtige, verständige, ehrbare Männer vom Rath und Gericht die Mitaufsicht führten. Das Stipendium in Tübingen hatte seine Superattendenten, die Klöster ihre Prälaten, alle diese Anstalten aber überwachte in höchster Instanz das Consistorium (und der Kirchenrath). Auch bei der Visitation der gesammten Universität war dasselbe durch ein Mitglied vertreten.

Leicht begreifen wir, wie bei diesen theils neuen, theils so bedeutend erweiterten Anstalten, der durch die Reformation gewonnene Ueberschuß des Kirchengutes, das der Herzog „zum ge-

meinen Kirchenkasten einsammeln lassen," nahezu aufging. Kaum der fünfte Theil von Allem dem, was Herzog Ulrich jährlich vom Ueberschuß des Kirchenkastens eingezogen, blieb bei Herzog Christoph für andere Ausgaben übrig, und auch diese Summe sah er nicht für das Seine an.

Fünftes Kapitel.

Herzog Christoph und die evangelische Kirche Deutschlands.

Die Thätigkeit Herzog Christophs fand nicht allein in seinem eigenen Lande ein weites Feld, sondern es bot sich ihm auch ungesucht von Außen her manche Aufforderung dar zum Wirken, die er nicht abweisen wollte und konnte. In ihm lebte das Gefühl, daß er ein Glied sey der Einen wahren, evangelischen Kirche, welche sich zu seiner Zeit bereits in ganz Europa ausgebreitet hatte; daß er somit auch in seinem Wirken nicht seiner Landeskirche allein, sondern der Gesammtkirche angehöre. Auch hätte er zu tief in das Verderben des Papstthumes hineingeblickt, um nicht auf's Ernstlichste zu wünschen, daß die evangelische Wahrheit auch da bekannt werde, wo sie es noch nicht war.

Zunächst beschäftigten ihn die kirchlichen Angelegenheiten des gemeinsamen deutschen Vaterlandes. Denn mit dem Reichstag zu Augsburg war nicht aller Noth der evangelischen Kirche abgeholfen worden, weder im Innern, noch nach Außen. Vor Menschenaugen schien es, als wolle die evangelische Kirche durch innern Zwiespalt sich auflösen; nicht weniger schienen geheime Machinationen des Papstthums den Weg zu ihrer Unterdrückung zu finden.

Bei diesem Allem ist es bemerkenswerth, wie ruhig und fest der Herzog seinen Weg ging, berathen und getröstet „von seinem lieben, treuen Brentius." Trotz dem, daß er bald aus Frankreich, bald von dem Sohne des Kaisers Ferdinand I., dem nachmaligen Kaiser Maximilian, bald von anderen Ständen genaue Kunde bekam, wie gefährlich es stehe, ließ er sich doch in seinem Wirken nicht einschüchtern, noch müde machen.

Fortwährend drang er auf den Reichstägen auf Aufhebung des sogenannten geistlichen Vorbehaltes, weil die verweigerte Freistellung der Religion ein ewiger Zankapfel bleiben müsse; fortwährend ermuthigte er die evangelischen Stände, ihre Protestation nicht aufzugeben gegen diesen Vorbehalt, weil man der Ausbreitung des Evangeliums keine Gränzen setzen dürfe.

Mit mehr Sorge, als die fortwährenden geheimen Umtriebe der Päpstlichgesinnten, mußte aber den Herzog der Anblick der theologischen Streitigkeiten erfüllen, welche die evangelische Kirche zerrütteten. Gegen das Papstthum war doch noch ein Gegengewicht vorhanden, da man damals einen rechtlich denkenden Kaiser an Ferdinand I. und an seinem Nachfolger, Maximilian II., selbst einen Freund der evangelischen Lehre hatte. Aber seit Luthers Tode war der Friede von den theologischen Lehrstühlen gewichen. Die allerdings übertriebene, obwohl offen bereute Nachgiebigkeit, welche Melanchthon zur Zeit des Interims gegen die Katholiken, rücksichtlich der sogenannten Mitteldinge, zeigte, so wie die Spannung zwischen dem churfürstlichen und dem herzoglich-sächsischen Hause gab theils Anlaß, theils Grund zu einem theologischen Streite, der mit einer wahren Bitterkeit geführt wurde.

Am augenscheinlichsten brach der Partheihaß der herzoglich-sächsischen Theologen auf dem Wormser Religionsgespräch (1557) hervor, welches doch den Zweck einer Verständigung mit der katholischen Parthei haben sollte. Als dort Melanchthon und Brenz die evangelische Lehre Satz für Satz gegen die Katholiken vertheidigen wollten, erklärten die herzoglich-sächsischen Abgeordneten, ehe man daran denken solle, seyen zuerst die Irrlehren öffentlich zu widerlegen, welche sich bei den augsburgischen Confessionsverwandten eingeschlichen haben. Damit war nicht allein Melanchthon, sondern auch Brenz gemeint, dem sie die friedliche Beilegung des Osianderischen Wortstreites über die Bedeutung des Wortes „Rechtfertigung" verargten.

Vergebens suchte Erhard Schnepf, damals auch Professor auf der herzoglich-sächsischen Universität Jena und in Worms anwesend, zugleich mit Brenz den Frieden zu erhalten. Seine Collegen wollten keinen Frieden. Das war den Katho-

liken, welchen es ohnedem mit diesem Religionsgespräch nicht ernst war, ein willkommener Anlaß, dasselbe zu vereiteln. Der Stimmführer dieser Parthei, der Bischof von Merseburg, wußte der Sache bald die Wendung zu geben, daß die herzoglich-sächsischen Gesandten sich von dem Religionsgespräch ganz zurückzogen, und nach einigen vergeblichen Verhandlungen erklärten die Katholiken: sie könnten sich bei dieser, unter den Evangelischen eingerissenen Spaltung nicht ferner mehr in ein Gespräch einlassen. Der Papst dankte dem Kaiser: „Er werde wohl auch das Seine gethan haben, daß der Rath der Gottlosen in Worms zerrüttet worden sey, und kein Religionsgespräch der Art mehr zugeben, überhaupt Deutschland von jener Parthei erlösen.“ „Das ist ungefähr (schrieb der König Maximilian an Herzog Christoph) seine ehrbare und, auf teutsch gesagt, teuflische Werbung gewesen.“

Es gehörte wirklich der Glaubensmuth eines Brenz dazu, um die Sache, welche so bedenkliche Folgen nach sich ziehen, ja, auch den Religionsfrieden zweifelhaft machen konnte, nicht allzusehr zu Herzen zu nehmen. Zwar die Behauptung der Katholiken auf diesem Religionsgespräch: „Die heilige Schrift sey nur ein Zankapfel, der todte Buchstabe derselben müsse die lebendige Stimme der Kirche über sich leiden, sie sey ein zweifelhafeter Richter in Glaubenssachen,“ erschien in den Augen der Religiösdenkenden nicht blos als ein sehr gewagter Schluß, sondern als eine wirkliche Lästerung. Diese Parthie hatte also keinen Grund, sich des Wormser Gesprächs zu rühmen, und wollte auch wirklich, daß man die Verhandlungen desselben geheim halte. Aber es handelte sich um etwas Anderes, das schwerer war, als Schmach zu tragen, nämlich den Riß in der evangelischen Kirche zu heilen. Dennoch gab man weder die Geduld, noch den Muth auf. Brenz schrieb an den Herzog: „Solch' Gezänk soll doch dem h. Evangelio unschädlich seyn; er möchte sich dieser großen Aergerniß nicht allzusehr entsetzen, sondern solche in das Register schreiben, darin viel ander ungereimt Ding.“

Es ist wirklich rührend, zu sehen, wie unermüdlich der Herzog nun mit seinem Brenz noch eilf Jahre (bis zu seinem Tode) daran arbeitete, die Wiedervereinigung mit der sich tren-

nenden herzoglich-sächsischen Parthei zu Stande zu bringen. Auch Fürstentage, welche zu ganz anderen Zwecken ausgeschrieben waren, benützte er zu Unterhandlungen, um die Einigkeit wieder herzustellen. So den Frankfurter Reichstag, wo er die evangelischen Fürsten bewog, ihre Einstimmigkeit mit der Augsburger Confession und deren Apologie auszusprechen, und eine ächt-lutherische Erklärung über die von den herzoglich-sächsischen Theologen beanstandeten Streitpunkte aufsetzen zu lassen. Auch die heftigsten Schriften derselben gegen das freundliche Entgegenkommen der übrigen evangelischen Kirche machten den Herzog Christoph nicht müde. Selbst der durch die Wandelbarkeit des Herzogs von Sachsen vereitelte Vereinigungsversuch zu Naumburg konnte ihm die Hoffnung nicht nehmen: „daß der Streit der Jenaer und der Wittenberger mehr ein persönlicher, als ein Sachstreit seye, und endlich seine Erledigung finden werde.“ Er erlebte letztere zwar nicht, aber sie kam zur Zeit seines Sohnes Ludwig.

Weit tiefer und unheilbarer war eine andere Wunde, welche der lutherischen Kirche Deutschlands durch das Eindringen des Calvinismus geschlagen wurde, eine Wunde, die Christoph und Brenz mit Recht für gefährlicher hielten und vergeblich zu heilen suchten. Es hatte nämlich, theils durch eigene Neigung geleitet, theils durch das zanksüchtige Wesen seines Generalsuperintendenten Heßhusius abgestoßen, der Churfürst Pfalzgraf Friedrich III., der bisher der Augsburger Confession treu anhing, sich dem Calvinismus offen zugewendet (1560), nachdem dieser in seinem Lande da und dort bereits stillen Eingang gefunden hatte. Herzog Christoph sowohl als Brenz wurden hiedurch tief betrübt, und letzterer veranlaßt, gegen Calvin öffentlich aufzutreten. Es war lange fast allgemein selbst unter den Reformirten die Meinung verbreitet gewesen, und Calvin hatte durch seine Schriften diese Meinung nur befestigt: „daß er im heil. Abendmahle eine wahre Mittheilung des wesentlichen Leibes und Blutes des Herrn an die Communikanten anerkenne.“ Aber die erfolgte Vereinigung Calvin's mit den Zwinglianern zu Zürch (1557) und einzelne Stellen in seinen Schriften gaben nun den Schein, als meine er die Sache ganz anders, als seine Worte lauteten. Offenbar

war, daß der Zürcher Theologe Bullinger ihn, der im Begriff war, an die augsburgischen Confessionsverwandten in Deutschland sich anzuschließen, fast mit Gewalt zu der zwinglischen Parthei hinübergezogen hatte. Dieß und die calvinistischen Bewegungen zu Wittenberg veranlaßten den sonst so friedlichgesinnten Brenz und die württembergischen Theologen, zu einer öffentlichen Bekenntniß, mit der sie ihr beständiges Festehalten an der lutherischen Abendmahlslehre bezeugen wollten. Sie erklärten: „mit dem sichtbaren Zeichen wurde im heil. Abendmahle der Leib und Blut des Herrn wahrhaftig übergeben und empfangen, wenn schon keine Vermischung von Brod und Wein mit dem Leib und Blut des Herrn, noch eine räumliche Einschließung des letzteren in Brod und Wein statt findet, auch ist Christus im heil. Abendmahl ebensowohl den Gottlosen als den Auserwählten gegenwärtig, doch daß die Gottlosen seinen Leib und Blut zum Gerichte empfangen.“ Der Herzog verordnete, daß der Beitritt zu diesem Bekenntnisse künftighin von jedem Kirchendiener unterschrieben werden müsse.

Doch fühlte Brenz, daß er den wiederholten Angriffen auf diese Lehre noch etwas Weiteres schuldig sey, daher er eine Schrift „über die Vereinigung beider Naturen in Christo“ abfaßte. In dieser vertheidigte er sich gegen den zwinglisch-calvinischen Satz: „Christi Leib seye an einem bestimmten Ort im Himmel, und könne deßhalb nicht auf Erden im Abendmahle gegenwärtig seyn.“ Er erwiedert hierauf mit Luther: „Die Himmelfahrt Christi bestätige vielmehr die Gegenwart Christi im Abendmahl, da seine göttlich-verklärte wahre Menschheit über das aristotelische Axiom: „jeder Körper ist nur an einem Raum,“ weit erhoben sey. An eine räumliche Ausdehnung des Leibes Christi denke er nicht, es sey daher eine Lästerung, wenn die Zwinglianer den Lutheranern vorwerfen, daß sie lehren: der Leib Christi breite sich aller Orten aus wie Leder.“ In den fortgesetzten Streitigkeiten über diese ihm vorgeworfene „Ubiquitätslehre“ (ein von reformirter Seite erfundenes Wort, das Brenz und die Lutheraner nicht gebraucht hatten) erklärt Brenz seine Ansicht, von der Vereinigung beider Naturen in Christo (gegen Herzog Albrecht von

Preußen 1563) so: „Christus ist in einer Person ein wahrer Gott und Mensch, und sitzet zur rechten Hand Gottes seines himmlischen Vaters. Denn da Gott und Mensch in Christo eine unzertrennte Person ist, so ist es unmöglich, daß Christus also zertrennt werde, daß er im Nachtmahl allein nach seinem göttlichen Wesen und nicht auch mit seinem menschlichen Wesen, wahrhaftig gegenwärtig sey, damit nicht aus einer Person zwei gemacht werden. Wie aber solches zugehe, daß das menschliche Wesen, das seiner Natur nach endlich ist, zur unendlichen Majestät Gottes erhöhet werde, das ist in unsern Augen wunderbar, und nicht mit menschlicher Vernunft, sondern mit gehorsamem Glauben anzunehmen. Ist nun aber auch Christus als wahrer Gott und Mensch auf eine himmlische Weise überall gegenwärtig, so wird doch sein Leib nirgends anders ausgetheilt als im Nachtmahle, dahin uns das Wort Christi weiset: Nehmet und esset, das ist mein Leib.“ — Daß Brenz hier auf einen Punkt des christlichen Glaubens zu sprechen kam, welcher ein jenseits menschlicher Speculation liegendes Geheimniß in sich schließt, fühlte nicht blos er selbst, sondern auch die übrigen württembergischen Theologen. Auch später noch erklärten sie: „daß das Geheimniß, wie Christus Gott und Mensch in einer unzertrennten Person im Stand seiner Erhöhung und Herrlichkeit alles erfülle (Psalm 8. Ephes. 4, 10.), in diesem Leben unaussprechlich und unergründlich sey.“ Hätten sie nur immer nach dieser Grundansicht gehandelt! Aber unläugbar haben sie sich in der Hitze des Streites zu weit gewagt, und so mehr geschadet als gewonnen.

Wie schwer sich über diese Sache eine theologische Verständigung erzwingen lasse, zeigte sich deutlich bei den Verhandlungen über den Heidelberger Catechismus, welchen der Churfürst Friedrich III. (1563) nach Abschaffung des lutherisch-brenzischen in seinem Lande einführte; es zeigte sich bei dem Religions-Gespräche der Theologen zu Maulbronn (1564); es zeigte sich aber auch bei der gegenseitigen Erklärung des Churfürsten und Herzog Christophs nach diesem Gespräche. Es war daher ganz am Orte, was der alte Landgraf Philipp von Hessen schrieb: „daß man weniger von diesem Artikel disputiren und bei den Einsetzungsworten einfältiglich bleiben solle.“

Es war aber auch gewiß Alles, was die Augsburgischen Confessionsverwandten thun konnten, gethan, als sie, gegenüber von dem Kaiser Maximilian II. und den Katholiken, es durchsetzten, daß der Churfürst Pfalzgraf als augsburgischer Confessionsverwandter noch ferner anerkannt wurde, ob er gleich streng genommen durch Einführung seines Heidelberger Catechismus von der augsburgischen Confession ab= und einer im deutschen Reiche nicht anerkannten Religionspartheі beigetreten war. Das thaten die lutherischgesinnten Fürsten, so hart der Churfürst Pfalzgraf gegen die lutherischgesinnten Prediger seines Landes verfahren war, im Vertrauen auf die sonst so edle Gesinnung desselben und sein Versprechen, sich wenn er irre, durch Gottes Wort weisen zu lassen (1566). So bekam der Calvinismus festen Fuß in Deutschland, doch sollte ihm die Verdrängung des lutherischen Bekenntnisses nicht gelingen, denn Brenz hatte nicht umsonst seine Stimme erhoben, zumal da seine Besorgniß „daß unter dem Deckmantel des Calvinismus ein Abfall von den Grundprincipien des Evangeliums sich vorbereiten dürfte," rücksichtlich der Pfalz sich in wenig Jahren als ganz gegründet erwies (1570).

Einen anderen Wunsch nahm Herzog Christoph gleichfalls unerfüllt mit zu Grabe, den nämlich, daß der Kaiser Maximilian II., der ihn einer sehr vertrauten Freundschaft würdigte, offen die Theilnahme an dem Bekenntnisse der evangelischen Kirche ausspreche, wie er sie in seinen vertrauten Briefen bezeugte, und was Christoph immer noch hoffte, eine Religionsvereinigung in Deutschland zu Stande bringe. „Wenn ich, so schrieb Christoph an ihn, ein unschuldiger Rath sollte seyn, wollte ich E. K. Maj. rathen, sie sehen den Papst nit an, ließen ihn zu Rom sitzen und bleiben und trachteten die Concordie im Reich zu fördern." Noch auf dem Reichstage zu Augsburg von 1566 sprachen sich die evangelischen Fürsten in demselben Sinne gegen den Kaiser Maximilian II. aus. Aber Maximilian trat weder, wie man hoffte, zur evangelischen Kirche über, noch gelang es ihm, wie er gewünscht und vielleicht auch gehofft hatte, „eine christliche Vergleichung in der streitigen Religionssache zu stiften." Er hoffte, wie so viele edle Glieder der katholischen Kirche darauf, daß trotz dem Tridentinum und dem

Papste die Mißbräuche in dieser Kirche noch abgestellt werden könnten, ja er glaubte, wie er an die wittenbergischen Theologen schrieb: „man könne zwar des Papsts Regiment behalten, aber das Evangelium müsse aus der h. Schrift überall gepredigt werden." Aber er übersah, daß die Zugeständnisse, die das Papstthum ihm machte (die Gestattung des Abendmahlkelches namentlich) nicht für immer gemacht seyn konnten, und daß demselben eine Macht inwohnt, welche allein durch offenes Bekenntniß zur evangelischen Wahrheit überwunden werden kann. So blieb, was er für das ihm so theure Wort Gottes und für seine evangelisch-denkenden Unterthanen that, nur ein halbes, nicht auf die Länge dauerndes Werk, und die nachfolgenden traurigen Ereignisse bestätigten, wie gerecht der Wunsch Christophs war, „daß doch in den Reichsgesetzen selbst ein sicherer Grund gelegt würde, damit nicht durch gegenseitige Aufreibung und fremde Eingriffe endlich eine Gränze (oder vielmehr Scheidewand) gesetzt werden müsse, welche an keine Wiedervereinigung mehr gedenken lasse."

Diese Sorge für das Ganze der deutschen christlichen Kirche erwarb dem Herzog ungemeines Zutrauen der evangelischen Stände. Der weise Churfürst August von Sachsen, der alte biedere Landgraf Philipp von Hessen, berietхen die wichtigsten Angelegenheiten mit ihm. Auf gleich vertrautem, brüderlichem Fuße mit ihm standen der Rhein-Pfalzgraf Wolfgang und Markgraf Carl von Baden. Wie oft waren diese Fürsten beisammen, um mit einander persönlich das Beste der gemeinsamen evangelischen Kirche zu berathen, ihre gegenseitigen Erfahrungen einander mitzutheilen, Gegenstände, die bald das evangelische Bekenntniß, bald die kirchliche Zucht; bald die Stellung gegenüber von anderen Kirchen betrafen, wurden von ihnen gemeinschaftlich erwogen, und so für die sichtbare Einheit derjenigen deutschen Gemeinden gewirkt, welche durch das Band des evangelischen Glaubens vereinigt waren. Dazu kam noch, daß das Vertrauen zu Christophs Weisheit und zur Tüchtigkeit seiner Theologen bald diesen bald jenen Reichsstand der die Reformation einführen wollte, veranlaßte, ihn um seine Unterstützung zu bitten. Vor allen anderen württembergischen Theologen wurde, da

Herzog Christoph den Brenz nicht gern entbehrte, Jakob Andreä zu solchen Geschäften verwendet. Er reformirte mit Heerbrand in der Markgrafschaft Baden (Hochberg) 1556, in den Grafschaften Wiesensteig und Oetingen 1557, in der unteren Pfalz, in Hagenau, in einzelnen Orten der Reichsritterschaft. Ferner beförderte Herzog Christoph die Reformation im Jülchischen durch Berathung des Herzogs Wilhelm, und suchte auch die Einführung derselben in der Reichsstadt Aalen anzubahnen, wiewohl diese erst nach seinem Tode durch Andreä zu Stande kam (1575). Besondere Unterstützung gewährte er auch zur Wiederaufrichtung der evangelischen Kirche im Hohenloheschen, wohin er Prediger aus seinem evangelischen Seminare abgab, und namentlich auch den Jakob Andreä auf Begehren als Visitator und Rathgeber sandte. Sein letztes Werk in dieser Beziehung war für Braunschweig Wolfenbüttel. — In Preußen aber wie in Jena wirkten die württembergischen Theologen zur Beilegung von Religionsstreitigkeiten (1554 und 1562).

Sechstes Kapitel.

Württemberg eine Zufluchtsstätte verfolgter Glaubensgenossen.

Bei dem großen Wechsel der kirchlichen und politischen Verhältnisse in der Reformationszeit wurde manche evangelische Gemeinde zerstört, und ihre Glieder weithin zerstreut. Aller verfolgten Glaubensgenossen Sache aber hielt Herzog Christoph für seine, und er gab gerne ihnen eine Zufluchtsstätte in seinem Lande. So nahm er sich selbst des gelehrten aber unruhigen Thomas Naogeorgus (Kirchbaur) an, welcher früher im Weimarischen angestellt, und dort des Zwinglianismus verdächtig geworden war, bis dieser sich mit Entschiedenheit auf Calvins Seite stellte, worauf er und noch ein anderer gleichgesinnter Geistlicher Johannes Frisius entlassen, und in der eben damals zum reformirten Bekenntniß übertretenden Pfalz angestellt wurden. Auch ein anderer zum reformirten Bekenntnisse sich haltender Theologe, der polnische Edelmann Johannes von Lasko suchte in Württemberg eine Zuflucht, als er mit

einer aus verschiedenen Nationen gesammelten Gemeinde in Frankfurt keinen festen Fuß mehr zu haben glaubte. Es kam auch wirklich auf seine Bitte ein Colloquium zwischen ihm und Brenz zu Stande, welches jedoch nur dazu diente, die Abweichungen Laskos von der augsburgisch-württembergischen Confession darzuthun, weßhalb Lasko keine Aufnahme fand, und hierauf nach Polen sich wandte.

Dagegen fand ein anderer Vertriebener in Württemberg endlich seine Heimath, Peter Paul Vergerius Bischof zu Capo d'Istria, ein weltkundiger Mann, mehr jedoch Rechtsgelehrter als Theologe. Er war beim Papste so hoch angesehen, daß er ihn, als man um eine allgemeine Kirchenversammlung unterhandelte, an den sächsischen Hof und zu Luthern selber sandte, diesen zu dem Concile einzuladen. Die Unterredung mit Luthern scheint ein Stachel in Vergers Herzen zurückgelassen zu haben, denn bald nach seiner Rückkehr aus Deutschland ward er in Italien als Ketzer verrufen. Diesen Vorwurf zu widerlegen beschäftigte er sich mit Abfassung einer Schrift: „wider die Abtrünnigen in Deutschland." Aber da er die Schriften der evangelischen Theologen hiebei genauer durchlas, so überzeugte er sich nach und nach, daß das Recht auf dieser Seite sey. Immer noch im Schwanken, ob er bei der katholischen Kirche bleiben oder sie verlassen, und seine angesehene Stellung in ihr aufgeben oder behaupten solle, kam er an das Krankenbett des Rechtsgelehrten Franziskus Spiera zu Padua. Die fürchterlichen Gewissensqualen dieses Mannes, der den evangelischen Glauben aus Furcht abgeschworen hatte, und nun laut jammerte: „daß er gewiß wisse, die Sünde begangen zu haben, welche nicht vergeben wird, weder in dieser noch in der andern Welt," rührten auch das in den Banden eines irdischen Sinnes noch gefangene Herz des Verger. Er begab sich demnach in die Schweiz nach Graubündten, wo er sich zunächst mit Abfassung von Streitschriften gegen das Papstthum beschäftigte. Hierauf wurde er Prediger zu Vikosoprano im Bergell (1550). Aber zweierlei machte ihn zu dieser Stelle ungeschickt, sein eitler, unruhiger Geist und das Schwankende in seinen religiösen Ansichten, ein Uebel das man auch bei andern Italienern damals wahrnahm, welche zwar das Papstthum verlassen

hatten, aber nicht sowohl durch tiefere Erkenntniß der evangelischen Wahrheiten, als durch plötzliche Eindrücke und die Macht äußerlicher Umstände bewogen, sich an die evangelische Kirche anschloßen. Willkommen war es dem Verger, als der Herzog von Württemberg ihm nicht bloß eine Zufluchtsstätte, sondern auch einen Wirkungskreis anwies, in dem er, der Vielgewandte, sich heimischer fühlen mochte, als auf seiner Predigerstelle. Immer hatte der Herzog und Brenz das stürmische Wesen des Mannes zu zügeln, aber dennoch vertraute man ihm viel an. Seine ausgebreiteten Verbindungen in allen Ländern verschafften reichliche Gelegenheit für die Förderung der evangelischen Interessen zu wirken. Bald sandte ihn der Herzog dem Könige Maximilian, als vertrauten Gesandten, bald dem Fürsten Radzivil nach Polen, um das Werk der Reformation dort kennen zu lernen, und dem Fürsten den Rath des Herzogs zu überbringen, bald nach Graubündten, um die dort emporblühenden evangelischen Gemeinden mit Gaben der Liebe zu unterstützen und seiner Theilnahme zu versichern. Auch die Sprachenkunde Vergers wurde benützt. Die württembergische Confession und die Geschichte der Uebergabe derselben zu Trident, wie sie Brenz abgefaßt hatte, übersetzte er in die italienische Sprache.

Aber reiner und lauterer in Gesinnung und in Wirksamkeit als Verger, waren zwei andere Männer, welchen Herzog Christoph gleichfalls eine Zufluchtsstätte in Württemberg eröffnete: Freiherr Hans Ungnad von Sonnegg und Primus Truber. Hans Ungnad ein tapferer Kriegsmann, hatte nach manchen Kämpfen gegen die Türken die Bewachung der croatischen und wendischen Gränzländer und die Würde eines Landeshauptmanns in Steyer erhalten (1540), war mit der evangelischen Lehre bekannt worden, und hatte die Bittschrift der niederöstreichischen Länder um Gestattung „der Predigt des heil. Evangelii nebst dem rechten Gebrauch des heil. Abendmahls nach Christi Einsetzung" mit-unterzeichnet (1541). Zwar wurde diese Bitte keineswegs gewährt, aber Ungnad hoffte immer noch: „es sollt Gott einmal das selige Stündlein verleihen, daß der Enden die reine Lehre des Evangeliums angestellt würde, und nahm indessen alle Gelegenheit an die Hand, diese Sache aufs Aeußerste zu befördern." Um dieselbe Zeit

drang die evangelische Lehre nach Krain, und in der Hauptstadt dieses Landes zu Laybach, später zu Triest, predigte dieselbe der Canonicus Primus Truber mit großem Beifalle. Von dort vertrieben, fand er zuerst zu Rottenburg an der Tauber, später zu Kempten einen Wirkungskreis als evangelischer Prediger, ohne jedoch sein Vaterland vergessen zu können. Schon als er noch daselbst, auch in windischer Sprache predigte, regte sich der Wunsch oft lebhaft in seinem Herzen, Gott möchte des armen, gutmüthigen Volkes sich erbarmen, und es mit der Wohlthat begnadigen, daß seine Sprache wie anderer Völker Sprache, geschrieben und gelesen, daß die Bibel und manches andere christliche Buch in dieselbe übergetragen, und in der Uebersetzung gedruckt werden könnte. Es schien ihm nicht unmöglich, auch das Windische mit lateinischen und deutschen Buchstaben zu schreiben. So verfaßte er ein windisches A B C Buch und einen windischen Catechismus, der nach verschiedenen vergeblichen Versuchen, ihn anderwärts drucken zu lassen, im Jahr 1550 zu Tübingen ans Licht kam. Mit Freuden wurde diese Arbeit in Krain aufgenommen, aber Weiteres zu leisten, dazu fehlte dem Truber noch die nöthige Unterstützung. Sie kam ihm einige Zeit nachher durch Verger, welcher in Würtemberg eine Zufluchtsstätte gefunden, und hier Uebersetzungsarbeiten in die slavische Sprache begonnen hatte. Durch Verger wurde Herzog Christoph und Brenz auf Truber aufmerksam gemacht, und letzterer begann nun eine windische Uebersetzung des neuen Testaments, von welcher im Jahre 1555 das Evangelium Matthäi erschien. Im Herbst 1556 wurde die Uebersetzung der drei noch übrigen Evangelien und der Apostelgeschichte vollendet, und zwar so, daß „jeder Windischer er sey ein Krayner, Untersteyrer, Kärner, Karstner, Histerreicher, Niederländer oder Bessyak es leicht verstehen könne." Dieser Uebersetzung waren angehängt Auszüge aus Melanchthons Glaubenslehre, und Erklärungen der sonn-, fest- und feiertäglichen Evangelien, ausgezogen aus den Postillen von Luther, Melanchthon und Lossius, und ins Windische übersetzt. Hierauf folgte die windische Uebersetzung der Briefe Pauli an die Römer, Korinther, Galater (1561).

Beinahe aber wäre dieß schöne Werk ins Stocken gerathen,

weil Vergerius auf den Truber eifersüchtig wurde, und ihn in Mißcredit zu bringen suchte, als Hans Ungnad nach Württemberg kam, und sich der Sache mit Ernst annahm. Wegen seines Eifers für die Ausbreitung der evangelischen Lehre hatte nämlich Kaiser Ferdinand einen solchen Unwillen auf ihn geworfen, daß er den edeln Greisen nach vierzigjährigen treugeleisteten Diensten von Haus und Hof vertrieb. Der Herzog von Württemberg nahm den Vertriebenen mit Freuden auf, und wies ihm in Urach und in Tübingen eine Zufluchtsstätte an. Ungnad brachte die Liebe zu den armen Christen in Dalmatien, Croatien, Istrien, Bosnien, Bulgarei und Servien mit sich nach Württemberg, und den Schmerz, „daß sie seit Jahrhunderten keine Bücher von Gottes Wort haben, und so die durch Christi Blut erlösten Seelen von ihrem Erlöser ab und zu dem Papste geführt werden." Durch ihn kamen zu den windischen Uebersetzungen nun auch croatische, für welche er eine eigene Druckerei in Urach errichtete und Buchstaben schneiden und gießen ließ. Truber damals Pfarrer in Kempten, wurde nach Württemberg berufen, und er und noch einige andere sprachkundige Männer, welche Ungnad unterhielt, waren nun eifrigst mit Uebersetzen beschäftigt (1562). Ungnad verwandte hierauf einen bedeutenden Theil seines übrig gebliebenen Vermögens, und wurde, da sein Name überall Vertrauen erweckte, von vielen protestantischen Fürsten und Städten mit Beiträgen unterstützt. Unter den Fürsten zeichnete sich Herzog Christoph, unter den Städten Nürnberg und Ulm durch reiche Gaben aus. Nach öffentlich abgelegter Rechnung waren an Gaben eingegangen 5832 fl. Im Jahre 1564 waren aber auch bereits 25000 Exemplare größerer und kleinerer Schriften in croatischer und wendischer Sprache zu Urach gedruckt, darunter die Evangelien und Apostelgeschichte, Catechismus und Postillen von Luther, geistliche Lieder, A B C Bücher, Uebersetzungen der Augsburger Confession und der Glaubenslehre (loci communes) von Melanchthon und der württembergischen Kirchenordnung. Zugleich erschien die augsburgische Confession und Luthers kleiner Catechismus in italienischer Sprache zu Urach. Wie doch in der Freude über dieß Werk der edle Ungnad den Verlust seiner Güter zu vergessen schien: „Ihm schmecke jetzt ein trockener

Bissen Brods besser, als früher alle Lust und Ueberfluß." Sein Herz erweiterte sich beim Anblick seiner nie ruhenden Presse über den Kreis der Christenheit hinaus. „Diese Bücher schrieb er nach Ulm, sonderlich die crabatischen und cirulischen werden durch ganz Croatien, Dalmatien, Bosnien, Servien, Bulgarien und gar bis Constantinopel gelesen und verstanden," und er hoffte von denselben: „der allmächtige Gott werde durch dieß Mittel die Türken mit dem Schwerdt seines allmächtigen und ewigen Wortes schlagen, und also sein Reich auch unter diesen Völkern aufrichten." Die Verbreitung dieser Bücher war freilich manchen Schwierigkeiten unterworfen. Indessen fand sich doch für die windischen ein Weg, als Primus Truber von der Landschaft in Krain nach Laybach zurückberufen wurde. Freilich mußte er bald wieder sein dortiges Predigtamt verlassen, aber seine Arbeit war nicht vergeblich gewesen, denn die Verbreitung der Schriften ließ sich die Landschaft in Crain nicht nehmen. Doch ward ein Theil derselben im Oestreichischen aufgehalten. Truber wandte sich nach Württemberg zurück, wo er zuerst zu Lauffen am Neckar, dann zu Derendingen Pfarrer wurde. Indessen war Herr Hans Ungnad auf einer Reise in Böhmen in standhaftem, freudigem Bekenntniß des evangelischen Glaubens entschlafen (1564); ihm folgte seine fromme Gemahlin, der er die Sorge für seine Druckerei sterbend befohlen hatte, bald im Tode nach. Seine Gebeine wurden, wie er gewünscht, in Tübingen beigesetzt; dort starb bald darauf auch P. P. Vergerius. Noch über zwanzig Jahre lebte Primus Truber; er vollendete die Uebersetzung des Neuen Testaments in die windische Sprache (1577), und zwei Tage vor seinem Tode dictirte er noch die letzten Sätze einer Uebersetzung von Luthers Hauspostille. Als dem Sterbenden Gebete vorgesprochen wurden, sprach er: »textum, textum«, und entschlief unter den ihm nun vorgesprochenen Bibelworten sanft und freudig, wie Hans Ungnad. Die Unterdrückung des evangelischen Bekenntnisses in Krain durfte er nicht mehr erleben.

Für so viele Theilnahme, welche der Herzog Christoph den auswärtigen Glaubensgenossen widmete, wurde ihm auch die aufrichtigste Achtung und Dankbarkeit gezollt. Wie herzlich dankten ihm die Graubündtner für seine milde Gabe! Als die

Protestanten sich vor einem Einfall von Italien aus fürchteten, schrieben sie ihm: „sie wollen seinen Feinden den Paß verlegen, und die Italiener nicht nach Deutschland hereinlassen.“ — Wie bemühten sich die fremden evangelischen Fürsten, insbesondere die Königin Elisabeth von England, ihm ihre Achtung zu bezeugen! Wie manches ausgezeichnete Werk (auch eines von Calvin, nämlich dessen Commentar zum Galaterbrief) wurde ihm gewidmet, als dem großmüthigen Beschützer der christlichen Bestrebungen. Es war doch für den auf das Ganze des Reiches Gottes blickenden Fürsten gewiß eine Freude, als der ehemalige, nun Christ gewordene Rabbi Immanuel Tremellius ihm eine hebräische Bearbeitung des Catechismus widmete, welche den Hauptzweck hatte, auch die Juden mit der christlichen Glaubens- und Sittenlehre bekannt zu machen.

Siebentes Kapitel.

Herzog Christoph und Frankreich.

Auch in Frankreich schien um diese Zeit die evangelische Kirche lutherischen Bekenntnisses, wie der Calvinismus, sich siegreich zu begründen. Leider, daß politische Absichten sich der weltlichen Häupter der Bewegung bemächtigten, so daß diese Kirchen nur eine gedrückte, kümmerliche Existenz im Aeußern gewannen. Herzog Christoph, hoch angesehen am französischen Hofe (sollte er doch einmal sogar Reichsverweser werden), suchte, so lange nur irgend ein Schimmer von Hoffnung da war, dem lutherischen Bekenntnisse rechtliche Anerkennung, dem reformirten Freiheit von Verfolgung zu verschaffen. Anfangs waren die Aussichten gut. Böse und Gute, Hohe und Niedere waren dem Papstthum großentheils feind. Achthundert zwei und sechszig Gemeinden hatten ihr evangelisches Bekenntniß dem Könige mit der Bitte übergeben, diesem Glauben öffentlich beitreten zu dürfen. Unter der alten katholischen Parthei waren auch manche, die eine Verbesserung wünschten. Die Prinzen des Reiches, die vom Hause Bourbon, Condé, der Admiral Coligny waren auf der Seite der Reformirten; aber die mächtigsten Großen, die Montmorency und Guise mit dem größeren Theil des Volks

standen auf der Seite der alten Confession. Die Königin Mutter Catharina von Medicis und ihr noch unmündiger Sohn suchten beide Partheien gegen einander zu benützen, und so richtete erstere, im Verein mit dem Reichsverweser, König Anton von Navarra, an die deutschen Fürsten die Bitte um Sendung gelehrter, gottesfürchtiger und friedlicher Theologen, um eine Vereinigung der Parthei der Reformirten, der Katholiken und der Augsburgischen Confessionsverwandten zu erzielen. Auch den Reformirten wurde ihr lange vergeblich ausgesprochener Wunsch erfüllt, indem ein Religionsgespräch (zu Poissy) veranstaltet wurde. Aber an einer Aeußerung Beza's in öffentlicher Versammlung vor den Großen und der katholischen Geistlichkeit scheiterte hier jeder Versuch. „Christi Leib — sprach er — ist so weit vom heiligen Abendmahle entfernt, als der Himmel von der Erde.“ Diese Aeußernng ergriffen die anwesenden drei Cardinäle sogleich, um zu erklären, daß sie mit den Reformirten nicht weiter unterhandeln können, und das Religionsgespräch diente nur dazu, daß die Religionspartheien in Frankreich sich noch schroffer einander entgegensetzten (1561).

Dennoch gab der Herzog Christoph die Hoffnung einer Vermittlung nicht auf. Denn einmal hatte der König Anton von Navarra von den zu Poissy anwesenden, jedoch nicht öffentlich auftretenden württembergischen Theologen Beuerlin, Andreä und Bidembach eine Darlegung ihres Bekenntnisses vom heiligen Abendmahle gewünscht und seine Zustimmung zu derselben, so wie zu der augsburgischen Confession, erklärt, so daß Herzog Christoph von dieser Seite her Hoffnungen hegte. Allein Catharina von Medicis wußte den König Anton in die Netze wollüstiger Weiber zu verstricken und so in die Hände der katholischen Parthei zu überliefern. Für's andere war Herzog Christoph in früheren Jahren in ein näheres Verhältniß zu der Familie Guise gekommen, und hoffte durch sein Vorwort bei ihnen den Reformirten Frankreichs Schonung zu erlangen. Mit Freuden nahm er daher das Anerbieten des Herzogs von Guise und seines Bruders, des Cardinals von Lothringen, zu einer freundlichen Zusammenkunft und einem Religionsgespräch in Elsaßzabern an (1562). Der Pfalzgraf Wolfgang stellte ver-

geblich vor: daß es den Guisen mit der Religion kein rechter Ernst sey, und sie nur damit umgingen, die deutschen Fürsten auszuforschen, — dem alten Freunde seiner Jugend, dem Herzog von Guise, glaubte Christoph doch trauen zu dürfen. So erschien er denn zu Elsaßzabern. Noch hat sich ein merkwürdiger Bericht, den der Herzog Christoph selber aufzeichnete, über diese Verhandlung erhalten. Der Herzog von Guise empfing den Herzog Christoph als alten Kriegsgefährten, erinnerte ihn an die alten Zeiten, und klagte über den Verfall des Königreichs Frankreich: „wie jämmerlich gestraft dieß Land seye, wie Krieg, Brand, Theurung dasselbe verheert und seine Könige und Fürsten hingerafft haben. Jetzt komme noch der Zwiespalt in der Religion hinzu, und da man diesen habe zu Poissy beilegen wollen, sey durch das Betragen der Calvinisten Alles vernichtet worden. Er selbst, der Herzog Guise, sey von Jugend auf dem Kriegswesen nachgezogen, habe nach Religionssachen wenig gefragt; Herzog Christoph möge ihm doch anzeigen, was der Glaube der deutschen Protestanten seye." Darauf entgegnete Herzog Christoph: „Er habe ein christlich Mitleiden mit dem Elende Frankreichs; man solle aber solches nit anders aufnehmen und verstehen, denn daß Alles geschehe von wegen der gehäuften mannigfaltigen Sünden, darunter nicht die geringste sey, daß etlich vieler tausend Menschen unschuldig Blut nun viel Jahr her wäre in Frankreich vergossen worden. Zu Poissy sey es den Prälaten offenbar nicht recht ernst gewesen mit dem Religionsgespräch; man hätte fast den letzten und schwierigsten und „verbittertsten" Artikel in der von den Reformirten übergebenen Confession zuerst herausgegriffen, statt der Ordnung nach zu untersuchen, worin man einig oder nicht einig seye. Zwischen den Evangelischen in Deutschland und den französischen Reformirten seye eine Uebereinstimmung in allen Glaubenslehren, die vom heil. Abendmahle ausgenommen. Er habe dem Herzog Guise bereits Schriften der evangelischen Kirche zugesandt, welche ihm genügenden Aufschluß geben, wozu er noch die Schrift des Brenz gegen den Dominicus a Soto nehmen könne, in welcher die unterscheidenden Lehren zwischen der evangelischen Kirche und dem Papstthum dargelegt seyen." Die Unterredung bewegte sich nun über

einzelne Unterscheidungslehren, wobei der Herzog von Guise theils den Gründen des Herzog Christoph beistimmte, theils die Sache auf seinen Bruder, den Cardinal, aussetzte. Da der Herzog Christoph hierauf ehrlich sagte: „man halte ihn und seinen Bruder für die Hauptursächer des vielen vergossenen unschuldigen Blutes," so seufzte und betheuerte er seine Unschuld, und lenkte die Rede auf die Glaubenszwistigkeiten innerhalb der evangelischen Kirche und auf die Glaubenseinheit in der katholischen. Der Herzog Christoph antwortete: „Er wisse von keiner Uneinigkeit und Spaltung in den Hauptpunkten unserer wahren christlichen Lehre; was die Wiedertäufer, Schwenkfelder, Servetaner (Läugner der Gottheit Christi) betreffe, die verwerfe die evangelische Kirche sowohl als die katholische, und wenn etwa unstellige, zänkische Köpfe vorhanden seyn möchten, das ginge darum die Kirche Gottes nichts an, so sey es zur Zeit der Apostel mit den Lügenpropheten und den falschen Aposteln auch gewesen, und sey ein alt,, aber gewiß Sprüchwort, wo Gott eine Kirche anfängt zu bauen, da bauet der Teufel eine Capelle daneben. Der Herzog von Guise dürfe sich an dem nit ärgern." „Daß er aber vermeldt, wie einhellig man in der römischen Kirche wäre, das konnt ich — sagt Christoph weiter — ihm nit gestehen, denn so viel (Mönchs-) Orden, so viele Sekten habe es im Papstthum; die Franziskaner hielten mehr von Franzisko, dann von Christo; die Dominikaner mehr von Dominico, dann von Christo, und also durchaus, daß ein jeder Orden mehr von seinem Patron, dann vom Sohne Gottes, unserem Einigen Erlöser, halte. Was aber die Einigkeit im Reich des Papstes betreffe, so habe ja auch die Hölle Ein Haupt. Das Papstthum sey aus verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt, habe besondere Meinungen, Götter und Glauben, werde aber vom Haupt in solchem Zwang gehalten, daß sie wohl über Eins müssen stimmen. Man lese aber ihre Bücher, so werde man finden, wie einhellig ihre Schriftsteller seyen, das lasse aber der Papst Alles zu, nur daß sie ihn für ihr Haupt erkennen. Das höchste im Papstthum sey die Messe, und doch habe die römische, spanische, mailändische Kirche ihre besondere Messe, auch in Frankreich finde sich eine solche, und dann bei den Barfüßern, wenn sie auch schon darin einig seyen,

daß die Messe ein Opfer seye." — Tags darauf kamen der Herzog Christoph und die Guisen zu einem Gespräch mit Brenz zusammen, und der Herzog von Guise hoffte wohl von seinem Bruder, dem Cardinal, hier eine Widerlegung der Gründe, denen er zu widersprechen nicht im Stande war. Aber vergeblich. Der Cardinal erklärte in den wichtigsten Punkten seine Einstimmung mit Brenz: „Gott allein sey anzubeten, keine Heiligen und keine Hostie; mit dem h. Abendmahl seye nicht verbunden eine Wiederholung des Opfers Jesu Christi, sondern es werde in demselben nur das Gedächtniß des Opfers, das Jesus am Kreuze dargebracht habe, begangen; Christus allein sey das Haupt der Kirche, der keinen Stellvertreter auf Erden haben wolle, wiewohl die Unterordnung der Pfarrer unter die Bischöfe zuzulassen sey. Für die Calvinisten solle man beten und sie nicht verfolgen, weil sie sonst in allen Artikeln des christlichen Glaubens mit der reinen Lehre übereinstimmen." Am Schlusse bemerkte der Cardinal: „Er bezeuge vor Gott, und wolle darauf leben und sterben, daß er die Augsburgische Confession durchaus approbire, auch was Luther, Melanchthon und Brenz geschrieben haben; er wollte sich auch bald mit ihnen rücksichtlich des Kirchenregimentes vergleichen, aber er müsse um der Schwachen willen noch dissimuliren (sich verstellen). Brenz möge ihm doch schreiben, er werde ihn immer als seinen Vater in Christo anerkennen. Er betheure bei Gott und seiner Seelen Seligkeit, daß er an dem Tode keines Menschen, der um des Glaubens willen gerichtet worden, schuldig sey. Desgleichen entschuldigte sich auch der Herzog sehr: „Er wolle Gottes Reich nicht sehen, wann er an deren Tod, welche um des Glaubens willen gerichtet worden, schuldig seye." Der Herzog Christoph nahm diese Betheurung an, bat die Guisen wiederholt und flehentlich um Schonung für die Reformirten, und um Erfüllung ihres Versprechens: zur Herstellung der Einigkeit eine Zusammenkunft der französischen Theologen beider Theile (zu der auch deutsche auf Verlangen gesendet werden sollen) zu veranlassen. Beides, besonders das erste, versprachen ihm die Guisen in die Hand.

So gingen die Guisen von Herzog Christoph. Aber schon auf ihrem Wege nach Paris überfielen ihre Leute eine religiöse

Versammlung von Reformirten zu Bassy, ohne daß sie dem Blutvergießen, das vor ihren Augen begann, Einhalt thaten. Als man den Herzog von Guise und seinen Bruder an das Religions-Edict erinnerte, rief ersterer: „Verfluchtes Edict, mit diesem Schwerte werde ich es vernichten." Das Blutbad zu Vassy war das Signal zu ähnlichen Gräuelthaten in anderen Städten. „Gott sey Richter über Betrug und Meineid, dem ich's befehle und ergib, denn es handelt sich um seine Sache," so schrieb der tiefbetrübte Herzog Christoph, und so geschah es auch.

Aber er hatte bei dieser und noch mancher Gelegenheit so tief in das Elend Frankreichs geblickt, daß es bei ihm hieß: »Adieu France, mit all' seiner Untreue, Leichtfertigkeit, Ueppigkeit und Unglauben." Nur dann und wann noch bat er für die Verfolgten. Oft gedachte er ihrer mit Seufzen; doch billigte er den Aufruhr von Unterthanen gegen ihre Obrigkeit der Religion halber nie, sondern ließ oft die Worte hören: »confiteri et pati,« — „bekennen und leiden."

Achtes Kapitel.

Von den letzten Tagen des Herzog Christoph und des Johannes Brenz.

Unter so vielen, zum Theile mit geringem Erfolge begleiteten Arbeiten für die Kirche, unter eben so vielen für die bürgerlichen Einrichtungen seines Landes ward des Herzog Christophs Kraft bälder verzehrt, als es die Summe der Jahre mit sich brachte, die er durchlebt hatte. Schon in seinem fünfzigsten Lebensjahre bestellte er Haus und Land in dem feierlichen Vertrag, den er mit Prälaten und Ständen des Herzogthums schloß. Was er in der großen Kirchenordnung von 1559 festgesetzt hatte, wurde hier auf's Neue bekräftigt; das Kirchengut auf's Neue als unantastbar, und dessen besondere Verwaltung als fortdauernd anerkannt, und zwar also, daß, als die Stände eine Verringerung oder doch eine Ueberbürdung desselben beabsichtigten, Herzog Christoph erklärte: „Zur Bezahlung der Landesschulden dürfe das Kirchengut zwar beigezogen, aber nicht mißbraucht werden, damit nicht eine Zeit käme, wo Kirchen

und Schulen nicht mehr könnten erhalten werden." So sollten einerseits die Stände die Hüter des Kirchengutes, gegenüber den Ansprüchen der Regierung, diese die Beschützerin desselben, gegenüber von den Ständen, seyn. Die Stände, somit genöthigt, die Landesschulden großentheils zu übernehmen, knüpften ihr Versprechen zur Bezahlung derselben an eine merkwürdige Bitte, welcher auch die Prälaten, deren Einwilligung zur Uebernahme des Restes der Schulden auf das Residuum (Ueberschuß) der jährlichen Kirchen-Einkünfte nöthig war, beitraten, nämlich an die Bedingung:

„Weil die Religion besonders Prälaten und Landstände ihres Gewissens, auch ewigen Heiles halben berühre, so solle dieselbe, wie sie jetzt eingerichtet, mit den christlichen Ordnungen*) (welche der Herzog gegeben hatte) confirmirt und dahin erläutert werden, daß Seiner fürstlichen Gnaden Landschaft eine andere anzunehmen oder in den Kirchen der Städt' und Flecken anstellen zu lassen nit schuldig seyn sollen, und daß der Prälatenstand erhalten, auch die geistlichen Gefälle des Kirchenkastens nicht verändert, sondern zu Erhaltung der Ministerien (Kirchenstellen) verwendet werden sollen." Der Herzog entgegnete, wie er ihren ganzen Antrag genehmige, und fügte bei: „Obwohl der Glaube nicht Menschenwerk, sondern Gottes Gnade und Gabe sey, so werde er doch in seiner väterlichen Ordnung (für seine Söhne) dermaßen alles versehen, daß Prälaten und gemeine Landschaft billig darum, und nicht allein sie, sondern ihre Nachkommen, ihm unter der Erde dankbar seyn sollen; hiebei wolle er aber auch Prälaten und gemeine Landschaft gnädiglich erinnert und ermahnt haben, nachdem der Glaube eine Gabe Gottes ist, wie der Apostel Paulus sagt, daß sie sich gegen Gott dem Herrn mit gläubigem Gebete und gottseligem Leben dahin wollen schicken, und bei andern mit

*) Sie sind zusammengefaßt in „der großen Kirchenordnung" (von 1559). Diese enthält: die württembergische Confession, die Kirchenordnung, die Ordnung in Betreff der Besetzung der Pfarrämter und Diaconate, die Ehegerichtsordnung, die Ordnungen, welche die deutschen und die Gelehrten-Schulen, die Klöster und die Universität betreffen, die Armenkasten, die politische Censur und Rüge-Ordnung, die kirchliche und politische Land-Inspektionsordnung, die Obliegenheiten der Special- und General-Superintendenten, des Kirchenraths und die Kirchen-Censur.

vermahnen, damit solch' gnadenreich Evangelium nit wegen unserer Undankbarkeit von uns und unsern Nachkommen genommen werde."

So entstand der bekannte (in der Landesgrundverfassung aufbehaltene) Vertrag von 1565, worin Herr und Land „all' ihr äußerstes Vermögen, Leibs, Guts und Bluts zu Lob des Namens Gottes und Erhaltung seiner geliebten Kirche zusammenzusetzen und bei solcher erkannter und bekannter Wahrheit durch die Gnade des Allmächtigen zu allen Theilen gottselig und beständig zu bleiben geloben." „Sollte, dieß fügte Herzog Christoph bei, in künftiger Zeit, was Gott verhüten wolle, zuwider solchem evangelischen Bekenntniß ihnen etwas aufgedrungen werden wollen, so sollen Prälaten und Landschaft solches für ihre Person oder auch in den Kirchen der Städt' und Flecken anzunehmen und zuzulassen (doch mit aller Bescheidenheit christlicher Unterthanen) nicht schuldig seyn." Dieser in Herzog Christophs Testament noch einmal bestätigte Vertrag ist es, der das Werk der Reformation in Württemberg gekrönt hat. Billig nennt man auch den Mann, durch den das Meiste bei diesen Verhandlungen geschah. Es ist Caspar Wild, gewöhnlich Meister (Magister) Caspar genannt, Zögling des Tübinger Seminars, dann Jurist, ein vortrefflicher Geschäftsmann, hoch angesehen bei den Ständen, geliebt von dem Herzog, und in Vielem die rechte Hand von Johannes Brenz, der auf sehr vertrautem Fuße mit ihm stand.

Bald nach diesem Landtage fühlte Herzog Christoph die Abnahme seiner Kräfte. Den Winter von 1565—1566 brachte er meist im Zimmer zu, machte auch, nachdem er fast drei Monate krank gelegen war, sein (erstes) Testament. Noch sah er im Frühjahr 1566 seine Tochter Sabina mit dem Landgrafen Wilhelm, Sohne Philipps von Hessen, vermählt, erschien nochmals auf dem Reichstag zu Augsburg, dem ersten, den sein trauter Freund, der nunmehrige Kaiser Maximilian II., hielt; aber der folgende Winter legte ihn wieder auf's Krankenlager. Sein Gemüth, von Natur so heiter und ruhig, fühlte sich durch so manche vergebliche Arbeit in den allgemeinen Reichs- und Kirchen-Sachen gedrückt. Der Lauf der Dinge in Deutschland wollte ihm immer weniger gefallen, und

er erinnerte sich oftmals der Worte des Propheten: „Der Kluge muß zu selbiger Zeit schweigen, denn es ist böse Zeit." Im Jahre 1566, und dann 1568, wenige Wochen vor seinem Tode, legte er in testamentlichen Urkunden seine letzten Willensmeinungen als Landesvater nieder. „In Keinem, dieß sind seine eigenen Worte, finde er Hoffnung, Trost und Zuversicht, als in dem Glauben an Jesum Christum, der auch ihn mit seinem bitteren Leiden und Tode von Sünde, Tod, Teufel und Hölle erlöst und selig gemacht habe." Und daß auf seinem heiligen Evangelium und auf den darauf gegründeten Kirchenordnungen mit äußerstem Eifer beständig und beharrlich gehalten, daß die geistlichen Güter nicht im eigenen oder sonstigen profanen Nutzen verwendet, sondern allein für kirchliche Zwecke gebraucht werden sollten und nur der Ueberschuß zu nothwendigem Schutz und Schirm des Vaterlandes nach gepflogenem guten Rathe anzuwenden sey; dazu ermahnt er mit ernstlichem väterlichen Willen seinen Sohn und alle künftigen Erben, so jederzeit regieren werden, „bei ihrer Seelen Heil, auch Vermeidung des Zornes Gottes des Herrn, und allerhand daraus folgender schwerer Strafe."

In diesen drei letzten Jahren ging er viel mit Sterbensgedanken um. „Wenn er 100 Jahre Lebens mit einem Heller erkaufen könnte, sprach er, so würde er es nicht thun; er hoffe vielmehr, Gott werde ihn bald zu seinen Gnaden nehmen, und der sey kein guter Christ, der solches nicht von Herzen wünsche und erbitte." Der Tod seiner durch Trübsale geläuterten Mutter, welche ihm so oft zum Trost gewesen (1564), die Erinnerung an das freudig-selige Ende seines frommen, weisen Onkels Georg, der kurz, nachdem er den 67sten Psalmen gesungen, seine Augen schloß; endlich das Ableben seines Erstgebornen, der ihn so viel betrübt und den er so väterlich geliebt hatte, machten ihm den Gedanken an das eigene Ende gegenwärtig und lieb.

Sein höchstes Anliegen war bis in den Tod: die Erhaltung und Verbreitung der evangelischen Lehre; davon zeugen zwei Briefe an den Kaiser Maximilian und an den König von Frankreich, die in die letzten Tage seines Lebens fallen. Noch eine Freude war ihm in dieser letzten Zeit beschieden: die Reformation des Fürstenthums Braunschweig-Wolfenbüttel.

Herzog Heinrich „der Jüngere" war Anfangs der Reformation günstig, änderte aber seinen Sinn und blieb bis zu seinem, in hohem Alter (1568) erfolgten Tode, entschiedener Feind derselben. Er hatte aber die einzige Schwester des Herzogs Ulrich, Maria, zur Gemahlin, welcher er durch sein wild-tyrannisches Wesen und ehebrecherischen Wandel vielen Kummer verursachte. Um so willkommener war ihr daher der Trost des Evangeliums, um so eifriger war sie bemüht, ihren Sohn Julius für diese Lehre zu gewinnen. Ihr Wunsch ward ihr gewährt; Herzog Julius ward so vertraut mit der evangelischen Wahrheit, und gewann dieselbe so lieb, daß er gegen alle Drohungen und Quälereien seines Vaters Stand hielt und erklärte: „Lieber wolle er im Kerker verfaulen, als der erkannten Wahrheit untreu werden." Herzog Christoph hatte sich seiner väterlich angenommen, ihn oft getröstet, zur Geduld, kindlicher Ehrerbietung und fleißiger Fürbitte ermahnt. Nun durfte er (freilich lange nach dem Tode der edeln Herzogin Mutter Maria) die Reformation Braunschweigs durch Brenz's schriftlichen Rath und Andreä's persönliche Thätigkeit eingeleitet sehen. Die frohen Nachrichten von Braunschweig trafen ihn bereits erkrankt, und seinem Ende mit Zuversicht entgegensehend, so viele Hoffnung seine Gemahlin und Kinder auch hatten, daß er ihnen wieder geschenkt werde. „Ein kühl Erdreich wird mein Doctor seyn, sprach er, ich verachte die Mittel nicht, jedoch ist es nur Flickwerk, und hilft es etwas, so ist es nur dazu gut, daß ich noch etwas verrichten möge. Wenn aber das von Gott bestimmte und von mir erwartete Stündlein kommt, so hilft es alles nichts, es muß doch einmal gestorben seyn, und selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben. Unsere Bürgerschaft ist im Himmel." Wenn seine Gemahlin sich über die Abnahme der Kräfte bekümmerte, so wußte er sie mit großem Gleichmuth zu trösten, und sprach zuletzt: „Wenn nun das erwartet' Stündlein kommt, so singet mit einander: Mit Fried' und Freud' fahr' ich dahin." So kam Weihnachten (1568) herzu. Am Thomastage ließ er sich noch in das Gemach tragen, von wo aus er durch ein geöffnetes Fenster die in seiner Hofcapelle gehaltene Predigt hören konnte. Am Christ-Abend empfing er das heil. Abendmahl und unterredete sich lange mit dem Hof-

prediger. Als dieser die Frage an ihn that, ob er entschlossen sey, auch die ferneren Leiden mit Geduld zu tragen und dem gnädigen Willen Gottes sich zu unterwerfen? sprach er mit großer Tapferkeit: „Ja gern." Am Weihnachtsfest und am Stephanstag blieb er in seinem Gemach, ohne etwas Besonderes zu klagen. Am Johannistag, Morgens, aber befand er sich übel, legte sich auf sein Stubenbettlein, ließ sich von seinem Secretär Franz Kurz einige Schreiben vorlesen und gab Bescheid darauf. Dieß war sein letztes Geschäft; nach demselben ruhte er einige Stunden, erwachte sehr schwach und schlief wieder ein, bis zum Morgen des Unschuldigenkindleinstages. Als er erwachte, konnte er nur mit schwacher Stimme „Ja und Nein" sagen, und wollte noch immer schlafen. Mittags, da er sich wieder etwas ermunterte, trat der Hofprediger hinzu, erinnerte ihn der frohen Verheißung des Christfestes, mit der Frage: „ob er glaube, daß auch ihm der Heiland geboren sey, und ob er, wenn es der Wille Gottes sey, ihn zu sich zu nehmen, ihm seine Seele befehle?" welches alles er mit Mund und Augen wohl bezeugt, und so lange der Hofprediger gesprochen, mit „vollen Augen" ihn angesehen. Bald schloß er die Augen wieder, schlummerte, ohne zu erwachen, bis acht Uhr Abends, da gingen die Athemzüge geschwinder. Der Hofprediger sprach den christlichen Glauben und ein lautes Gebet. Als dieß geendigt war, sah man den Herzog noch einmal den Mund bewegen, worauf er stille und ohne Bewegung eines Gliedes verschied, daß die Anwesenden bezeugten: „wie sie des seligen Schlafes sich freuten, und Ursache haben, um ein solch' gut' Stündlein zur letzten Heimfahrt zu bitten."

Unter den Vielen, die lieber gestorben wären, als daß sie dem edeln Fürsten in's Grab nachsahen, war auch sein lieber, treuer Brentius, nun ein hochbetagter Greis. Zwei Jahre nachher entschlief auch er.

Es war im Jahr im Jahr 1570, als ihn ein heftiges Fieber befiel, und er erkannte, daß diese Krankheit die letzte sey. Darum rief er seinen Sohn und die sämmtlichen Geistlichen von Stuttgart vor sein Sterbebett, ließ sein Testament, welches vornämlich das Bekenntniß seines Glaubens enthielt, vorlesen, und erklärte, darauf wolle er auch sterben. Alsdann legte er

beichtend das Bekenntniß seiner Sünden ab, und genoß mit seiner Familie und den anwesenden Amtsbrüdern das h. Abendmahl „mit sonderer Begier und Freuden," dankte Gott und den Anwesenden, und ermahnte seine Amtsbrüder unter Thränen zur Beständigkeit und Einigkeit. So nur werde Gottes Segen auf ihnen und ihrem Amte ruhen. Der 133ste Psalm „Siehe, wie fein und lieblich ist es, daß Brüder in Eintracht bei einander wohnen" sey sein Vermächtniß an die württembergische Kirche. Gerne hätte er ihn noch ausgelegt und ihren Dienern sein Lebewohl damit zugerufen." Das geschah am 31. August.

Von nun an bis an seinen Tod war er meist stille im Gebete. Fragte man, wie es ihm gehe, so antwortete er: „Er sehne sich nach einem besseren Leben, dem ewigen." Seinem ältesten Sohn empfahl er seine Familie mit Zuversicht. Montag, den 11. September, erwachte er aus längerem Schlummer. Ein Geistlicher las ihm nochmals das apostolische Glaubensbekenntniß vor. Er hörte mit Zeichen hoher Aufmerksamkeit zu, und als man ihn fragte, ob er auf diesen Glauben aus der Welt scheide, antwortete er mit einem deutlichen „Ja!" Das war sein letztes Wort.

In Tübingen bei seinen Vätern ruht Herzog Christoph von Württemberg; in der Stiftskirche zu Stuttgart, in der Nähe der Kanzel, Johannes Brenz.

Zweite Abtheilung.

Wie unter Herzog Christophs Sohne, Herzog Ludwig, Christophs Werk theilweise zum Ziele geführt wurde, theilweise Früchte getragen hat.

Erstes Kapitel.

Herzog Ludwig und die Concordie.

Herzog Christoph war ein so treuer Vater, als er ein gehorsamer Sohn gewesen war. Wenn er den Tag mit Geschäften zugebracht hatte, dazwischen hinein Mittags mit Fürsten,

Grafen und Gesandten zusammengewesen war, so wollte er wenigstens den Abend im Kreise seiner zahlreichen Familie zubringen. Aber dieß war auch die einzige Zeit, welche sich erübrigen ließ, und wo er wahrhaft hausväterlich seiner Kinder sich annahm. Mit aller Genauigkeit hielt er bei ihnen auf den Hausgottesdienst und auf die Heiligung der Sonn- und Festtage. Sie mußten, Morgens, Abends und bei Tische ihr Gebet selbst sprechen, den Catechismus gründlich lernen, die Predigt regelmäßig besuchen. Er selbst entwarf ihren Erziehungsplan, sah die Arbeiten für ihre Lectionen durch, lobte und tadelte als Vater. Viele Freude erlebte er an seinen acht Töchtern, von denen namentlich Sabina, Gemahlin des Landgrafen Wilhelm von Cassel, die Tugenden ihres Vaters geerbt hatte. Weniger Freude machten ihm seine Söhne, zumal der älteste, Eberhard. Christoph gab ihm einen Hofmeister von Adel, den er leider zu wenig kannte und zu spät kennen lernte, welcher ein roher, leichtfertiger Mensch war, der den Jüngling zur Trunkenheit verführte, und ihm auch den Trotz gegen die Eltern beibrachte. Als alle Warnungen des Vaters vergeblich waren, zog sich der unglückliche junge Fürst eine Krankheit zu, an der er noch vor demselben starb. Desto mehr wachte Christoph über der Erziehung seines Sohnes Ludwig, und die Wahl seines Hofmeisters und Präceptors war glücklicher; namentlich prägte letzterer (der als Professor der Rechte zu Tübingen verstorbene M. Laubmayer) dem Knaben Achtung vor der Religion und den Eltern ein, Grundzüge, welche bei so manchen späteren Fehlern Ludwigs, zum Besten des Landes nie ganz verwischt wurden. In Hinsicht seiner wissenschaftlichen Bildung wurde mehr gethan, als man gewöhnlich mit Spittlern annimmt, auch nach Christophs Tode; aber die Vormünder waren zu ferne, und die Herzogin Wittwe hatte die Gabe nicht, ihren Sohn zu erziehen. So gerieth er nach und nach in dieselbe Trunkliebe, die seinen Bruder frühzeitig zu Grab gebracht hatte, und so mancher edle Keim seines Herzens wurde durch diese Eine Sünde erstickt. Nicht leicht war ein Regent dem Volk so lieb, als dieser Ludwig, der so gerne unter demselben und mit demselben scherzte und sich belustigte, und in dessen ganzem Wesen eine seltene Gutmüthigkeit, Milde und Mitleid mit den

Armen sich aussprach; aber er wußte nicht den Ernst mit der Liebe zu verbinden, wußte nicht für das Land zu denken, zu wachen, zu arbeiten, wie sein Vater.

Daß jedoch zu Ludwigs Zeit nicht Alles aus den Fugen wich, sondern vielmehr manches Gute erblühte, das darf man zweierlei Ursachen zuschreiben. Vor Allem ist zu nennen: die wahrhaft kindliche Ehrfurcht gegen das Andenken seines Vaters, welche ihm nicht zuließ, etwas anzutasten, was dieser gegründet hatte, vielmehr antrieb, manches von ihm Begonnene mit Treue und Fleiß fortzusetzen, selbst manches Neue in seinem Sinne anzuordnen, wie z. B. unter Ludwigs Regierung das erste württembergische Kirchengesangbuch erschien. Für's andere darf nicht vergessen werden, daß zu Christophs Zeiten und unter seinen Augen sich Männer gebildet hatten, von denen erwartet werden konnte, daß sie das von ihm Begonnene fortzusetzen tüchtig waren. Unter diesen Männern zog auch Ludwig besonders den Jakob Andreä vor, einen Mann, der namentlich den eifrigsten Wunsch des vollendeten Herzogs, den der Beilegung der theologischen Streitigkeiten in der evangelischen Kirche, sich zu einer Lebensaufgabe zu machen schien.

Es war, als hätte sich dieser Wunsch in der Familie Christophs vererbt, denn nächst ihm und seinem Sohne Ludwig werden auch seine beiden Tochtermänner: Landgraf Wilhelm zu Hessen und Fürst Georg Ernst zu Henneberg, dann sein Neffe, Herzog Julius von Braunschweig, als diejenigen deutschen Fürsten bezeichnet, „die sich vor andern nach der Vereinigung der evangelischen Theologen sehnten und allen Fleiß anwandten, dieselbe zu Stande zu bringen.“ Der Feuerherd der Streitigkeiten waren fortwährend das Churfürstenthum Sachsen und die sächsischen Herzogthümer, und dorthin blickte man von Württemberg aus. Als daher Jakob Andreä die Reformation im Braunschweigischen einführen sollte, reiste er über Wittenberg, um dort mit dem Schüler Luthers und Melanchthons, Georg Major, sich über die Art und Weise zu besprechen, wie eine Vereinigung erzielt werden könne. »Ein kurzer Aufsatz, welchen Andreä bei dieser Zusammenkunft abfaßte, fand eben so viel Theilnahme als Widerspruch; er wurde an den Höfen

umhergesandt, geprüft, erwogen, aber man konnte sich nicht darauf vereinigen. Ebenso mißlang der Versuch der Fürsten, eine Sammlung der bedeutendsten, die evangelische Glaubenslehre darstellenden Schriften als symbolisches Buch zur allgemeinen Anerkennung zu bringen, so thätig Andreä für diesen Zweck arbeitete, weil die Wittenberger widerstanden (1570). Es stand indessen kein Jahr an, bis es sich zeigte, woher jener Widerstand kam? Der Calvinismus hatte in Wittenberg Eingang gefunden; „theologische Politiker und politische Theologen" beschützten diese Richtung, bis endlich offenbar wurde, daß man auf Vertilgung der lutherischen Lehre ausgehe. An die Stelle des lutherischen Catechismus suchte man einen anderen zu setzen. Dr. Petzel, ein Wittenberger Theologe, einer der Cryptocalvinisten, hatte an seiner Abfassung wenigstens den größten Antheil, und der Leibarzt Peucer, der bei Hofe damals Alles galt, wirkte bereits für die Einführung desselben. Diese Handlung rief Stimmen gegen sich hervor, durch die der Churfürst August von Sachsen, ein weiser und frommer Regent, auf einmal bedenklich wurde über seine Theologen in Wittenberg. Zuerst versuchte man es mit Conventen und Vereinigungsschriften, wobei die Wittenberger vergeblich sich bemühten, durch Zweideutigkeiten den Schein treuer Anhänger der lutherischen Lehre zu erhalten. Aber eine im Januar 1574 von der heimlich-calvinistischen Parthei in Sachsen herausgegebene und verbreitete Schrift verwarf so klar und so höhnisch die lutherische Lehre, daß von nun an von keinen Vergleichsverhandlungen die Rede mehr war, noch seyn konnte.

Der Churfürst August, so lange betrogen, entsetzte nun vier Wittenberger Theologen, und verfuhr mit noch größerer Schärfe gegen seinen Kanzler Crakov und Leibarzt Peucer; aber wie sollte er nun seine zerrüttete Kirche wieder herstellen, wie mit den evangelisch-lutherischen Kirchen sie wieder vollkommen verbinden? Nun waren die Schriften Jakob Andreä's, namentlich seine sechs Predigten über die seit 1548 in der evangelischen Kirche streitigen Glaubenslehren, welche unter dem Titel: „Erklärung der Kirchen in Schwaben und Württemberg" (umgearbeitet) erschienen, willkommen. Die nieder-sächsischen Theologen stimmten im Wesentlichen bei und die Fürsten nahmen

die Sache in nähere Ueberlegung. Es war auf der Hochzeit Herzog Ludwigs, als man beschloß, die Arbeiten Andreä's und der nieder-sächsischen Theologen durch badische, württembergische und hennebergische Theologen prüfen und einen Aufsatz entwerfen zu lassen, welcher zur Entscheidung der Streitpunkte und zur Vereinigung führen könnte. Dieß geschah zu Maulbronn (1575) hauptsächlich durch Lucas Osiander und Balthasar Bidenbach. Georg Ernst von Henneberg sandte diese Schrift im Jahre 1576 an den Churfürsten von Sachsen und überließ dessen Entscheidung, was er hierauf vornehmen wolle. Dieß gab dann dem Churfürsten Veranlassung, eine Zusammenkunft nach Torgau auszuschreiben, wozu er noch mehrere auswärtige Theologen, namentlich den Jakob Andreä und den trefflichen Theologen Martin Chemnitz sich erbat. Durch diese wurde der Maulbronnische Aufsatz erweitert und einem neuen, der sogenannten „Torgauer Formel" einverleibt. Auch diese Erklärung mehrerer wichtiger Punkte der evangelischen Glaubenslehre wurde sämmtlichen Ständen der Augsburgischen Confession zugesendet und ihr Gutachten eingeholt, welches größtentheils billigend ausfiel. Die Bemerkungen und Ausstellungen wurden endlich zu Kloster Bergen nochmals genau untersucht, und namentlich durch Bemühung Jakob Andreä's und Martin Chemnitz'ens beendigt So kam die Concordie (das Vereinigungsbuch) zu Stande (1580). Dieses Buch umfaßte als Bekenntnißschriften folgende: Die Augsburgische Confession und deren Apologie (beide von Melanchthon), die schmalkaldischen Artikel und den großen und kleinen Catechismus (alle drei — Schriften von Luther), und die Concordienformel, d. h. die Beilegung und Entscheidungsschrift über die damaligen theologischen Streitigkeiten (von Andreä und Chemnitz). Das sind denn die sogenannten symbolischen Bücher. Der ganze Titel des Werkes heißt: „Concordie, Christliche, Wiederholte, einmütige Bekenntniß, nachbenannter Churfürsten, Fürsten und Stände augsburgischer Confession, und derselben zu Ende des Buchs unterschriebenen Theologen Lehre und Glauben. Mit angehefteter in Gottes Wort, als der einigen Richtschnur wohlbegründeter Erklärung etlicher Artikel bei welchen nach Dr. M. Luthers Absterben Disputation und

Streit vorgefallen *)." Ueber den Inhalt dieses unter dem Namen: „Concordienformel," bekannten Schlusses der sogenannten symbolischen Bücher, d. h. der Glaubensbekenntnisse der evangelisch-lutherischen Kirche, ausführlich zu reden, würde den Umfang dieser Blätter übersteigen. Ihrem Hauptinhalte nach schlichtete sie die damals in der lutherischen Kirche vorkommenden Streitigkeiten, namentlich die zwischen den Universitäten Jena und Wittenberg geführten, indem sie die Abweichungen von der Schriftlehre, welche beiderseits sich fanden, zurückwies, und dagegen die reine Lehre selbst in den einzelnen Punkten darlegte, über welche gestritten ward. Es geschah dieß freilich, da theologische Streitigkeiten beizulegen waren, auf eine minder einfache Weise, als man in den übrigen Bekenntnißschriften unserer Kirche findet. Wohl aber durfte man (bei allen Mängeln, die auch dieß menschliche Werk haben möchte) die Frage stellen: Ob etwa die neuere Zeit die Grundlehren der evangelischen Kirche klarer dargestellt und gründlicher, schriftgemäßer entwickelt habe, als vor 266 Jahren ein Andreä und Chemnitz und andere um die evangelische Kirche auch sonst hochverdienten Männer dieß nach vieljähriger Prüfung in der Concordienformel gethan haben?

Was nun die Einführung der Concordie betrifft, so fand sie allerdings da und dort Widerstand. Allein im Württembergischen setzte sich, so viel bekannt ist, dieser Einführung Niemand ernstlich entgegen, und zwar um so weniger, da eigentlich die Concordie hauptsächlich von Württemberg ausgegangen war. Man findet dagegen manche Spur einer sehr freudigen Aufnahme derselben; denn mancher redliche Pfarrer hatte seit langer Zeit über den Unfug jener Streitigkeiten geseufzt, mancher Jüngling, wohl auch Mann, hatte bisher vergebens gesucht, über den Grund und das Wesen der Glaubens-

*) Unter den Unterschriften finden sich die Churfürsten von Sachsen, Brandenburg und der Pfalz; die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, Sachsen, Mecklenburg, Württemberg, die Pfalzgrafen bei Rhein, die Markgrafen von Brandenburg und Baden, eine bedeutende Anzahl von Grafen, Reichsstädten und 8000 Kirchen- und Schul-Diener.

artikel belehrt zu werden, über welche so eifrig hin und her gestritten ward. Auch der Gemeinde, welche bei den langjährigen, immer sich vervielfältigenden Streitigkeiten anfieng irre zu werden an dem Glaubensgrund ihrer Lehrer, wurde dadurch Friede und Beruhigung gegeben. In den nunmehr württembergisch gewordenen Reichsstädten, unter dem Reichsadel, im Hohenlohischen, fand die Concordie gleichfalls Eingang. In letzteren Gegenden wurde die Concordienformel auf einer Zusammenkunft zu Langenburg berathen, bei der auch Jakob Andreä war, um über einige Ausstellungen nähere Erklärung zu geben. Alle in Langenburg anwesenden Geistlichen, mit Ausnahme eines Anhängers des Matthias Flacius, unterschrieben. Andreä erklärte hiebei: „wenn auch einige hohenlohesche Kirchendiener nicht unterschrieben, solle man doch nicht in sie dringen und persuadiren, wer nicht mit gutem Gewissen und freiem Geiste unterschreibe, bleibe lieber davon.“ Die Concordie wurde (obgleich die Einrückung der hohenlohischen Unterschriften in dieselbe, wie es scheint, in Dresden vergessen wurde) doch auch im Hohenloheschen Landessymbol, und selbst durch das sogenannte Corpus doctrinae hohenlohicum nicht beseitigt, welch letzteres der fromme Graf Wolfgang, der sich zum Calvinismus zu neigen schien, verfassen ließ. — Unter dem Namen der Reichsstände, welche die Concordie unterschrieben, sind für Württemberg von Bedeutung: Ludwig Graf von Löwenstein, Heinrich von Limpurg, die Reichsstädte Ulm, Eßlingen, Reutlingen, Hall, Heilbronn, Giengen, Bopfingen, Ißny, Leutkirch und die (auf das Bitten ihrer Bürger von Andreä wenig Jahre vorher reformirte) Stadt Aalen.

Wie es natürlich war, so gieng Andreä, welcher so viele Jahre lang die Arbeit des Friedensstifters getrieben durch böse und gute Gerüchte. Eine offenherzige Heiterkeit führte ihn wohl hie und da dazu, wichtige Dinge gleichsam scherzend abzumachen, und oft galt seine Festigkeit für Hochmuth. Wie gerne hätten seine Feinde ihn zu einem geizigen, hochfahrenden Bauchdiener gemacht, in dem kein Funken wahren Christenthums gewesen! Dieß und Aehnliches hat aus den Schriften der erbittertsten Gegner Andreäs (Peucer und Hospinian), Gott-

fried Arnold zusammengelesen. — Da ist es kein Wunder, daß der Witz der römisch-päpstlichen Parthei an diesem Sohne eines Waiblinger Schmids sich ausließ in dem Reime:

„Jakob Schmidel auserkohrn
Ist des Teufels Jägerhorn."

Andreä ist es doch werth, daß auch seine Gönner von ihm reden. Im Jahre 1576 schrieb der Churfürst August von Sachsen an den Schwager des Herzogs Ludwig von Württemberg, den Landgrafen Wilhelm von Hessen (der später von seinen Theologen mit bitterem Zorn gegen Andreä erfüllt würde): „Bei der Torgauer Handlung habe ich zum Ueberflusse gespürt, wie treulich, vorsichtig, emsig sich Dr. Jakobus (Andreä) erzeigt und bewiesen. Darum ihm billig großer Dank eignet; so sehe ich auch, daß er bei anderen Theologen in solchem Ansehen und Autorität steht, daß sie ihm gern folgen, lieben und fürchten, daraus ich mir nit wenig Trost geschöpft, daß er mir in meinen zerrissenen Kirchen dieselbe wieder aufzurichten ein sehr nützer Mann seyn würde, da ich ihn von seinem Herrn auf drei oder vier Jahre zu leihen erlangen möchte. Nun weiß Gott, daß ich dem frommen Herzog Ludwig, der ihm Dr. Jakobo auf mein Bitt zu dieser Handlung erlaubt, ganz ungerne solches anmuthe, mich auch des Bettelns, da mich nicht die äußerste Noth dazu dränge, gerne enthalten wollte. Bin derhalben was ich thun oder lassen soll, bei mir gar bestürzt, daß ich schier nicht weiß, wie ichs angreifen soll, darmit ich ihn, Dr. Jakobum, auf ein Zeit, wie obgemeldt, bekommen möchte." An dieß schließt der Churfürst die Bitte, der Landgraf möge doch Fürsprache einlegen, daß H. Ludwig dem Andreä noch längeren Urlaub gebe, und fügt bei: „wie dann auch meine Theologen zum höchsten darum bitten." Trotz aller Versuche, dem Andreä das Zutrauen des Churfürsten zu entziehen, war es den Widersachern doch nicht möglich, von dem Concordienwerk den letzteren abzubringen, noch auch auf die Länge ihm den Andreä zu verdächtigen. In den dankbarsten, ehrendsten Ausdrücken, ließ ihn Churfürst August nach vollbrachtem Werke scheiden; eigenhändig schrieb er ihm in die Bibel, die er ihm zum Andenken beim Abschied verehrte, das

Zeugniß: „wie er in ihm den redlichsten (integerrimus) Wiederhersteller der reinen, himmlischen Lehre verehre, welche nach dem Tode Luthers in Sachsen verfälscht worden seye." Und nicht minder ehrend war die Ermahnung des weisen Kaisers Maximilian II.: „O Doctor Jakobe! wie viel Widersacher habt Ihr! Aber fahret im Werk der Concordie (Vereinigung) beständig fort. Gedenket an das Wort Christi: „„Selig seyd ihr, wenn die Menschen (um meinetwillen) allerlei Uebels wider Euch reden, so sie daran lügen; seyd fröhlich und getrost, es soll euch im Himmel wohl belohnt werden."" Euer Lohn ist Euch nicht auf Erden, sondern im Himmel hinterlegt."

Und der wahrheitsliebende Kirchenhistoriker Weißmann, der gründliche Kenner der Württembergischen Kirchengeschichte, schreibt:

„Den Jakob Andreä machte (bei diesem Geschäfte) sein durchdringendes Urtheil über das Wesen und die Bedeutung der meisten Streitfragen, welche damals die Kirche zerrütteten, ehrwürdig; ehrwürdig auch die auf sein wohlerwogenes Urtheil begründeten an sich schon trefflichen Rathschläge; dazu das hohe Maaß von Geduld in Ertragung angethanen Unrechtes und oftmaliger Plackereien (vexationes); endlich die heldenmüthige Standhaftigkeit in Durchführung seiner Aufgabe, mitten unter Verwicklungen und Schwierigkeiten, welche man ihm von Hause aus bereitete *)."

---

*) Unter diese häuslichen Schwierigkeiten, mit welchen Andreä zu kämpfen hatte, gehörte unter anderem sein Verhältniß zu Wilhelm Bidembach (Stiftsprediger in Stuttgart). Dieser hielt an der Lehre des Brenz „von der Allenthalbenheit der menschlichen Natur Christi" mit einer Aengstlichkeit fest, welche nicht begreifen konnte, wie Andreä den Wittenbergern und anderen Theologen, denen Brenz das Maaß der heil. Schrift (in dieser Lehre) doch zu überschreiten schien, die Hand bieten könne zum kirchlichen Frieden. Ja Bidembach suchte durch Privatschreiben das ganze Geschäft Andreäs zu verdächtigen und zu vereiteln. Freilich weit anders mochte in Württemberg der ehrwürdige alte Matthäus Aulber denken, welcher lieber auf eine stille Abtei sich zurückzog, als die gewagten Speculationen der sogenannten württembergischen Ubiquisten zu theilen.

Und über die Mühe, mit der die Freunde kirchlicher Einigkeit die Concordienformel zu Stande brachten, fällt Weißmann ein auch auf unsere Zeit noch anwendbares Urtheil: „Es war eine Arbeit von solcher Größe, so mühevoll, solch bedeutende Kosten wurden zum Besten der Religion dabei aufgewendet, daß unser Zeitalter eine solch wunderbare Erscheinung nun und nimmermehr sehen wird."

Zweites Kapitel.

Die Universität Tübingen.

In einer Zeit, in welcher die theologischen und kirchlichen Bewegungen nicht blos Württemberg oder Deutschland, sondern fast ganz Europa erfaßten, waren die Universitäten von höchster Bedeutung, besonders aber die Lehrer der Theologie. Selbst die anderen Facultäten standen der theologischen näher, und die Verwandtschaft der verschiedenen Zweige der Wissenschaft ward mehr erkannt und anerkannt, als in späteren Zeiten. Nach den Ordnungen der Universität wurde kein Professor in irgend einer Facultät angenommen, der nicht der augsburgischen Confession zugethan war (von 1599 an wurden alle auf die Concordie verpflichtet), und gar manche unter ihnen waren mit erprobter Ueberzeugung dem evangelischen Bekenntnisse zugethan.

Die theologische Facultät entwickelte damals eine ungemeine Thätigkeit. Es war nicht allein die Persönlichkeit Jakob Andreäs, welche aller Augen auf sich zog, auch Jakob Heerbrand war einer von den Universitätslehrern, deren Talente in die Augen fielen. An sie reihten sich unter andern Stephan Gerlach, und später noch Matthias Hafenreffer als Mitarbeiter an. Wie Andreä den größten Theil seiner Lebenszeit unter Religionsgesprächen, Religionskämpfen und in Aufrichtung der evangelischen Kirche an Orten, wo sie bisher noch fremd gewesen war, zugebracht hatte, so spiegelte sich diese Thätigkeit auch in seinen Schriften. Wer Vertheidigung des evangelisch-lutherischen Lehrbegriffs bedurfte, der fand sie hier reichlich dargeboten, oft in herbem Tone. Aber nicht minder thätig war Andreä als homiletischer Schriftsteller. Jakob Heerbrand,

wenn gleich auch ein fruchtbarer Schriftsteller auf dem Gebiete der Streittheologie, hat sein Andenken hauptsächlich durch sein theologisches Compendium verewigt, in welchem er die Hauptartikel der christlichen Glaubens- und Sittenlehre mit einer Bestimmtheit und einfachen Klarheit aus der h. Schrift entwickelte, wie er dieß bei Melanchthon gelernt hatte.

Mit ungemeinem Fleiß wurde in Tübingen die Erklärung der h. Schrift betrieben. Dieß Fach war Hauptfach, und jeder Professor der Theologie mußte gewisse Theile der heil. Schrift erklären; je nach Erklärung eines Kapitels im alten und neuen Bunde mußten die Hauptlehren namhaft gemacht, und ihre Anwendung auf das Leben und im Predigtvortrage gezeigt werden. Dem Studium der h. Schrift kamen insbesondere zu Hülfe die Werke von Brenz und Lucas Osiander den älteren (Hofprediger und Prälat zu Adelberg). Brenz hat in seinen exegetischen Werken (welche jedoch theilweise erst nach seinem Tode erschienen), einen großen Theil der Bücher alten und neuen Testaments auf eine Weise erklärt, daß Luther ihn als Schrifterklärer neben Melanchthon stellte. Nächst dem brenzischen Werke fand die Bibelerklärung des obengenannten Lucas Osiander, eine allgemeine und dauernde Anerkennung, um so mehr, da dieser Theologe sich entschloß, das ursprünglich lateinisch ausgearbeitete Werk auch in deutscher Sprache erscheinen zu lassen. Und damit auch für die Kenntniß der Kirchengeschichte gesorgt werde, entwarf derselbe einen Auszug aus der berühmten Magdeburger Kirchengeschichte („magdeburgische Centurien“) mit einer Fortsetzung der Kirchengeschichte bis auf seine Zeit. Derselbe Osiander schrieb auch, zunächst für Studirende, eine ausführliche Anweisung zur Abfassung und zum Vortrage von Predigten.

So fehlte es für die künftigen Geistlichen nicht an mündlichem und schriftlichem Unterrichte. Aber Hand in Hand gieng mit dem Unterrichte die Erziehung der theologischen Jugend für das Leben. M. Samuel Heiland war damals Ephorus des Seminars, ein ungemein fleißiger, wissenschaftlich gebildeter Mann. Auf Ordnung und Zucht drang er so sehr, daß leichtsinnige Studenten seines Todes sich freuten, während er in seinem Leben oft die Freude hatte, von ehemaligen Sti-

pendiaten für seine Verweise und Züchtigungen rührende Danksagungen zu erhalten. Dem alten Kanzler Andreä selber, der nach dem Tode seiner Gattin den Tisch im Seminar erhielt, lag an der Zucht und Ordnung unter den Studirenden nicht weniger. Noch sterbend beschäftigte ihn die Sorge, daß doch kein Studirender auf der Universität „verdorben" werden möge, und er machte es seinen Amtsbrüdern zur theuren Pflicht, für reine Lehre und christliche Zucht zu wachen. Den jungen Theologen war er ein väterlicher Freund, der sie besonders beim Antritte eines neuen schweren Amtes zu ermuthigen wußte, und dessen sie noch in höherem Alter mit Freuden gedachten. Daß er seine Seelsorge und sein Predigtamt mit viel Treue und Daranwagung seines eigenen Lebens verwaltete, blieb denen, die um ihn waren, in unvergeßlichem Andenken.

Es war diese Zeit eine der schönsten und glücklichsten Perioden des theologischen Stiftes und der ganzen Universität. Das Ausland wurde nach und nach auf Württemberg aufmerksam, sandte seine Söhne nach Tübingen, und übertrug Zöglingen des Seminares zum Theil sehr wichtige geistliche Aemter. M. Polycarpus Lyser wurde als ein junger Mann von 24 Jahren von den Ständen Steyermarks zum Predigtamt nach Gräz berufen, er wies aber diese Stelle ab, um Pfarrer in dem österreischen Städtchen Gellersdorf zu bleiben, von wo aus er oftmals nach Wien als Prediger berufen ward. Nach dem Sturz der Cryptocalvinisten in Wittenberg wurde er im 25sten Lebensjahr als „württembergischer Stipendiat" von Herzog Ludwig an den Churfürsten August von Sachsen überlassen, und Professor zu Wittenberg, von da nach Braunschweig als Superintendent berufen, und starb als Oberhofprediger zu Dresden. M. Egydius Hunnius wanderte, gleichfalls fast noch ein Jüngling, als Professor der Theologie nach Marpurg und von da nach Wittenberg, ein Mann, welcher als der tüchtigste evangelische Gottesgelehrte seiner Zeit galt, und der nicht blos in den theologischen Schulen, sondern auch schon als Jüngling in der Schule heißer innerer Anfechtung zum Theologen gebildet war. Die Reichsstädte Frankfurt, Ulm, Augsburg, Regensburg, Nürnberg, Lauingen u. a. beriefen damals auf die ersten Predigerstellen Württemberger. Ins Badische, wie ins Hohen-

lohesche, nach Königsberg, nach Wolfenbüttel, vor allem aber nach Oberöstreich berief man sie. Dort arbeiteten sie nicht ohne schwere Erfahrungen, bald unter der mit dem geistlichen Amte ohnedem verbundenen Mühen, bald unter Kämpfen mit Jesuiten und Calvinisten. Man denke sich unter diesen Männern keine scholastischen Klopffechter! Es war doch ein schönes Zeugniß, das ein Jesuite dem gründlichgelehrten Jakob Heilbrunner, um den sich der Norden wie der Süden, der Osten wie der Westen Deutschlands stritt, gegeben hat: „Heilbrunner könne nichts als beten." Es war so gar keine scholastische Antwort, welche ein gewisser Theologe erhielt, als er dem berühmten Egydius Hunnius klagte: „er könne die biblischen Beweisstellen nicht recht behalten," als dieser zu ihm sprach: „Herr Magister, dieser Fehler ist ein großer."

Ein paar Zöglinge des Seminars kamen sogar bis in das Morgenland. Salomo Schweigger, zuletzt Prediger zu Nürnberg, ward Hofprediger des Barons Johann von Sinzendorf, des kaiserlichen Gesandten zu Constantinopel. Von dort aus besuchte er das gelobte Land, und gab später eine Erzählung seiner Reise heraus, in welcher er namentlich Jerusalem und das heil. Grab beschrieben hat. Aber noch von größerer Bedeutung war die Zeit, als Stephan Gerlach, bei dem kaiserlichen Gesandten David Freiherrn von Ungnad, Gesandtschaftsprediger zu Constantinopel war. Dem Lehrer der griechischen Sprache Martin Crusius zu Tübingen kam der Gedanke, dem jungen Theologen einen griechischen Brief an den griechischen Patriarchen zu Constantinopel, Jeremias, mitzugeben, mit welchem jedoch Crusius nicht persönlich bekannt war. Er hoffte auf diese Weise, dem Gerlach Zutritt zu verschaffen, und durch ihn eine freundliche Verbindung mit der morgenländischen Kirche anknüpfen zu können. Gerlachs frommer anspruchsloser Sinn, gepaart mit einer gründlichen Gelehrsamkeit, und seine Kenntniß der h. Schrift, machten ihn dem Patriarchen und den ausgezeichnetsten Geistlichen und Gelehrten der griechischen Kirche lieb, und auch sie hielten es für der Mühe werth, die früher mit Melanchthon begonnenen Verhandlungen nun mit den tübingischen Theologen zu erneuern. Gerlach übergab dem Patriarchen die von Paul Dolscius ins

Griechische übersetzte augsburgische Confession, und bat ihn um sein Urtheil über dieselbe, und Crusius sandte dem Wunsche der Griechen gemäß seine griechische Uebersetzung des heerbrandischen theologischen Lehrbuches, welche Gerlach auch mit mündlichen Erläuterungen begleitete. So ergab sich ein Briefwechsel des Patriarchen mit den Tübinger Theologen, in welchem der erstere ihnen seine abweichende Ansichten darlegte. Dieselbe betrafen insbesondere die Lehre von dem Ausgehen des h. Geistes vom Sohne Gottes, welche die Griechen bestreiten; dann die Lehren von dem Verdienst der Werke, von der Heiligkeit des Mönchsstandes, die Verehrung der Heiligen, das Meßopfer und die Traditionen der Kirchenväter, worin die Griechen mit den Römischkatholischen übereinstimmen. Bald ergab sich, daß eine Vereinigung zwischen der evangelischen und griechischen Kirche nicht möglich sey, wiewohl beide Kirchen in Verwerfung des Pabstthums, des Cölibates der Geistlichen, und des Fegfeuers, und in der Vertheidigung der Communion unter beiderlei Gestalten einig waren. Doch blieb den Württembergern als Gewinn: eine nähere Bekanntschaft mit der morgenländischen Kirche, das Bewußtseyn, den theuern evangelischen Glauben auch den Griechen dargelegt zu haben, und so lange Crusius lebte, eine freundliche Verbindung mit jenem Volke, welches seine Jünglinge gerne zu den Füßen des berühmten Lehrers der griechischen Sprache sah.

Während mit Griechenland über die christlichen Glaubenswahrheiten Verhandlungen angeknüpft wurden, während Martin Crusius selbst mit dem Prokurator des Patriarchen zu Alexandrien einen Briefwechsel begann, und auch die coptischen Christen mit der evangelischen Lehre bekannt zu machen suchte, dauerten die Verhandlungen, Kämpfe der Theologen mit ihren katholischen und calvinischen Gegnern fort. Wie die damaligen Verhältnisse es mit sich brachten, nahmen auch die Fürsten lebhaften Antheil an den Kämpfen ihrer Theologen, besonders Herzog Ludwig, der die Streitschriften eifrig las, und mehr als Eine theologische Unterredung der verschiedenen Partheien veranstaltete. Wenn er mit seinen Vettern den Herzogen von Baiern zusammen kam, muß zwischen diesen streng-katholischen Fürsten und dem Herzog manches hin

und her geredet worden seyn, was die Unterscheidungslehren betraf. Mitunter scheint es den Fürsten wirklich mehr um Unterhaltung zu thun gewesen seyn, denn Herzog Ernst von Baiern veranlaßte seinen Jesuiten Fabricius zu einem Religionsgespräch mit Jakob Andreä, welches in Gegenwart Herzog Ludwigs bei einem „Glase Wein" gehalten wurde. Als später Herzog Wilhelm von Baiern von seiner Badekur in Göppingen über Stuttgart nach Hause reiste, wurde von ihm und Herzog Ludwig (1590) die freundliche Abrede getroffen: „zwischen dem Jesuiten Gregor von Valentia und Dr. Lucas Osiander ein kurz und eng Religionsgespräch zu veranstalten," an dem der Herzog Ludwig selber Antheil nahm, als der Jesuite das Recht der Laien „in Glaubenssachen nach Anleitung der heil. Schrift zu urtheilen," bestritt. Das ganze Gespräch bewegte sich um die beiden Fragen: „Wer Richter sey in Glaubenssachen, die heil. Schrift oder der Papst," und „wie der Mensch vor Gott gerechtfertigt werde?" und der darüber aufgesetzte, bei Fischlin aufbehaltene Bericht, wäre wohl nicht unwerth, noch heute von denen gelesen zu werden, welche einen klaren Begriff von der Bedeutung dieser Fragen sich verschaffen wollen.

Kein harmloses Zusammenkommen war es aber, als im Jahre 1589 das Religionsgespräch zu Baden veranstaltet wurde. Hier handelte es sich dem Anscheine nach darum, ob der Markgraf Jakob von Baden-Durlach bei der evangelischen Kirche bleiben, oder zur katholischen Kirche übertreten solle. Die katholischen Fürsten hatten schon lange ein Auge auf den Markgrafen, besonders das bairische Haus, dem er nahe verwandt war, und ihre Bemühungen waren durch die rastlose Thätigkeit eines badischen Rathes unterstützt. Dieser, Dr. Johann Pistorius war ein ausgezeichnet talentvoller Mann, bald Arzt, bald Jurist, bald Theologe, aber ein ebenso ruheloser Geist, erst Lutheraner, dann Calvinist, dann Katholik. Früher hatte er den Bruder des Markgrafen Jakob, den Markgrafen Ernst Friedrich zum Calvinismus hinübergezogen, und seinen Vetter Eduard Fortunatus zum Katholicismus gebracht. Nun versuchte er es bei dem Markgrafen Jakob, welcher längere Zeit seiner Ueberredungskunst widerstand. Als

endlich Pistorius bei dem Markgrafen seiner Sache gewiß zu seyn glaubte, ließ er zu, daß ein Religionsgespräch mit den württenbergischen Theologen zu Baden zu Stande kam, denn man wollte doch den Schein behalten, als habe sich Markgraf Jakob in einer so wichtigen Sache nicht übereilen wollen, und Pistorius verließ sich ohnedem auf seine Redefertigkeit. Nachdem er sowohl den Grafen Friedrich von Württemberg, welcher dem Religionsgespräch anwohnen wollte, als die württembergischen Theologen lange genug hinzuhalten gewußt hatte, kam das Gespräch zu Stande. Hier erschienen Jakob Andreä, Heerbrand, Gerlach, gegenüber Pistorius mit dem Jesuiten Theodor Busäus. Andreä mit schmerzlichem Gefühle erzählend, wie er vor 34 Jahren das evangelische Bekenntniß in Baden eingeführt, und was nun Pistorius gethan habe, um sein Werk zu vernichten, Pistorius triumphirend und die ihm gewordene Erleuchtung preisend. Bei dem Gespräche selber fühlte aber letzterer nur zu bald, daß er mit seinem Schriftbeweise gegenüber von den württembergischen Theologen unterliege, und forderte nun, daß sein Gegentheil in schulgerechter Disputirkunst sich mit ihm messe. Die evangelischen Theologen, überzeugt, daß es sich hier nicht um Wortzank, sondern um Ueberzeugung handle, verlangten nun wenigstens das, daß neben der schulgerechten Disputirweise, der Kampf mit klaren und hellen Schriftbeweisen geführt werde, weil man sonst in Ewigkeit zu keinem Schlusse komme. Als nun Pistorius dieß nicht zugab, löste der Markgraf Jakob das Gespräch auf. Noch ein Jahr lang schwankte letzterer, ehe er zum Katholicismus übertrat, und so laut Pistorius sich des Sieges rühmte, so konnte er sich nicht verbergen, daß die Hoffnungen, die er von diesem Gespräch für sich gefaßt hatte, doch keineswegs ganz in Erfüllung gegangen waren. Der Graf Friedrich von Württemberg wurde in seiner Abneigung gegen den Katholicismus bestärkt, und obgleich Markgraf Jakob endlich Katholik wurde, und alles vorbereitet hatte, die evangelische Kirche seines Landes zu vernichten, so sollte dieß doch nicht geschehen. Der Tag, an dem die evangelischen Prediger auswandern sollten, war bereits bestimmt, und unter den römischen Katholiken ward ein unerhörter Jubel; in Rom hielt Papst

Sixtus V. kirchliche Feierlichkeiten und ein Dankfest, aber ehe noch jener Tag erschien, den der Markgraf zu Ausführung gesetzt hatte, wurde er selbst an der Ruhr im 28sten Lebensjahre abgefordert; unmittelbar auf jene Feierlichkeiten folgte der Tod Sixtus V. (1590).

Auch mit den Reformirten fand noch ein Religionsgespräch statt. Graf Friedrich hatte einigen vertriebenen Hugenotten zu Mömpelgard eine Zufluchtsstätte gewährt, und diese wünschten eine Unterredung Andreäs mit dem Haupte der französischen Reformirten, mit Beza, in der Hoffnung, eine Annäherung beider Religionspartheien zu erzielen. Aber auch dieses Religionsgespräch diente nur dazu, den Unterschied beider Theile klarer zu machen, indem Beza die calvinische Prädestinationslehre in ihrer ganzen Härte vortrug: „Gott habe einen Theil des menschlichen Geschlechtes zur Seligkeit, den andern allein zu dem Ende erschaffen, daß dieselbigen Menschen ewig sollten verdammt werden, auf daß Gott seine Gerechtigkeit an ihnen könnte erweisen. Diesem unabänderlichen Rathschlusse Gottes, der die einen zur Seligkeit, die andern zur Verdammniß vorherbestimmt habe, könne niemand widerstehen" (1586). Auch hier schied man ohne Vereinigung.

Doch nicht allein in öffentlichen Religionsgesprächen wurde der Kampf geführt, diese dienten nur dazu, Streitschriften hervorzurufen, in welchen er sich noch heftiger verbreitete, und die in unglaublicher Menge und Mannigfaltigkeit erschienen. Kein namhafter Tübinger Theologe kann genannt werden, der nicht eine Anzahl von Streitschriften geschrieben hätte. Meist sind sie zwar hervorgerufen durch Angriffe von Seiten der Reformirten und der Katholiken, besonders der Jesuiten, doch waren es auch die württembergischen Theologen mitunter selbst, welche den Angriff machten. Nicht leicht entgieng eine kirchliche Erscheinung ihrem scharfen Blicke, und keine Einwendung gegen das evangelisch-lutherische Bekenntniß ließen sie unbeachtet. Wenn schon jene größeren, demselben entgegenstehenden Kirchenpartheien sie oft zur Vertheidigung aufriefen, so waren es doch auch kleinere Secten, wie die der Wiedertäufer und Schwenkfelder, deren Angriffe sie abwehrten. Auch einzelne Erscheinungen, wie die Lehre Samuel Hubers (Gott habe alle

Menschen, sie möchten nun glauben oder nicht, zum ewigen Leben erwählt), oder Behauptungen einzelner italienischer Naturalisten, entgiengen ihnen nicht. Ja selbst über die Lehre des Muhamedanismus hat man Schriften damaliger württembergischer Theologen.

Oft hat man in neuerer Zeit gelächelt über diese schwäbische Orthodoxie, oft diese Polemik verwünscht. So gut ist es jenen Vätern noch nicht geworden, daß man bei aller Anerkennung menschlicher Schwachheiten, den Eifer für Festhaltung der ewigen Wahrheit, ihre oft ans Unglaubliche gränzende, aufopfernde Thätigkeit für das Ganze der Kirche, ihre unabläßigen Gebete, ihr beständiges Hinblicken auf das Bedürfniß der Gemeinden, geehrt hätte.

Drittes Kapitel.

Verhältnisse der württembergischen Kirche nach Außen, und ihr Gemeindeleben.

Hand in Hand mit jener Polemik giengen kleinere Kämpfe der verschiedenen Religionspartheien auf politischem Boden, und der größeste bereitete sich vor. Sowohl die evangelische als die katholische Religionspartheі suchte sich auszubreiten, und es kam da und dort wirklich zu kriegerischen Auftritten. So zu Cöln, wo der Churfürst Gebhard zur protestantischen Parthei übertrat, sich vermählte, und dennoch das Churfürstenthum behaupten wollte (1583). Dorthin hatte H. Ludwig bereits einzelne Theologen gesendet, um die, vielen Bürgern der Stadt erwünschte Reformation zu beginnen, aber der geistliche Vorbehalt stund entgegen; mit spanischer Hülfe wurde die kaiserliche Acht vollzogen, und der Churfürst vertrieben. Wenn schon dieses Ereigniß, bei welchem sich jedoch die Protestanten im Ganzen sehr nachgiebig zeigten, eine gewisse Spannung hervorbringen mußte, so war eine scheinbare Kleinigkeit noch viel geeigneter, die Gemüther zu erbittern, und in das tägliche Leben den Zunder der Feindschaft zu werfen. Das war ein neuer Kalender, den der Papst Gregor XIII. verfertigen

ließ, und auch in Deutschland gehalten haben wollte. Der bisherige Kalender war nicht ganz nach den Regeln der Astronomie abgefaßt, und Gregor ließ ihn durch seine Astronomen verbessern; aber, und das war ihm das Wichtigste, er erklärte: „dieser Kalender sey darum fürgenommen, daß die Feste in der Kirche samt der lieben Heiligen Gedächtniß und andere Gottesdienste zu rechter Zeit gehalten werden. Werden Gottesdienste an anderen Tagen gehalten, so sollen sie unkräftig und untauglich seyn." Der Kaiser, als Katholik, fügte sich dieser päpstlichen Anordnung, bat auch die protestantischen Stände, sie sich gefallen zu lassen. Aber hier stieß er auf den ernstlichsten Widerstand, zumal da die Cölner Sache in die gleiche Zeit fiel. „Der Papst, hieß es, wolle sich das allgemeine Hirtenamt, auch über die Protestanten anmaßen, die ihn Gottlob schon lange nicht mehr als ihren Hirten anerkennen. Den Feinden der Kirche aber dürfe man auch in Mitteldingen nicht weichen, noch sich etwas von ihm aufdringen lassen; den Kalender annehmen, wäre eine Kleinmüthigkeit, die den Papst nur zu mehreren weiteren Eingriffen ermuthigen könnte. Würde dagegen der Kaiser durch seine Mathematiker einen allgemeinen Reichskalender entwerfen lassen, so würde man sich ihm zu lieb gerne fügen." Da nun dieß nicht geschah, so behielten die Katholiken den neuen, die Protestanten den alten Kalender bei, bis mit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts die letzteren (durch Beschluß des Corpus Evangelicorum) „den verbesserten", dem Gregorianischen fast gleichstimmigen „Kalender" annahmen, nachdem die Kalendersache zu so vieler Uneinigkeit im öffentlichen und Privatleben Anlaß geworden war, besonders in Orten, wo beide Confessionen zusammenwohnten, und nun ein Theil Werktage hatte, während der andere seine Festtage feierte. Freilich an manchen Orten, wo die Protestanten unter katholischen Fürsten lebten, wurde ihnen der gregorianische Kalender aufgedrungen, so in Oberöstreich. Ein bedeutender Theil der dortigen Geistlichen waren württembergische Seminaristen, und somit dem Herzog von Württemberg und der Landeskirche fortwährend verpflichtet. Sie fragten bei dem Stuttgarter Consistorium an, wie sie sich zu verhalten haben, und erhielten dann die Antwort: „Da Gefahr vorhanden sey, daß mit ihrem Abgange

zugleich der Gottesdienst in den evangelischen Gemeinden aufhören würde, so möchten sie, nicht dem Papst zum Dienste, sondern ihren betrübten Schäflein zu Gutem, dasjenige mit Geduld tragen, was weder sie, noch ihre Gemeinden abschaffen können."

Am tiefsten aber erbitterten die fortgehenden Nachrichten römisch-papistischer Grausamkeit gegen die Glaubensgenossen. Vor Allem die Kunde von der Pariser Bluthochzeit, diesem Werke der größten Arglist, Bosheit und Blutdurst, für welche Mordgreuel eine mit reichem römischem Ablaß verknüpfte Freudenfeier von Papst Gregor XIII. abgehalten wurde. Das war nun offen am Tage, daß man Schwert und geheime politische Verhandlungen für die Hauptstützen des Papstthums hielt. Herzog Ludwig war zwar immer von denen, welche das Beste hofften, und sich auf den Augsburger Religionsfrieden verließen, aber nach und nach ward er auch argwöhnisch, und das viele Hin- und Herreisen der Jesuiten machte ihm Bedenken. Mit Vorwissen des Herzogs schrieb daher sein Hofprediger Lucas Osiander, der ältere, seine „Warnungen gegen die jesuitischen Anschläge und Practiquen (1585)." Als nun der Herzog Albrecht von Baiern sich darüber beschwerte, daß man diese „gottselige und gelehrte Leute" ohne Grund antaste, erklärte Ludwig: wie solches nur Antwort auf ein jesuitisches Pasquill sey. „Mit Anspielung auf die Wappenbilder der evangelischen Fürsten (z. B. den Löwen im Pfälzischen, den Adler im brandenburgischen Wappen) sagen die Jesuiten: diese und jene Thiere müssen aus Gottes Weinberge vertrieben werden. Diese Anspielung lasse sich auf die Wappen der katholischen Fürsten auch anwenden, und ziele darauf hinaus: daß die fürstlichen Familien vertilgt werden, und die Herren Jesuiten sich ihrer Lande, der schönen Weinberge bemächtigen möchten." Aus Begierde nach Unruhen werde von den Jesuiten und andern katholischen Schriftstellern, „der so hochverpönte Augsburger Religionsfrieden in Zweifel gezogen, sie nennen ihn nur „„eine Toleranz,"" suchen ihn mithin zu durchlöchern." Ebenso beschwerte sich Herzog Ludwig bei dem Erzherzoge Ferdinand darüber, daß der Papst ungewöhnlich viele Nuntien (Gesandte und Stellvertreter) nach Deutschland schicke,

und der immer zahlreicher werdenden Jesuiten heimliche Handlungen und Ränke nichts Gutes versprechen.

Zudem aber fand sich das Herzogthum Württemberg noch besonders bedroht. Herzog Ludwig hatte keine Kinder, und wenn sein Vetter Graf Friedrich gleichfalls unbeerbt gestorben wäre, so würde Württemberg an das Haus Oestreich als Afterlehen zurückgefallen seyn, und alsdann die evangelische Kirche wohl dasselbe Loos gehabt haben, das sie in den Erblanden dieses Hauses erfahren mußte. Ja es schien, als warte man nur auf H. Ludwigs Tod, um das Land dem Papstthum zu unterwerfen. Die Spanier, welche damals das Bisthum Cöln besetzten, hatten bereits ihre Anschläge, nach Ludwigs Tod hereinzubrechen. In Baiern aber machte ein vom evangelischen Glauben abgefallener Württemberger, Namens Christoph Ziegler, den Jesuiten den Vorschlag: „sobald H. Ludwig sterbe, alle Kräfte zu vereinigen, um das Land dem Herzog Ferdinand zu Insbruck in die Hände zu bringen. Da solle zu den Waffen greifen was nur könne, selbst Mönche und Chorherren sollen in Württemberg einfallen, was Widerstand leiste, niedermachen, Kirchen und Schulen besetzen. Anders könne man, wie er wohl wisse, die Württemberger nicht zur Unterwerfung bringen. Sie hangen zu fest und hartnäckig an ihrer Religion, um auf Verheißungen, Geschenke, Schriften und Rathschläge hin sich zum Gehorsam gegen die römische Kirche zu verstehen."

Was dieser Christoph Ziegler von der Anhänglichkeit des Landes an sein Glaubensbekenntniß spricht, hat durchgehends seine Wahrheit. Alle Classen des Volkes, des Adels, die Universität, der Herzog hieng seinem Glauben fest an. Wie besorgt waren insbesondere die Stände des Landes für Erhaltung der reinen Lehre, wie sprach sich diese Anhänglichkeit so klar aus auf den Landtagen!

Und daß mit dieser Liebe zu dem evangelischen Bekenntniß auch das Bestreben sich verband, demselben im Leben Ehre zu machen, das darf im Ganzen nach allen Spuren nicht in Abrede gestellt werden. Noch lange erhielt sich der geistliche Stand auch im Auslande das schöne Lob, daß in Württemberg mehr als an andern Orten, „fromme, gottesfürchtige und ge-

treue Lehrer sich finden *)." Unter den höchsten Ständen finden wir Männer von wahrer Gottesfurcht und einem geraden redlichen Sinne. Das Volk, das unter der Zucht der väterlichen Gesetze des H. Christophs stand, fand diese ganz angemessen, und sah ihre fortwährende Handhabung so gerne, daß als später diese Zucht schlaffer wurde, die Gemeinden sie laut zurückwünschten. Von dem Eifer für christliche Zucht zeugt unter anderem das bei den Ständen berathene Gesetz, das den Ehebruch bestrafte: wer zum erstenmale eines solchen Vergehens überwiesen ward, sollte eingethürmt und für ehrlos erklärt werden, auf die Wiederholung aber war Todesstrafe gesetzt.

Daß es nicht an Beweisen werkthätiger Liebe jener Zeit fehlt, davon zeugen die Stiftungen. Noch haben unsere Armen die fürstlichen Stiftungen eines H. Christoph und Ludwigs zu genießen. Noch genießen viele junge Männer die in jener Zeit gegründeten Familienstipendien, z. B. das Grempische, Hochmannische, Weinmannische, besonders aber das Fickleriſche (1590). Letzteres wurde mit dem sogenannten Martinianer Stift (jetzt bekannt unter dem Namen der neue Bau, in welchem der Fickleriſchen Verwandtschaft einige Stellen offen stehen) vereinigt, aber außer dem Fickleriſchen Stipendium ist noch eine bedeutende Anzahl anderer gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts gemachten Stiftungen dem Martinianum beigefügt worden, deren Ertrag nicht einzelnen Familien, sondern dürftigen Studirenden überhaupt zu gut kommt. Aus der Zahl dieser Jünglinge, denen das Studium allein durch und in dem neuen Baue ermöglicht wurde, sind ausgezeichnete Theologen, Staatsmänner und Aerzte hervorgegangen, und noch besteht diese wohlthätige Anstalt unserer Universität als ein Zeugniß der Wohlthätigkeit der Väter für die Nachkommen. Mit den wohlhabenderen höheren Ständen Württembergs wetteiferten in Stiftungen für Kirchen, für Studirende und für Arme, die freien Reichsstädte,

*) Das Leben eines treuen Dieners Gottes, das Valentin Andreä so unnachahmlich schön gezeichnet hat, und das Herder in den Briefen zum Studium der Theologie mittheilt, giebt einen Blick in das damalige württembergische Pfarrleben.

aber auch der Bürger in kleinen Landstädtchen und selbst der Bauer stiftete namentlich „für Hausarme" manches kleine Capital, dessen Zinse man noch jetzt genießt, und das uns an den frommen Sinn der Väter erinnern mag!

Dennoch ist gegen das Ende der Regierung des Herzogs Ludwig zu bemerken, wie die christlich-sittliche Zucht nicht mit dem alten Ernste mehr gehandhabt wurde. Das Beispiel des Herzogs selber war hierin ein übler Vorgang. So fest er bis an's Ende an dem evangelischen Bekenntnisse hielt, so sehr seine Milde, Freundlichkeit, Offenherzigkeit sich gleich blieb, das Laster der Trunkenheit, dem er diente, wollte er nicht ablegen. Vergeblich bat und warnte ihn sein rechtschaffener Geheimerrath, Melchior Jäger von Gärtringen, der sein ganzes Vertrauen besaß, selbst die sichtbare Abnahme seiner Kräfte machte ihn nicht bedenklich. Dazu hatte er seine Freude an allerlei Schwänken, besonders, wenn sie etwas geistlich lauteten, und zog in dieß Wesen nach und nach auch seinen Hof hinein. Manches blieb ungerügt, weil es ihn erheiterte, wenn gleich eine ernste Rüge am Platz gewesen wäre. So konnte er zwar einigen Aebten „das Panketiren" verweisen, aber den Professor in Tübingen, Nicodemus Frischlin, hielt er, trotz offenbarer Zügellosigkeit, so lange, bis es zu den schreiendsten Auftritten in Tübingen kam, und dieser talentvolle Mann nicht mehr in die Schranken der Ordnung zurückzubringen war, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil ihn Frischlins Schwänke ergötzten. Die studirende Jugend that es nur diesem beliebten Lehrer nach; das Saufen, das nächtliche Gassenlaufen, Streitigkeiten mit den Bürgern nahmen unter den Studirenden so überhand, daß z. B. die Stadt Nürnberg ihre Söhne nicht mehr nach Tübingen senden wollte. Besonders ungebunden waren viel adelige Studirende, welche sich durchaus nicht zurechtweisen lassen wollten, und mit denen der Kanzler Andreä und der akademische Senat fortwährend Mühe hatte. Für den jungen Adel war es daher wohlgethan, daß noch zu Ludwigs Zeiten die Errichtung „der Edeln Schule" (Collegium illustre) zu Stande kam, einer Anstalt, welche bereits Herzog Christoph beabsichtigt hatte. Die schönen Früchte, welche das theologische Seminar zu Tübingen für die evangelische Kirche

trug, brachte auf den Gedanken an Errichtung einer ähnlichen Anstalt für künftige Regenten und höhere Obrigkeiten des Landes. Denn, wie Herzog Christoph und sein Sohn Staat und Kirche in ihrer Einheit als göttliche Institute zur Förderung des zeitlichen und ewigen Heiles ihrer Unterthanen ansahen, so war es ihnen nicht blos um wissenschaftliche Bildung, sondern auch um evangelisch-christliche Erziehung ihrer Angehörigen, ihres Adels, ihrer Räthe zu thun. Auch Ausländern war der Zutritt zu dieser Stiftung gestattet; eine schöne Reihe von Söhnen aus den ersten evangelischen Fürstenhäusern wurde in der Folgezeit in dieser Anstalt gebildet, und noch mehr benützte der deutsche Adel den Zutritt zu derselben.

Herzog Ludwig trieb an der Vollendung des Gebäudes, das für diese Anstalt bestimmt war, ungemein eifrig, und die Freude war groß, als er dasselbe am 27. September 1592 einweihen konnte. Es war, als hätte er geahnt, daß Eilen nöthig sey. Denn ein Jahr darauf war er nicht mehr am Leben. Ein schneller Tod raffte ihn hinweg. Von der Jagd am 7. August 1593 zurückgekehrt, that er bei großer Hitze einen kalten Trunk und legte sich, anscheinend ganz wohl, zu Bette. Den andern Morgen aber überfiel ihn eine heftige Bangigkeit, und um 10 Uhr, früh, war er schon eine Leiche. Ein Zeitgenosse schreibt: „Was für ein Geschrei, Heulen und Weinen zu Hof von seiner Gemahlin, Frauenzimmern, von den Hofdienern, den Räthen und den Bürgern der Stadt sich erhoben, ist unaussprechlich.“ Alle fühlten, daß ihnen ein auch dem Geringsten wohlwollender Fürst, eine Stütze der evangelischen Kirche, ein Regent ohne Falsch gestorben sey; die Kranken und Armen, und die um des Glaubens willen Verfolgten hatten an ihm einen Wohlthäter, die Herzogin einen treuen Gemahl verloren. Noch ist zu seinem Lobe beizufügen: daß er gerade demjenigen seiner Räthe das größeste Zutrauen schenkte, der ihm am offensten die Wahrheit sagte, und ihn am flehendlichsten „um Gottes und des jüngsten Gerichtes willen“ bitten konnte, dem Trunke zu entsagen, „daraus, wie St. Paulus schreibt, ein unordentliches Leben folgt, welches nicht allein zeitliche Strafen, sondern auch ewige Verdammniß auf sich trägt.“ Selbst die religiösesten

Unterthanen des Herzogs, denen neben seiner Trunkliebe zu
Freude an religiösen Comödien ein Anstoß seyn mußte, sah
mit größter Besorgniß dem Tode des durch so viele bessere Zü
ausgezeichneten Herzogs entgegen, um so mehr, da man allg
mein annahm, daß Oestreich, wenn er gestorben seyn wer
sich Württembergs bemächtigen dürfte. Der wahrheitsliebend
um seines Patriotismus willen wohlbekannte Geheimerath C
A. Renz gibt in seiner Geschichte Württembergs dem Herzo
Ludwig das Zeugniß, das er keinem andern Herzog gab: „E
ward von seinen Unterthanen unaussprechlich bedauert!"

Viele mochten ahnen, daß eine gewaltige Hand über s
komme; sie kam in Ludwigs Nachfolger, dem Herzoge Fried
rich, doch also, daß das kirchliche Bekenntniß bei ihm geschüt
wurde, und seine Zeit für Manchen, der unter Ludwig sei
Haupt zu hoch erhoben hatte, eine Läuterungszeit geworden ist

Vierter Abschnitt.

Wie unter Herzog Friedrich die württembergische Kirche einer Prüfung bedürftig ward und derselben entgegenging.

Erstes Kapitel.

Herzog Friedrich und die württembergische Kirche.

Schon in frühen Jahren zeigte sich bei Herzog Friedrich ein ausgezeichnetes Talent; aus dem stolzen Jünglinge ward ein energischer, hochstrebender Mann. Sein ganzes Wesen verrieth französische Sitten, dabei war er wißbegierig bis zum Aberglauben, und schnell aufbrausend, ein Freund fürstlicher Pracht, ungemein unternehmend und in seinen Unternehmungen beharrlich. In frühester Jugend war er am Hofe Herzog Christophs erzogen worden, hatte sich umfassende wissenschaftliche Kenntnisse erworben und auf größeren Reisen sie erweitert. Von

burt war er so schwächlich, daß man für sein Leben fürch-
e; als Jüngling entging er in Mömpelgard einem Mordan-
lag, bald darauf wäre er auf der Jagd beinahe dem Angriff
er ungeheuren Bärin erlegen; auf seinen Reisen nach Eng-
id brachten ihn Meeresstürme in die äußerste Lebensgefahr,
nn eine Räuberbande. Als Regent entging er den Folgen
es ihm (von seinen Alchymisten) gereichten Giftes und der
igel einer Verbrecherin. *Die Hand der Vorsehung*,
elche ihn zum Stammvater des württembergischen Regenten-
uses bestimmt hatte, *wachte über seinem Leben*.

An *Friedrich* erhielt die evangelische Kirche einen Für-
n, der das Bekenntniß derselben mit aller Entschiedenheit zu
rtreten sich berufen hielt. Zwar der Papst *Clemens* VIII.
agte sich an ihn mit einem recht reizenden Vorschlage, aber
ergeblich. Er ließ ihm durch den *Bischof von Constanz*
igen: „wenn er katholisch werde, so wolle ihm der Papst über
lle geistlichen Güter seines Landes das Patronatrecht verleihen,
o daß einer, zwei oder drei seiner Söhne oder Vettern alle
löster des Landes als Commenden empfangen sollen (d. h. we-
igstens die Einkünfte der Abteien, und zwar je ein Prinz die
Einkünfte mehrerer Abteien zusammen). Diese könnten dann
den übrigen nachgeborenen weltlichen Prinzen jährlich eine ge-
wisse Summe von ihren Einkünften verabreichen, auch noch
dazu in Strasburg, Mainz, Köln und in andere katholische
Stifter aufgenommen werden (d. h. auch der Einkünfte reicher
Domkapitelstellen theilhaftig werden)." In der That war bei
der großen Familie des Herzogs und bei seinen ungemeinen
Geldverlegenheiten der Plan des Papstes fein angelegt. Eben
so wenig war dem Herzog durch die Artigkeiten beizukommen,
mit welchen ihm auf seiner Reise nach dem Lande der Kunst und
Pracht, nach Italien, begegnet wurde. Es zog ihn zwar an,
die Feierlichkeiten des Jubelfestes (1600) in Rom zu sehen; aber
er wollte dabei ganz unbekannt bleiben, und Alles, was er sah,
und hörte, hatte auf seine kirchlichen Ansichten keinen Einfluß. Eben
so wenig die katholischen Künstler und Fremden aus Italien und
Frankreich, die an seinen Hof kamen, und von denen man
römisch-katholischerseits auch einige Hoffnungen hegte. Zwar
verbot er nach seiner Rückkehr aus Italien seinen Predigern das

Schmähen über den Papst, und äußerte dort gegen einen katholischen Fürsten, daß er gegen die Einrichtungen der römischen Kirche keinen Abscheu habe; allein bei besonderen Gelegenheiten zeigte er doch sehr deutlich seine Abneigung gegen den Papst. Als dieser die Untersuchung der schwäbischen Klöster begehrte, schrieb der Pfalzgraf von Neuburg an Herzog Friedrich, „ob dann darunter auch die protestantischen verstanden seyen?" Friedrich antwortete: „Unsere Resolution ist, daß im Reich die protestirenden Fürsten von keinem Papst wissen, sondern der Kaiser ihr Oberhaupt ist, dabei soll man es bewenden lassen." Auch zum Calvinismus zeigte er keine Neigung und es war somit rücksichtlich der Erhaltung des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses nichts zu besorgen.

Im Gegentheil, er bethätigte auf mannigfaltige Weise seine Sorge für dasselbe. Bei dem im Jahre 1599 geschlossenen Prager Vertrag, durch welchen zwar die östreichische Afterlehenschaft aufgehoben wurde, aber die Erbfolge des Erzhauses im Falle des Aussterbens des württembergischen Fürstenstamms auf's Neue Bestätigung erhielt, fand Friedrich manche Schwierigkeiten, seine Landeskirche auf diesen Fall zu sichern. Nur seinem beharrlichen Begehren gelang es endlich, daß bestimmt wurde: „daß die Religion der Augsburgischen Confession im Falle des Anfalls Württembergs an die östreichische Herrschaft beständig bleiben, und daß es bei der anjetzo befundenen Verordnung der geistlichen, gegen andere Herrschaften jetziger Zeit unbestrittenen, Gefälle bleiben solle." Selbst als in Folge der gewaltthätigen Eingriffe des Herzogs in die landschaftlichen Freiheiten (1607) „die Erklärung des Tübinger Vertrags" erschien, wurde auch in diese noch die Bestimmung aufgenommen, „daß die Erbhuldigung nur dann verbindlich seyn solle, wenn die Landesreligion ohne alle Aenderung erhalten werde." Einen weitern Beweis von Eifer für die Erhaltung derselben gab Friedrich durch seine Ordination für die Universität Tübingen (1601). Vorangestellt wurde, als ausdrücklicher Wille des Herzogs: „die Erhaltung der reinen, alleinseligmachenden evangelischen Religion, als Fundament, worauf die Universität erbaut ist und werden solle." Sämmtliche Professoren sollten von nun an auf die Concordie beeidigt werden,

nicht mehr blos auf die Augsburger Confession. Alle Schriften der theologischen Fakultät in Tübingen, welche von einiger Bedeutung seyen, sollten der Censur des herzoglichen Consistoriums unterworfen seyn; die Wahl der Professoren der Theologie sollte durch eine eigene verordnete Commission, in welcher der Kirchenrathsdirektor und Landpropst sich befanden, im Interesse des kirchlichen Bekenntnisses überwacht werden. Dieselbe Commission hatte alljährlich die Universität zu visitiren. (Dieß war noch bis an's Ende des achtzehnten Jahrhunderts der Fall).

Aber so günstig die Zeit Friedrichs für Erhaltung des kirchlichen Bekenntnisses seyn mochte, so manches Mißliche fand sich in seinem Verhältnisse zu der höheren Geistlichkeit des Landes, so manche bedenkliche Erscheinung wies auf eine Verschlimmerung der religiös-sittlichen Zustände hin.

Mit der höheren Geistlichkeit, d. h. mit den Klosteräbten und mit zwei von seinen Hofpredigern war Herzog Friedrich unzufrieden und bethätigte dieß bei verschiedenen Umständen. Indeß lag der Grund der Unzufriedenheit nicht in einer etwaigen Abneigung gegen den geistlichen Stand, denn diese lag nicht im Charakter des Herzogs. Auch war es keineswegs vorherrschendes Familieninteresse, was die höheren Beamten, die Stände und die Vertreter der Geistlichkeit verkettete *), daß sie sich dem Herzog so einmüthig widersetzten. Die Opposition hatte ihren Hauptgrund in der Anhänglichkeit der Prälaten, mit der sie die Anordnungen Herzog Christophs fest-

*) Nähere Vergleichung der Namen zeigt, daß die oftgenannte kirchliche Aristokratie den Nepotismus bei Weitem nicht so sehr ausgedehnt hat, als man gewöhnlich annimmt. Man vergleiche Fischlini Memoria th. würtemb. und Binders Lehrämter, so wird man hinlängliche Beweise finden, wie würdige, im niedern Stande geborne Männer ohne Verschwägerung ꝛc. zu den ersten Stellen gelangt sind, und auch das wird man finden, daß die damals so viel bedeutenden Bidembache und Osiander Männer von so anerkanntem Talent und Werth waren, daß ihnen auch im Auslande Ehrenämter offen gestanden sind.

hielten, wozu die Freimüthigkeit der beiden Hofprediger Lucas Osiander und Felix Bidembach kam. Und beides, besonders das erste, konnte der Herzog nicht ertragen.

Er hatte es dem alten Lucas Osiander schon verübelt, daß er seinen Hofleuten so scharf predigte; doch die treuherzige Rechtfertigung desselben, „daß man den Hofleuten so gut, als andern Menschen, das Gesetz schärfen müsse," hatte er wenigstens nicht bitter aufgenommen. Aber als Osiander gegen einen Lieblingsplan des Herzogs anging, so brach letzterer desto heftiger hervor. Gewerbe und Handel zu fördern und dadurch sein Einkommen zu vermehren, war ein Hauptanliegen des Herzogs, daher suchte er auch eine Niederlassung von Juden in seinem Lande zu Stande zu bringen. Die Unzufriedenheit über diesen Plan war allgemein, und Osiander glaubte noch besondere Pflichten als Hofprediger zu haben, um den Herzog davon abzumahnen. Er schrieb daher an ihn und machte ihn aufmerksam „auf die unerhörten Lästerungen der Juden gegen Christum, auf ihren bittern Haß gegen die Christen und auf ihren Wucher und Betrug, mit dem sie die armen Unterthanen an den Bettelstab bringen. Endlich eiferte er auch gegen die Magie (Zauberei), welche ein Hofjude des Herzogs treiben solle." In dem heftigsten Tone, der jedoch die Achtung des Herzogs vor dem alten Manne selbst unter Schmähungen nicht verkennen ließ, antwortete Friedrich. Als aber nun auch die Landstände, in deren engerem Ausschusse Osiander saß, die Landesgesetze und Verträge, welche die Juden von Württemberg ausschlossen, geltend machten, entbrannte der Zorn des Herzogs dergestalt, daß er von Osiander eine fußfällige Abbitte verlangte, und auch dieß noch als eine besondere Gnade angesehen wissen wollte. Osiander aber erklärte: „Er könne nicht abbitten, er habe seinen Brief aus Trieb seines Gewissens und aus Liebe zu seines gnädigen Herrn Seele geschrieben; habe er sich damit versündiget, so solle man ihm seinen alten Kopf entweder vor der Canzlei oder auf öffentlichem Markt herunterschlagen." Es kostete ihn seine Hofpredigerstelle und sein Amt als Prälat von Adelberg; aber der Herzog ehrte ihn in der Stille dadurch, daß er in der Prälatur zu Adelberg ihm seinen Sohn Andreas zum Nachfolger gab (1598), und die Juden zwar

annahm, aber unter so beschränkenden Bedingungen, daß sie mit ihren Modewaaren bald aus dem Lande wegzogen.

Mit nicht geringerem Eifer hatte Felix Bidembach, früher Hofprediger, später Prälat zu Adelberg (Nachfolger des Andreas Osiander), die ständischen Rechte auf dem ersten Landtage von 1607 (gegen den Geheimenrath des Herzogs Dr. Enslin) vertheidigt, und auf treues Halten des so theuer beschworenen Tübinger Vertrages gedrungen; ein Vorgang, der die sämmtlichen Abgeordneten zu der einstimmigen Bitte an den Herzog ermuthigte, doch von allen vorgeschlagenen Aenderungen dieses Vertrages abzustehen. Der fromme, damals noch junge Mann hatte in schweren inneren Kämpfen die Furcht vor dem Tode überwunden, darum scheute er den Zorn des Fürsten nicht. Eine Folge seines freimüthigen Wortes war, daß er, und mit ihm von vierzehen Prälaten noch neun andere, von der Theilnahme an dem zweiten Landtage von 1607 ausgeschlossen wurde, auf welchem Herzog Friedrich die Gewährung aller seiner Wünsche erzwang, den er aber nur um drei viertel Jahre überlebte.

Aber alles dieß, selbst einige Eingriffe in die Rechte des Kirchengutes hatten die übeln Folgen für die Landeskirche nicht, welche die Hofhaltung des Herzogs und seine Nachsicht gegen polizeiliche Vergehen hatte. Schon das Privatleben des Herzogs hatte seinen dunkeln Schatten. Man wußte, daß er seiner edeln Gemahlin, welche ihm fünfzehn Kinder geboren hatte, sehr untreu war, wodurch er öffentliches Aergerniß erregte. Er brachte die Alchymisterei erst recht in Schwung, und hielt einen Goldmacher und Magier nach dem andern an seinem Hofe; selbst für Theologen war es eine gute Empfehlung, wenn sie tüchtig laboriren konnten. Zum Aberglauben, der hiedurch verbreitet wurde, kam noch die Ueppigkeit. „Die Hofhaltung, sagt Pfaff, wurde viel kostbarer, die Hofdienerschaft zahlreicher, die Feste häufiger. Auch die Zahl der Ausländer, namentlich der Franzosen und Italiener vermehrte sich, und mit ihnen kamen fremde Sitten und Laster, deren Wirkung auf die Bewohner der Hauptstadt troz den Ermahnungen eifriger Seelsorger sich in einer üppigeren, freieren Lebensart, in vermehrter Genußsucht, im Nachahmen fremder Moden und Thor-

heiten immer deutlicher zeigte.“ Französische und spanische Romane, zum Theil unsittlichen Inhaltes, fanden Eingang. So schreibt Thomas Lansius: „Kaum kann ein Mädchen lesen, so gibt man ihm sogleich Liebesgeschichten, verführerische Romane und Gedichte, und legt so seiner Schamhaftigkeit und Keuschheit Fallstricke. Es wäre sehr zu wünschen, daß in dieser Hinsicht eine strenge Censur eingeführt werde. Die Verderbniß in Deutschland wäre geringer, wenn es nicht Menschen darin gäbe, welche solche Bücher schreiben, an denen nichts Ausgezeichnetes ist als die Sprache, welche sie von der vollendetsten Buhlerin gelernt zu haben scheinen.“ Und in der That, es wurde allgemein geklagt, daß auch im bürgerlichen Leben die Buhlerei überhand nehme, und die Zahl der unehelichen Geburten sich auf eine auffallende Weise vermehre. Die Zechen wurden (bei der damaligen Wohlhabenheit) unmäßig und bis um Mitternacht fortgesetzt. Die Gassen waren, wie die Synode (1599) klagte, voll Singen und unmäßigem Geschrei hin und her. In Stuttgart kam es (1605) öfters vor, daß Betrunkene mit bloßen Wehren auf den Straßen hin- und herrannten, die Leute anfielen, mißhandelten und verwundeten, so daß der Herzog auf die Klage des Vogtes befahl, ohne Unterschied des Standes jeden zu verhaften, der dieß thue. Am ausgelassensten gieng es zur Zeit der Fastnacht her, da lebte alles in Saus und Braus, die Leute liefen Tag und Nacht „schier toll und rasend“ in ihren Vermummungen umher. Selbst der geheime Rath (Oberrath) klagte, und bat den Herzog dagegen einzuschreiten. Aber der Hof gieng hierin selbst mit bösem Beispiel voran; der Herzog erklärte: „eine gebührende Fastnacht niemand nehmen zu wollen.“

Ein ähnliches Bild gewährte die Universität. Wie bei Hofe ungemeine Summen verschwendet wurden, um „den Stein der Weisen“ oder vielmehr die Goldmacherkunst zu finden, so hat auch in Tübingen da und dort die Neigung zu geheimen Wissenschaften sich gezeigt. Es finden sich Fälle ungewöhnlicher Rohheit und Ruchlosigkeit. Ein Student bekannte: „daß er sich, um Geld zu bekommen, dem Teufel verschrieben habe. Wenn er es zwei Jahre so fortgetrieben habe, habe er es aufgeben wollen.“ Es kommen fortwährende Händel mit der

Bürgerschaft, Trotz gegen die Aeltern, Schlägereien vor, bei welchen es auf Leben und Tod gieng. Der Trunkenheit wurde so wenig als früher gesteuert. Das evangelische Seminar, welches unter der Obhut S. Heilands bisher so schöne Zucht und Ordnung behauptet hatte, verlor bald nach dessen Tode seinen Ruf. Trägheit und Ueppigkeit riß unter den Seminaristen ein, ein lächerlicher Modeschwindel zeigte sich in ihrer Kleidung, ein übermüthiger Trotz im Betragen gegen ihre Vorgesetzte. War eine Strafe verfügt, so entstand ein Tumult, und die Vorgesetzten hatten zur Bestrafung keinen Muth. Unter seinen Genossen in dem Collegium illustre machte der Erbprinz Johann Friedrich eine ehrenwerthe Ausnahme, sonst galt es, wie Pfaff sagt, als eine Stätte der Unordnung und des Müßigganges. Dennoch wäre es ungerecht zu behaupten, daß nicht auch unter diesem offenbaren Verfalle, manche junge Männer eine ernste Richtung behauptet, und daß sich nicht auf der Universität selbst, wie bei Hofe, laute Stimmen gegen denselben erhoben haben.

Mehr jedoch erhielt sich auf dem Lande das Gute, das unter der Regierung des Herzogs Christoph, und auch noch unter Herzog Ludwig gepflanzt war. Die zu jener Zeit gebildeten Geistlichen standen auch im Auslande in verdienter Achtung, und selbst die unter der Regierung Herzogs Friedrichs gebildeten wurden nicht blos zu theologischen Disputatoren, sondern wirklich zu Predigern und Seelsorgern erzogen, wenn anders sie nicht trotzig alle Zucht verachteten. Die wissenschaftlichen Theologen selber standen der Gemeinde damals noch nicht fern. Nicht leicht wird man einen gelehrten württembergischen Theologen finden, der sich nicht bemüht hätte, auch der Gemeinde durch Schriften zu nützen. Dr. Andreas Osiander, Kanzler der Universität Tübingen, verfaßte das Communicantenbüchlein, das noch bis ins neunzehnte Jahrhundert als schätzbarer Anhang dem Spruchbuche beigedruckt war, und die Grundlage des Confirmationsbüchleins bildete, in welches es theilweise übergegangen ist. Felix Bidembach war Verfasser mehrerer Schriften, welche die sogenannte Pastoraltheologie betreffen. Unter ihnen ist sein Manuale (Handbuch für junge Kirchendiener) oftmals neu aufgelegt worden, und noch nicht

ganz vergessen. Auch manches geistliche Lied, manche kleinere erbauliche Schrift entstand in jener Zeit.

Die damalige Predigtweise darf man nicht nach einzelnen Reden beurtheilen, die bei feierlichen Gelegenheiten in Stuttgart und Tübingen gehalten wurden, wo die Prediger ihre polemische Stärke oder ihre Gelehrsamkeit und ihren Witz zeigen wollten. Wie sehr sie das jeweilige Bedürfniß ihrer Zuhörer beachteten, das bewies in seiner Art der bekannte Hofprediger Herzog Friedrichs, Luc. Osiander, der ältere. Eben dieser Mann ist Verfasser einer seiner Zeit sehr beliebten „Bauernpostill,“ in welcher er sich nachdrücklich dahin ausspricht, daß man die Religionsstreitigkeiten nicht gar oft und nicht mit spitzigen Argumenten, sondern nur kurz vor dem Volke behandeln solle. Noch war viel Einfachheit von den Zeiten der Reformatoren her vererbt worden, und Schuler sagt von den württembergischen Predigern unter Herzog Friedrich und Johann Friedrich: „Gerade zu der Zeit, wo der Bildergeschmack am meisten herrschend war, nannte man in Württemberg die Sachen bei dem öffentlichen Religionsvortrag weit mehr bei ihrem rechten Namen. Lateinische Mottos, Anführungen aus Kirchenvätern sind nur hie und da zu finden. Bei der Censur einer gedruckten Predigt strich das Consistorium (1597) die lateinischen Marginalien, „weil diese für den gemeinen Mann, der solche lieset, etwas seltsam seyen.“ Die Polemik wurde in den Predigten sehr mäßig getrieben, in vielen gar nicht.“

Bei dem religiösdenkenden Theile des Volkes zeigt sich, so weit hierüber Kunde aus Leichenreden zu entnehmen ist, eine besondere Hochschätzung der h. Sacramente. Das h. Abendmahl ward fleißig besucht, die h. Taufe als Siegel des göttlichen Gnadenbundes sehr hoch gehalten. Die erbauliche Lectüre beschränkte sich auf wenige gute Bücher, vornämlich aber wurde die h. Schrift der Ordnung nach fleißig gelesen, und blieb Hauptquelle für Belehrung und Erbauung. Das Predigtamt war geachtet, für die Armen wurde reichlich gesorgt; manche noch jetzt Vielen zur Unterstützung dienende Stiftungen verdanken wir auch dieser Zeit. Besonders blühte damals das kirchliche Leben in Hohenlohe, unter der Regierung des edeln Grafen Wolfgang des II., dessen Leben ein schönes Gegenbild zu dem

Leben des Herzogs Christoph bildet, und unter dem eine enge Verbindung der württembergischen und hohenloheschen Kirche stattfand.

Wenn schon das Böse jener Zeit sichtbar einem göttlichen Gerichte entgegenreifte, den Glauben der Redlicheren aber eine Bewährung und Prüfung erwartete, so verzog es sich doch damit noch 10 Jahre nach dem Tode des Herzogs Friedrich.

Zweites Kapitel.

Friedrich und die kirchlichen Bewegungen außerhalb seines Landes.

Ein Hauptschauplatz der Thätigkeit Herzog Friedrichs für die Kirche war das Ausland. Hier wirkte er für ihr Bestes nach Kräften.

Vor allem ist zu nennen seine Sorgfalt für seine um des Glaubens willen vertriebenen Mitchristen. Im Oestreichischen, namentlich in der Steyermark begannen gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts Verfolgungen gegen die Protestanten, die sie zur Auswanderung nöthigten. Der Umstand, daß Bergleute unter ihnen waren, bewog den Herzog, ihnen als Unterkunftsort eine Gegend auf dem Schwarzwalde anzuweisen, wo sie reichlich von ihm unterstützt eine Stadt bauten, deren fröhliches Gedeihen ihr bald den Namen Freudenstadt erwarb. Der Herzog, eingedenk eines Gelübdes, das er bei einem Meeressturm gethan, erbaute ihnen die Kirche.

Die mannigfache Mühe, welche die Erbauung Freudenstadts dem Herzog machte, und die großen dabei aufgewendeten Kosten waren doch besser angelegt, als die Versuche, auf den straßburgischen Bischofssitz einen seiner Prinzen zu erheben. Protestanten und Katholiken stritten sich um denselben, wobei sie sichtbar nicht sowohl das Interesse ihrer Religion als ihren Privatvortheil im Auge hatten, aber obgleich das Domcapitel einen Protestanten zum Bischof wollte, erlangte doch der Cardinal Carl von Lothringen das Bisthum, ein Vorspiel von manchen späteren Ereignissen, bei denen es sich zeigte, wie sehr in politischer Hinsicht die Katholiken im Vortheile waren.

Mehr noch als seine hier vereitelten Hoffnungen beschäftigten den Herzog die unverholen ausgesprochenen Plane des Papstes zur Unterdrückung der Protestanten. Zwar Kaiser Rudolph II. war zu sehr an Unthätigkeit in Reichsangelegenheiten gewöhnt, als daß er seinen Arm dem päpstlichen Willen geliehen hätte, auch für seine Person zum Verfolgen zu menschenfreundlich; dagegen gieng von seinen streng-katholischen Verwandten und von seinen Räthen manche Verfolgung gegen die Protestanten aus. War es möglich, einen zum Abfalle zu bewegen, so geschah es gewiß, und hartnäckig Widerstehende hatten in Oestreich statt der früheren Duldung Landesverweisung oder doch allerhand Bedrückungen zu gewarten. Im Nordwesten drohten die gegen Holland im Felde stehenden spanischen Truppen. Pölen wurde (wie es wünschte), zur Unterdrückung der Reformation in Schweden und Dänemark aufgefordert. In Rom selber waren zwei Lehranstalten errichtet worden, von denen heimliche und offene Sendboten ausgiengen, die durch Geld und Versprechungen, namentlich vornehme Personen zum Abfalle verlockten, und die Lage der protestantischen Länder auskundschafteten. Besonders an den Grenzen protestantischer Länder wurden Jesuitenstationen angelegt. Mit Württemberg glaubte man eine Hauptfeste des Protestantismus stürzen zu können, daher war es mit Collegien der Jesuiten wie umgezingelt. In Ellwangen, in Baden, in Constanz, in Ettlingen, auf der alten Universität Dillingen hatten sie ihre Hauptsitze. Ihre Stärke bestand in einer zusammenhängenden Politik, in der Weise wie sie das Privatinteresse der Fürsten mit ihren eigenen Absichten zu verweben verstanden, in der Beharrlichkeit mit der sie ihren Hauptzweck (Unterwerfung der Protestanten unter das Papstthum), verfolgten, in der Geschicklichkeit, mit der sie die Jugenderziehung in ihre Hände zu bringen und die jugendlichen Gemüther zu lenken wußten; ihre äußeren Stützen in Deutschland waren Oestreich und Baiern.

In diesem Lande war ein reichbegabter junger Fürst, Maximilian, zur Regierung gekommen, dessen Erziehung ganz in ihre Hände gelegt gewesen war, und dem sie, um ihn recht gegen die evangelische Kirche einzunehmen, einen Auszug aus

Luthers Schriften in die Hände brachten, in welchem die angeführten Stellen theils geradezu verfälscht, theils mißdeutet worden waren. Dem Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg lag daran, daß Maximilian die Wahrheit erfahre, und ersterer machte dem letzteren den Vorschlag, ein Religionsgespräch zwischen Theologen von beiden Confessionen in Gegenwart der Fürsten zu veranstalten, einen Vorschlag, den Maximilian mit Freuden annahm. In dem Briefwechsel, der sich nun zwischen dem Pfalzgrafen und Maximilian von Baiern entspann, und dem bald auch Herzog Friedrich von Württemberg beitrat, zeigte sich von Seiten der beiden protestantischen Fürsten eine ächt evangelische Gesinnung. Ersterer erklärte dem Herzoge von Baiern: „sein Glaube ruhe auf dem Worte Gottes und nicht auf Luthers Person und Schriften. Eine Vergleichung der ächten Ausgaben der lutherischen Werke werde aber beweisen, wie Luther seiner Lehre gewiß gewesen seye, und sie nicht manigfach verändert habe. Der Herzog möge doch die Bibel, welche ja nicht blos für die Geistlichen geschrieben seye, lesen, um sich zu überzeugen, wie Luthers Lehre keine neue, sondern die altchristliche selber seye, und daß dagegen die päpstlichen Satzungen derselben widerstreiten.“ An den Pfalzgrafen schloß sich Herzog Friedrich an, und erklärte: „auf dem vorgeschlagenen Religionsgespräch solle man die Bibel auf den Tisch legen, und darauf beharren, daß welcher Theil seine Religion mit derselben klaren Sprüchen beweisen könnte, den Sieg davon tragen solle. Den Disputanten solle man dabei jedes Wort nachschreiben, damit keiner sich beschweren könne, als sey etwas Wesentliches ausgelassen oder geändert.“ Auch verstand man sich dazu, dem Herzog von Baiern nachträglich über Luthers Person Auskunft zu geben, wenn man sich erst über die evangelische Glaubenslehre aus der h. Schrift gerechtfertigt habe. Dem Begehren der katholischen Theologen, daß die bekannte Frage: „ob die h. Schrift der einige Richter in Glaubenssachen seyn könne oder nicht,“ zuerst behandelt werde, wurde gleichfalls willfahrt. Auch wurde, wiewohl ungern (weil man ja auf deutschem Boden stand), dem Herzog von Baiern nachgegeben, daß man lateinisch rede, die Sache nur als Privatunterredung behandle, und (die bekannte Forderung von Dr. Ecks Zeiten

her) schulgerecht disputire, um zu beweisen, daß man die übermüthig herausfordernden Jesuiten nicht fürchte. Doch als diese nun sahen, daß es mit dem Colloquium Ernst werde, zogen sie sich zurück, und auch der Herzog von Baiern zögerte, bis der Pfalzgraf erklärte: „wenn das Colloquium nicht zu Stande komme, so werde jedermann sehen, wie die Papisten das Licht scheuen." So erschienen dann die Ingolstadter Theologen, namentlich Jakob Gretser, Albrecht Hunger und dann noch Jakob Tanner von München, und ihnen gegenüber die pfalzneuburgischen Jakob und Philipp Heilbrunner (im Seminare in Tübingen gebildet), desgleichen Egydius Hunnius aus Sachsen, Andreas Osiander und Felix Bidembach aus Württemberg zu Regensburg (1601). Es gieng aber bei dem Colloquium wie gewöhnlich. Die evangelischen Theologen klagten, daß ihre Gegner den Streit immer auf Nebenpunkte zu lenken suchten, wodurch die Zuhörer ermüdet wurden. Die Jesuiten aber meinten, die Lutheraner sollten nur in Forma (d. h. der damals namentlich in dem Jesuitenorden beliebten philosophischen Methode) kämpfen, wodurch sie den Schriftbeweis zu beseitigen suchten. Dennoch wurden die evangelischen altchristlichen Grundsätze gegen die Jesuiten schriftmäßig behauptet, und es sollte nun auch der jesuitische Lehrsatz besprochen werden, der also lautete: „die h. Schrift ist nicht Richter über alle den Glauben und die christliche Religion betreffende Streitigkeiten, sondern dieses Amt gehört dem römischen Papste, d. h. gegenwärtig Clemens VIII., dem Statthalter Christi auf Erden, dessen Entscheidung, wenn sie von Amtswegen ausgesprochen ist, die ganze Kirche als eine untrügliche annehmen muß, er mag mit oder ohne Kirchenversammlung in streitigen Religionsfragen etwas bestimmen."

Aber nun machte Herzog Maximilian von Baiern Schwierigkeiten. „Er habe während der bisherigen Verhandlungen (in der eilften Sitzung) einmal das Papstthum als Antichristenthum bezeichnen gehört, weder seine Stellung als Sohn der Kirche, noch sein Gewissen erlaube ihm, ferner solche Reden zu hören." Vergebens versprach der Pfalzgraf, man werde gewiß fernerhin seines Gewissens schonen. Mit der vierzehenten Sitzung ward das Gespräch abgebrochen, gerade als die Jesuiten

nebst der Untrüglichkeit des Papstes, auch noch ihre Lehre von der Rechtfertigung, dem Heiligendienst, der Messe, dem Fegfeuer 2c. hätten vertheidigen sollen. Nur das wurde dem Dr. J. Heilbrunner gestattet, daß er in einer kurzen Unterredung Angesichts des Herzogs von Baiern die Vorwürfe widerlegen durfte, die der Jesuite Conrad Vetter gegen Luthers Person erhoben hatte, wobei der letztere auch so offenbar widerlegt wurde, daß er es selbst bekennen mußte, er habe Luthern mißverstanden, und ihm manches angedichtet.

Dieß Religionsgespräch war das letzte bedeutende, welches württembergische Theologen noch vor dem 30jährigen Kriege mit den Katholiken zu halten hatten. Dagegen mehrten sich die Versuche der Katholiken, durch weltliche Gewalt die evangelische Kirche zu unterdrücken, und hier waren es besonders die Reichsstädte, welche man im Auge hatte. Die meisten hatten in ihren Mauern noch ein katholisches Kloster oder eine Kapelle, und man bediente sich dieser um von da aus durch Eingriffe Unruhen zu erwecken. Die Mönche berichteten dann an den kaiserlichen Hof, wo sie immer Unterstützung fanden, es wurden alsdann kaiserliche Commissäre geschickt, welche die Sache untersuchen sollten, aber den Mönchen allen Vorschub thaten, so daß die Reichsstädte die Sache auf einen öffentlichen Reichstag ankommen lassen wollten. Dieser wurde verzögert, und so wirkten die Commissäre in der Stille immer fort. Auf diese Weise wurde da und dort, wie z. B. in Weil der Stadt die Reformation nach und nach völlig unterdrückt, obschon eine bedeutende Zahl von Bürgern für dieselbe sich entschieden hatte. Es war daher eine wahre Wohlthat für die evangelische Reichsstadt Kempten, daß es dem Herzog Friedrich gelang, einen Streit derselben mit dem dortigen katholischen Stifte beizulegen (1600). An anderen Orten wollte kein Versuch des Herzogs für seine Glaubensgenossen gelingen. Bald wurde von den Commissionen zu Achterklärungen geschritten, auf welche Exekution mit dem Schwerte folgte, und so die evangelische Religion z. B. in Aachen ausgerottet, und man hörte die protestantischen Stände nicht. Ja man zeigte bald, daß man auch die reichsständischen Rechte der ersten deutschen Fürsten nicht an-

schlage, wenn man nur da und dort eine evangelische Stadt ächten, und durch einen katholischen Fürsten auf diese Weise ihren Glauben unterdrücken konnte. Dieß war der Fall bei der Reichsstadt Donauwörth. Hier führte der Abt zum heil. Kreuz, trotz aller Warnungen des Rathes, eine Frohnleichnamsprocession mitten durch die vorherrschend protestantische Stadt. Die Bürger sahen darin eine Demonstration gegen ihre Religion (als solche sah man sie ja auch päpstlicher Seits an), es kam zum Aufstand und die Procession wurde gesprengt. Ein willkommener Anlaß für den Kaiser, die Stadt in die Acht zu erklären. Den Reichsgesetzen gemäß hätte Herzog Friedrich als Oberster des schwäbischen Kreises, die Achtsvollziehung anzusprechen. Aber darauf ward keine Rücksicht genommen. Mit freudiger Hast eilte der Herzog Maximilian von Baiern herbei, besetzte die Stadt, vertrieb die evangelischen Geistlichen, setzte an ihre Stelle drei Jesuiten, und verwandelte Donauwörth um Ersatz für seine Kriegskosten zu erhalten, in eine bairische Landstadt. Vergebens waren alle Klagen der protestantischen Fürsten. Es blieb dabei, Baiern behielt die Stadt.

Immer drohender wurde von da an das Gewitter, das sich über dem Haupte der Protestanten zusammenzog, immer lauter sprach sich die Kriegslust der Katholiken aus.

Friedrich verschwieg nicht, wie er die Zeichen seiner Zeit verstehe. Auf den Reichstagen erhob er männlich seine Stimme: „Man habe zu besorgen, daß wenn mit den Türken, den Erbfeinden des christlichen Namens, einmal ein dauernder oder auch nur ein zeitlicher Friede geschlossen seye, der Papst und die ihm anhangenden Potentaten mit vereinten Kräften ihr blutdürstig Vorhaben durchsetzen, die Vollziehung der tridentinischen Conciliensbeschlüsse an die Hand nehmen, und die reine Lehre der augsburgischen Confession auszutilgen versuchen dürften.“ Doch hierauf beschränkte er sich nicht, er suchte vielmehr eine nähere Verbindung der protestantischen Fürsten zu Stande zu bringen, zu welcher er auch den Churfürsten von der Pfalz zu bewegen suchte, so wenig er dem Calvinismus hold war. Dennoch wollte er von einer allgemeinen evangelischen Union, d. h. einem förmlichen Bündnisse der Fürsten nichts wissen, sondern erklärte: „eine gute Wachsamkeit und vertrauliche

Correspondenz" sey besser, als ein offener Bund, womit man die Gegner nur reize.

Dieß war sein letztes Wirken für die Sache seiner Kirche. Früher als er geahnt hatte, wurde er abberufen, und mit ihm giengen alle die Plane, die er in der Stille bewegt, und die er vorbereitet hatte, zu Grabe, in ihm auch der talentvollste der damaligen protestantischen Fürsten Deutschlands.

Noch schien auf seine letzten Tage die Versöhnung mit seiner edeln Gemahlin einen freundlichen Schimmer zu werfen. Am Christfeste 1607 giengen beide gemeinschaftlich wieder zum Tische des Herrn. Man erblickte in diesem und anderem Spuren eines gemilderten Sinnes. Aber sechs Wochen darauf war Herzog Friedrich nicht mehr. Er starb den 29. Januar 1608.

Fünfter Abschnitt.

Die Zeiten der Noth und Befestigung der evangelischen Kirche.

Erstes Kapitel.

Herzog Johann Friedrich und seine Zeit.

Johann Friedrich besaß gerade diejenigen Tugenden eines Privatmannes und Regenten, welche man an seinem Vater vermißte, aber nicht seine Talente und seine Thatkraft. Er war religiös erzogen, voll Ehrfurcht gegen seinen Vater, voll dankbarer Anhänglichkeit an seinen Erzieher Beringer, einen Zögling des evangelischen Stiftes. Für seine Zeit war er wissenschaftlich wohl gebildet, in der Logik, Theologie, Jurisprudenz und Geschichte geübt, vor allem aber mit der h. Schrift von Jugend auf vertraut. Rechtlichkeit war der Grundzug seines Charakters, und es war eine seiner ersten Regenten-Handlungen, daß er

die von Herzog Friedrich der Kirche und der Landschaft entzogenen Rechte gewissenhaft wiederherstellte. Hätte er doch mit diesem Sinn die väterliche Entschlossenheit vereinigt, und nicht wie Friedrich dem Luxus gedient, wie viel hätte er leisten können! In kirchengeschichtlicher Hinsicht zeichnet zweierlei seine Regierung aus: Das Steigen der Streittheologie in Tübingen auf ihren Höhepunkt, und die Vorspiele zu dem dreißigjährigen Kriege mit den Leiden, die das erste Jahrzehnt desselben mit sich brachte.

Das erste, was Johann Friedrich unternahm, war die Beförderung eines Bündnisses der evangelischen Fürsten gegenüber von den drohenden Gefahren, welche diesem Bekenntnisse so sichtbar bereitet wurden. Er trat mit Churpfalz, mit Pfalzneuburg, Baden und Brandenburg in Ahausen zu einem Bunde zusammen (1608), welcher gewöhnlich den Namen der Union führt. Zwar erklärten die verbündeten Fürsten, wie ihre Vereinigung nicht gegen Kaiser und Reich, sondern nur zur Abwehr von Angriffen geschlossen sey. Als aber das Jahr darauf die katholischen Stände unter der Leitung des Herzog Maximilian von Baiern den Bund der h. Liga schlossen, und der Union entgegensetzten, ließ Johann Friedrich sogar bei Frankreich und England um Schutz ansuchen, und selbst bei seiner Hochzeitfeier wurden die Angelegenheiten der Union verhandelt. Dieses alles hatte beinahe den Ausbruch des Religionskrieges zu Folge, besonders da Katholiken und Protestanten sich um das durch den Todesfall des kinderlos verstorbenen Herzogs von Jülich erledigte Erbe stritten. Theils die verschiedenen Interessen der unirten Fürsten, theils fremde Unterhändler, theils die Friedensliebe einzelner Fürsten beider Theile trugen das Ihre zu gütlichem Vergleiche bei. Es war ein Zeichen göttlicher Geduld, welche alles wider Erwarten so fügte, daß vom Abschluß der Union und der Liga bis zum Religionskriege noch zehen Jahre vergiengen.

In diese Zeit fällt eine bedeutende Eroberung der Jesuiten, nämlich Pfalzneuburg, dessen Fürst Wolfgang Wilhelm durch Heirath mit einer bairischen Prinzessin, und durch die Aussicht eines Antheils an der jülich'schen Erbschaft bewogen ward, zur katholischen Kirche überzutreten. In seinem Besitzthum

führte er nun auch den Katholicismus ein (1614), wozu ihm der Jesuite Reihing behülflich war. Dieser Mann hatte zu Ingolstadt bei den Jesuiten alles studirt, nur keine Gelegenheit gefunden, über die h. Schrift Vorlesungen zu hören, weil die Jesuiten gar keine solche hielten. Dagegen war er in der Scholastik wohl geübt, und man gab ihn dem Pfalzgrafen von Neuburg zum Hofprediger. Dort war er eifrig bemüht, mit Wort und Schrift den Katholicismus zu begründen, fand sich aber oft beschämt, daß er schlichten Handwerkern und Weibern nicht beikommen konnte, weil diese seinem Zuspruche Bibelstellen entgegensetzten. Dieß und die Schriften des sächsischen Hofpredigers Hoë bewogen ihn, die h. Schrift zu lesen, um besser kämpfen zu können. Aber die h. Schrift überzeugte ihn von dem guten Grunde der evangelischen Lehre. Keine Gefahr achtend, verließ er Neuburg, trat zum evangelischen Glauben über, und begab sich nach Württemberg, wo er freundliche Aufnahme, und endlich die Stelle eines Professors der Theologie in Tübingen erhielt. Dort starb er im Jahr 1628, dem nun erwählten Bekenntnisse treu.

Reihing trat zu einer Zeit in Tübingen ein, in welcher die Streittheologie (Polemik) über die Maßen heftig getrieben wurde. Es war, als ob die kirchlich politischen Verhältnisse die Theologen zur größten Heftigkeit entzündet hätten. Der Uebertritt des Churfürsten von Brandenburg zur reformirten Kirche, die zweimalige Beseitigung des lutherischen Bekenntnisses in der Pfalz, die Versuche der Reformirten gegen die lutherischen Kirchen in Böhmen und Oberöstreich mußten die Württemberger tief verwunden. Mehr als einmal äußerten auch die mildesten lutherischen Theologen, selbst noch sterbend, wie sehr sie fürchten, daß unter dem Titel des Calvinismus der Socinianismus (Freigeisterei) einreißen möchte. Dieß alles, namentlich aber die Härte der pfälzischen Regierung, welche die Lutheraner noch heftiger verfolgte, als die katholische Regierung in Oestreich, war es, was einen Theil der Härte erklärt, womit die württembergischen Theologen gegen den Calvinismus kämpften, und die Entschiedenheit, mit der sie den Herzog von der Verbindung mit dem zum Könige von Böhmen gekrönten Churfürsten von der Pfalz abmahnten (1619). Aber sie ließen

sich doch mitunter zu Ungerechtigkeiten fortreißen, welche selbst die erlittene Kränkung nie entschuldigt. Nicht besser war der Streit mit den *Katholiken*, Witz und dialectische Gewandtheit, und meisterhafte Derbheit zu zeigen hielt man für die beste Polemik. In dieß Wesen wurde natürlich auch die studirende Jugend mit hineingezogen. Valentin Andreä schildert deßhalb den Charakter der meisten damaligen Tübinger Gelehrten, und auch mancher Geistlichen, kurz und bündig also:

„Aus jedem Text der h. Schrift verfertigt man ein Geschoß zum Disputiren, die Exegeten (Schriftausleger) treiben die Kunst, alles Biblische philosophisch, und alles Philosophische biblisch zu erklären. In der Glaubenslehre ist die Methode so sophistisch, daß ihr weder Paulus noch Petrus genug thun könnten, wenn sie noch leben würden. Die Predigtweise ist reine Streittheologie, und wer einen bessern Weg geht, der gilt für einen Schwenkfelder und Enthusiasten. Die Sprachkunde blüht zwar, aber der Jugendunterricht verliert sich in grammatische Spitzfindigkeiten, und ist Leuten preisgegeben, die man sonst nicht brauchen kann. In der Weltweisheit gilt Aristoteles, oder die Cabbala (jüdische Geheimlehre), in der Naturgeschichte Paracelsus."

Es sind namentlich zwei Namen, welche als Hauptpolemiker unter den damaligen Theologen zu nennen sind: *Lucas Osander der Jüngere* und *Theodor Thummius*, Männer welche nicht blos gegen Calvinisten und Katholiken zu Feld zogen, sondern mit einer unermüdeten verzehrenden Heftigkeit Alles behandelten, was ihnen in der lutherischen Kirche selbst sich gegen die reine Lehre zu erheben schien. So hatten die Theologen zu *Gießen* gelehrt: „Christus habe in der Zeit seines Erdenwandels seine *menschliche* Natur seiner göttlichen nicht genießen lassen." Dieser traten die Tübinger mit der Behauptung entgegen: „er habe seiner *menschlichen* Natur nach im Himmel und auf Erden alles regiert, wenn schon verborgener Weise." Beide Theile zogen aus den Sätzen ihrer Gegner die widrigsten Folgerungen, beide wurden in Jahre langen Streit nicht müde, beide wiesen alle Versuche der sächsischen Theologen zur Vermittlung zurück, und keiner dachte daran, welch offenbares Aergerniß, welcher Anlaß zur Zertren-

nung der Freundschaft der beiden Fürstenhäuser Hessen und Württemberg gegeben ward. Ein Gegenbild zu dieser Streitsucht der Lehrer gibt um diese Zeit die Verschlimmerung des evangelischen Stipendiums. „Nur durch eine gewaltige Krise (sagt daher Schnurrer), konnte dieser kranke Körper geheilt werden. Auch näherte sich allmählich dem Seminare die Zeit, die eine tödtliche Erschütterung herbeiführte. Der dreißigjährige Krieg brachte die Anstalt an den Rand des Grabes, nachher erfolgte eine gänzliche Regeneration (Neugeburt)."

Man denke nicht, als ob in Tübingen und überhaupt im Lande dazumal blos die Streitttheologie gegolten habe. Aber sie war Zeitgeist, und ebendarum vorherrschend, und mit ihr alles Uebel, das sie begleitet. Noch hatte dazumal Tübingen einen ruhig und im Segen wirkenden, freilich älteren Theologen. Es war dieß Dr. Matthias Hafenreffer, von dem zwar auch Schriften vorhanden sind, in denen er Katholiken und Calvinisten widerlegt, der aber die Streittheologie nie zu seiner Hauptaufgabe machte. An ihn schloßen sich die besseren Studirenden an. Denn kein Greis übertraf ihn an Mäßigung, kein feuriger Jüngling an Eifer für Weisheit und Tugend. Sein Umgang war sanft und liebreich, seine Gelehrsamkeit so umfassend als gründlich, vor calvinischen und papistischen Irrlehren wußte er mit einer seltenen Weisheit und Bescheidenheit zu warnen. Sein ganzes Leben war wie sein Wahlspruch: „Schlecht und recht." Immer schwebte ihm Brenzens frommes Vorbild vor Augen, und er starb arm, weil es sein Grundsatz gewesen war: man könne nicht beidem zugleich seine Kräfte zuwenden, der Schriftforschung und dem Gelderwerb, weil er seine Habe mit Fremdlingen und Armen theilte, und auf Gottes Güte für seine Familie fest vertraute. Nie konnte Valentin Andreä dieses Lehrers vergessen. Er wurde weggerafft im ersten Jahre des dreißigjährigen Krieges (1619). Sein Tod war ein für Tübingen fast unersetzlicher Verlust. Nun erst brach die Kampflust ungezügelt hervor, und die heftigsten Angriffe der Tübinger trafen jetzt einen Mann, welchen Gott sichtbar zum Segen seiner Zeit gegeben hatte, den sel. Johann Arndt.

Je mehr die Theologie in Polemik ausartete, je mehr

wurden ernstlicher suchende religiöse Gemüther der Kirche entfremdet, je mehr bedurften sie einer leitenden Hand. Um diese Zeit machten die Schriften des frommen und tiefsinnigen Schusters Jakob Böhme von Altseidenburg allgemeines Aufsehen. Das ernste Ringen nach Gemeinschaft mit Gott, das ihr Grundcharakter ist, das Dringen auf die Neugeburt und die Wiederherstellung des göttlichen Ebenbildes, die Innigkeit der Gebete, welche seine ascetischen Schriften enthielten, zogen ungemein an, während sein Klagen über die Buchstabentheologie Beifall fand. Aber nicht minder, freilich mehr die Neugierde, als das religiöse Bedürfniß anziehend waren seine Speculationen. Böhme hat sich hier zu weit gewagt, sich herausgenommen, in die tiefsten Tiefen der Gottheit eindringen zu wollen, und ist einer oft ans Alberne gränzenden Cabbalistik in die Hände gefallen, und jener theophrastisch-hermetischen Weisheit, welche sich nicht scheut, Alles auf einen göttlichen Naturproceß zurückführen zu wollen, und wähnt, daß die Regeln der Chemie ebenso auf den Schöpfer aller Dinge anwendbar seyen, als auf die geringsten seiner Creaturen. Spener, dessen Schüchternheit in Sachen Jakob Böhmes zu urtheilen bekannt ist, sagt doch, daß er aus guter Quelle wisse, die meisten Böhmisten seyen hochfliegende Fladdergeister, mehrere auch Alchymisten.

Solche Leute hat der fromme, auf das einfache Bibelwort sich gründende, Johann Arndt, Superintendent der Fürstenthümer Lüneburg und Celle, nicht gebildet. Dieser Mann war dem evangelisch-lutherischen Bekenntnisse so zugethan, daß er lieber ein ansehnliches Amt verlassen, als dem eindringenden Calvinismus nachgeben wollte, und daß er sterbend noch feierlich bekannte: wie er fest halte an der Concordienformel. Aber seine Seele hatte einen Greuel an den damals die Kirche zerrüttenden Streitigkeiten, und das steigende Verderben des bloßen Mundglaubens unter dem Volke jammerte ihn. So beschloß er einige Bücher: „über das wahre Christenthum" zu schreiben: „damit die Einfältigen sehen möchten, worin dasselbe bestehe, nämlich in Erweisung des wahren, lebendigen, thätigen Glaubens, durch rechtschaffene Gottseligkeit und durch Früchte der Gerechtigkeit; wie wir darum nach Christi Namen

genennet sind, daß wir nicht allein an Christum glauben, sondern auch in Christo leben sollen, und Christus in uns, wie die wahre Buße aus dem innersten Grund des Herzens gehen müsse, wie Herz, Sinn und Muth müsse geändert werden, daß wir Christo und seinem h. Evangelio gleichförmig werden; wie wir durchs Wort Gottes müssen täglich erneuert werden zu neuen Kreaturen. Summa, wie Adam in uns sterben und Christus in uns leben soll." Der Schrift „vom wahren Christenthum," folgte Arndts Paradiesgärtlein, das bekannte köstliche Gebetbuch, auch hat man von ihm Catechismuspredigten und eine Psalmenerklärung, Schriften, welche alle, besonders aber die beiden ersteren, in Württemberg noch bis auf diesen Tag sehr verbreitet und gelesen sind.

In Württemberg fand Arndts „wahres Christenthum" sehr bald und unter allen Ständen Eingang, selbst im Mömpelgardt'schen, wo ein eigener Abdruck veranstaltet wurde. Auch in Tübingen wurde viel davon gesprochen, und so nahm es der Professor der Theologie, Lucas Osiander der jüngere, auch in seine Hand, um daraus seine Privaterbauung zu halten. Aber kaum hatte er es begonnen, als ihm der Unterschied des arndtischen Vortrags der christlichen Lehre von dem damals in der evangelischen Theologie gewöhnlichen auffiel. Er fand bei Arndt die evangelische Lehre von der Rechtfertigung nur gelegentlich vorgetragen, damit schien ihm derselbe diese Lehre zu beseitigen (obgleich Arndt durch die Herausgabe der Schatzkammer des Prätorius gezeigt hatte, wie theuer ihm diese Fundamentallehre des evangelischen Glaubens sey); er fand darin einzelne längere Stellen aus den Schriften Valentin Weigels eingerückt, dann Stellen aus Tauler und andern Mystikern, damit schien ihm Arndt verantwortlich für alle Irrthümer dieser Männer; er las die Abschnitte von der Erleuchtung, das schien ihm eine Enthusiasterei, welche Gott mit Hintansetzung seines geschriebenen Wortes unmittelbar zu erkennen sich anmaße. So entstand sein bekanntes „theologisches Bedenken," in welchem er behauptete, daß Arndt, vielleicht unbewußt, den Papismus, Calvinismus und die Schwärmerei vertheidige und verbreite (1623).

Indessen urtheilten doch zwei ausgezeichnete württembergische

Theologen über Arndt damals ganz anders, der vielgeltende Melchior Nikolai (gestorben als Landpropst) und Johann Valentin Andreä. Mochten sie auch einzelne Ausdrücke geändert wünschen, das Ganze dieser herrlichen Schrift fand ihre vollste Anerkennung. Andreä verfertigte einen Auszug derselben, suchte und gewann die persönliche Freundschaft Arndts und mit ihr auch eine bedeutende Förderung in seinem eigenen geistigen Leben. Für's erste wurde er in seinem Bestreben bestärkt, das Christenthum in's Leben einzuführen, und die Untrennbarkeit eines christlichen Wandels von dem wahren Glauben zu behaupten; für's andere mußte er wegen seiner Anhänglichkeit an Arndt viele Verfolgungen leiden, welche ihn nur tiefer gründeten, und die ihn überzeugten, daß die Feindschaft wider das wahre Christenthum nicht durch überlegene Wissenschaftlichkeit, nicht durch scharfen Witz überwunden werde*), sondern durch Glauben und Geduld. Darin unterschied er sich von Arndt, daß dieser mehr den Grund, ein innerliches Christenthum zu legen, sich bemühte, während Andreä, auf diesem fortbauend, das Gemeindeleben zu bessern suchte. Freilich mußte Andreä auch mit Arndt leiden. Er erfuhr selbst, was er in einer seiner Schriften von den Dienern Christi schreibt: „Sie haben viel Ehre, aber nicht von der Welt, darum sie auch meist mit Armuth und Verfolgung zu kämpfen haben; sie bekommen keine guten Tage, weil sie Christo, und nicht sich Eingang zu verschaffen suchen. Dann ist es auch allgemein geworden, daß man Jeden, der sich bestrebt, fromm zu leben, einen Schwärmer (Enthusiasten), Schwenkfelder und Wiedertäufer nennt. Durch welchen Griff aber hätte der Teufel die Kirche Gottes schändlicher kränken können, als daß er die frömmsten Leute mit dem Namen von Schwarmgeistern befleckt? Uebermüthigen Leuten aber gibt er Beifall, und versteht es, denen den Titel der Rechtgläubigkeit zuzuwenden, von denen er weiß, daß sie von Christo so fern, als möglich, und ächte Weltkinder sind. Oft muß ich weinen, wenn ich sehe, daß er mit diesem einzigen

*) Andreä's Spott über die Rosenkreuzer hatte sogar die Folge, daß man ihn selbst für einen Rosenkreuzer hielt, ja, Gottfried Arnold fand in ihm den Stifter dieser schwärmerischen Sekte.

Kunststück denjenigen, welche Neigung zur Frömmigkeit haben, den Weg zum Himmel bitter und verhaßt macht."

Indessen verzehrte sich die Tübinger Polemik selber, und Dr. Thumm, der größeste Disputator, „der erste Verfälscher unsrer Theologie," wie ihn Andreä nennt, bereitete sich durch einen fast unbegreiflichen Mißgriff seinen Untergang. In einer Streitschrift gegen die Katholiken behauptete er: der Papst gestatte blutschänderische Ehe, und nannte unter diesen die Ehe der Eltern des Kaisers Ferdinand II. Es war nahe daran, daß er nach Wien, ja nach Rom abgeführt worden wäre. Mit Mühe verwandelte dieß der Herzog von Württemberg in gefängliche Haft; doch eben, als der Kaiser durch Thumms Rechtfertigung zur Verzeihung sich geneigt gezeigt hatte, starb dieser Theologe (1630). Ein reiches Talent, eine unermüdete Arbeitsamkeit, eine aufopferungsvolle Menschenliebe, ein sonst heller Blick (Thumm hat viel zur Milderung der Herenprozesse beigetragen), ein gottesfürchtiger Sinn war bei ihm durch eitle theologische Kampfsucht verdunkelt worden, welche ihn im 44sten Lebensjahr in's Grab brachte.

Wie sich die Jesuiten gefreut haben mögen, da „der streitbare Dialektiker" nicht mehr war, welcher Einen mangelhaften Schluß auf achtzehnfache Weise aus dem Stegreife zu widerlegen vermochte? Aber die Kirche ging nicht mit Thummius zu Grabe.

Zweites Kapitel

Der Ausbruch des dreißigjährigen Krieges.

Nach jahrelangem Verhandeln, Rüstungen und Versuchen, ihrer Sache Kraft zu verschaffen, hatte die Union aus Furcht vor Oestreich und Baiern doch keinen entscheidenden Schritt gethan; das unglückliche Loos des zum König in Böhmen erwählten Churfürsten von der Pfalz hatte sie vollends entmuthigt (1620). Nun schien die Zeit gekommen zu seyn, in der die beiden katholischen Häupter, der Kaiser Ferdinand II. und der neue Churfürst Marimilian von Baiern, der protestantischen Kirche den Todesstoß geben konnten. In sich schien sie ganz zerfallen durch theologisches Gezänke, durch politische Eifersucht

ihrer Fürsten, durch den Kampf zwischen der lutherischen und reformirten Parthei. Die katholische Parthei aber stand da in ihrer unüberwundenen Macht, mit ihren reichen Hülfsquellen, mit ihrer geschlossenen Einheit, mit ihrer Staatskunst, mit ihren gewandten Theologen, mit der Mystik, welche in der Stille manchen Protestanten gewonnen hatte; allgemein rechnete man in dieser Kirche auf eine recht baldige, gänzliche Unterwerfung der Protestanten.

Aber wie sie zu bewerkstelligen war, darüber konnte man fragen? In seinen Erblanden hatte freilich der Kaiser Ferdinand II. wenig Bedenken; schon als Erzherzog vertrieb er die Protestanten aus Steiermark, nach Böhmens Eroberung auch aus Böhmen und Oberöstreich. Von den nach Württemberg geflüchteten Steiermarkern war schon die Rede. In Böhmen gab der Name des Aufruhrs den Grund, mit der politischen Unterwerfung auch die Ausrottung der evangelischen Kirche zu bewerkstelligen. Und so hart verfuhr Ferdinand, daß er nicht blos die aufrührerischen Protestanten vertrieb, oder mit dem Schwerte hinrichten ließ, oder mit Gefängniß zum Abfall von ihrem Glauben zu bewegen suchte, sondern auch diejenigen, welche bei dem allgemeinen Aufstand dem Kaiser Treue bewahrt hatten, nicht besser behandelte. Ihre Prediger wurden vertrieben, mehrere zu Tod gemartert, und eine eigene sogenannte Reformations-Commission eingesetzt, um die Protestanten und böhmischen Brüder durch List und Gewalt zum Abfalle zu bewegen. Man erlaubte letzteren, im Herzen zu glauben, was sie wollten, wenn sie nur äußerlich sich zur römischen Kirche halten und dem Papste unterwerfen würden. Weil man aber sah, daß weder List, noch Gewalt, weder Gefängniß, noch Marter im Stande war, Alle zum Abfalle zu bringen, so wurde der ganze evangelische Adel des Landes verwiesen, alle Kirchen und Schulen geschlossen, alle Bibeln und Erbauungsbücher verbrannt. Das Volk, seiner Erbauungsmittel beraubt, wurde fortwährend bewacht und an der Auswanderung gehindert; wer Gelegenheit fand, zog doch in der Stille den Vertriebenen nach; die übrigen blieben unter Angst und Noth und unter schmerzlichen Erfahrungen des Abfalls der großen Masse ihrer Mitbrüder so verborgen, als möglich, im Lande.

Von da aus wendete sich die Verfolgung nach Oberöstreich, wo die evangelischen Prediger und Schullehrer ausgewiesen und dem Volke der Besuch evangelischer Nachbarkirchen verboten ward. Obenan stand in dem kaiserlichen Edikte als Grund ihrer Vertreibung der: „daß die Prädikanten der verdammten calvinischen Sekte sich zugewendet haben," und erst hintennach kommt der Vorwurf, daß sie zu Aufruhr Anlaß gegeben. Wie wahr oder unwahr die erste Beschuldigung war, das kann man aus der Geschichte Daniel Hizler's sehen. Hitzler hatte die Aussicht auf eine ehrenvolle Laufbahn in seinem Vaterlande aufgegeben, um die dringenden Bitten der oberöstreichischen Stände zu erfüllen, welche ihn zum ersten Geistlichen und Vorsteher der lutherischen Erziehungsanstalt in Linz beriefen. Dort hat ihn Gott vor dem Gifte, das ihm der Cardinal Clesel reichte, wie vor den Kugeln eines nie entdeckten Mörders, bewahrt, und lange Zeit gelang es auch den alle seine Predigen belauernden Jesuiten nicht, eine Schuld auf ihn zu bringen und ihn also zu vertreiben. Tief beugte es den dem evangelisch-lutherischen Bekenntniß treu ergebenen Manne, als er sehen mußte, wie die im Geheimen arbeitenden Calvinisten nach und nach Anhänger gewannen und das lutherische Bekenntniß zu verdrängen suchten. Unter diesen Umständen hat er den berühmten Astronomen Keppler, welcher offen erklärte, daß er die Abendmahlslehre Calvins billige, zu dem Abendmahl seiner Gemeinde nicht zugelassen, und eine engere, jedoch rein religiöse Verbindung der oberöstreichischen Lutheraner mit der gesammten evangelisch-lutherischen Kirche festgehalten. Aber Ferdinand II. oder vielmehr seine Rathgeber wollten mit den noch nicht rechtlich anerkannten Calvinisten auch die bisher rechtlich anerkannten Lutheraner vertreiben, darum mußte selbst Hizler als „Calviniste" bezeichnet werden. Kaum war der vielgeprüfte Mann, nach längeren Leiden in einem harten Gefängnisse, vertrieben und mit ihm viele andere, namentlich mehrere dem evangelisch-lutherischen Glauben treu ergebene Edelleute, als die Mißhandlung des östreichischen Bauern durch die Baiern, und durch Adam, Grafen von Herbersdorf, welcher nur zwischen „dem Henker und den Mönchen" ihnen die Wahl ließ, den fürchterlichen Aufstand erregte, der mit so viel

Blutvergießen gestillt wurde, und die Ausrottung der evangelischen Kirche in Oberöstreich beschleunigte.

Um diese Zeit sah man in Württemberg viele arme, um des Glaubens willen vertriebene Familien umherziehen; die Theurung vergrößerte die Noth, und christliche Liebe war wohl angelegt. Ein Beispiel solcher Wohlthätigkeit gaben unter Johann Valentin Andreä's Leitung die Bürger zu Calw, welche innerhalb fünf Jahren 110,000 Armen Unterstützung zukommen ließen. Mitunter mögen es damals auch Pfälzer gewesen seyn, welche in ihrer Noth nach Württemberg flohen, denn in dieses Land war der Churfürst von Baiern eingebrochen, hatte es als eine Beute an sich gerissen und suchte den Einwohnern die römisch-katholische Religion aufzunöthigen. Niemand widerstand ihm, seit sein Feldherr Tilly den Markgrafen Georg von Durlach bei Wimpfen überwunden hatte, in einer Schlacht, in der der Bruder Johann Friedrichs, Herzog Magnus von Württemberg, nach heldenmüthigem Kampfe für die Freiheit des evangelischen Glaubens gefallen war (1622).

Johann Friedrich hatte in seinem Theile dem Kaiser zu lieb sich von den übrigen evangelischen Fürsten zurückgezogen und gehofft, auf diese Weise seinem Lande den Frieden zu erhalten und der Sache der evangelischen Kirche durch Bitten und Vorstellungen und möglichste Geduld am besten zu dienen. Aber weder das Eine, noch das Andere gelang ihm. Vergeblich war alle Fürbitte für den besiegten König von Böhmen und Churfürsten von der Pfalz, vergeblich alle Geduld und Unterwürfigkeit, welche Johann Friedrich dem Kaiser bewies. Die weitaussehenden Plane, welche den Kaiser und den Churfürsten von Baiern bewegten, ließen denselben nicht zu, gerecht gegen den friedliebenden Herzog sich zu beweisen. Ohne alles Weitere wurden ihm einige Regimenter kaiserlicher Soldaten in das Land gesendet und deren Verpflegung befohlen. Sie gehörten zu Wallensteins Heere, ein wildes, räuberisches Volk, welche, wie Spittler schreibt, „längst an alle Ausschweifungen gewöhnt, oft mit recht viehischer Brunst Weiber und Töchter entehrten und das Brod des verfluchten Ketzers nur desto begieriger fraßen, weil es Ketzerbrod war.“ Diese Leute sollten auf alle

Fälle bereit seyn, die kaiserlichen Befehle, welche man schon rüstete, zu exequiren. Denn der Kaiser, getrieben von den katholischen Churfürsten und den Prälaten in Oberschwaben, wollte dem Herzog von Württemberg unter dem Vorwand: er habe gegen den geistlichen Vorbehalt gehandelt, alle Klöster wieder nehmen. Es war schon in Wien der Befehl ergangen, daß die Klöster Reichenbach, Lorch, Anhausen, Bebenhausen, Maulbronn, Adelberg und Königsbronn herausgegeben werden müssen, und diese Klöster waren bereits den Bischöfen von Constanz und Augsburg, und den Aebten von Mönchsroth und Kaisersheim zugetheilt. Der Herzog sandte seinen Kanzler Löffler nach Wien, einen rechtschaffenen Mann und gewandten Unterhändler, der seine Rechte zu vertheidigen wußte, und legte Löffler'n die Klagen in den Mund, die sein tief gekränktes Gefühl ihm eingab. „Tilly, dieß ließ er dem Kaiser sagen, habe selbst erklärt, wenn sich der Herzog von Württemberg bei Wimpfen nur etwas hätte sehen lassen, so wäre es um die ligistische und katholische Armee geschehen gewesen; ob man ihm für seine Friedensliebe und seinen auch vom Kaiser früher so hochgerühmten Gehorsam also danke? Ob die katholischen Geistlichen und Klöster Oberschwabens vergessen, daß die Standhaftigkeit, mit der er die Schaaren des Grafen von Mansfeld von ihnen abgehalten, sie vor dem gänzlichen Ruin bewahrt habe?" Doch Alles, was erreicht werden konnte, war nur ein kleiner Aufschub der Exekution gegen die Klöster, während Wallensteins Schaaren fortwährend Württemberg drückten. Eine Schaar nach der andern schickte dieser rohe Feldherr dem Herzog in sein Land, und verbarg keineswegs, „wie er nichts mehr wünsche, denn daß der Herzog sich in Etwas vergreife, damit er Gelegenheit habe, an ihn zu kommen." Denn Wallenstein hätte gerne Württemberg geraubt, wie er bereits Mecklenburg an sich gerissen hatte. Und leicht wäre es möglich gewesen, daß die fast zur Verzweiflung getriebenen Württemberger durch einen Aufstand ihm den Vorwand gegeben hätten. Der Herzog, dessen Bitten zu Wien kein Gehör fanden, demüthigte sich noch selbst und reiste zu dem stolzen Friedländer, um Erleichterung für seine Unterthanen zu erbitten. Erkrankt kehrte er zurück und erlag der Krankheit

und dem Kummer am dritten Tage (18. Juli 1628). Es war, als hätte ihn Gott flüchten wollen.

Kaum ein Jahr nach Johann Friedrichs Tode erließ der Kaiser das sogenannte Restitutionsedikt (1629), zu dessen Abfassung die stürmischen Bitten seines Beichtvaters, des Jesuiten Pater Lämmermann, ihn vor Allem bewogen hatten. Alle seit 1555 reformirten Bisthümer, Abteien, Kirchen, alle seither eingezogenen Kirchengüter sollten, diesem Edikte gemäß, wiederhergestellt, d. h. dem Katholicismus zurückgegeben werden. Die Heere des Kaisers und der Liga standen schlagfertig da, um nöthigenfalls dem Edikte Nachdruck zu geben, ja, um das Edikt auf noch Weiteres auszudehnen, als der klare Buchstabe verlangte. Das zeigte sich besonders im Württembergischen, wo die Klöster und das Land, wenige kleine Ortschaften und das Priorat Reichenbach ausgenommen, doch längst vor dem Augsburger Religionsfrieden war reformirt worden. Nun aber wurden in alle Klöster mit bewaffneter Hand die Mönche zurückgeführt und dieselben von der Oberherrschaft des Herzogs losgerissen. Sie sollten nicht mehr, wie bisher, an des Landes Lasten mittragen, und in ihren Ortschaften sollte der Herzog keine evangelische Geistliche mehr ernennen dürfen. Da ging es also im Reiche, „was die Jesuiten wollten, das befahl der Kaiser, das urgirte (betrieb) der Spanier, das probirte der Baier, das insinuirten (kündigten an) die Commissäre, das exequirten (führten durch) die Soldaten." Selbst die katholische Universität Freiburg im Breisgau, selbst die katholischen Churfürsten erklärten diese Weise für eine Ungerechtigkeit. Aber, was half es? Der Kaiser gab dem Herzog, Administrator Friedrich Ludwig, gute Worte, wie er sie seinem Bruder, dem verstorbenen Herzog Johann Friedrich, auch gegeben hatte; aber die Exekution ging ihren Gang doch fort. Kaum kam ein günstig scheinendes Dekret von Wien, kaum hatte der Administrator versucht, in den Klosterorten herzogliche Klosterbeamte und die vertriebenen evangelischen Prediger wieder einzusetzen, so wirkten die katholischen Prälaten ein entgegengesetztes Decret aus, und riefen noch mehr Soldaten in das Land. Unter so vielen Bedrängnissen erlag auch der thätige Friedrich Ludwig (1631).

Indessen waren die übrigen Protestanten, selbst Sachsen, urch das Edikt des Kaisers und noch mehr durch dessen Exe- ution in Wüttemberg bewogen worden, zu Leipzig zu beschließen: einen kräftigen, und wenn es seyn müsse, gewaffneten Wider- and zu leisten.“ Julius Friedrich, der nach Friedrich udwigs Tode Administrator geworden war, vertraute auf ihre ülfe, und warb Truppen, um der Exekution sich zu wider- etzen, aber die Hülfe kam nicht, und so mußte er sich und das and dem kaiserlichen Feldherrn, Fürsten von Fürstenberg, auf Gnade und Ungnade ergeben (Juli 1631). Nun hausten Geist- iche und Soldaten der katholischen Parthei ohne Schonung im ande. Man hatte keine Wahl mehr, als die: in die Umstände ich zu ergeben. Doch nur kurze Zeit sollten die Mönche in en Klöstern und die Soldaten in dem Lande nach ihrem Be- ieben schalten. Die Siege des Helden aus Schweden, gegen den der Kaiser und die Liga ihre Heere zusammenziehen mußten, schafften auch dem Württemberger Lande Erleichterung (October 1631).

Aber auch dieß nur auf kurze Zeit; seit Gustav Adolphs Tode mußte auch der Württemberger mehr auf Gott, als Menschen, vertrauen lernen, wie der edle Schwedenkönig es ahnend vorhergesagt hatte (1632). Das zu Heilbronn geschlossene Bündniß (1633) der Protestanten gab keinen Ersatz für den bei Leipzig für die Sache seiner Glaubensbrüder gefallenen König. Und mit der verlornen Schlacht bei Nördlingen (1634) beginnt erst recht die Leidenszeit Württembergs.

Drittes Kapitel.

Erste Folgen der Schlacht bei Nördlingen.

„Nach der Schlacht bei Nördlingen überfiel die Macht der Sieger in unzähligen Schwärmen das arme Land, das mit seinen Bewohnern der Raubgier, dem Blutdurst und dem bis zur Wuth entflammten Glaubenseifer der rohen Soldaten preisgegeben war. Wo diese furchtbaren Horden hinkamen, ging der Schrecken vor ihnen her; wer sich retten konnte, floh in die Städte oder in das Dickicht der Wälder; ihre Spur bezeichneten entweihte Kirchen und Grabmäler, verbrannte oder

ausgeplünderte Dörfer, verheerte Felder und die Leichname von vielen Tausenden wehrloser Männer, Weiber und Kinder, die zum Theil durch die ausgesuchtesten Qualen zu Tode gemartert worden waren; hinter ihnen lag das Land, eine öde Wüste, in der nur einzelne Menschen, scheu aus ihren Schlupfwinkeln hervorschleichend, wie Gespenster umherwandelten. Es ist vielleicht in Schwaben keine auch noch so kleine Gemeinde, die nicht aus dieser Zeit ihre Brandstätte oder ein anderes Denkmal der verübten Wuth übrig geblieben wäre, oder in deren Todtenregistern sich nicht größere oder kleinere Verzeichnisse der Opfer fänden, die unter den Streichen dieser losgelassenen Mörderbanden gefallen sind." So sagt leider nur allzuwahr der württembergische Geschichtschreiber Pahl.

Denn es übersteigt allen Glauben, wenn man die Beispiele von Grausamkeit und Wuth liest, die an den armen Württembergern verübt wurden. Es war, als wäre ein Geist aus der Hölle ausgegangen, der die katholischen Truppen fortgerissen hätte. Raubgier und viehische Lust hatte bisher die Heere beider Partheien geschändet. Aber jetzt kamen ausgesuchte Qualen; mehr als viehisches Wüthen, und kaum die Sorge um die eigene Existenz konnte die Soldaten dahin bringen, einer kleinen Zahl von Bürgern ihr armes Leben zu lassen, damit diese ihnen fröhnen könnten. Kaum erhielt sich in Stuttgart, wo nach der Flucht des Herzogs eine östreichische Regierung ihren Sitz bekam, noch ein Schein bürgerlicher Ordnung und obrigkeitlichen Schutzes, oder in Tübingen, wo General de Werth die Universität noch etwas geschont wissen wollte, oder in Ulm, dessen feste Mauern nicht bezwungen wurden. Aber auf dem Lande in den kleineren ummauerten Städten, und noch mehr in den offenen Dörfern war das Elend gränzenlos. Waiblingen, das mit dem dazu gehörigen Amte 2350 Bürger zählte, behielt nach der ersten Verheerung, die auf die Nördlinger Schlacht folgte, nur 145. Ein Theil der Weiber und Kinder ertrank auf der Flucht in der Rems, an den Uebrigen kühlten die Soldaten ihre Wuth. Viele, die das Schwert verschont hatte, fanden in den Flammen ihren Tod oder wurden in die Niederlande geführt und dort hingemordet. Schorndorf, damals befestigt, wollte sich nicht ergeben, die Kaiserlichen legten Feuer

in, das die Stadt bis auf das Schloß und ein paar Häuser
verzehrte. In Nürtingen lebte damals noch die siebenzigjährige Wittwe des Herzog Ludwig. Die Stadt, wohin sich
die Leute aus der Umgegend geflüchtet hatten, ward erobert,
das Schloß geplündert, an den Haaren schleppten die Croaten
die greise Herzogin umher, und nur mit Mühe entriß sie der
Oberst Grune ihren Händen und der äußersten Mißhandlung.
Unter den nach Nürtingen entflohenen Geistlichen befand sich
Georg Wölflin, Pfarrer von Owen. Als die Stadt erstürmt
war, floh er in den Fürstenstand (die sogenannte „Schloßkirche"). Ein Spanier traf ihn, wie er sich, die Bibel in
der Hand, auf die letzte Stunde bereitete. Mit solcher Wuth
durchbohrte ihn der wilde Soldat, daß das Schwert auch die
Bibel noch durchdrang und die Stelle 2 Timotheum 4, 7. (Ich
habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet,
ich habe Glauben gehalten) mit seinem Blute gezeichnet ward.
Daß diese Menschen zu Sindelfingen ein Bürgers-Weib
auf dem Markt lebendig gebraten haben, war weder die größeste,
noch die schamloseste Grausamkeit. Es sind nur einzelne Züge,
und nicht die schrecklichsten, die angeführt worden sind.

Aber die erste Wuth der Kriegsleute war die einzige Noth
nicht. Die kaiserlichen Truppen blieben im Lande und wütheten
namentlich in den Dörfern fort. „Hier, sagt Pfaff, wurde
fast Alles vernichtet: die Wohnhäuser verbrannt oder doch abgedeckt, die Brunnen verschüttet, selbst die Kirchen ihres Schmucks,
ihrer Kanzeln und Altäre beraubt oder auch gänzlich zerstört,
das Haus- und Feldgeräthe, so wie die Vorräthe von Wein
und Früchten verderbt, das Vieh weggeführt, Reben und Obstbäume umgehauen; die Einwohner selbst wurden auf's Unmenschlichste mißhandelt, man hieb einigen die Glieder ab, stach andern die Augen aus, goß ihnen siedendes Blei in die Nase,
Mund und Ohren, man gab ihnen den sogenannten schwedischen Trunk (Mistjauche) und trat sie, wenn ihnen hiedurch der
Leib schwoll, mit Füßen. Manche wurden an den Schweifen
der Pferde umhergeschleppt oder zur Zielscheibe der Schützen
gemacht, Kinder gespießt und gebraten; vornämlich aber erfuhr
das weibliche Geschlecht die Mißhandlungen dieser Unmenschen
ohne Unterschied des Alters und Standes. Da entfloh, was

noch fliehen konnte, meist nach der Schweiz, wo man sie gastfreundlich aufnahm, viele verbargen sich in den Wäldern, Höhlen und Klüften (dorthin wurden sie von den Soldaten mit Hunden verfolgt, wie vom Jäger das Wild), und bald traf man im ganzen Lande fast nichts, als leere, ganz oder halbverbrannte Ortschaften."

Auf diese Verheerung folgte die schrecklichste Hungersnoth. Arme schlugen sich um das Aas des gefallenen Viehes, selbst Wohlhabendere aßen Brod von Eicheln und Baumrinde. Auf die Hungersnoth folgte die Pest. In Stuttgart starben im Jahr 1635 4379 (mehr als die Hälfte sämmtlicher) Einwohner (in Eßlingen gegen 8000, in Heilbronn 5518, in Ulm gegen 14,400). Von mehr als 400,000 Seelen waren nach sieben Jahren kaum noch 58,000 übrig, 345,000 hatte das Schwert, der Hunger und die Pest (1634—1641) aufgerieben. So war das arme Herzogthum heimgesucht!

Unter allen Ständen aber hat keiner das allgemeine Elend schwerer zu fühlen gehabt, als der Stand der Geistlichen. „Sie waren meist der erste, der gesuchteste Gegenstand der Soldaten, und wer der ersten streifenden Parthei entging, den traf gewiß die zweite. In wenigen Monaten verloren sich über 300 Kirchendiener. Jünglinge, fast aus der Schule hinweg, welche kaum die Universität gesehen hatten, wurden zu Pfarrern bestellt; manchem gab man drei Pfarreien auf einmal zu versehen, hie und da einem eine Postille in die Hand, aus dieser zu predigen bis auf bessere Zeiten." Aber unter welchen fortdauernden Lebensgefahren führten sie ihr Amt! Die östreichische Regierung zwar verfolgte sie nicht geradezu, aber die östreichischen Soldaten waren fortwährend ihre Peiniger. In Tübingen selbst, der besonders geschützten Stadt, traf es sich, daß ein schwärmerischer Soldat, mit dem Schwert in der Faust und dem Ruf: „was predigst du nicht Gottes Wort?" den alten Kanzler Lucas Osiander anfiel, der mit genauer Noth dem Streiche ausbeugte. Der Muth, mit dem die Tübinger Theologen, freilich ohne den Namen des Katholicismus zu nennen, die in Tübingen predigenden Jesuiten auf der Kanzel widerlegten, erbitterte noch mehr. Laut wurde den Geistlichen gedroht: man werde sie von der Kanzel herunterschießen. Der

)rokanzler Dr. Melchior Nikolai war ein besonderer Ge-
enstand ihres Hasses. Ein bei demselben einquartirter Offizier
nißhandelte ihn oft mit Schimpfworten und Schlägen, und
benso die Seinigen. „Wißt Ihr, wie es die Israeliten den
Cananitern gemacht haben?“ so fragte er einst; Nicolai verstand
en Sinn der Frage und entging mit Mühe dem Schwert-
chlage, den der erbitterte Mensch nun gegen ihn führte.

Was aber das Schwert verschonte, das raffte Hunger und
Pest großentheils dahin. Man sah Geistliche von dem Lande
vor den Thüren um Brod bitten, andere an Hunger und Krank-
eiten dahinsterben, manche wurden zu Tode gemartert. Ihre
Kinder waren froh, wenn sie als Knechte und Mägde ein Un-
erkommen fanden. So war es auch im Schullehrerstande. Zu
Ensingen bei Vayhingen erhielt sich der Schulmeister, nachdem
alle Lebensmittel aufgezehrt waren, noch neun Tage mit Wasser
und Essig, dann starb er den Hungertod.

Und bei diesem allgemeinen Elende fast nirgends
Buße! Die Noth und Verzweiflung ertödtete in Vielen, deren
Christenthum nicht tiefer gewurzelt war, auch den letzten Funken
religiöser Scheue und sittlichen Gefühles. Die Laster und Aer-
gernisse mehrten sich. Zwar war vom Anfang des dreißigjäh-
rigen Kriegs an die polizeiliche Aufsicht schärfer, und selbst Ver-
gnügungen, welche sonst erlaubt waren, wurden verboten; aber
je mehr sich bei längerer Dauer des Krieges und bei dem furcht-
baren Elende, welches er erzeugte, alle Bande der Ordnung
auflösten, desto weniger richteten auch obrigkeitliche Befehle und
Strafen aus. Es hieß bei Vielen um so mehr: „Lasset uns
essen und trinken,“ da das: „Morgen werden wir sterben“ so
nahe lag. Manche wußten in dem allgemeinen Elend nichts
mehr, als den Namen Gottes zu lästern. Die Wenigen aber,
welche in diesem Jammer den Glauben bewahrten, erlangten
eine Lauterkeit und Ruhe der Seele, die wir noch jetzt mit
Freuden bewundern. „Zwei Gedanken, so schreibt der würt-
tembergische Kanzler Forstner, bewegen meine Seele. Vor
Allem halte ich den Glauben fest, daß im ganzen Alle dessen,
was geschieht, nichts ohne Gottes Vorsehung geschieht, daß er
über Allem als Regent waltet, und bei Allem zugegen ist,
und ihm nichts Anderes gefallen kann, als das, was das Beste

ist. Der andere Gedanke, der mich bewegt, ist der: Un
Leben auf Erden ist ein Augenblick, wir haben ein ande
Vaterland, den Himmel, den Wohnort der Heiligen, jene ew
und bleibende Stadt, die nun und nimmermehr zerstört wir

Was die Christen der ersten Jahrhunderte, was Luther
nahe geglaubt hatte, das Kommen des Herrn Jesu zum G
richte, das hielten auch dazumal die Christen für sehr na
und bereiteten sich in Demuth und Hoffnung auf seine Ank
vor. Seltene Naturerscheinungen, welche vorkamen, und v
denen die Geschichtbücher jener Zeit viel erzählen, bestärkten
in diesem Glauben. In der Stille wurde viel Liebe und Se
läugnung geübt, und namentlich viel gebetet. Eine Demu
Einfalt, Lauterkeit und Ernst zeichnete die Christen dieser Z
aus, welche in der Zeit der religiösen Bewegungen, 60 Jah
später, mit Sehnsucht zurückgewünscht wurde.

Eine Erzählung aus jenen Jahren mag das Leiden u
Wirken der Christen jener Zeit veranschaulichen, sie ist genom
men aus J. V. Andreäs „Threni Calvenses" (Klagelied üb
Calws Schicksal).

Calw galt für eine reiche Stadt; sie war durch Woll
arbeiten berühmt, hatte in den Jahren 1624—1631 auf Arm
und Verfolgte viel verwendet, und wer sie besuchte, sah a
den häuslichen Einrichtungen, wie an den öffentlichen Lustbar
keiten, denen sich ein Theil der Einwohner ergeben hatte, da
viel Wohlhabenheit da seyn müsse. Die unbedachtsame Th
einiger Bürger, welche (1613) den Papst im Bilde verbrannt
hatten, war in Weil der Stadt bekannt worden und blieb i
Andenken. Als die kaiserlichen Truppen einfielen, wurden s
deßhalb auf reiche Beute und zu nehmende Rache aufmerksam
gemacht. Schon war ein Theil des Landes, schon selbst Stutt
gart besetzt und hatte den Grimm der Sieger erfahren, als ei
Theil der Calwer, namentlich der Vogt, noch an keine ernstlich
Gefahr glaubten. Vergebens war es, daß der Spezial V. An
dreä zur Vorsicht mahnte, die wichtigsten Urkunden flüchtete
und dann sich in die Wälder verbarg, um dem ersten Sturm
zu entgehen. Nur wenige folgten ihm. So ward die Stadt
genommen. Jean de Werth, der commandirende General, hatte
gegen die Erlegung von 6000 Gulden Schonung zugesagt. Aber

es war ein bloßes Vorgeben. Die Soldaten wollten die Bürgerschaft nur von der Flucht abhalten. Es gelang. Am andern Tage begann in der Frühe die Plünderung mit Morden. Die Soldaten ahnten verborgene Schätze, so wurde zu Foltern und zur Anwendung des Schwedentrunks geschritten. Mancher Calwer erlitt die Folter zehnmal. Die Nacht darauf fröhnte der wüthende Soldat seinen Lüsten. Als er genug gequält hatte, ward er Raths, die Stadt mit den Einwohnern zu verbrennen; die Thore wurden geschlossen, die Zugänge besetzt und dann Feuer eingelegt. Es war um Mitternacht, als an verschiedenen Orten innerhalb und außerhalb der Stadtmauern besonders durch die Croaten Feuer eingelegt ward. Aber Gott kam den Seufzenden und Flehenden zu Hülfe; der größte Theil entkam, indem er über die Mauern hinabsprang, oder heimliche Ausgänge fand, und rettete sich auf die Berge. Dort sahen sie, dort sah auch Andreä, zu dem sich bald ein Häuflein versammelt hatte, die Stadt im Feuer aufgehen. Viele waren mitten durch Schwerter und Geschosse geflohen; man zählte 200 Verwundete. Nun entstand ein eigentliches Treibjagen gegen die Entflohenen, aber die Reiter konnten die steilen Höhen nicht hinan. Der Hunger und die Kälte (es war October) trieb endlich 70 Weiber mit ihren Kindern zurück zur Stadt; als sie die Soldaten ansichtig waren, fielen sie auf die Knie, hielten weinend und um Gnade flehend ihre unmündigen Kinder hin. Schon meinte der rohe Croatenhaufe sie niederreiten und vom Hufe seiner Rosse zerstampfen lassen zu dürfen, als den Obersten das Elend jammerte; er hielt den Trupp mit Macht zurück und entließ die Weiber beschenkt. Nun empörte sich dieß Volk; mit Mühe wurde der Oberst gerettet und anderswohin versetzt, die Croaten aber an den Rhein beordert, wo sie kurz darauf in einem Gefechte alle niedergemacht wurden.

Indessen wurden besonders die Calwer, welche mit Andreä waren, verfolgt. Niemand wagte sich ihrer anzunehmen, wegen des Grimmes, den der Feind an denen ausließ, welche der Verfolgten sich annahmen. Endlich nahm ein Kaufmann zu Gernsbach (ein Reformirter oder ein Katholike) die Elenden auf, versorgte und erquickte sie zwei Tage lang. Aber der Verfolger war ihnen auf der Spur, sie mußten weiter fliehen,

Jäger und Hunde wurden gegen sie aufgeboten, sie sahen si bisweilen in nicht sehr weiter Ferne recht gut; aber auch hiem rettete sie der „Engel des Herrn." Endlich, als die Wuth etwas nachgelassen hatte, eilte Andreä in die verödete Stadt zurück. Mit Thränen des Schmerzes und der Freude ward er von seiner Gemeinde begrüßt, man vergaß für einen Augenblick des Elendes. Der Gottesdienst wurde wieder begonnen, und Morgens und Abends Betstunde in einer kleinen, bisher fast vergessenen Capelle gehalten, welche vom Brande noch verschont geblieben war.

Aber das Maß des Elendes war noch nicht voll. Neue Erpressungen folgten, unter fortwährenden Schrecken, Mangel Kummer. Nun folgte auch noch ein „Sterben." Von beinahe vier Tausenden blieben bald kaum 1500 Bewohner mehr übrig. Unter diesen war ein Theil, früher arme Leute nun auf einmal durch den Raub, den sie mit den Soldaten an ihren wohlhabenderen Mitbürgern gemacht hatten, bereichert worden. Während mehrere, früher sehr vermögliche Bürger vor Hunger und Kälte starben, hatte jene Hefe des Volkes auf einmal Vollauf.

Unter diesen Umständen ward Andreä's Thätigkeit doch nicht gelähmt. Auf seinen unermüdeten Antrieb hin gelang es, in bürgerlicher Beziehung einige Ordnung wieder herzustellen, und selbst in kirchlicher einige Zucht zurückzuführen. In kleinen Schriften schilderte er das Unglück der Stadt so beredt, so eindringlich, daß vom Auslande mehrere Tausend Gulden zur Unterstützung eingingen, womit viele Hungernde gespeist und allein 100 Waisenkinder untergebracht wurden. Auch eine zweite Plünderung der Stadt durch den kaiserlichen General Götz (1638), der vor den weimarischen Truppen floh, gleich schrecklich der ersten, hatte Calw durchzumachen, aber noch ermüdete und verzagte Andreä nicht. Er selber hatte aus dem bittern Kelche getrunken. Auf der Flucht war ihm eines seiner Kinder dem Elende erlegen, seine beste Habe geraubt oder verbrannt; er stand nun als ein in der That verarmter Mann da. „Ich danke, sprach er, Gott für die Gnade der Gemüthsruhe, die er mir geschenkt hat; ich bin durch diesen Verlust nicht geringer, noch lässiger geworden; was ich verloren habe, beugt mich nicht zu tief, noch fühle ich mich getrieben, mein Vermögen

wieder zu erringen, noch reut mich so viele vergebliche Arbeit, noch schmerzt mich, daß mein Gedächtniß unter den Menschen vergessen ist. Diese Stärke habe ich nicht aus dem Vorrath der Stoiker oder anderer Idealisten genommen, sondern sie ist mir geworden durch die Betrachtung des Wechsels menschlicher Dinge und durch den Hinblick auf das vollkommenste Leben Christi."

Viertes Kapitel.

Die Folgen der Nördlinger Schlacht.

(Fortsetzung.)

Versuche, den Katholicismus einzuführen und die evangelische Kirche wieder aufzurichten.

Der Sohn des Kaisers Ferdinand II., später sein Nachfolger im Reiche, hatte nach der Nördlinger Schlacht sich im Lande huldigen lassen und das Fortbestehen der evangelischen Kirche bewilligt. Auch versicherte der kaiserliche Hof in dem für Württemberg sonst so nachtheiligen Prager Frieden: er wolle die Länder des Herzogs von Württemberg und des Markgrafen von Baden bei der Ausübung der Augsburgischen Confession in dem Stande lassen, wie sich ein jedes im November 1627 in dieser Hinsicht befunden habe. Und es ist anzuerkennen, daß vom kaiserlichen Hofe aus keine eigentlich gewaltsamen Maßregeln gegen die evangelische Kirche vorgenommen wurden.

Allein von mehr als einer anderen Seite her wurden Versuche gemacht, dem Katholicismus wieder Bahn zu brechen. Churfürst Maximilian von Baiern hatte Heidenheim an sich gezogen, die evangelischen Kirchen- und Schuldiener vertrieben und römisch-katholische Geistliche eingesetzt. Die Erzherzogin Claudia hatte Hohenstaufen und Blaubeuren an sich gerissen und dort, so wie in Göppingen dasselbe mit Einziehung der Kirchen begonnen. Spanische und italienische Truppen standen ihr zu Gebote, mit denen sie alle ihre Nacharn bedrängte. Seinem Hofkriegsrathspräsidenten Schlick hatte der Kaiser die Städte und Aemter Balingen, Ebingen, Rosenfeld und Tutt-

lingen geschenkt, und dieser seine Beamten angewiesen, „die lutherischen Mädchen und Wittwen, so viel möglich, mit katholischen Mannspersonen zu verheirathen," um auf diese Weise die katholische Religion wieder unbemerkt einzuführen. Der Bischof Anton von Wien erhielt Stift, Stadt und Amt Möckmühl, und es wurde nur unzuverlässige Hoffnung zur Gestattung der evangelischen Religion gegeben, desgleichen zu Weinsberg und Neustadt, welche Städte der Graf Trautmannsdorf erhielt.

Die Centralpunkte für Wiedereinführung des Katholicismus sollten aber die Klöster bilden, welche den Benediktinermönchen zurückgegeben werden mußten, desgleichen die wieder besetzten Nonnenklöster. Die Mönche suchten dann vor Allem in den Ortschaften, welche zu den Klöstern gehörten, den evangelischen Glauben abzuschaffen. Die evangelischen Pfarrer wurden theilweise vertrieben, den Unterthanen bei strenger Strafe der Besuch des lutherischen Gottesdienstes und der Gebrauch der Sakramente, nach evangelischer Weise, verboten, und dieselben, wenn sie sich doch nicht abhalten ließen, gefangen gesetzt, mißhandelt und an den Bettelstab gebracht.

Den Benediktinern zur Seite drängten sich die Jesuiten ein. Sie hatten zwar gar keinen Schein des Anspruchs an irgend ein Kloster des Landes, aber die sogenannten Stifter glaubten sie doch an sich ziehen zu können. So verschafften sie sich die Stiftskirchen zu Stuttgart, Tübingen, Herrenberg, Backnang. Verschiedene, mit diesen Stiftern verbundene kleinere Pfründen und Stiftungen sollten dann, nach dem Willen des Kaisers, den Fonds zu einer jesuitischen Erziehungsanstalt in Stuttgart abgeben. Auch hier war es das erste, daß der Gottesdienst der Evangelischen in den Stiftskirchen verwehrt wurde. In Stuttgart, wo eine Consistorialstelle mit der Stiftsprädikatur verbunden war, und auch der Landpropst als Geistlicher an der Stiftskirche stand, rissen sie sogar für einige Zeit zwei Consistorialrathsstellen an sich, vergaben einige geistliche Aemter (an protestantische Geistliche) und zogen die Verwaltung der Kirchengefälle des Stiftes ein. Zu Tübingen suchten sie die Würde des Kanzlers an sich zu ziehen; zugleich waren sie eifrige Disputatoren, denen es einkommen konnte, sich neben die evange-

chen Professoren auf Einen Katheder zu stellen, und mit ihnen zubinden, wobei sie die katholischen Truppen gegen die Luthener aufreizten. So ließen sie nichts unversucht, troß dem n dem Kaiser garantirten „Fortbestehen der evangelischen niversität in ihrem alten Wesen."

Die vielen Klagen der Unterthanen und des Herzogs Eberrd, auf Grund jenes pragischen Vertrages, fanden wirklich itunter Gehör, aber gaben dann nur zu Gegenklagen jener esitzer einzelner Landestheile, der Aebte und Jesuiten Anlaß, elche bis zum westphälischen Frieden fortdauerten.

Indessen entsprachen die Erfolge den Erwartungen derer icht, welche die Bewohner des Landes von dem evangelischen ekenntnisse abzubringen bemüht waren. Da es sich darum andelte, daß den Unterthanen dieß Bekenntniß entrissen weren sollte, begannen sie es erst recht zu schätzen, und die harte Behandlung der katholischen Geistlichkeit, und die Grausamkeit er einquartirten Truppen, vermehrte die Abneigung gegen das Papstthum. Verhältnißmäßig nur sehr wenige ließen sich zu Unterwerfung unter dasselbe bewegen.

Unter denen, welche zu demselben übertraten, machte der Tübinger Professor Christoph Besold das meiste Aufsehen. Dieser gelehrte Jurist war ein Mann von reinem Wandel, sanftem Wesen und religiösem Sinne. „Die wohllüstige, despotische, geldgierige Generation, welche unter Herzog Friedrich herangewachsen war, verabscheute er von Herzen." Er sah die unseligen Uebertreibungen der theologischen Scholastik, und das hochfahrende Disputiren des Dr. Thumm war ihm ein Greuel. Mit einem Worte: er kannte den Verfall der evangelischen Kirche seines Vaterlandes. Aber er suchte Stärkung in dieser Lage, nicht mit demuthsvoll ergebenem Sinn und dem ruhigen Harren und Arbeiten eines Glaubigen. Daß er nicht selber thätigen Antheil an der Besserung der Verhältnisse zu nehmen wagte, wie andere seiner Freunde, das kam unter anderem davon her, daß er die Religion mehr als Sache des Genusses betrachtete, denn als einen Felsengrund für die Seele. So wandte er sich mit allem Feuer zu der Lectüre von apocalyptisch prophetischen und theosophischen Schriften, und zu den Rosenkreuzern, einer geheimthuenden Secte, welche ihren Ursprung

aus dem Morgenland herleitete. Müde dieses vergeblichen Treibens, warf er sich auf das neuerschienene Werk Arndts „wahres Christenthum." Aber die einfach biblische, sich um wenige große Hauptpunkte bewegende Darstellung konnte ihn nicht lange genügen, er wandte sich zur alten Mystik eines Kempis und Tauler, und von da zu andern Mystikern der katholischen Kirche, mit welchen ihn ein Rottenburger Carmeliter-Prior bekannt machte. Der Eifer der alten Asceten dieser Kirche, die Andacht, die sich bei den Festen der Katholiken da und dort zeigte, rührte ihn, und die Erfüllung eines lang gehegten Wunsches, die Geburt eines Kindes, welche er der Anrufung katholischer Heiligen zuschrieb, bewog ihn, den evangelischen Glauben abzuschwören (1630). Vier Jahre lang blieb er im Verborgenen Katholik, und wußte sich so zu verstellen, daß er bei den wichtigsten Streitigkeiten mit den Katholiken den Schein eines guten Protestanten bewahrte, und in der Stille einzelne Studirende für den Katholicismus gewinnen konnte. Später, als die entscheidende Schlacht bei Nördlingen das württembergische Land und seine Kirche dem Verderben nahe gebracht hatte, trat er heraus, nicht als stiller Bekenner, sondern als erbitterter Vorkämpfer gegen die verlassene Kirche, wie gegen sein unglückliches Vaterland. Bald war er unter denen, welche den Unterthanen die Huldigung gegen die neuen Landesherren abnahmen, bald war er Rathgeber der Jesuiten, bald durchgieng er das württembergische Archiv, und nahm die Urkunden hinweg, von denen er sich Nutzen für die Sache des Katholicismus versprach. Endlich erschienen zwei größere Werke, in welchen er urkundlich zu beweisen suchte, daß die württembergischen Klöster reichsfrei seyen, nicht zum Lande gehört haben, und somit auch nicht haben reformirt werden können. So arbeitete er gegen drei Jahre im Vaterlande, und kam dann nach Ingolstadt, wo er starb. „Sterben ist doch ein hartes Kraut", — „ist es denn an dem?" Dieß waren seine Worte kurz vor seinem Verscheiden.

Der Jubel über den Uebertritt dieses Mannes, welchem noch ein paar andere minder bedeutende Gelehrte folgten, war aber zu bedeutend. Es zeigte sich bald, daß sich Württemberg nicht so leicht von dem Glauben seiner Väter abbringen lasse.

Der Papst Urbanus VIII. hatte schon geglaubt, ganz Tübingen sey von den Jesuiten reformirt worden, und doch wollte dem Besold kein Professor mehr folgen.

Ja die Schriften dieses Mannes brachten einen Zwiespalt in das katholische Lager selbst. Die östreichische Regierung nahm es sehr übel, daß Besold die Ansprüche Württembergs an die Klöster bestritt, und sah es viel lieber, daß Wilhelm Bidembach dieselben in seinem „gründlichen Beweis" vertheidigte. Denn Oestreich konnte nicht vergessen, daß es mit dem Aussterben des württembergischen Fürstenhauses Erbe des Landes war, und wollte das Drittheil des Landes, das Klostergut, dann nicht missen. Und auch die Jesuiten konnten mit Besold nicht zufrieden seyn. Besold vertheidigte die Rechte der ältern Mönchs- und Nonnen-Orden. Die Jesuiten aber hatten dem Kaiser vorgestellt: „Es seye hohe Gewissenspflicht für ihn, bei der damaligen Lage der Dinge darauf zu sehen, daß die wiedereingenommenen Manns- und Frauen-Klöster so viel möglich zu Universitäten, Akademien, Gymnasien, Schulen des Jesuitenordens verwendet werden." Und nun wurden den Jesuiten in Württemberg kaum die Stifter zu Theil! — Wenn dieß nun zwar die Bekehrungsversuche der verschiedenen katholischen Ordensgeistlichen, unter denen die Jesuiten doch die thätigsten waren, aufhielt, so beabsichtigte Oestreich auf einem anderen Wege das katholische Interesse zu fördern. Es suchte den Prinzen Friedrich zum Abfall vom evangelischen Glauben zu verleiten. Der edle Prinz war, um die Wiedereinsetzung seines Bruders zu betreiben, im Jahre 1637 selbst nach Wien gereist, dort vom Kaiser und seinem Bruder Leopold, wie vom Erzbischof von Wien, mit ausgezeichneter Höflichkeit aufgenommen worden, und hatte die besten Versprechungen erhalten. Dann erzählt er aber selbst weiter also: „Wenig Tag darauf ist der Graf Trautmannsdorf, so der vornehmste Minister am kaiserlichen Hofe war, zu mir in particulari (ganz besonders) gefahren, und hat eine Visite gegeben, da er mir im Namen Ihrer kaiserlichen Majestät das ganze Herzogthum offerirte, indem ich nicht wider kaiserliche Majestät gedient, noch mich vergriffen, sondern unschuldig gewesen an allem so vergeloffen, jedoch mußte ich zuvörderst die Religion changiren (wechseln),

so ich aber alsgleich rund abgeschlagen und beantwortet, daß solches meine Absicht nicht wäre, auch um solcherwegen nicht anherogekommen, sondern nur gebeten, man wolle meinen Bruder in allem restituiren, wollte alsdann was mir gehörte, wohl finden."

Unter solcherlei Anfechtungen gaben die evangelischen, hart bedrängten, bis auf ein Zehntheil herabgebrachten Württemberger die Hoffnung für ihre Kirche nicht auf. Vor allem sorgten mehrere edle Privatmänner, daß das bis auf dreißig Zöglinge herabgekommene Tübinger Seminar nicht ganz erlosch. Unter ihnen sind: Dr. Ulrich Pregizer, Kammermeister Müller, Thomas Lansius, und die Bürger von Tübingen und Leonberg vor andern zu nennen. Milde Gaben, bald etwas an Geld, bald etwas Dinkel oder Wein, hie und da ein Stück Fleisch ward den armen Stipendiaten von den Händen christlicher aufopfernder Mildthätigkeit zugesendet. Als dieß nicht mehr reichte, ward eine Kirchencollekte veranstaltet, und die Gemeinden zu freiwilligen Beiträgen für das Seminar ermahnt. Auf dem Lande und in den Städten harrten Gemeinden wie Kirchendiener auf bessere Zeiten, und litten sich.

Mit der Wiederkunft des Herzogs in das Land begann das Volk wieder Muth zu fassen, aber das Ende der Noth war damit noch nicht da (1638). Wie mühevoll mußte Alles in Wien erstritten werden, und doch bekam er nur die Hälfte des Landes zurück. Und in welchem Elende! Kaum fand sich für ihn selbst eine Wohnung; mit Mühe erhielt er seine Angehörigen. Der Jammer war so groß, daß eine Tante des Herzogs, die arme um ihres Glaubens willen vertriebene Herzogin von Jägerndorf, die damalige Reichsstadt Eßlingen (1639) um Unterstützung für sich und ihre Magd anflehte, „sonst müsse sie den Winter über Hungers sterben." Es gieng wohl bald erträglicher bei Hofe, es kamen auch einige ruhigere Monate für das Land, aber die Zeiten waren kurz, und der Leichtsinn, der wieder alsobald hervorbrach, fand die schärfsten Zuchtruthen, in den immer und immer wieder das Land durchziehenden Heeren, welche in dem letzten Jahrzehnte das Elend aufs Höchste brachten. War doch schon im Jahre 1640 fast keine Stadt mehr, die nicht „als abgebrannt, als durchaus verarmt, leer verderbt," bezeichnet werden mußte, und das Land fast ganz ver-

et; Feinde und Freunde raubten, sengten und brennten, und
lten konnte der Herzog schützen.

Dennoch konnte nach der Rückkehr des Herzogs die alte
rchliche Ordnung theilweise wiederhergestellt werden, ja es
lang in dem allgemeinen Elende mehr als man erwarten
ochte. Mehrmals wurden, da man keine Menschenhülfe mehr
h, *Bußtage* ausgeschrieben, worunter namentlich der merk-
ürdige Buß- und Fasttag im Mai 1645 zu nennen ist, auf
elchem im September desselben Jahres ein Dankfest für die
st wunderbare Errettung des Landes „vom Grundverderben“
lgte, weil die beiden in ihm kämpfenden Heere dasselbe ver-
eßen. Ein ungemein reicher Ernte- und Herbstsegen kam zu
leicher Zeit der allgemeinen Noth zu Hülfe, doch war diese noch
icht zu Ende, weßhalb im Jahre 1646 ein allgemeiner Buß- und
Bettag um Erlangung des heißersehnten Friedens gefeiert wurde.

Indessen thaten Consistorium und Regierung was in ihren
räften stand, die Ordnung des bürgerlichen Wesens und
hristliche Zucht zurückzuführen, der das im Elend des Kriegs
eborne Geschlecht sich nicht fügen wollte. Daher eine Reihe
on Sittenmandaten seit dem Jahre 1639, und die *Kirchen-
onvents-Ordnung* von 1644. Letztere war ein Haupt-
erk *Joh. Valentin Andreäs*, des schon oft genannten
deln Streiters der evangelischen Kirche. Ihm schwebte die erste
Zeit der christlich-brüderlichen Gemeinschaft, und die erste Sitten-
zucht vor Augen, welche Calvin in den Tagen der Reformation
zu Genf gepflanzt hatte. Er wünschte, daß Ortsgeistliche und
Gemeindeälteste zunächst zu gegenseitiger brüderlicher Zurecht-
weisung und Ermunterung sich verbinden mögen; und unterstützt
von vertrauten in das Innere des bürgerlichen Lebens blickenden
Männern, die Mängel und Gebrechen der Gemeinden berathen,
und christlichen Glauben und Sitte fördern möchten. Was er
erreichte, das war die Einführung von Kirchenconventen, wie
wir sie im Wesentlichen noch jetzt haben, deren Aufgabe es ist:
„die in Erfahrung gebrachten Vergehungen jüngerer und älterer
Gemeindeglieder gegen die christliche Religion, Kirche, Zucht
und Ordnung zu rügen, wahre Buße und Glauben zu erhalten
und zu fördern, über die Schulanstalten zu wachen, für die
Armen zu sorgen, und die kirchlichen Stiftungen zu verwalten.“

So ist die Feier von besonderen Buß- und Bettagen, wie die Kirchenconvente (Presbyterien) entstanden unter der Noth des dreißigjährigen Krieges, und bei allen Mängeln in der Benützung und Handhabung dieser Ordnungen gilt unverkennbar, bis auf heute, das Wort der Schrift von ihnen: „zerstöre es nicht, es ist ein Segen darin.“

Auch von Seiten einzelner *Privatpersonen* wurde noch viel auf Hoffnung gesät. Manche *reiche Stiftung* für Familien und arme Studirende fällt in den Anfang oder in die Mitte, oder gegen das Ende des dreißigjährigen Kriegs. Studirende, *die der ungeänderten augsburgischen Confession zugethan* waren, und unter diesen hauptsächlich Theologen wurden bedacht. Unter diesen Stiftungen ist die einer östreichischen Emigrantin, *Cäc. Auer* zu Ulm für vertriebene Lutheraner, die bald nach der Nördlinger Schlacht in derselben Stadt errichtete *Sprengersche*, und die im alten Herzogthum Württemberg seit jener Zeit bestehende *Brollische*, *Burkhardtische*, *Gomerische* und *Erasmus Grüningerische*, als besonders *auf Hoffnung* und in theilnehmender Liebe am Loos kommender Geschlechter gegründet zu nennen. Und wer, wenn er der altwürttembergischen Stiftungen für Studirende und Arme gedenkt, freut sich nicht, unter den Namen der Stifter auch den von *Conrad Widerhold*, dem Commandanten zu Hohentwiel, zu finden? Auf seiner Burg war dieser Held trotz geringer Hülfsmittel, weithin der Beschützer der Protestanten Oberschwabens; an seinem Widerstande wurden die Versuche der Kaiserlichen und der Baiern auf jene Gegenden wiederholt gebrochen. In seiner Feste baute und schmückte er eine Kirche, besuchte seelsorgerlich seine Soldaten, war eine Zuflucht vieler Bedrängter, errichtete eine Buchdruckerei für christliche Schriften erbaulichen und wissenschaftlichen Inhaltes, welche weithin verbreitet wurden, und fuhr damit fort, bis der langersehnte und erbetene Frieden endlich auch ihm seinen letzten schönen Wirkungskreis zu Kirchheim u. Teck anwies, wo sein Andenken durch reiche Stiftungen für Kirche, Schule und die Armen noch fortlebt.

Fünftes Kapitel.

Der westphälische Friede und seine Folgen.

Im Frühjahr 1648 konnte endlich Joh. Conr. Varenbüler, württembergischer Gesandter zu Münster und Osnabrück, den Landständen die frohe Kunde geben:

„Es hat der grundgütige Gott unserem geliebten Vaterlande die hohe Gnade erzeigt, daß es nicht allein durchgehends der reinen Lehre des h. Evangelii und rechten Gebrauchs der hochwürdigen Sacramente nach Christi Einsetzung mit Abschaffung der an einigen Orten eingeführten päpstlichen Irrthümern versichert ist, sondern auch der zur Erhaltung von Kirchen und Schulen erforderlichen nothwendigen Mittel, nämlich der Restitution aller Stifter, Klöster und geistlicher Güter, so viel Württemberg im Jahr 1624 inne gehabt. Und zwar ist es derselben lege publica (durch ein öffentliches Gesetz) und in perpetuum (auf ewige Zeiten) dergestalt versichert, daß dawider von den Katholiken weder facti (durch Gewalt) noch juris via (auf rechtlichem Wege) weiter nicht das Geringste soll movirt (versucht) noch vorgenommen werden." „Wie nun dem Allerhöchsten billig groß Lob, Preis und Dank dafür zu sagen, also ist seine göttliche Allmacht mit bußfertigem Herzen eifrig zu bitten, daß solches durch endlich erfolgenden allgemeinen Friedensschluß möge bestättigt, vollendet und exequirt werden."

Wie wohl doch eine solche Nachricht in Württemberg gethan haben mag, und wie gewiß jedermann erkennen mußte, daß Gott wunderbar geholfen habe! So waren denn alle Versuche mißglückt, von dem Lande ein Stück abzureißen, und einen Theil der Unterthanen katholischer Herrschaft zu übergeben. Vergebens war es, daß die Erzherzogin Claudia, daß der Churfürst von Baiern, mit den Mönchen zusammenstanden, die Aemter und Klöster zu behaupten, die sie an sich gerissen hatten; vergebens waren die Versuche des kaiserlichen Ministers Trautmannsdorf, wenn nicht Alles, doch Einiges von denselben, Württemberg abzudringen; vergebens die Klugheit des geheimen Agenten der württembergischen Klöster, des corveyischen Gesandten in Osnabrück Adamus Adami, Prior zu Murrhardt,

diese Klöster der katholischen Kirche zu retten, wenn sie auch wieder unter württembergische Landeshoheit kommen sollten. Wenn auch selbst Sachsen und Frankreich auf Kosten Württembergs den längstersehnten Frieden gerne beschleunigt hätten, wenn Schwedens Hülfe, die einzige, auf die man sich noch verlassen konnte, für sich nicht reichte — nach und nach hörten doch Oestreich und Baiern auf, Ansprüche laut werden zu lassen. Aber jede für die Gegenparthei günstige Wendung des fortdauernden Kriegs trübte die Hoffnung für Württemberg aufs Neue; selbst da eine völlige Restitution schon versprochen war, nahm man das Versprechen östreichischer Seits wieder zurück, bis endlich der 24. October 1648 (neuen Styles) die Hoffnungen gewiß machte. „Gott hat einmal Gnad gegeben," so schrieb Varenbüler nach Stuttgart, „daß diesen Nachmittag die Instrumenta Pacis (Friedensurkunde) unterschrieben worden. Dem sey dafür Lob und Dank gesagt." So war das Versprechen Schwedens, „daß bei der Restitution Württembergs nicht ein Bauer zurückbleiben solle," erfüllt. Dieß dankte unser Vaterland nächst Gottes wunderbarer Hülfe und der Treue Schwedens, den Talenten der beiden württembergischen Gesandten Dr. Andreas Burkhard und Joh. Conr. Varenbüler. Der nachherige König von Schweden, Pfalzgraf Carl Gustav schrieb von Letzterem an Herzog Eberhard: „Wie sorgfältig und vorsichtig E. L. Restitutionssache Varnbüler auch noch bei den westphälischen Friedenstractaten geführt, gibt die Friedensurkunde zu erkennen, darin keinem einzigen Stand des Reichs mit solchen klaren, deutlichen, undisputirlichen Worten im Besondern (specialiter), ja im Einzelnsten (in individuo) aller Orten, wie Euer Liebden vorgesehen worden." Das Vertrauen, das die kaiserlichen und königlichen Gesandten in die Redlichkeit und das Talent des unermüdeten Varenbülers setzten, welcher auch die verwirrtesten Angelegenheiten zu entwickeln wußte, war auch die Ursache, daß Varenbüler den Entwurf und dann das wirkliche kaiserliche Friedensedict zu verfassen die Ehre hatte. So ist denn die westphälische Friedensurkunde von der Hand eines Württembergers.

Welche Bedeutung dieser Friede für die ganze evangelische Kirche und für die württembergische insbesondere hatte, mag

us einigen der wichtigsten Bestimmungen desselben hervorgehen. Es wurde darin festgesetzt:

1) Mit Ausnahme der kaiserlichen Erblande und Böhmens wird in kirchlicher Hinsicht Alles so wiederhergestellt, wie es im Jahre 1624 gewesen.

2) Die Kirche augsburgischen Bekenntnisses in Deutschland hat vollkommen gleiche Rechte mit der katholischen zu genießen. Auch die deutschen Reformirten „welche sich mit Mund und Herzen zu der im Jahre 1530 dem Kaiser Carl V. übergebenen Confession bekannten", sollen in den Religionsfrieden mit aufgenommen seyn.

3) Die unmittelbaren Kirchengüter werden gleichfalls in den Stand von 1624 zurückversetzt, deßgleichen die mittelbaren.

4) Wenn in einem Lande im Jahre 1624 das evangelische oder katholische Bekenntniß das herrschende war, so soll auch im Falle eines Religionswechsels des Regenten die Landeskirche in ihrem Stande belassen, und kein anderes Bekenntniß eingeführt werden.

5) Außer den beiden Confessionen sollen keine andere christlichen Partheien in Deutschland geduldet werden.

6) Endlich soll kein bürgerliches noch kirchliches Recht, keine Ordensregel, keine Ausnahme, keine Protestation und Widerspruch, dieß Reichsgrundgesetz (sanctio imperii pragmatica) jemals umstoßen, und Geistliche und Laien, die demselben zuwiderhandeln, als Landesfriedensstörer behandelt werden.

Nur Einen Wunsch sprachen beide Partheien aus: Den, „einer einstigen christlichen Vergleichung der Religionsstreitigkeiten," aber freilich mit der Ahnung, daß diese noch ferne sey.

Zwar war nun der Friede geschlossen, und schon am 2. November 1648 wurde ein Friedensfest in Stuttgart gefeiert (wobei über Jesaiä 12, und Sacharjä 8, 9. gepredigt wurde), aber die Ausführung des Friedens unterlag noch mancher Schwierigkeit. Die weltlichen Inhaber von württembergischen Landestheilen machten zwar keine Schwierigkeit, auch Hohenlohe, Löwenstein, die Reichsstädte, die Ritterschaft welche jetzt zu Württemberg gehört, wurden restituirt. Aber desto

mehr widersetzten sich die Benedictinermönche, welch
den nunmehr vierzehenjährigen Besitz der württembergischen Kl
ster nicht so leicht aufgeben wollten. Der Papst hatte ja d
westphälischen Frieden nicht anerkannt, der Bischof von Co
stanz zeigte gleichfalls, daß ihm dieser Friedensschluß zuwid
sey; endlich hielten die Mönche den Wiederausbruch des K
ges immer noch für möglich, und setzten darum der württ
bergischen Besitznahme der Klöster den hartnäckigsten Widers
entgegen. In jedem Kloster erneuerte sich, da der Herzog k
Gewalt anwenden wollte, derselbe Kampf: „Sie wollen
klärten die Mönche) sich lieber todtschlagen lassen, als wei
Sie lassen sich den Friedensschluß, diesen Mischmasch von o
baren Richtigkeiten gegen das Natur- und Völkerrecht
irren, bis sie von ihren Ordensoberen und dem Papste
Pflichten entbunden seyen." Immer noch widersetzte sich Ab
und suchte das Ganze wenigstens in einen Proceß zu spi
Es gehörte die ganze Festigkeit Varenbülers dazu, un
zu Osnabrück in seine Schranken zu weisen, während Wil
Bidembach (erlittener ungerechter Kränkungen gern verges
in Wien seinem Vaterlande die besten Dienste leistete.
auch die Schweden drohten mit Belassung der Besatzung
Lande und mit Wiederergreifung der Waffen, bis der Co
der Reichsstände zu Nürnberg die Beschleunigung der
cution des Friedens, als unumgänglich und unaufschiebli
klärte (1649—1650).

Jetzt mußten endlich die Jesuiten die Stiftskirchen
Mönche aber die Klöster räumen, denn ihr Beschützer, der
schof von Constanz schrieb nun selber: „er könne nicht ein
warum sie dem kaiserlichen Befehl nicht gehorchen wollen.
sollen es doch auf keine (gewaltsame) Execution ankommen
bei nunmehr bewandten Dingen dem Wesen seinen Lauf la
Nun, nachdem die Mönche und Jesuiten ihr Aeußerstes g
hatten, um die Klöster zu verderben und die Klosteruntert
auszubeuten; nachdem sie bald Seen ausgefischt und Wälde
lichtet, bald die Mühlräder und Mühlsteine der Klostermühlen
kauft, eiserne Fenstergitter ausgebrochen, in Hirschau auch
Kupfer von den Dächern des Klosters herabgerissen un
Geld gemacht, und die Klosterurkunden bei Seite geschafft h

ogen sie aus. Jetzt erst 1650 wurde den 11. August alten,
m 21. August neuen Styls *im ganzen deutschen Reiche*
as allgemeine Friedens- und Dankfest gefeiert,
nd damit jedermann die Beruhigung gegeben, daß der Kaiser
nd die Reichsfürsten festhalten an dem Frieden, und seine
lusführung sich mit Ernst angelegen seyn lassen.

Aber nachdem der längstersehnte Friede da war, sah man
rst, welche *Wunden* zu heilen waren. War es nicht, als
ätte auch an Württemberg das Wort des Propheten erfüllt
verden sollen: „Ich sprach, HErr, wie so lange? Er sprach,
is daß die Städte wüste werden ohne Einwohner, und Häuser
hne Leute, und das Feld ganz wüste da liege. Denn der HErr
vird die Leute ferne weg thun, daß das Land sehr verlassen
vird. Doch soll noch das *zehente* Theil darin bleiben.“

Renz sagt: „man hat auf Reichs- und Kreistagen mit
nverwerflichen Urkunden dargethan, daß Württemberg vom
Jahr 1628 bis 1654 an Contribution, Einquartirung und der-
leichen zugesetzt 58 Millionen, 7 Tonnen und 43,264 fl. In-
leichen *abgegangene Haushaltungen* 57,721, un-
ebaute Aecker 248,613 Jauchert, Weinberge 40,195, Wiesen
4,503 Morgen. Abgebrannte Städte 8, Dörfer 45, Pfarr-
nd Schulhäuser 158, Kirchen 65, Privathäuser 36,086.“
war wanderten nun abgedankte schwedische Krieger und der
tzte Rest der aus Oestreich vertriebenen Protestanten in Würt-
mberg ein, die Flüchtlinge kehrten aus dem Elsaß und der
Schweiz wieder, der ökonomische Wohlstand stellte sich nach und
ach, unter der milden Regierung Eberhards III. in dem frucht-
aren Lande wieder ein, die Menschen mehrten sich. Aber
hwerer als der ökonomische, war der *religiöse* und *sitt-
liche Verfall* des Volkes zu heilen.

Einmal hatten die katholischen Herren einiger Landestheile
nd namentlich die Klöster, manche Unterthanen vom evange-
ischen Bekenntnisse durch Lockungen und Zwang abgebracht,
s hatte bei der Jugend an evangelischem Unterricht in Kirche
nd Schule gefehlt, sie war da und dort an die katholischen
Gebräuche gewöhnt worden, auch hatten sich manche auswärtige
Katholiken im Lande niedergelassen. Indessen war doch die
Anhänglichkeit an den aufgedrungenen Gottesdienst bei den

Württembergern gerade darum um so geringer, weil er unfreiwillig war, und die Freude der Klosterunterthanen allgemein, als sie unter die württembergische Regierung zurückkehren durften. Viele Klosterorte hatten bis auf den letzten Mann beim evangelischen Bekenntniß trotz Drohungen, Lockungen und Plackereien ausgeharrt, andere (wie die dem Kloster St. Georgen angehörigen Unterthanen) beklagten ihre Untreue offen, und bezeichneten die evangelischen Geistlichen mit Namen, welche sie sich zu ihrer Unterweisung erbaten. Von Seiten der württembergischen Regierung aber wurden zwar keine katholische Unterthanen neu aufgenommen, aber diejenigen, welche sich während des 30jährigen Kriegs daselbst eingefunden, milde behandelt, sofern sie die evangelische Kirche je und je besuchten, und den Gottesdienst derselben nicht öffentlich lästerten. Noch nach Jahrzehnten fanden sich solche stille Katholiken im Württembergischen nach Ausweis der Kirchenbücher, unvertrieben.

Zum Allgemeinen aber war die Freude, endlich in sicherem Frieden den evangelischen Glauben bekennen zu dürfen, groß und der Dank gegen Gott gab sich vor Allem kund an den Orten, wo unter mannigfacher Bedrängniß derselbe bewahrt worden war. So zu Blaubeuren, dessen Bürger unter einander sich eidlich verpflichtet hatten, nicht zur Messe zu gehen, als die Erzherzogin Claudia sie dazu zwingen wollte. Da sie keinen evangelischen Geistlichen haben durften, gingen sie in die Nachbarorte in die Kirche, und sobald der Friede verkündigt war, sandten sie nach Ulm, und empfiengen aus der Hand von zwei Geistlichen des Ulmer Gebiets in volkreicher Gemeinde das h. Abendmahl in ihrer Kirche wieder, wie es der Herr eingesetzt hatte. An anderen Orten gab sich die Freude über den Religionsfrieden dadurch zu erkennen, daß man die (freilich oft sehr verderbten) Kirchen wieder alsobald herstellte, den Altar und Taufstein bekleidete, und mit den Gefässen für das h. Abendmahl und die Taufe schmückte. Noch erzählt man, z. B. wie in Tuttlingen Junker Dietrich von Karpfen, sein Gelübde für den langersehnten Frieden erfüllt, und in die Kirche als Zeichen seines innigsten Dankes, eine Orgel gestiftet hat. In Steinheim a. d. Murr gaben die Weiber selbst ihr Zinngeschirr her, zur Fertigung der Orgel.

Aber viele Mühe kostete es, die Gemeinden nach und nach wieder mit tüchtigen Geistlichen und Schullehrern genugsam zu versorgen, Kirchen-, Pfarr- und Schulhäuser wieder aufzurichten, und noch mehr Mühe um kirchliche Ordnung und Zucht wieder auch nur in dem Maße zurückzuführen, wie sie vor dem Kriege stattgefunden hatte. Zwar hat die trübe schwere Zeit bei Manchen zur Läuterung und Stärkung des christlichen Lebens beigetragen. Aber die Gesetze, welche damals erlassen werden mußten, zeugten doch davon, wie die Noth nicht jedermann besserte. Es waren Viele in den langen Jahren der Kriegstrübsale ohne alle Disciplin und Gottesfurcht roh aufgewachsen, „und das fast gewohnte barbarische üppige Leben wollte sich nicht unterdrücken lassen." In der Nähe und im Verkehr und Handel mit den fremden im Lande stehenden Truppen hatte sich eine Menschenklasse gebildet, deren rohes, frivoles Wesen auch auf das Ganze keinen guten Einfluß haben konnte. Was wird wohl die Jugend, die die Gewaltthaten, den Müßiggang, das Fressen, das Saufen und die Unzucht, die durch keine Strafe zurückgehalten wurde, mit angesehen, für Eindrücke behalten haben? Ist es nicht begreiflich, daß alle diese Laster auch unter dem Volke häufig wurden? Und wenn sie die Croaten öffentlich auf die Gesundheit des T..... trinken sahen und hörten, ist es zu wundern, daß sie das Fluchen leicht nahmen? Ist es bei vielfachem Mangel an christlichem Unterrichte ein Wunder, daß damals eine solche Unwissenheit herrschte, daß der redliche Prälat Heinlein (zu Adelberg) klagte: „Jung und Alt wisse fast nicht mehr, wer Christus und der Teufel seye." Und wie bei den Unterthanen, so war es theilweise auch bei ihren Vorgesetzen geistlichen und weltlichen Standes. In den Feldlagern hatten manche Geistliche Ueppigkeit und „freie" Sitten gelernt, so daß ein ernstes Einschreiten der Kirchenleitung nöthig war. Die Beamten waren da und dort zu Selbstherrschern geworden, und entzogen den Geistlichen auch noch das Wenige, was sie zu ihrem nothdürftigsten Unterhalte von ihrem Gehalte anzusprechen hatten. Auf der Universität klagte man über den Pennalismus (Unterdrückung der jüngeren Studirenden durch die älteren) über Ueppigkeit, Volltrinken und Un-

wissenheit dermaßen, daß im Jahre 1652 eine strenge Visitati des evangelischen Seminars nöthig wurde. Auch am Ho herrschte theilweise dieselbe Ueppigkeit, als wäre kein El unter dem Volke zu heilen, und besonders gab die Jagdli haberei, der ohne Schonung der Unterthanen gefröhnt wur zu vielen Klagen Anlaß. Wenn dann ein **Andreä** se Pflicht als Hofprediger thun wollte, so waren die **Politiker** m der (wie Andreä in seinem handschriftlichen Leben sie nen „neuen Behauptung zur Hand, der Herzog habe als Land bischof die Gewalt, mit Umgehung der Geistlichen (invito m nisterio) einen groben Sünder zu absolviren, ja, auch die A solution eines schändlichen Verbrechers, der kein Zeichen w Buße gegeben, zu gebieten." Nur die bessere Ueberzeugun des Herzogs und ein Aufsehen erregender Todesfall schaffte dem Hofprediger gegen diese Leute Recht. Dennoch war e ein schmerzliches Gefühl, das den Andreä bis in die Grube begleitete, daß seit dem dreißigjährigen Kriege die **Kirche** de **Politikern** immer mehr unterworfen wurde, und diese über di Kirchenzucht und das Kirchenvermögen immer rücksichtslose verfügten. „Nur langsam (so schreibt er an den Straßburger Theologen Dr. Schmid) geht es mit der Wiederherstellung der Kirche." Christus ist in den Händen des Pilatus. Der **Apap** (die Cäsareopapie), regiert, wie früher die Mönche, und wann wird die Kirche dieser Knechtschaft los werden! Aber wir wollen bedenken, daß Christi Reich nicht von dieser Welt ist, und daß am Tage der Entscheidung offenbar werden wird, wer der Kirche angehört. Indessen thun wir, trotz Allem, was uns betrübt, Widerstand, und sind der guten Zuversicht, daß nichts, was wir in gutem Glauben thun, uns verloren gehen wird."

Neben diesen betrübenden Erscheinungen ist noch eines Umstandes zu gedenken, nämlich einer gewissen **Neigung zur Leichtgläubigkeit** in jenen Zeiten, wie man sie früher in diesem Grade nicht findet. In den während des dreißigjährigen Kriegs abgefaßten Schriften ist sehr viel von Zeichen am Himmel und andern Vorbedeutungen die Rede; bald wollte man Bilder von streitenden Kriegsheeren am Himmel gesehen haben, bald auffallende Erscheinungen in der Sternenwelt. Fürsten und Unterthanen, Ungelehrte, wie Gelehrte, hielten viel

af Astrologie, selbst ein Keppler suchte aus der Sternenwelt die Zukunft zu erforschen; daher war es wohl erklärlich, daß noch 1665, als ein größerer Komet erschien (zumal, da auch mannigfache Kriegsgefahr von der Türkei her drohte), viele zaghaft wurden. So ließ der Herzog einen Befehl ergehen, über diese Erscheinung zu predigen, um sowohl diejenigen zu widerlegen, „welche behaupten, der Komet sey aus puren natürlichen Ursachen entstanden und für nichts zu achten," als die Angefochtenen zu trösten, „auf den Fall, daß darauf Heimsuchungen folgen sollten." Auch das, daß der Herzog im Jahre 1657 gegen die Hexerei predigen ließ, war eine neue, jedoch nicht minder erklärliche Sache, denn das ganze Land war von Segenssprechern durchzogen, und die Lust nach geheimen Künsten um so größer, je geringer die Erkenntniß in Sachen des Glaubens, und je größer die Frivolität der Zeit war *). Daß man indessen keineswegs Alles blindlings glaubte, das beweist nicht nur der Umstand, daß unter Herzog Eberhard III. das Verfahren bei den sogenannten Hexenprozessen je mehr und mehr gemildert wurde, sondern auch das, daß man in anderen Fällen, die etwas Außerordentliches an sich zu haben schienen, sehr vorsichtig verfuhr. Wie man an anderen Orten in den Kriegszeiten bemerken wollte, daß vor einer großen Feindesnoth sich das Wasser in Blut verwandelt habe, so verbreitete sich auch im Jahr 1648 die Sage im Lande, daß in Gerlingen Reben Blut geschwitzt haben. Ein Weingärtner dieses Ortes, Hans Keil, wagte es, zu dem Herzoge zu gehen und ihm einige blutbefleckte Reben vorzulegen, wobei er erzählte: „Als er Morgens in seinen Weinberg gegangen, sey ihm ein Engel erschienen, und habe ihm gesagt, Gott wolle innerhalb sechs Monaten das ganze Land Württemberg seiner vielen Sünden und Laster wegen mit des Türken Schwert, Pest und Landplagen heimsuchen; er habe ihm ferner zum Zeichen sechs Reben abgeschnitten, welche Blut geschwitzt, ihm befohlen, sie dem Herzog zu bringen, und sey alsdann nach dreimaligem Weheruf verschwunden."

*) „Triga malorum ferrei in quo vivimus seculi, Atheismus, Barbaries et Servitus," sagt Andreä in einem Brief an Dr. Joh. Schmid in Strasburg.

Die Sache wurde in Schriftchen und Liedern bekannt und geglaubt, und der Herzog fand für gut, eine Untersuchung einleiten zu lassen, bei welcher auch Johann Valentin Andreä zugegen war, und endlich der Betrug an den Tag kam, worauf Keil an den Pranger gestellt, mit Ruthen gestrichen und des Landes verwiesen wurde.

Und doch wäre es Unrecht, nicht auch des Guten zu gedenken, wodurch sich die Zeit unmittelbar nach dem westphälischen Frieden ausgezeichnet hat. Die größeste Wohlthat, und, wie die Folgezeit erwies, eine dauernde Wohlthat war für Württemberg dieser Friede selbst, in dessen Genusse das Evangelium noch heute verkündigt werden darf. Die Erinnerung an die dreißigjährigen Greuel ist eine heilsame Warnung vor Religionskriegen geworden. Zudem wurde in dieser Zeit die Kraft der Streit-Theologie gebrochen. Ein Lucas Osiander, der jüngere, und ein Thummius kam nicht wieder. Die Bitterkeit gegen die katholische Parthei nahm ab, und würde in Württemberg wohl noch mehr abgenommen haben, wenn nicht Kapuziner und Jesuiten in den letzten Zeiten des dreißigjährigen Kriegs und bald nach geschlossenem Frieden so besonders eifrig gewesen wären, an den Gränzen Württembergs als drohende Burgen immer mehr Klöster aufzuführen, von wo aus mancher Kampf angeregt werden mußte. Aber weit besser gestaltete es sich zwischen den Reformirten und Lutheranern. Die Pfälzer Theologen waren nicht mehr so eifrig, Lutheraner zu ihrer Kirche herüberzuführen, und die Lutheraner hatten erfahren, wie viel Liebe unter dem reformirten Volke gegen sie war. Unvergeßlich blieb es und soll es immer bleiben, wie viel die Schweizer an den durch die Nördlinger Schlacht vertriebenen württembergischen Lutheranern gethan haben, wie sie Tausende als Brüder aufgenommen und verpflegt haben, und wie in diesem Allem Zürch und Basel mit dem Beispiele christlichen Mitleidens vorangeleuchtet hat! Was aber beide Confessionen einander besonders näher brachte, war die obengenannte Erklärung der deutschen Reformirten für die Augsburger Confession von 1730. Immer mochten die lutherischen Theologen, gegenüber der calvinischen Abendmahlslehre, — von einer geheimnißvollen Er-

bung der Seele zu dem im Himmel wohnenden Leib und Blute Christi — eine zwar „mündliche, aber übernatürliche" Mittheilung desselben geltend machen; die kirchliche Praxis blieb meist bei den einfachen Worten der Augsburgischen Confession: „daß Leib und Blut des Herrn im h. Abendmahl wahrhaftig gegenwärtig sey, und da ausgetheilt und empfangen werde."

Neben der Wohlthat des Religionsfriedens und der Abnahme der Streit-Theologie darf das Gute nicht vergessen werden, welches Zeiten vielfacher Trübsale vor Zeiten der Ruhe voraus haben. Gerade unter den Stürmen des dreißigjährigen Krieges reiften die edelsten Früchte für die Kirche. Wie viel hat in jener Zeit der fromme, gelehrte Johann Gerhard in Jena gearbeitet, das der ganzen evangelischen Kirche zu gut kam. Noch gehört seine Glaubenslehre (loci theologici) und sein „ächter katholischer Glaube" (fides catholica) unter die Kleinode der evangelischen Kirche, und namentlich ersteres Werk ist fast in jeder Kirchenbibliothek Württembergs, auch in den kleinsten Pfarrdörfern zu treffen. Um dieselbe Zeit blühte im Norden und Osten Deutschlands die geistliche Liederdichtkunst auf's Neue auf, und die Namen: Hermann von Köben, Rist, Dach, vor allen Paul Gerhard wurden bald auch in Württemberg dankbar genannt.

Für Württemberg ist es eine wahre Gabe der Vorsehung gewesen, daß während des dreißigjährigen Krieges so mancher treue Prediger bei allem Elend unermüdet gearbeitet hat. Aber besonders merkwürdig ist es, daß die ausgezeichnetsten Geistlichen des Landes großentheils durch die ganze Dauer des Krieges hindurch erhalten blieben und noch lange nachher im Frieden an der Wiederaufrichtung der Kirche arbeiten durften. Nicht der Hunger, nicht die Pest, der sie sich furchtlos, als Tröster der Kranken, aussetzten, nicht die Waffen der Feinde, deren Spuren so manche (unter ihnen auch Andreä) als Malzeichen an sich trugen, durften ihnen das Leben rauben. Nicht ohne Bewunderung kann man lesen, wie der Kanzler Wagner und Dr. Nicolai zu Tübingen, wie der Hofprediger Wilhelm Bidembach zu Stuttgart, wie Johann Joachim Schülin, Johann Jakob Hainlin und

Christoph Zeller, Männer, welche in den ersten Aem der Kirche standen, die ganze Last des Krieges in verschieden Stellen erfahren, und doch noch lange den dreißigjährigen Kr überlebt haben, wie Johann Conrad Zeller (seit 1627 gestellt) bis in's Jahr 1683 gelebt und im Jahr 1668 noch hochbetagter Greis den Grund zu unserer sogenannten Kind lehre gelegt hat. Aber auch die jüngere Generation ber tigte theilweise zu schönen Hoffnungen, und es bewährte sich an vie jenes Wort der Schrift: „Es ist dem Manne gut, daß er Joch in der Jugend trage." In welcher Einfalt und Dem war der redliche Hofprediger Herzog Eberhards III., Bart lomäus Hage, genannt Johannes Fund, aufgewachsen, eine arme, gottselige Jungfrau in Ulm als ein dem Hung tode nahes, unmündiges Kind aufgenommen, mit ihrer Hä Arbeit ernährt und mit ihren Gebeten in's Predigtamt ein leitet hatte! Welch' unvergeßliche Eindrücke waren dem La propste Wölflin, dem Kanzler Johann Adam Osia der, dem Professor der Theologie, Raith, Männer, welch eine ausgebreitete, segensreiche Wirksamkeit bestimmt war, a ihrer Jugend geblieben! Wölflin's Vater, von den Sp niern ermordet; Osiander's Eltern und fast seine ganze F milie schnelle von der Pest hingerafft; Raith, als Jüngli wochenlang (bis fast zum Erblinden) in einem halb eingestür ten Gewölbe, verborgen vor den spanischen Schwertern. U wie viel wäre von anderen ausgezeichneten Männern, welch im dreißigjährigen Kriege gewirkt haben und gebildet wurden noch zu erzählen, wenn wir auch nur die kurzen Nachricht bei Andreas Carolus und Melchior Fischlin zusammenstelle würden! Unverkennbar ruhte der Geist der Gottesfurch auf den Synoden, wie auf den theologischen Lehrern und de Consistorialen zu Tübingen. Wie viel haben diese Alten ge betet, welche Klarheit und Ordnung in ihrem Glauben un Wirken, welche Geradheit und Furchtlosigkeit, gegenüber vo dem Bösen!

Doch wir dürfen der Theologen nicht allein gedenken. Au den nicht-theologischen Kathedern zu Tübingen, wie im Rath des Herzogs, ja selbst an seinem Hofe finden wir Männer von entschiedenem Christensinn und Gottesfurcht. Unter ihnen zeich-

en sich vorzüglich aus: Nicolaus Myler von Ehrenbach, Georg Wilhelm Bidembach von Treuenfels und Daniel Imlin. Unterstützt von den Landständen, haben diese Männer die bürgerliche Ordnung wieder herzustellen sich mit Erfolg bemüht. Von ihnen ging jene Reihe von Verordnungen zur Wiederaufrichtung der Zucht unter dem Volke, und jene auf den im Kriege verwilderten Theil desselben berechnete Polizeiordnung aus (1660). Von diesen Ordnungen gilt jenes Wort Georg Conrad Riegers über die bürgerlichen Gesetze Würtembergs: „Würde nach den Landesordnungen und Rescripten, namentlich nach den älteren gehandelt, so habe ich gefunden, daß keine Gottesverächter, Kirchenversäumer, Flucher, Lästerer, Segensprecher, Trunkenbolde, Ehebrecher, Hurer, Haus- und Felddiebe, keine Meineidigen und dergleichen Sünder aufkommen könnten. Es würden keine so leichtfertigen Eltern seyn, welche ihre Kinder geistlich und leiblich vernachlässigen, sie weder in Kirche, noch in Schule schickten, keine Hurenwirthe, keine Hehler und allerlei Diebsgesindel Unterschlauf gebende Leute würden seyn. Die Müssiggänger würden verbannt seyn, den Schuldenmachern würde man nicht zusehen, bis sie nichts mehr zu verthun hätten, die milden Stiftungen würden wohl administrirt, und ein Sparhafen der unschuldig Armen und eine Herberge der alten und gebrechlichen Leute seyn. Der Sonntag würde heiliger gehalten; man würde keine Truppen Leute auf den Gassen und Märkten unter den Gottesdiensten sehen. Die Wirthshäuser würden leer, die Kirchen voll werden. Alle diese Sünden sind verboten in den blos weltlichen Gesetzen, womit die Regenten nur ein menschliches und bürgerliches Regiment anlegen wollten.“

Auch Eberhard III. verdient ein dankbares Andenken für das, was er der Kirche je länger, je mehr, wurde. In seinen jüngeren Jahren mochte die treuherzige Offenheit eines Andreä wohl angelegt gewesen seyn; aber er hat auch damals schon nie eine Zurechtweisung aus Gottes Wort übel gedeutet, denn er erkannte die Wahrheit der heil. Schrift als eine über ihm stehende Macht an. Nie reiste er selbst, nie ließ er einen seiner Söhne reisen, ohne Begleitung eines Predigers. Von seinen Beamten forderte er die gleiche Achtung vor Gottes

Wort und einen fleißigen Kirchenbesuch, selbst an Wochentagen. Sein Volk liebte er herzlich, und es lag ihm sehr daran, daß auch das kleinste Dorf wieder seinen Seelsorger erhalte, so bald der Friede geschlossen war. Auswärtiger und verfolgter Glaubensbrüder nahm er sich thätig an, manche von den letzteren fanden in Württemberg ein Vaterland; die erste lutherische Kirche in Moskau dankte ihre Entstehung hauptsächlich seiner Unterstützung. In seiner Familie, namentlich auch unter seinen Geschwistern zeigt sich nicht minder ein stiller, frommer Sinn. Noch erinnert die Tafel Antoniens im Teinach an eine seiner Schwestern, welche mit sinnreichen, aus der Cabbala genommenen, Bildern religiöse, jedoch nur allgemein erkannte Wahrheiten darzustellen suchte. Die Kirche jenes Ortes hat Eberhard III. für sich und die Brunnengäste erbaut. Oftmals besuchte er von Teinach aus Hirsau und ergötzte sich an den geistlichen Liedern der dortigen evangelischen Klosterschüler. Dort erkrankte er auch zum letztenmale, ließ sich nach Stuttgart bringen und verschied hier sanft und im Glauben an seinen Erlöser, am 2. Juli 1674.

In seinem, der Landesgrundverfassung einverleibten Testament, das von seiner Liebe zu seinem Volk und seinem Mitleid gegen Arme (namentlich auch gegen die Wittwen der Geistlichen) zeugt, ruft er seinem Nachfolger zu:

„Ihm werde von dem allmächtigen Gott eine hohe Würde, aber auch eine sehr hohe Bürde aufgetragen, derowegen er Zeitlebens tief zu beherzigen habe, daß er als ein Vater des Vaterlandes alle untergebene Land und Leute mit reichem Trost und starker Hülfe zu schirmen und zu versorgen habe, gar aber nicht solche empfangene Ehre und Gewalt zu eigenem Wollust, Pracht und Eitelkeit mißbrauchen dürfe. Er lege seinem Sohne ernst-väterlich auf, bei der reinen Religion und unverfälschten augsburgischen Confession zu halten, den widrigen Sekten zu begegnen, bei den bestätigten Kirchenordnungen zu verharren; Summa, alles dasjenige besten Vermögens zu thun und zu handeln, was einem christlichen Regenten wohl anständig und am großen Tag des Herrn vor dem Richterstuhl Christi zu verantworten seyn werde."



Die neuere Zeit.



Erster Abschnitt.

Die Zeit des Herzogs Eberhard Ludwig.

Erste Abtheilung.

Die Stellung der evangelischen Kirche gegen Außen, am Ende des siebenzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts.

Erstes Kapitel.

Bedrängnisse der evangelischen Kirche von den Türken und König Ludwig XIV. von Frankreich.

Wie in allen Dingen, so brach nach dem Ende des dreißigjährigen Krieges auch für die Kirche und in derselben eine neue Zeit an. Der Kampf um ihre Existenz in Deutschland hatte zwar durch Gottes wunderbare Leitung ein für die württembergische evangelische Kirche günstiges Ende genommen, aber unangefochten blieb sie darum nicht von Außen, und in ihrem Innern bekam sie neue Aufgaben zu lösen.

Noch unter dem wohlgesinnten Eberhard III., welcher den Zustand der Kirche wieder so einzurichten suchte, wie er vor dem dreißigjährigen Kriege gewesen war, noch unter seinem frühe vollendeten Sohne Wilhelm Ludwig, trat im Wesentlichen keine Veränderung ein. Doch erlebten es beide noch, daß die Existenz ihres Herzogthums, wie ihrer Kirche, von zwei Seiten her bedroht ward, von denen man es bisher nicht geahnt hatte.

Zu Eberhards Zeiten noch erhoben die Türken mächtig ihr Haupt, die Insel Creta wurde von ihnen erobert, Siebenbürgen bezwungen, nun brachen sie auch in Ungarn ein. Ganz Deutschland erzitterte; man deutete das Erscheinen von Cometen

auf neue Strafgerichte Gottes; der Herzog verordnete, daß alle Monate ein Buß- und Bettag gehalten werde; am Abend läutete von nun an die Türkenglocke, um die Hausväter und Familien zu gemeinsamem Gebet zusammenzurufen; wer im Felde war, entblößte beim Tone der Glocke das Haupt und betete um Abwendung der drohenden Gefahr. Zu gleicher Zeit sandte der Herzog Truppen dem Kaiser zu Hülfe gegen den Erbfeind des christlichen Namens. In der fürchterlichen Schlacht bei dem Dorfe St. Gotthardt, an den Ufern der Raab nahmen die meisten Völker die Flucht, bis auf die Württemberger, die rheinischen Allianztruppen behaupteten endlich den Sieg, unter Führung des Grafen Wolfgang Julius von Hohenlohe (1664).

Während des Waffenstillstandes, den die Türken schlossen, brach ein anderer Feind in Deutschland ein, Ludwig XIV., König von Frankreich, ein Mann, der es sich zu einer seiner Lebensaufgaben gemacht hatte, das evangelische Christenthum in Lehre und Leben zu unterdrücken, und in dessen Person länger als ein halbes Jahrhundert alle Macht vereinigt schien, diesem verderblichen Ziele entgegenzuwirken. Die vollendetste Selbstsucht (l'etat c'est moi), eine schaamlose Sittenlosigkeit, — im Alter, als Gewissensbisse erwachten, verdoppelte Tyrannei gegen Andersgläubige, Verhöhnung alles dessen, was menschliches Recht und Gerechtigkeit heißt, vereinigte sich in seinem Charakter. Und dabei welche Macht! Ein großes, blühendes Königreich, das zu seinen Füßen lag, zahlreiche Heere, tapfere und glückliche Feldherrn, talentvolle Staatsmänner und Hoftheologen, unterhaltende, seinem Interesse dienende Schriftsteller, welche als Muster des Geschmacks und feiner Bildung weit und breit sich Geltung verschafften. Er war beides: die Zuchtruthe seines Landes und Europa's, und das angestaunte, vielfach nachgeahmte Vorbild der Großen seiner Zeit.

Zunächst ging seine Absicht auf Erniedrigung des Hauses Habsburg, und so wurde das zwischen Frankreich und Oestreich in der Mitte liegende Württemberg, nachdem es lange und vergeblich neutral zu bleiben sich bemühte, mit hineingezogen in einen, länger als dreißig Jahre dauernden Kampf, welcher das Elend des dreißigjährigen Krieges theilweise erneuerte. Es

hien, als sollte es sich wieder darum handeln, ob in Würt-
emberg eine evangelische Kirche bleiben dürfe oder nicht. Lud-
wig XIV. hatte freilich überall seinem Eigennutz zuerst zu dienen,
ber er meinte seinem Gewissen Ruhe zu verschaffen, wenn er
ebenher dem Papstthum allen ersinnlichen Vorschub thue. In
einem eigenen Lande unterdrückte er auf ebenso schändliche als
grausame Weise die armen Hugenotten und die besseren Re-
gungen eines christlichen Sinnes unter den Katholiken. Und
nun auch im Auslande so zu wirken, war sein Bestreben. Was
war anders für Württemberg zu gewarten, wenn Ludwig siegte,
als daß er auch hier seine Dragoner den Katholicismus pre-
digen lassen werde? Auf der andern Seite war Oestreich und
die katholischen Reichsstände zwar mit Ludwig XIV. im Kriege,
aber wo man ihm die Protestanten opfern konnte, da war
Oestreich ihm nicht entgegen. In dieser Beziehung war es als
ein großer Gewinn zu achten, wenn Württembergs evangelische
Kirche aus den Kämpfen zwischen Oestreich und Frankreich ohne
schwere Verletzung hervorging. Und das war Gottes Wille.

Es war ganz des Königs von Frankreich würdig, daß
er die Türken gegen Oestreich aufreizte, was lag ihm an
der deutschen Christenheit! Sie brachen in Ungarn wieder ein
und stürmten von dort heraus gegen Wien (1683). Wer
hätte gedacht, daß das Häuflein in der Stadt dem ungeheuern
Heere so lange Widerstand leisten könne, bis Entsatz kam, und
der edle J. Sobiesky, König von Polen, unterstützt von deut-
scher Hülfe, die viermal überlegenen Türken schlug? In und
außer den Mauern Wiens hatten Württemberger gekämpft,
während in ihrem Vaterlande Junge und Alte zitternd zu dem
Helfer in der Noth flehten. Doch kaum waren die Türken aus
Deutschland zurückgedrängt, so brach Ludwig in das
deutsche Rheinland mit gewaffneter Hand ein. „Das,
sagte er, sey ja keine Waffenstillstandsverletzung, er wolle als
ein friedfertiger Monarch sich nur mit gewaffneter Hand dessen
versichern, was er sonst nicht erlangen könne; er habe eben die
Entdeckung gemacht, daß er auf einige Theile des deutschen
Reichs Rechtsansprüche habe.“ Bald darauf sandte er den Räu-
ber und Mordbrenner Melac in's Württembergische und den
General Peysonnel mit einem Truppencorps ihm nach, Contri-

butionen einzutreiben, und das keinen Krieg ahnende Land zu schrecken und zu quälen (1688).

Hand in Hand mit diesem Treubruch ging sein Bestreben, dem Papstthum nun auch Vorschub zu thun, „wobei er jedoch durchaus dem westphälischen Frieden nicht zu nahe treten wolle.“ Demnach arbeitete sein Envoyé Juvigny in Stuttgart an Errichtung eines katholischen Gottesdienstes und machte sogar durch seine Patres Bekehrungsversuche (1687). In Mömpelgard aber, dem württembergischen Erblande, wurde durch den Bischof von Besançon förmlich missionirt, ein katholisches Dekanat errichtet, katholische Geistliche nach Blamont, Héricourt, Monte-Cherons, St. Maurice gesendet und in letzterem Orte der evangelische Geistliche vertrieben. Wer katholisch wurde, der war von französischer Quartierlast befreit und durfte keine Contributionen zahlen. Geistliche, Beamte, wie Gemeinden, die dem lutherischen Glauben zugethan waren, wurden auf allerlei Weise geplagt und in ihren Kirchen der Chor für den katholischen Gottesdienst ohne Weiteres hinweggenommen. „Es ist wahr, man hat das Volk ermahnt, sich (zum katholischen Glauben) zu bekehren, so gut man immer konnte, aber Härte hat man durchaus keine geübt.“ So schrieb Ludwig an die klagenden deutschen Reichsfürsten (1686).

Laut schrieen die bis in den Tod gequälten Reformirten Frankreichs, laut die armen Pfälzer in dem zur Wüste gewordenen Rheinlande, an den Brandstätten ihrer Städte und Dörfer gen Himmel; aber hoch erfreut war der Papst. „Mit welch' glühender Zärtlichkeit väterlicher Liebe, also schrieb er dem König (1689), wir deine Plane begleitet haben und noch begleiten, das weiß wahrhaftig Gott, der Herzenskündiger. Vor ihm gießen wir ohn' Unterlaß die angelegentlichsten Bitten für deine Erhaltung und den Flor deines königlichen Hauses aus. Ein starker Antrieb zu diesen eifrigen Gebeten war uns und wird uns seyn: der ausgezeichnete und mit keinen Lobsprüchen genug zu preisende Eifer, mit dem du das hehre Ziel dir gesetzt hast, die katholische Religion zu verbreiten und vor den Wagnissen der Ketzer nachdrücklich zu schützen, wozu wir, gleich unsern Vorfahren, wo es nöthig ist, dir die Hand bieten werden.“

Zum zweitenmale sandte Ludwig *seine Mordbrenner* in dem Jahre 1692 und den folgenden nach Würtemberg. Calw, Knittlingen, das stille Hirschau wurden abgebrannt; im Jahr darauf: Marbach, Backnang, Beilstein, Vayhingen, Winnenden. Ihre Wuth ließen die Franzosen besonders an den Kirchen aus. Sie wurden bald abgebrannt, bald zu Stallungen benützt; 300 Glocken wurden weggeführt, die Fenster eingeschlagen, die Thüren ausgehoben, die Kirchengefässe gestohlen, Kanzel- und Altartücher zerrissen, die Orgelpfeifen zerschnitten, die Kirchenbücher beschmutzt, auf den Düngerhaufen geworfen, vor allen die deutsche Bibel. Die Einwohner flohen in die Wälder, in benachbarte Gegenden, ja bis nach Sachsen; in Wäldern hielten sie ihre Gottesdienste, bis die Feinde wegwaren; Feind und Freund sengte und plünderte in dem armen Land. Die Noth schien auf dieselbe Höhe zu steigen, welche sie im dreißigjährigen Krieg erreicht hatte. Hungersnoth und Seuchen folgten, und innerhalb anderthalb Jahren kam durch sie ein *Drittheil* der Einwohner um. Und das Ende dieses unheilvollen Krieges endigte mit Bedrückung der Protestanten, die für Oestreich geblutet hatten. In dem Frieden zu *Ryswik* wurde, als bereits Alles beendigt schien, in der Mitternacht vom 30. bis 31. October 1697 noch bestimmt, daß die katholische Religion, an den Orten, wo sie im Verlauf des Kriegs von Ludwig war nebeneingeführt worden, verbleiben solle. So entstand an beinahe 2000 Orten „*ein Simultaneum*," d. h. es wurde den Katholiken gestattet, neben dem evangelischen Gottesdienst auch den ihrigen einzuführen. Von diesem Punkte aus wurde weiter operirt: auch die Kirchengebäude mußten mit den Katholiken getheilt werden; dann ging es an die kirchlichen Güter, und so kunstgerecht wurden z. B. die pfälzischen Protestanten gequält, am Ende sogar genöthigt, katholische Festlichkeiten mitzumachen, daß ihrer viele lieber auswanderten. Unter den Katholiken, welche alles nach päpstlichem Rechte ansahen, war große Freude; man bezeugte da und dort Lust zu gleichen Versuchen, unter den Evangelischen war allgemeine Bestürzung. Der württembergische Gesandte *Kulpis*, der sich in Ryswik die Clausel hatte aufnöthigen lassen, wurde mit solcher Verach-

tung im Lande empfangen, daß der Kummer, oder gar Gift, das er zu sich nahm, sein Leben endigte.

Jetzt schien es dem Papste auch geeignete Zeit, Frankreich und Oestreich zu einem Schlag gegen die Protestanten in England, Deutschland und Holland zu vereinigen. Aber der Streit über die bairische Erbfolge trennte aufs neue beide Häuser. Dabei aber kam Württemberg in neues Gedränge, mitten zwischen Frankreich und dessen Bundesgenossen, dem Churfürsten von Baiern gelegen, war es in Gefahr verheert und seine Kirche unterdrückt zu werden, wie die Pfalz. In dieser Noth kamen ihm seine Glaubensbrüder in England und Holland zu Hülfe, denen sich aus politischen Gründen Oestreich anschloß, und durch die blutigen Siege am Schellenberge, bei Höchstädt und Rameilles wurde sein Totalruin abgewandt (1704—1706). Endlich kam der Friede zu Utrecht und Rastatt zu Stande, in welchem zwar Württemberg für alle Opfer, die es dem Hause Oestreich gebracht hatte, nur ein kaltes Lob erhielt, aber — mit Ausnahme Mömpelgards, die im westphälischen Frieden errungenen Rechte behauptete. Alle Protestationen gegen die Ryswicker Clausel waren vergeblich. Um diese Zeit verfaßte der Prälat Joh. Fr. Hochstetter das unvergleichliche Betstundengebet, welches in seiner ersten Ausgabe noch besondere Beziehungen auf die Kriegszeit enthielt.

Tiefere Wunden als die Heere Ludwigs schlug der evangelischen Kirche und dem Christenthum überhaupt sein Beispiel, sein Geist, der überall herrschend wurde. Französische Sitten, Sprache, Schriften verbreiteten sich überall, man gewöhnte sich auch an dem württembergischen Hofe daran: „jeden Franzosen, der durchs Land reiste, zu füttern." Der französische Hof war bald ein allgemeines Muster. Der egoistische Despotismus Ludwigs ward im Kleinen nachgeahmt von den deutschen Höfen, und das alte vertrautere Verhältniß zwischen Fürst und Unterthan wich. Das schandbare Leben offenbarer Hurerei wurde fast zur Mode, als französische Hofgalanterie; Ueppigkeit, Prunkliebe, Verhöhnung der Rechte der Unterthanen verbreitete sich. Die Kirche wurde mit äußerlichem Respect behandelt, aber wie Ludwig sich von göttlichem Rechte dispensiren zu dürfen glaubte, so war er auch hierin ein Vorbild vieler Fürsten; in

iesem allem ein Vorbild des Fürsten, der damals für Württem- erg als Herzog heranwuchs!

Dennoch trösteten sich damals viele Wohlgesinnte, daß für hristlichen Glauben und Leben, freie Entfaltung gestattet, nicht ie in Frankreich geradezu Alles zertreten ward. Denn allge- ein war die Furcht gewesen, es müsse so weit kommen.

Weißmann, noch ein Zeitgenosse jener Tage, sagt:

„Die Maasregeln Frankreichs, besonders unter Ludwig XIV. egen die mit so vielen Eiden dort gesicherte reformirte Reli- ion, seine vielfachen offenen und geheimen Anschläge auf Eng- and und die Generalstaaten galten ohne allen Zweifel, mittel- ar wenigstens, dem deutschen Protestantismus. Aber auch diese Kette zerriß die Vorsehung, wie früher eine andere im dreißig- ährigen Kriege, und gab nicht zu, daß das Feuer die von ihr esetzten Gränzen überschritt, noch auch die Menschen, Alles vas ihr Wille war, durchsetzten; ob es gleich oftmals schien, als stünden ihren gewaltigen Waffen nur schwache Stoppeln entgegen. Wer weiß nicht, daß die Zeit nicht ferne liegt, wo in allen protestantischen Ländern eine ungemessene Furcht vor großen und geheimen Gefahren verbreitet war. Welche entsetz- liche und unerträglich-übermüthige Reden der (katholischen) Eiferer hörten und lasen die Protestanten überall! Welche trotzigen und hochfahrenden Drohungen mußten sie erdulden! Wie genau hatte man ihnen den Untergang vorhergesagt! Welche Frech- heit sie zu verhöhnen, erlaubten sich auch die erbärmlichsten Leute!“

„Aber auch das gehört zu den Proben der anbetungswür- digen Vorsehung Gottes, daß wir bis auf diesen Tag noch nichts von dem gesehen und erfahren haben, was uns nach der Ansicht von Freunden und Feinden den Untergang drohte. Ins- besondere hat unser liebes Württemberg Ursache vor Anderen Gott zu preisen; stumpfsinnig und undankbar wäre es vor Allen, wenn es jemals dieser Wohlthat vergessen könnte!“

Zweites Kapitel.

Kirchliche Unions-Versuche und Religions-Verfolgungen.

Sobald der westphälische Friede geschlossen war, versucht ein katholischer Churfürst, Johann Philipp von Mainz, die getrennten Confessionen einander näher zu bringen; religiös Gesinnung und Liebe zum gemeinschaftlichen deutschen Vaterland hatten den edeln Mann dazu bewogen. Eine ähnliche Neigun zeigte sich, freilich aus andern Gründen, bei dem Churfürste von der Pfalz; dieß und der Uebertritt eines und des an deren deutschen Fürsten zur katholischen Kirche machte d römischen Curie Muth andere gleichfalls anzulocken.

Um dieselbe Zeit, als Bossuet in Frankreich seine Uebe redungskünste an den Hugenotten versuchte, erscheint in Stra burg ein Pater Dez, der die dortigen Protestanten bered will: „im Wesentlichen weiche die augsburgische Confessi nicht von der Lehre der römischen Kirche ab, sie möchten s also wieder mit der letzteren vereinigen, d. h. ihr unterwerfen In Deutschland aber machte 1682 der croatische Bischof Ro chus Spinola, Bischof von Thina, Rundreisen, um Protestanten zu jener Vereinigung einzuladen, mit dem Ve sprechen: „der Aufhebung des Tridentiner Conciles und Einberufung einer allgemeinen Kirchenversammlung, auf der Sitz und Stimme haben sollen.“

Man wußte nicht, was man aus diesem Spinola mach sollte, denn er konnte sich keineswegs ausweisen, daß er diesem Antrag von irgend jemand bevollmächtigt sey; ander seits hatte aber der Kaiser ihn im Allgemeinen zu freundlic Aufnahme an die Fürsten empfohlen. Es forderte daher Rücksicht auf diesen, daß man ihn höre. Im Braunschwei schen machte er seinen ersten Versuch, denn dort hatte ihn Papst im Geheim empfohlen (an den katholisch-gewordene Herzog Johann Friedrich zu Lüneburg), und kam von da n Württemberg voll Rühmens, welch' eine freundliche A nahme er bei den helmstädtischen Theologen gefunden hal Der Herzog Administrator Friedrich Carl wies zwei sein Theologen, den Propst Dr. Wölflin und den Kanzler D Johann Adam Osiander an, den Bischof in Bernhaus

(einem Dorfe bei Stuttgart) aufzusuchen und anzuhören. Der Bischof empfing sie freundlich, hielt dann eine vier Stunden lange Anrede, in der er seine gute Absicht für Beförderung des Friedens und das Heil der Seelen anpries, und die Theologen unter Versicherung der strengsten Verschwiegenheit ersuchte, ihm auch ihre geheimsten Gedanken darüber anzuvertrauen, wie eine Vereinigung der evangelischen Kirche mit der katholischen zu Stande kommen könne, um alsdann dem Kaiser, und ihm allein, vertraute Mittheilung davon zu machen. Dabei verwahrte er sich, daß der den beiden Theologen als Sekretär beigegebene Professor Schellenbauer nichts zu Protokolle nehme von seinen Aeußerungen, übergab jedoch den beiden Theologen auf deren Verlangen die Hauptpunkte seines Vorschlages schriftlich. Der Inhalt desselben kam nebst allerhand guten Worten auf den Satz hinaus: „Man solle sich dem Papst unterwerfen, er wolle dann den Protestanten all das Ihre auch lassen, bis man auf einem freien Concile sich vereinigt habe.“ Die württembergischen Theologen entgegneten: „Eine Privatverhandlung mit ihm stehe ihnen nicht zu. Sie kommen nur, ihn zu hören, und darüber an den Herzog zu berichten. Seinen Vorschlag können sie nicht unterschreiben, denn es handle sich bei einer solchen Sache um die ganze Kirche, und mit dieser müßte die Sache gemeinsam verhandelt werden. Was aber den Inhalt desselben betreffe, so hielten sie zwar einige Sätze, auf welche er die Vereinigung gründen wolle, für richtig, andere aber für zweideutig oder geradezu für Irrthümer. Sein Friedensvorschlag sey ihnen verdächtig, unzureichend, wider die h. Schrift, würde Anstoß geben, sey unsicher, überflüssig, unbegründet, ja es sey moralisch unmöglich, darauf einzugehen. Auf dieß konnte der Bischof so wenig antworten, als auf ihre Einwendungen gegen die Heiligenanrufung und Brodverwandlungslehre, und so zog er dann unverrichteter Dinge ab. Auch in Sachsen, wohin er sich nun wendete, gewann er für seinen angeblichen Zweck nichts. Der Churfürst Johann Georg erkannte, daß es sich nicht um ein Friedenswerk hier handle, und schrieb an den Herzog Administrator Friedrich Carl: „man dürfe sich mit dem Bischofe nicht einlassen. Wenn man ihn gewähren lasse, so sey die Folge die: daß durch seine Handlungen unter

dem aller Orten beliebten Friedensnamen, nur Trennungen unter den evangelischen Theologen gemacht werden, damit die Widersacher sodann eine neue Ursache haben, die Unsrigen einiger Unbeständigkeit in der Lehre, wie sonsten mehrmalen geschehen, zu beschuldigen, und unter diesem Grunde viele zum verderblichen Abfalle verleiten mögen." Da man sich somit protestantischer Seits von dem römischen (geheimen) Sendling nicht fernerhin mißbrauchen lassen wollte, so hörten seine Negotiationen bald auf, und man war für künftig vor solchen Planmachern gewarnt.

Ganz anders waren die Versuche, die *beiden getrennten protestantischen Kirchen zu vereinigen.* Zwar war es vergeblich, wenn man reformirter Seits glaubte, eine Verschmelzung beider Kirchen bewirken zu können. Einmal fand in der Pfalz noch zu viel Druck gegen die Lutheraner von Seiten der Reformirten statt, und fürs andere glaubten jene der reformirten Vorherbestimmungs- und Abendmahlslehre in ihren Gemeinden keinen Eingang verstatten zu dürfen. Durch eine Verbindung *zu einer Kirche aber*, dieß sahen die Lutheraner wohl voraus, würde jenen Lehren der Zugang auf die Kanzeln, in die Liturgien, in die Lehrbücher und Katechismen geöffnet, und das wollten sie nicht. Darum setzte sich auch der Kanzler Wagner in Tübingen und Andere so ernstlich gegen jeden Versuch einer kirchlichen Vereinigung (1664). So weit es sich aber um kein Aufgeben wichtiger Glaubenslehren handelte, so wie um keine Zulassung einer Lehre, die man als irrig erkannte, so weit war die evangelisch-lutherische Kirche gegenüber der reformirten in keiner feindlichen Stellung. Ja die Zeit schien recht geeignet, auch bei verschiedenen Ansichten über einzelne Glaubenslehren, die Herzen derer doch zu vereinigen, welche in den meisten anderen Glaubenslehren einig waren.

Hand in Hand nämlich mit *jenen freundlichen Einladungen* an die Protestanten: „wieder katholisch zu werden," giengen *Religionsverfolgungen* in den Gegenden wo man das Schwert, ohne Widerstand zu fürchten, gebrauchen konnte. So fest man in Württemberg an dem evangelisch-lutherischen Bekenntnisse hielt, und so sehr man bemüht war, keinem anderen den Eingang zu öffnen, so waren durch jene

Verfolgungen doch Umstände eingetreten, welche ein Abgehen von dieser Regel veranlaßten. Das Unglück der Reformirten in Frankreich, ihr unter den Leiden bewährter Christenglaube hatte auch in Württemberg ihnen die Herzen gewonnen, und seit dem Jahre 1700 wurde ihnen Erlaubniß zu einem förmlichen Privatgottesdienst in Cannstadt, später auch in Stuttgart und Ludwigsburg, zur Anstellung eines Geistlichen und zu Errichtung eines Presbyteriums mit kirchenconventlicher Strafgewalt gegeben. Wenn es möglich war, die Greuel der Religionsverfolgungen in Frankreich zu überbieten, so geschah dieß in Piemont, wo der römisch-papistische Geist gegen die armen Waldenser wüthete. Lauter als die Stimme des beredtesten Theologen zeugte (ich lasse den Geschichtschreiber Leger reden), der Anblick der zerstörten Dörfer, der verstümmelt umherliegenden Leichname, der zu todtgemarterten Weiber, der an den Felsen zerschmetterten Kinder, und der das Fleisch der Getödteten mit den Zähnen zerreißenden Kriegsknechte, welch eines Geistes Kinder die römisch-katholischen Verfolger waren. Diese Greuel führten einen wiederholten, mitunter von wunderbarem Erfolge begleiteten Verzweiflungskampf herbei, und endlich auch die Verwendung der evangelischen Fürsten reformirter und lutherischer Confession für die Waldenser. Namentlich richteten erstere an die württembergische Regierung die Bitte, um Aufnahme der Waldenser, welche sich endlich doch zur theilweisen Auswanderung genöthigt sahen. „Weil aber nach den Grundgesetzen des Landes und insonderheit auch des Prager Vertrags nur augsburgische Confessions-Verwandte im Lande aufgenommen werden konnten," so fand diese Aufnahme gleich Anfangs Bedenken. Zwar wanderten schon im Jahre 1687 und 1688 eine Anzahl Waldenser ein wobei man in Württemberg aber voraussetzte, daß sie der alten, dem lutherischen Bekenntnisse so nahe stehenden Waldenserconfession zugethan seyen. Doch, als sie nun (1698) ihre Confession übergaben, enthielt diese die Lehre des Theodor Beza, d. h. den strengsten Calvinismus. Dieß machte Schwierigkeiten, weil man fürchtete, daß Oestreich bei der mindesten Abweichung von den mit ihm geschlossenen Compactaten auf den Fall der einstigen Erbfolge in das Herzogthum den Katholicismus einführen würde, oder doch ein reformirtes

Simultaneum den Vorwand zu einem katholischen geben könn dessen schweres Joch, gerade neulich den evangelischen Rheinlanden ward aufgelegt worden. Freilich fanden es die Juristen wie die Theologen bedenklich: Prediger und Gemeinden die der strengreformirten Prädestinations- und Abendmahlslehre zugethan waren, mit gleicher Berechtigung, wie die lutherische Kirche sie gesetzlich genoß, zuzulassen. Das waren die Gründe, weßhalb die Stände wünschten, daß die Waldensergemeinden in einem der Landschaft nicht incorporirten Orte aufgenommen werden möchten. Indessen wurden auch diese Bedenklichkeiten beseitigt, und im Jahre 1699 erschien der Concessionsbrief für die Waldenser, in welchem ihre kirchliche und bürgerliche Stellung rechtlich geordnet wurde. Es wurden ihnen namentlich im Oberamte Maulbronn (welches durch die französischen Kriege entvölkert war), so wie bei Leonberg, Calw, Brackenheim Gegenden angewiesen, wo sie die Gemeinden Corres, Schönenberg, Sengach, Groß- und Klein-Villars, Neuhengstädt, Nordhausen, Pinache mit Serres, Perouse, Wurmberg-Lucerne begründeten. In Stuttgart, Ludwigsburg, Dürrmenz; Gochsheim (wo der fromme Herzog Friedrich August von Württemberg-Neustadt sie aufnahm) und fast an allen Orten des Oberamts Maulbronn ließen sich gleichfalls Waldenser nieder. Denjenigen, welche eigene Colonieen anlegten, wurde der Boden unentgeldlich abgetreten, mannigfache Unterstützungen und Beiträge von Baumaterialen gewährt, auf zehen Jahre Steuerfreiheit zugesichert, dazu alle Rechte württembergischer Unterthanen und vollkommene Gewissensfreiheit. Ihre reformirten Glaubensgenossen unterstützten sie mit Geldbeiträgen zur Erhaltung von Kirchen und Schulen. Namentlich flossen diese Unterstützungen reichlich aus Holland. Ihre Religionsübung war frei und öffentlich, wie die der lutherischen Landeskirche, nur mußten die Kinder aus gemischten Ehen in dem Bekenntniß der Landeskirche erzogen werden. Ihre Kirchencensur, ihre Aeltesten, ihre Synoden verblieben ihnen. Selbst die weltliche Justiz in erster Instanz wurde ihnen überlassen, und ein von den Gemeinden gewähltes weltliches Rathscollegium hatten sie zu verwalten. Ihr Haupt war bis in den Tod ihr vielgeprüfter Pfarrer und Oberst Heinrich Arnaud († 1721). Hätten die

Nachkommen jener vielgeprüften Väter dieß Kleinod freier Kirchenverfassung treuer bewahrt und benützt, welch' ein Vorbild hätten sie den lutherischen Gemeinden werden können! An diese Waldenser schloßen sich seit dem Jahre 1717 andere um ihres Glaubens willen Verfolgte an. Es waren in diesem Jahre in dem hohenzollern-sigmaringischen Dorfe Bärenthal mehrere Familien durch das Lesen der h. Schrift und evangelischer Schriften zur Einsicht gekommen, daß die evangelische Lehre die wahrhaft-christliche sey. Vergeblich war ihre Bitte um Gewissensfreiheit, selbst das durch den westphälischen Frieden zugesicherte Recht der Auswanderung wollte man ihnen nicht gestatten. Dennoch verließen mehrere Hab und Gut, und flüchteten ins Württembergische, wo sie sich den in Wurmberg-Lucerne angesiedelten Waldensern anschloßen, und den Weiler Neu-Bärenthal gründeten.

Zu gleicher Zeit, da die französischen Reformirten im Westen, die Waldenser im Süden Württembergs verfolgt wurden, regte sich in Salzburg aufs Neue die Liebe zum Evangelium im Teffereker Thale. Schon zu Luthers Zeiten war etwas von der reinen Lehre in jenen Gegenden bekannt worden, wandernde Handwerker hatten Kenntniß der h. Schrift, und evangelische Bücher von Luther, Brenz, Habermann, besonders aber Arndts wahres Christenthum in die Heimath zurückgebracht. So entschloßen sich viele von der biblischen Wahrheit ergriffene Salzburger, selbst bisherige katholische Geistliche, zur Auswanderung, da ihnen freie Religionsübung nicht gestattet ward. In dem westphälischen Frieden hatten in einem solchen Falle die katholischen Regenten: Auswanderungsfreiheit und das Recht, zuvor Hab und Gut zu Gelde zu machen, ihren protestantischen Unterthanen zugestanden. Aber wie man überhaupt den Protestanten ihre so sauererrungenen Rechte möglichst zu verkümmern suchte, so war es auch hier der Fall. Anfangs wollte man sie gar nicht ziehen lassen, und als dieß bei dem Aufsehen, welches die Sache erregte, nicht thunlich war, so verstattete man ihnen den Verkauf ihrer Habe nicht. Arm und bloß, als wie Verbrecher, trieb man sie zum Lande hinaus, nachdem man sie zuvor durch allerlei Mißhandlungen und durch hartes Gefängniß zur katholischen Kirche vergeblich hatte zurück-

nöthigen wollen. Mitten im Winter zogen Männer, Weiber, Kranke und Greise über das schneebedeckte Gebirge. In Tyrol wollte man sie nicht weiter ziehen lassen, und nahm ihnen unter allerlei Vorwände so viel als man ihnen nur abnehmen konnte. Mit vieler Noth, vor Hunger und Kälte fast verschmachtet kamen sie endlich in protestantische Gegenden, wo sie theilnehmende Aufnahme fanden. Ueber vierhundert kamen nach Würtemberg und in die Reichsstädte, gegen dreihundert ihrer Kinder mußten sie in Salzburg zurücklassen. Vergebens waren die Bitten des Churfürsten von Preußen und des Herzog Administrator von Württemberg, um Ausfolgerung der Kinder. Der Erzbischof Gandolph und sein Nachfolger Johann Ernst, ein geborner Graf von Thun, beantwortete die Bitten nicht mehr, und der Reichshofrath gewährte keine Hülfe gegen die Verletzung der Reichsgrundgesetze. Nur in der Stille konnte sich da und dort eine salzburgische Familie flüchten, wie denn auch nach und nach noch mehrere nach Württemberg sich zogen.

Ein Trost für die von den Kindern getrennten Eltern mochte es seyn, daß seit 1709 Franz Anton Graf von Harrach zum Erzbisthume Salzburg gelangte, ein frommer, einsichtsvoller Mann, der die evangelisch-denkenden Zurückgebliebenen im Frieden Gott auf ihre Weise dienen ließ. Unter seiner Regierung breitete sich die Liebe zum evangelischen Christenthum noch weiter aus, und in den dreißiger Jahren des achtzehenten Jahrhunderts erfolgte eine weitere Auswanderung der Salzburger, welche wegen der Zahl der Auswanderer die ganze protestantische Welt bewegte.



Zweite Abtheilung.

Innere Entwicklung der evangelischen Kirche Württembergs am Ende des 17ten und am Anfang des 18ten Jahrhunderts.

Erstes Kapitel.

Die Zeiten ruhiger Entwicklung.

§. 1.

Spener und seine Freunde in Württemberg.

Während jener Versuche, die evangelische Kirche von Außen zu untergraben, ereigneten sich in ihrem Innern Bewegungen, welche davon zeugten, wie viele Lebenskräfte in ihr ruhten, aber auch wie viele Auswüchse vorzukommen pflegen in einer Zeit und an Orten, wo das Beste und Edelste keimt.

Man war auch in Württemberg überzeugt, daß in den Bekenntnißschriften der evangelisch-lutherischen Kirche der gesammte Glaubensgrund der zur Seligkeit führenden Wahrheit enthalten, und rein und lauter vorgetragen sey. Die kirchlichen Gesetze und Verordnungen waren wenige, aber in demselben evangelischen Geiste abgefaßt, der in den Bekenntnißschriften weht, und sie stunden in wohlverdienter Achtung. Aber zu gleicher Zeit hatte Gottes züchtigende Hand Anforderungen zum Fortbau der evangelischen Kirche gemacht, denen man sich nicht entziehen zu dürfen glaubte. Andreäs Schüler, ja auch Mitglieder der Regierung des Landes, waren darin einig, daß Verbesserungen kirchlicher Zustände nöthig seyen, und zwar nicht rücksichtlich des kirchlichen Bekenntnisses, wohl aber rücksichtlich des kirchlichen Lebens und der Einführung des Bekenntnisses in das Leben der Gemeindeglieder.

In diesem Sinne wußte man auch jene Versuche zu würdigen, welche der erste Geistliche zu Frankfurt a. Main, Dr. Philipp Jakob Spener machte, um von der Nothwendigkeit und Möglichkeit eines wahren Christenthumes diejenigen Glieder der evangelischen Kirche zu überzeugen, welche dasselbe mehr

nur als Sache des Gedächtnisses und des reflektirenden Ver-
standes ansahen, oder gar nur deßhalb Protestanten waren,
weil sie in dieser Kirche getauft waren. *In seinen Pre-
digten unterschied* daher *Spener* aufs Genaueste zwi-
schen dem todten und lebendigen Glauben, und
die Erfahrung bestätigte es ihm, wie nothwendig das Hervor-
heben dieses Unterschiedes sey, da wie er selbst sagt: „viele sei-
ner Zuhörer in einen heiligen Schrecken gesetzt, ihres unerkannten
Heuchelwesens überzeugt, zu ernstlicher Buße aufgeweckt wurden
und auch darauf nach dem rechtschaffenen Wesen in Christo zu
trachten sich beflissen." Dieß bewog ihn, nicht allein auf der
eingeschlagenen Bahn fortzuschreiten, sondern auch im Jahre 1670
dem Verlangen einiger christlichen Freunde gemäß eine *Pri-
vaterbauungsstunde* in seinem Hause und später in der
Kirche zu halten, in welcher denjenigen, welche eine weitere
Belehrung suchten, Gelegenheit zu Fragen und offenen Aeuße-
rungen gegeben wurde. Ebenso sorgte er durch sogenannte
katechetische Uebungen dafür, daß die Jugend den Ka-
techismus nicht allein auswendig lernte, sondern auch durch
mündliche Unterredungen über die darin enthaltenen Wahrheiten
belehrt wurde. Endlich war er bemüht durch *Stiftung
einer genaueren Freundschaft* unter den Erbauung-
suchenden Seelen, dem Einzelnen ein bisher zu wenig beachtetes
Förderungsmittel der Gottseligkeit an die Hand zu geben. Der
gute Erfolg dieser Bemühungen bewog ihn zur Herausgabe
einer kleinen Schrift, unter dem Titel: »pia desideria,« in
welcher er der gesammten Kirche „seine frommen Wünsche" für
deren Wohl aussprach (1675). Er wünschte aber: „reichlichere
Verbreitung des göttlichen Worts, mehr Uebung des allgemeinen
Priesterthums, werkthätiges nicht blos wissenschaftliches Christen-
thum, mehr Liebe gegen Andersdenkende, und Milderung der
Polemik (kämpfenden Theologie), auf den Universitäten mehr
Bibelstudium, weniger philosophische Meinungen, auf den Kan-
zeln endlich mehr Belehrung und Erbauung, weniger Spitz-
findigkeit. Diese Schrift verursachte, wie Spener selbst sagt,
eine sehr große Bewegung, und gab der Theologie wie dem
christlichen Leben eine neue Richtung; der *Theologie*, sofern
deren exegetische und praktische Seite von nun an gründlicher

:rieben, und die Verbindung der Wissenschaft mit dem Leben
eder mehr beachtet wurde; dem christlichen Leben, sofern von
n an mehr die Einheit des Glaubens und der Heiligung er=
ınt und die Mittel zu Beförderung beider mit mehr Ernst
zriffen und gehandhabt wurden.

Auf Württemberg äußerte diese neue Bewegung einen
›ar stillen, aber sehr nachhaltigen und umfassenden Einfluß,
mehr gerade dieses Land darauf vorbereitet war. Zum Vor=
:s erkannten die Leiter der württembergischen Kirche, daß es
›n Spener nicht auf eine Neuerung abgesehen war, sondern
:ß er das Werk der Reformation nur da wieder aufnahm,
o es Luther und die in seinem Geiste wirkenden Nachfolger
edergelegt und gewünscht hatten, daß es fortgesetzt werde.
›er Geist war derselbe, die Grundgedanken dieselben, nur die
eiten verlangten gerade damals eine besondere Hinweisung „auf die
Nothwendigkeit eines wahrhaft christlichen Lebens." Und
afür zu wirken war damals bei der vormundschaftlichen Re=
ierung, im Consistorium, in Tübingen Wille und Kraft vor=
anden. Bekannt ist der fromme Sinn der Herzogin Mutter,
ekannt auch, wie günstig der Herzog Administrator Friedrich
:arl redlichen Predigern war; und man kann beim Lesen der Le=
ensläufe verschiedener Prinzen des Hauses nicht ohne Bewun=
›erung und Ueberraschung die Züge seltener männlicher Reli=
ziosität betrachten, verbunden mit einem klaren, biederen Wesen.
Der württembergische Hof war deßhalb sehr ernstlich bedacht
zewesen, den sel. Spener, der als junger Privatdocent
eine Laufbahn zu Tübingen begonnen hatte, daselbst festzu=
›alten, und da dieß nicht möglich war, so erhielt man ihm doch
m Württembergischen ein so freundliches Andenken und ein so
beständiges, auf zunehmende Hochachtung gegründetes Vertrauen,
daß die Regierung in kirchlichen Angelegenheiten oftmals sich
Rathes bei ihm erholte. Mehrere, von den ersten Staatsmän=
nern Württembergs, mit Vorwissen des Consistoriums, gefor=
derte Gutachten Speners sind in dem dritten Theile seiner
„letzten Bedenken" zu finden. Es erhellt hieraus, wie fast
Alles, was damals die württembergische Kirche bewegte, mit
ihm verhandelt wurde. Bald handelte es sich um Aufnahme
der Hugenotten und Waldenser, und Spener spricht die innigste

Freude über ihre Aufnahme aus und dankt für das ihm mitgetheilte Consistorialvotum; bald wird er wegen zwei schwärmerischer Geistlichen um Rath gefragt; bald beschwichtigt er einen Streit, der sich zwischen den sächsischen und württembergischen Theologen zu erheben und die alten Streitfragen des Thummius zu erneuern droht; bald ermuntert er die Regierung, jüngere Theologen reisen zu lassen, um auch hiedurch das Band der verschiedenen evangelischen Landeskirchen unter einander fester zu knüpfen. Zudem stand Spener in sehr naher freundschaftlicher Verbindung mit dem Landpropste Wölflin, mit dem Kanzler Osiander, dem Dr. Balthasar Raith und dem einflußreichen, noch von Andreä gebildeten Generalsuperintendenten Johann Andreas Hochstetter, „welcher Niemand herzlicher zu lieben bekannte, als Herrn Dr. Spener." Die ausgezeichnetsten jüngeren Theologen Württembergs fanden auf ihren Reisen die freundlichste, oft länger dauernde Aufnahme in Speners Hause, und es hielten sich z. B. die nachherigen Professoren der Theologie, Andreas Adam Hochstetter und Gottfried Hofmann, längere Zeit, ersterer ein volles halbes Jahr, im Spener'schen Hause auf.

So fand denn Alles, was er unternahm, auch Theilnahme in Württemberg, und als erste Frucht derselben ist die Einführung von Kinderlehren zu nennen, wie sie noch gehalten werden. Spener war der Ueberzeugung, daß die mündliche und vertrauliche Unterredung über Glaubenswahrheiten für die Jugend und auch für ältere Personen von hohem Werthe sey, und die Predigten erst dadurch recht verständlich werden, wenn der katechetische Unterricht darauf vorbereite. Zu Förderung dieses Zweckes hatte er seine bekannte, „einfache Erklärung des lutherischen Catechismus," abgefaßt (1677). In Württemberg wurden nun die Vorschläge Speners um so mehr mit Interesse aufgenommen, da schon Andreä ähnliche Wünsche ausgesprochen hatte, und es wurde durch den Prälaten Johann Conrad Zeller zu Bebenhausen (1681) eine Erklärung des brenzisch-lutherischen Katechismus entworfen, welche von Professor Schellenbauer in Stuttgart in einen Auszug gebracht und als solcher noch heute unter dem bekannten Namen, „der Kinderlehre," in Kirche und Schule eingeführt ist (1696). Mit ihm

wurde (1702) ein württembergisches Spruchbuch ausgegeben. Eine nähere Vergleichung mit der obgenannten Schrift von Spener zeigt eine sorgfältige, oft fast wörtliche Benützung derselben in der württembergischen Kinderlehre, wozu jedoch auch noch einiges Weitere kam, das aus „der christlichen Kinderlehre von Joh. Val. Andreä" entnommen wurde. Der Widerstand, den die Neuheit der Sache da und dort im Lande hervorbrachte, wich bald der Ueberzeugung von ihrer Zweckmäßigkeit. Schwieriger war für Württemberg die Zulassung häuslicher Erbauungsstunden, dieß lag in der Natur der Sache und in den Umständen. Zwar wurde von Spener zunächst nur das vorgeschlagen, daß Geistliche in denselben das Wort Gottes weiter erklären sollen, allein auch in diesem Falle hatte man dazumal im Württembergischen Bedenken. Die häuslichen, religiösen Versammlungen waren durch Separatisten, Mennoniten und Anhänger Jakob Böhme's in Verdacht gekommen, und zu gleicher Zeit hatten selbst einzelne Geistliche durch Neigung zu den Lehren jener Partheien Aufsehen und Anstoß erregt. Ludwig Bronquell, Pfarrer zu Löchgau, hatte anfangs durch Neigung zu auffallenden Erscheinungen, namentlich zu sogenannten Weissagungen von Prophetinen (Somnambulen), später aber dadurch sich manche Rüge zugezogen, daß er in Jakob Böhme's Schriften sich versenkte. Mit allem Eifer suchte er seine Ansichten auszubreiten und gewann für dieselben auch den Diaconus Johann Jakob Zimmermann zu Bietigheim. Vergeblich waren Warnungen und gelindere Strafen, die Bronquell um so weniger achtete, da er, als Verwandter des vielgeltenden Myler von Ehrenbach, Schonung ansprach. Als endlich die schwärmerische Anhänglichkeit dieser Leute an Böhme so weit ging, daß sie ihn über die Apostel Petrus und Paulus erhoben, als Zimmermann, durch seine astrologischen Phantasien verleitet, das Ende der drei abendländischen Kirchen („des Kirchenbabels") auf 1694 festsetzte, ja, sich nicht entblödete, auszusprechen: „es seyen etliche irrige Dinge in die h. Schrift gebrauen," so wurden beide, Bronquell nach zwanzigjährigen Versuchen, im Jahre 1679, Zimmermann aber fünf Jahre später, ihres Dienstes entlassen. Letzterer hatte bereits einigen Anhang unter dem Volke, mit dem er nach Hamburg und Rotterdam

sich wandte, und eben im Begriffe war, nach Pennsylvanien sich einzuschiffen, als er vom Tode hinweggerafft wurde. Seine Familie und Anhänger fanden Unterstützung bei den Quäkern, denen er sich in seiner letzten Zeit sehr genähert hatte, und kamen wirklich nach Amerika. Das Aufsehen, das die Entfernung dieser beiden Geistlichen in Württemberg machte, war um so größer, da eine Entlassung wegen Abweichung vom kirchlichen Lehrbegriff zu den größten Seltenheiten in dieser Kirche gehörte. Aber auch im evangelischen Stifte in Tübingen wandten sich manche talentvolle Jünglinge der theologisch-mystischen Richtung zu, unter denen der Repetent Paul Achatius Bauz 1694 entlassen werden mußte. Unter diesen Umständen konnte man an Einführung von Privaterbauungsstunden, auch wenn sie von Geistlichen gehalten wurden, damals nicht wohl denken, zumal, da ein besonderes Verlangen von Seiten der Gemeinden nach demselben sich nicht zeigte. Das Bedürfniß stellte sich erst später heraus, wie seines Orts erzählt werden soll.

Es waren die verschiedenen, damals auftauchenden Sekten überhaupt ein Hinderniß, daß das Gute sich nicht schneller entwickeln konnte, und da Spener mit einer in seiner Zeit sehr seltenen Milde und Vorsicht Alles zu prüfen pflegte, und nicht leicht ein scharfes Urtheil fällte, wo er irgend Spuren eines christlichen Sinnes fand, so machten seine Gegner ihm hierüber manchen bitteren Vorwurf, ja, sie warfen ihn mit den vom kirchlichen Lehrbegriff sich trennenden Separatisten und Schwärmern in eine Klasse, und den Namen „des Pietismus" mußte seine Sache tragen, wie ihre Sache. Doch war dieß in Württemberg selbst da nicht der Fall, wo Speners Wirken nicht ganz gebilligt wurde, in Tübingen. Bei allem Eifer, mit welchem die Tübinger theologische Fakultät gegen Jakob Böhme, Chiliasten, Wiedertäufer, Visionäre schrieb, so gut, als gegen Socinianer, Cartsianer und Katholiken, wurde Spener doch nicht angetastet. Großentheils wurden ihm von Tübingen aus nur Beweise der Achtung gegeben, wie denn Dr. B. Raith ihm seine damals berühmte Vertheidigung der lutherischen Bibelübersetzung zueignete. Johann Adam Osiander, ein ausgezeichneter Gelehrter, bei welchem namentlich die schwedische Jugend ihren theologischen Unterricht suchte, trug

ie Noth der Kirche auf dem Herzen, wie Spener, und suchte,
rm gleich, seine Schüler in die Schrift einzuführen; noch sind
ine Commentare über die geschichtlichen Bücher des Alten Te-
amentes davon Zeuge. Nur Michael Müller, Dr. der
Theologie und Kanzler, bange für Reinerhaltung der Lehre, und
fernd gegen Alles, was ihm dieser zuwider schien, zeigte
freilich aufgetrieben durch die heftigsten ausländischen Gegner
Speners) Neigung, sich in die damals in Norddeutschland ob-
waltenden Streitigkeiten mit einzumischen; aber die Regierung
eß es nicht zu, und so blieb unter den damaligen Unruhen
riede in der württembergischen Kirche.

§. 2.

Eigenthümliche Gestaltung der durch Spener begründeten praktischen Richtung in Württemberg. Edikt von 1694. Hedinger.

Bei aller Bereitwilligkeit, Speners Vorschlägen Raum zu
geben, zeigte sich doch im Württembergischen eine
große Selbstständigkeit in Behandlung derselben. Schon
die amtliche Ausgabe des Cynosura (1687), einer die kirch-
iche Ordnung nnd Zucht betreffenden Privatsammlung herzog-
icher Gesetze von J. V. Andreä bewies ein Festhalten an dem
erprobten Alten, und ebenso hielt man alle damals Epoche ma-
chenden Ereignisse an den Prüfungen der h. Schrift und des
evangelischen Bekenntnisses, wobei, ohne offene Theilnahme an
den damaligen Kämpfen, doch Spener'n Gerechtigkeit wiederfuhr.

In demselben Jahre, als die Regierung eine Schrift des
Michael Müller unterdrückte, welche wohl mehr bestimmt war,
einzelne Schüler Speners, als ihn selbst anzugreifen, erschien
das Edikt vom 28. Februar 1694. Es enthielt eine
Verordnung, nach welcher sowohl den Studirenden in Tübin-
gen, als den Kirchen- und Schuldiener gesagt ward, „in
welchen Schranken der Lehre sie in den, zwischen einigen
evangelischen Theologen ohnlängst entstandenen, und unter den
neuerlichen Titel der Pietisterei gezogenen Streitigkeiten erhalten
werden sollen." Es werden in demselben eilf Punkte namhaft
gemacht, um welche sich damals der Kampf bewegte, und welche
von dem Standpunkte des evangelischen Bekenntnisses aus be-
urtheilt werden. Der erste Artikel behandelt die Lehre vom

Chiliasmus. Spener hatte nämlich geäußert, daß er einen besseren Zustand der Kirche, einen mehreren Verfall des römischen Papstthums, eine endliche Bekehrung des jüdischen Volkes im Großen hoffe. Weiter war er in seinen Hoffnungen nicht gegangen. Dennoch warf man ihm vor, er huldige „dem jüdischen Chiliasmus und den wiedertäuferischen schwärmerischen Erwartungen von einem fleischlich-weltlichen Reiche Christi auf Erden." Mit Recht erklärte nun das obengenannte Edikt, „daß die Ansicht, welcher Spener zugethan war, keineswegs mit dem Namen einer ärgerlichen Ketzerei zu benennen sey, und daß ohne Verletzung des Glaubensgrundes verschiedene Ansichten hier stattfinden können, wie denn auch christliche Theologen seit Luthers Zeiten schon eine und die andere Stelle in den Propheten verschieden erklärt haben." In den folgenden beiden Artikeln wird mit Nachdruck darauf gedrungen, „daß die h. Schrift als einiges Fundament aller Lehre, Religion und Gottesdienst anzuerkennen sey, auch Alles enthalte, was uns zum Heile zu wissen nöthig ist." „Daher seyen unmittelbare Erleuchtungen in Glaubenssachen von Gott weder zu bitten, noch zu erwarten. Wenn man auch nicht gerade läugnen wolle, daß Gott hie und da noch jetzt einen prophetischen Blick in die Zukunft der Kirche geben könne, so müsse man doch eben so vorsichtig in Annahme, wie in Verwerfung solcher Ahnungen seyn. Die Theologie Studirenden sollen sich desto mehr Mühe geben, die evangelische Lehre aus der heiligen Schrift zu erlernen, dabei aber auch suchen, im wahren, lebendigen und thätigen Glauben zu wachsen, reich zu werden in allerlei Erkenntniß und Erfahrung, daß sie prüfen mögen, was das Beste sey." Denn (Art. 4—5) „es ist reine evangelische Lehre, daß zu unterscheiden ist zwischen blos historischem und lebendigem Glauben, zwischen blos buchstäblichem und geistlichem Schriftverständniß, zwischen wiedergebornen und unwiedergebornen Predigern, wenn auch das Amt letzterer darum nicht als unfruchtbar zu erklären ist. Aber es solle dennoch den Theologie Studirenden wohl und eifrig vorgemalt werden, daß, wenn sie das System der Glaubenslehre auch wohl in's Gedächtniß gefaßt, die evangelische Lehre mit Zeugnissen der Schrift bekräftigen, die Einwürfe der Gegner gründlich wider-

egen, auch wohl ausgesonnene und der Aehnlichkeit des Glaubens gemäße Predigten ablegen können, dabei aber der Welt anhangen rc., sie noch nicht zur wahren, seligmachenden Erkenntniß Gottes erleuchtet seyen, sondern im Finstern wandeln." „Eben darum (Art. 6) fährt das Edikt fort (im schönen Gegensatz gegen der Leipziger Professoren Behauptung: „daß sie nicht da seyen, fromme, sondern nur gelehrte Theologen zu erziehn"), sind unsere Professoren ihren vorhinhabenden Universitäts- und Kirchenpflichten nach verbunden, ihre Lektionen, Disputationen und übrigen Amtsgeschäfte darnach einzurichten, daß die Furcht des Herrn, als aller Weisheit Anfang, und also die wahre Pietät und Gottseligkeit bei der studirenden Jugend gepflanzt, erhalten und gemehrt, und dem Widrigen bestmöglich vorgebeugt werde, daß folglich nicht nur Gelehrte, sondern vornämlich fromme und gottselige Leute bei Kirchen und Schulen künftighin zu gebrauchen, auf Unserer Hohen Schule und in unserem fürstlichen theologischen Stipendio daselbst erzogen werden." Mit aller Einfachheit spricht sich hierauf das Edikt über die damalige unnöthige Streitigkeit, betreffend das Halten des Gesetzes, und über die Ungerechtigkeit aus, mit der man Leute „Enthusiasten" heiße, welche doch mit der evangelischen Kirche Geist und Wort Gottes als untrennbar bei den Gnadenwirkungen anerkennen. Rücksichtlich der Mitteldinge (erlaubte Dinge, Adiaphora) wird ernstlich davor gewarnt, „daß man nichts zu denselben rechne, was unnütze närrische Spectakel seyen und christlicher Zucht und Ordnung zuwider; zugleich aber beim Gebrauch von wirklichen Mitteldingen genau darauf sehe, daß nichts mit Widerspruch des Gewissens gethan, sondern dasselbe bei den dabei obwaltenden Umständen sorgfältig in Acht genommen werde."

Der 9. und 10. Artikel beschäftigt sich hauptsächlich mit der Mystik und mit Jakob Böhme. Die Schriften eines Tauler und die sogenannte „deutsche Theologie" werden nicht geradezu empfohlen, sofern denselben noch einiges vom Papstthume anhänge, wiewohl sie mit den Bekenntnißschriften der evangelischen Kirche in den Hauptpunkten übereinstimmen. Vor Jakob Böhme aber wird geradezu gewarnt, weil seine Schriften in vielen Stellen sehr dunkel seyen, in andern Orten aber

solche Sachen in sich halten, die ärgerlich, ungereimt und gotteslästerlich lauten, und nach den gemeinen Regeln der Auslegung keinen guten, der heiligen Schrift gleichförmigen Sinn zulassen."

Das Edikt schließt mit der Erklärung, daß die Regierung darüber wachen werde, „daß die seligmachende, reine Religion zu keinen ärgerlichen und gefährlichen Spaltungen gerathe." Verfasser des Ediktes war der Consistorialrath Georg Heinrich Häberlin. Wie sehr dasselbe mit den Ansichten Spener's im Wesentlichen einstimmig ist, wäre aus seinen Bedenken leicht zu erweisen; er schrieb aber ausdrücklich über dasselbe an einen württembergischen Staatsmann: „Ich danke dem großen Gott billig für die Gnade, so er gegeben, daß sich der preiswürdige Eifer der fürstlichen Regierung für das wahre Christenthum durch dieß Edikt gezeigt, wie ich mich denn auch versichere, daß der HErr HErr über Ihrer Kirche so viel kräftiger walten und wachen werde."

Von nun an entwickelt sich die auch durch Spener'n in Württemberg beförderte christlich=praktische Richtung ohne irgend ein bedeutenderes Eingreifen von Außen sehr selbstständig, und die württembergische Kirche steht mit ihrer Entwicklung fast einzeln da unter den übrigen evangelischen Kirchen. Eine Reihe von ausgezeichneten vaterländischen Theologen gibt dieser Richtung ein ganz eigenthümliches Gepräge.

Diese Reihe eröffnete Dr. Johann Reinhardt Hedinger. Vier Jahre nach dem obgenannten Edikt war er von der Stelle eines Professors der Geschichte und Predigers zu Gießen zu dem Amte eines zweiten Hofpredigers des jungen Herzogs Eberhard Ludwig nach Stuttgart berufen worden. Er war ein Enkel des Hofpredigers Joh. Schübel, eines der vertrautesten Freunde von J. V. Andreä und hatte den frommen Sinn, wie den unerschrockenen Muth seines Großvaters geerbt, und ein Herz für der Kirche Noth. Talentvoll, wie er war, machte er schon in früher Jugend Aufsehen; man sahe ihn unermüdet in Erforschung der Wahrheit, auf dem Felde der Philosophie, wie der Theologie, selbst der Kunst nicht fremd. Nach vollendeten Studien machte er bedeutende Reisen nach Frankreich, Holland, England, Schweden, und erwarb sich auf denselben

ine nähere Bekanntschaft mit den verschiedenen religiösen Par=
teien und den ausgezeichnetsten Theologen. Hierauf nach Gießen
erufen, kam er in collegialische Berührung mit Gottfried
lrnold, welcher gleichfalls Professor daselbst war und be=
eits eine der evangelischen Kirche feindselige Stellung einge=
ommen hatte. Wie Hedinger'n Alles, was den christlichen
Glauben und das christliche Leben betraf, tief bewegte, so
onnten ihm Arnold und seine Anhänger in Gießen nicht gleich=
gültig seyn. Arnold ging, nach Hedinger, damals so weit, zu
behaupten: „Ein erleuchteter Christ bedürfe der Bibel nicht
nehr," verwarf die Kindertaufe und nahm der verschiedenen
damals aufkommenden Schwärmereien sich an, welche fast alle
n Verachtung der Versöhnungslehre und Sakramente, und im
Ruhme besonderer Erleuchtungen zusammentrafen. Der Eifer,
nit dem Hedinger, der im Versöhnungstode Christi sein Leben
und in den Sakramenten die festen Siegel göttlicher Gnade er=
kannte, gegen Arnold und seine Anhänger (als Prediger na=
mentlich) auftrat, zog ihm viel Leiden und eine fast criminal=
amtliche Behandlung zu, der er nur durch jenen unerwarteten
Ruf nach Stuttgart und durch Verwendung des württembergi=
schen Hofes entzogen wurde.

Aber hier erwarteten ihn nun andere Kämpfe. Zwar hatte er anfangs noch die in ihrer Art schwierige Prüfung der Visio=
närin Regina Bader. Diese, durch den Vorgang der bekannten Hellseherin Asseburg ergriffen, behauptete, Er=
scheinungen aus dem Himmel und der Hölle zu haben, predigte von kommenden Gerichten, und wurde von vielen Seiten als eine hochbegabte, fromme Jungfrau gepriesen. Von Hedin=
ger geprüft, mußte sie endlich gestehen, daß sie eine Betrü=
gerin sey, und wurde zu dreijähriger Zwangsarbeit verurtheilt. Aber mit solchen Leuten, die damals keineswegs selten waren (1700), sollte Hedinger nicht hauptsächlich zu kämpfen haben. Wohl war er noch Mitglied des Consistoriums, als das Edikt vom Jahre 1703 erschien, welches hauptsächlich gegen „den fast aller Orten unter dem Deckmantel sonderer Heiligkeit einschleichen=
den Fanaticismus (Schwärmerei)" gerichtet war. Aber seine Haupt=
aufgabe war die, gegen das von Frankreich herüber ein=
brechende sittliche Verderben zu streiten, und durch

Schrift, wie durch Beispiel, die vaterländische Kirche zu er-
bauen. Französische Sitten hatten namentlich bei Hof ei-
Stätte gefunden, und der junge Herzog stand in der Wahl,
ob er diesen oder den Eindrücken einer christlich=frommen Er-
ziehung folgen solle. In dieser Zeit trat mit der Furchtlosigkeit
des guten Gewissens und im Gefühle seiner Amtspflicht He-
dinger sein Amt an. „Ich bin nicht vor dir geflohen, mein
Hirte, das weißest du! Menschentage habe ich nicht gesucht,"
war der Text seiner ersten Predigt und die Richtschnur seines
Wirkens. Zwar es war bei dem Herzog mit keinem entscheiden-
den Erfolge gekrönt, doch, so lange Hedinger lebte, konnte er
sich dem Gefühl der Wahrheit nie ganz entziehen. Der feurige
Ernst des jugendlichen Predigers (er stand zwischen dem vier-
unddreißigsten und vierzigsten Jahre) hat sich selbst dem Volke
bis auf diesen Tag unvergeßlich gemacht. Noch hört man er-
zählen, wie er in einer Neujahrspredigt „den Hofleuten, die
seinen Herrn verführen, den ewigen Fluch ankündigte;" wie er das
unter seinem Fenster lachende und tobende Hofgesinde mit dem Wort
zu stillem Nachhausegehen brachte: „So, so haben es die bösen
Buben in Sodom auch gemacht;" wie er dem einer fremden
Dame zu lieb ausfahrenden Herzog die Pferde mit der einen
Hand aufgehalten, mit der andern sein Magisterkäppchen dar-
geboten und gesprochen hat: „Ist Ew. Durchlaucht mit einem
Käppchen voll Blut gedient, so fahren Sie zu." Erzählt doch
die Volkssage von einem ihm unsichtbaren Begleiter, der ihn
einmal in das Kabinet des erbitterten Fürsten geleitet, und
daß Hedinger auf das dreimalige Begehren, denselben zu
entfernen, entgegnet habe: „Euer Durchlaucht, ich bin allein,
sollte es aber dem großen Gott gefallen haben, einen seiner
Engel mir zum Begleiter zu geben, so weiß ich's nicht."

Auf die Gemeinden, wie auf die Geistlichen wirkte das
kräftige Wesen des Consistorialraths, und die gelehrten und er-
baulichen Schriften des Schriftstellers. Unvergeßlich ist in letz-
terer Hinsicht besonders Hedingers *Passionsspiegel* gewor-
den, und in diesem *mehrere seiner Lieder*. Hiezu kam
noch eine sehr sorgfältige Ausgabe der *lutherischen Bibel-
übersetzung* mit Einleitungen und erklärendem Anhange, und
eine besondere Ausgabe des *Neuen Testamentes* mit fort-

aufenden Anmerkungen. Letztere verbreitete sich bald nicht
los im Inlande, sondern auch auswärts, und machte durch
inige freilich unbedeutende Abweichungen von der Kirchenlehre,
ıoch mehr aber durch die kurzen, oft schneidenden Nutzanwen-
ungen, in welchen Hedinger die Sünden der Welt und die
Bebrechen des geistlichen Standes rügte, vieles Aufsehen. Den-
ıoch wirkte sie im Ganzen zu genauerem und erbaulichem Bibel-
erständniß segensreich, und gehört noch jetzt zu den gesuchtesten
Schrifterklärungen. Eine wiederholte Durchsicht dieser Arbeit
war dem sel. Manne nicht mehr vergönnt.

Schwerere Kämpfe, als diese Arbeit, machte ihm in seinen
letzten Jahren *die Vertheidigung* einiger, von religiösem
Eifer getriebener, aber von der evangelischen Wahrheit mehr
oder minder abirrender *junger Männer.* Doch hielt er sie
durch Beispiel, wie durch Wort so in Schranken, daß sie zu
seinen Lebzeiten mit ihren Grundsätzen zurückhielten. Der herbe
Kampf mit der einreißenden Frivolität bewog ihn, mit abwei-
chenden religiösen Ansichten Geduld zu haben, wenn nur die
Grundlehren des christlichen Glaubens und die christliche Zucht
nicht verletzt wurden.

Den schwersten Kampf, aber auch den frohesten Sieg be-
reitete ihm *der Tod.* Lange vorher hatte er mit einer bangen
Ahnung zu kämpfen. Was er sah, predigte ihm den Tod. Sah
er ein Glas, so dachte er, so ist dein Leben. Sah er Eichen
oder Berge, so dachte er an ihre lange Dauer und seine Ver-
gänglichkeit, und konnte „der Todesprediger gar nicht loswer-
den." Aber als nun die letzte Krankheit kam, wich alles To-
desgrauen, wie ein Schatten. Er rief die Seinigen zusammen
und sprach: „Welch' ein elender Mann wäre ich, wenn ich
mich jetzt erst bekehren und unter vielen Aengsten auf der Aerzte
Gesichter Achtung geben müßte, was sie von meiner Krankheit
urtheilen, und wie lange meine Buß- und Lebenszeit etwa noch
währen könne. So aber kann ich mich mit süßer Ruhe in den
Arm und Schoos meines Jesu, dem meine Seele anhängt, als
ein Kind hinlegen und mein schon längst bestimmtes Stündlein
mit Freuden erwarten." Doch sein Sterbebett ist der Wahr-
heit nach von nahestehenden Freunden geschildert und deren Er-
zählung in das christliche Taschenbuch Christoterpe getreu auf-

genommen worden. Daher nur noch dieß! Nachdem er sein Glaubensbekenntniß abgelegt, die Kirche, das Land, den Herzog in brünstigem Gebet Gott empfohlen und seine Gattin gesegnet hatte, ließ er den Kapellmeister kommen, der ihm Sterbelieder zur Harfe singen mußte, „denn er wollte mit Jubelgesang sterben." Noch ermahnte er die Umstehenden zu einem wahren, mit der Welt nicht akkordirenden Christenthum, befahl den Seinen, dem Herzog seinen Dank und Segen zu bringen, und schloß seine Ermahnungen mit den Worten:

„Und nun gehe ich dahin, wo man nicht mehr mit Worten reden, sondern Gott von Angesicht zu Angesicht schauen und dem erwürgten Lamme Reichthum und Weisheit, Stärke und Ehre, Preis und Lob darbringen wird von Ewigkeit zu Ewigkeit." Damit wurde er stille, bis in sein Ende hinein, welches Morgens 6 Uhr, den 28. December 1704 erfolgte.

„Lieblich und hold (sagt der Sohn seines heftigsten Gegners, des Consistorialraths Erich Weißmann), wird Hedingers Gedächtniß bleiben! Alle Einsichtsvollen und Wohlgesinnten glaubten und bekannten, daß nicht ohne göttliches Gericht diese Säule des Vaterlandes gefallen seye."

Zweites Kapitel.

Die Zeiten des geistigen Kampfes, welchen die evangelische Kirche Württembergs am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zu führen hatte.

§. 1.

Das Eindringen der falschen Mystik.

So lange Hedinger lebte, gab seine treue Anhänglichkeit an die kirchliche Lehre, sein Eifer für kirchliche Zucht, die Furchtlosigkeit, die er in den schwierigsten Stellungen zeigte, auch der Kirche ein Ansehen, für die er wirkte. In seinen nächsten Umgebungen fand sich zwar Neigung zu Neuerungen, aber er wußte sie niederzuhalten. Mit seinem Tode brach die innerliche Gährung aus. Schon das Edikt von 1703 hatte über Schriften zu klagen gehabt, welche die von alten, von

er Regel der heiligen Schrift abweichenden Mystikern entlehnten Irrlehren auf's Neue in Anwendung rachten. Da hörte man bald: „die Schrift sey ein todter Buchstabe;" bald: „Adams Sündenfall sey darin bestanden, daß er nicht mehr habe wollen allein seyn;" bald: „die Zurechnung des Verdienstes Christi sey eine, nur in dem Hirn der Unwiedergebornen erzeugte Meinung;" bald: „ein Wiedergeborner sey ganz ohne Sünde;" dann wieder: „ein unwiedergeborner Prediger, auch wenn er die rechte Lehre verkündige, schade nicht nur durch sein Beispiel, sondern das Evangelium habe aus seinem Munde durchaus keine Kraft;" aber: „auch die Teufel werden noch selig;" ferner: „der Ehestand sey ein fleischlicher, sinnlicher Stand, in dem man Gott nicht recht dienen könne;" endlich: „die Sakramente seyen keine Gnadenmittel, sondern höchstens etwa Zeichen göttlicher Gnade." Diese Lehren wurden theils von Arnold, Poiret, den beiden Jungfrauen, Johanna Leade und Bourignon, verbreitet, theils von der sogenannten philadelphischen Gesellschaft in England, und zwar meistens mit der Behauptung: die Quellen derselben seyen „besondere göttliche Offenbarungen."

Was diese Schriften enthielten, das verkörperte sich gleichsam in der Person des Sporergesellen Rosenbach, welcher seit 1703 bedeutendes Aufsehen erregte. Dieser junge Mensch war durch die Ermahnung eines rechtschaffenen Mannes aus dem Wahn gerissen worden, „als ob man dem Laster dienen dürfe, wenn man nur die Kirche besuche." Merkwürdige Erhörung seiner Gebete, in geistlicher und leiblicher Noth, bewogen ihn, dem Vorsatze, die Weltlust zu verläugnen, treu zu bleiben; später glaubte er, besondere Erleuchtungen zu haben, und nun hielt er sich für bestimmt, Jedermann, der ihm in den Weg trat, zur Buße zu rufen. In verschiedenen Gegenden Deutschlands, unter verschiedenen Confessionen und unter Leuten von allen Ständen fand er bald die theilnehmendsten Freunde, bald die heftigsten Gegner. Letztere besonders 1703 in Heilbronn, von wo aus er sich in's Württembergische begab und dort durch seinen Eifer für christlichen Wandel, wie durch die Erklärung: „daß er mit dem kirchlichen Bekenntniß übereinstimme," nicht nur Duldung, sondern freundliche Aufnahme bei

Hedinger'n, kurz vor dessen Tode, gefunden hat. Allein theils heftige Verfolgungen und unwürdige Lästerungen seiner Person, theils eine wirklich nicht geringe Ehrerbietung, welche ihm von christlich-denkenden Geistlichen zu Theil ward, brachte ihm eine noch höhere Meinung von sich bei, in der er denn sich auch in alle jene Irrlehren verlor, welche das obengenannte Edikt von 1703 gerügt hatte. „Das Predigtamt hat er insbesondere sehr gelästert, und unter Anderem geschrieben: die Prediger können unmöglich bei ihrem Amte ein gutes Gewissen haben, so lange sie meinten, sie wären Christi Diener; man könnte zwar in der heutigen Predigerzunft stehen, aber nur, so lange es Gott gefalle, unter göttlicher Zucht, und anders nicht." Ueberall, wo Rosenbach hinkam, hielt er, wo möglich, Erbauungsstunden, und erregte so bedeutende Unruhen, daß am Ende die Regierung, um den bürgerlichen Frieden in den Gemeinden zu erhalten, auf seine Entfernung aus Württemberg zu dringen sich bewogen sah. Auch im Hohenlohe'schen gab man ihm keinen Aufenthalt. Endlich müde des langen, jahrzehentelangen Treibens, wurde Rosenbach stille und starb 1747 zu Herrenhut.

Für Württemberg war seine Erscheinung in so ferne von Folgen, als Rosenbach mehrere jüngere Geistliche für sich gewann, unter Andern den Repetenten Christian Gottfried Schmoller, Polycarp Jakob Bauer, ferner die Diakonen Siegmund Christian Gmehlin zu Herrenberg und Eberhard Ludwig Gruber zu Großbottwar. Die Strenge, mit der man gegen diese jungen Männer verfuhr, und gegen die frühere Weise in ähnlichen Fällen zu rasch handelte, gewann ihnen da und dort die Theilnahme der Gemeinden und einzelner Gemeindeglieder, und es schien sich ein separatistischer Geist an verschiedenen Orten des Landes auszubreiten. Auch einzelne Gemeindeglieder wurden zu scharf behandelt, und manche redliche, erst im Anfange ihres Christenthums stehende Seele dadurch von der Kirche hinweggescheucht, namentlich aber gekränkt durch die Beraubung ihrer bürgerlichen Ehre, ein Verlust, welcher mit dem damals auch in Württemberg allgemeiner werdenden „Pietistennamen" verbunden war.

Diese Ereignisse veranlaßten mannigfaltige Berathungen des Consistoriums und der theologischen Fakultät zu Tübingen,

deren Resultat das herzogliche Rescript vom 12. August 1706 war, betreffend „die einreißende Separatisterei.“ Dieses Edikt zeigt deutlich, wie tief diese Bewegungen bereits in das Volksleben eingedrungen waren, und wie es sich bei Vielen nicht blos um eine Verwerfung des kirchlichen Regimentes und geistlichen Standes, sondern auch um eine Verwerfung der Hauptpunkte des kirchlichen Bekenntnisses handle, die sie mit wiedertäuferischen, schwenkfeldischen und socinianischen Irrthümern zu vertauschen im Begriffe stunden. In der Stille wurden dieselben meist von auswärtigen, ohne Beruf herumziehenden Leuten verbreitet und befördert, und zeigten ihren Einfluß in der oftmaligen Weigerung, Kinder taufen zu lassen, Pathenstellen zu vertreten und in Gemeinschaft mit Andern zu communiciren. „Hingegen vermeinten sie in ihren Häusern kräftiger in Gott zu dringen, und hielten daher da und dort Versammlungen (Conventikel), in denen sie die heil. Schrift nach ihren schwärmerischen Grundsätzen und fanatischen Prinzipien erklärten, und wider die evangelische Kirche und deren Vorsteher, als das vermeinte Babel, beteten und sangen.“ Solche Seelenführer drangen mitunter sehr „auf äußerliche Heiligkeit und vermeinte Vollkommenheit des Lebens, und, indem sie einfältige und ohnedieß mit Schwermuth behaftete Seelen mehr darauf, als auf die lautere Gnade Gottes wiesen, so wurden manche bei andringenden Anfechtungen der Sünde und des Todes des kräftigen und sicheren Seelentrostes beraubt und in Verzweiflung gestürzt, wie die Erfahrung genugsam bezeugte.“ Das Edikt kündigt somit an, daß man entschlossen sey, diese Verführer aus dem Lande zu schaffen, die Verführten aber durch freundliche Mittel auf die rechte Bahn zu leiten und dem Evangelio zuzuführen. Man verbarg sich aber keineswegs, daß manche Geistliche des Landes selbst Mit-Schuld an diesen Trennungen tragen, theils wegen Untreue in ihrem Berufe, theils wegen harter Behandlung der Schwachen und Irrenden, theils wegen ärgerlichen Lebens, und dieß Alles gab zu einer ernsten Ermahnung an dieselben Anlaß. Man forderte sie (wie die weltlichen Beamten) auf, mit Eifer der Entheiligung des Sonntags, den fleischlichen Lüsten, Fressen, Saufen, Spielen ꝛc. entgegenzuwirken, und besonders in der Seelsorge treu zu seyn.

Ein wichtiger Punkt des Ediktes ist derjenige, welcher die neuentstandenen kleinen Conventikel betrifft. Sie waren da und dort von Leuten, „welche von sonderen Lehren angesteckt waren," gehalten worden, und das Edikt gebietet ihre gänzliche Abstellung. Aber es unterscheidet mit dem Namen Conventikel, solche von Separatisten und Schwärmern gehaltene Versammlungen von den Erbauungsstunden, welche Geistliche an Sonn- und Festtagen neben den kirchlichen Gottesdiensten hielten, so wie von dem auch durch Anwesenheit von Freunden und Nachbarn erweiterten Hausgottesdienste und religiösen Gesprächen. Während nun erstere Privatversammlungen verboten werden, so werden die letzteren ohne Anstand zugelassen, und auch durch das Edikt von 1707 werden nur die sogenannten Conventikel nicht aber die von Geistlichen geleiteten Erbauungsstunden noch jene erweiterten Hausgottesdienste verboten. Beide blieben bis zum Jahre 1743, wo das Generalrescript von 1706 weiter ausgeführt wurde.

Bürgerrecht hat beiden letzteren wohl der Professor der der Theologie zu Tübingen Dr. Reuchlin, wenn auch nicht ohne Kampf, erworben. Er hatte in seinem Hause auf Bitten der Stadtgemeinde Tübingen auch außer dem öffentlichen Gottesdienste Bibelstunden zu halten begonnen. Ihm als Seelsorger war es durch die Erfahrung klar geworden, was das Bedürfniß der Gemeinde sey, und er verbarg es sich nicht, wie viel unrichtige und verworrene Begriffe sich in religiöser Hinsicht bei Gebildeten und minder Gebildeten finden, und wie sehr es eines Seelsorgers Pflicht ist, nach apostolischem Beispiele öffentlich und sonderlich zu lehren (Apg. 20, 20.), wie sehr es auch den Bekenntnißschriften der evangelischen Kirche und besonders den Ansichten Luthers gemäß ist: „durch gegenseitige Unterredung und brüderlichen Zuspruch zur Erbauung seiner Mitchristen beizutragen." Ueber manche tadelnde Urtheile setzte er sich hinweg, und zeigte durch sein Beispiel, wie viel auch in solchen kleineren Kreisen ein evangelischer Prediger wirken könne, ohne dem Rechte der Kirche entfernt nahe zu treten, und seine Verantwortung an das Consistorium hatte die Folge, daß ihm kein Hinderniß mehr in den Weg gelegt werden durfte.

Was an jeder anderen Universität geschehen wäre, daß die

ehrer, welche für und die, welche wider Privatversammlungen
waren, in offene Fehde gerathen wären, das geschah zu Tübin-
en nicht. In Tübingen waren wirklich Dr. Jäger und der
ltere Dr. Pfaff, beide Professoren der Theologie, gegen
ie häuslichen Erbauungsstunden, und für scharfe Maaßregeln
gegen die Separatisten, während Dr. A. A. Hochstetter
ganz die Ansichten von Reuchlin theilte. Aber dieß brachte
dennoch keine Spaltung in die theologische Fakultät, weil in
der Hauptsache doch Einigkeit vorhanden war. Dr. Jäger
wußte (wie Wenige in jenen Zeiten) das Wesentliche von dem
Unwesentlichen, und das Nothwendige von dem Zufälligen zu
unterscheiden, und obwohl er im Einzelnen freilich minder be-
deutenden Punkten Speners Ansichten nicht billigte, achtete er
den Geist und Eifer wie die gesegnete Wirksamkeit desselben von
Herzen. So scharf er sonst gegen den Katholicismus und den
Unglauben schreiben konnte, so sehr zuwider waren ihm die
Streitigkeiten in der evangelischen Kirche. Er schreibt hierüber
selbst also: „Es ist das der Sinn der württembergischen Theo-
logen, und nicht blos der Meine, daß wir alle Streitigkeiten
unter Brüder hassen; Eintracht suchen wir von Herzen, und
die Liebe halten wir für das untrügliche Zeichen des wahren
Glaubens." Auf der andern Seite aber standen Reuchlin
und A. A. Hochstetter so ganz auf dem Boden des kirch-
lichen Bekenntnisses, und waren mit solcher Liebe demselben
fortwährend zugethan, daß man ihnen ohne Ungerechtigkeit keine
Abweichung von demselben nachweisen konnte, wie dieß sonst
bei anderen Schülern Speners hie und da der Fall war. So
war die Facultät in der Hauptsache einig, und durch ihr
treues Festhalten an der Kirche wie durch ihr gesegnetes prak-
tisches Wirken geachtet; Regierung und Consistorium
sprachen ihre Gesinnung für wahres Christenthum in jenen
Edicten sehr entschieden aus; in der Synode saßen Männer,
wie der christlich weise Johann Andreas Hochstetter,
Prälat von Bebenhausen, und auch im Predigt- und Lehr-
amte standen damals manche ausgezeichnete Männer, welche
durch Beispiel, Wort und Schrift der Kirche Ehre machten, und
dem von der Schrift abweichenden Mysticismus und Separa-
tismus einen Damm entgegensetzten. Im evangelisch-theologi-

schen Seminare zu Tübingen aber bildeten sich freie, religiös-wissenschaftliche Vereine, welche auch für den Geist der nachwachsenden Geistlichkeit ein gutes Zeugniß ablegten.

So würde wohl der später noch heftiger hervorbrechende, entschiedene Separatismus wenig Eingang gefunden haben, wenn nicht unmittelbar nach der Erscheinung jener Edicte, die jammervolle Herrschaft der Gräfin von Würben (Grävenitz) gefolgt wäre, welche den Herzog und mit ihm den Hof und das Land verderbte.

§. 2.

Die Kämpfe der Tübinger Theologen.

Wie in früheren Zeiten, so fühlte sich auch jetzt noch die theologische Fakultät zu Tübingen berufen, mit Wort und Schrift den evangelischen Glauben auch nach Außen zu vertreten. Dieselben Männer, welche im vorigen Abschnitt genannt worden sind, finden wir auch in diesen Kämpfen hervortreten. Es möchte demnach wohl erlaubt seyn, über ihre Persönlichkeit etwas Weniges zu bemerken. Als der wissenschaftlichste Theologe galt der Kanzler Dr. Joh. Wolfgang Jäger. Seine Hauptwerke, das theologische Lehrbuch und seine auf herzoglichen Befehl abgefaßte Geschichte des 17ten Jahrhunderts beurkundeten seinen Beruf als Dogmatiker und Kirchenhistoriker, seine Streitschriften zeigten auch seine Erfahrung im Kirchenrecht, namentlich eine Schrift, in der er die Rechte des deutschen Kaisers gegen den Papst vertrat, welche ihm sogar den Titel „Eminenz" vom Kaiser erwarb. Was ihm an Blicke in die Verhältnisse und Bedürfnisse der christlichen Gemeinde etwa mangelte, das ersetzte Dr. Christoph Reuchlin, Professor und Stadtpfarrer zu Tübingen († 1707) durch ausgezeichnete Gaben und Treue als Prediger und Seelsorger, ein Mann in dem sich ächt wissenschaftliche Bildung mit gereiftem Christenthum vereinigte, nach Weißmann „ein geborner Universitätslehrer." „Reuchlin, dieß rühmt sein Schüler J. A. Bengel von dem vollendeter Lehrer, war ein äußerst wackerer Mann; seine Collegien, besonders diejenigen, welcher er Morgens, gleich

achdem er vom Morgengebete kam, gehalten, überhaupt alles,
das ich von ihm hörte, war wie ein kühler Morgenthau und
oll Kraft und Leben. Er hat gar nichts Affektirtes und Hoch-
rabendes an sich gehabt, alles war, wie es seyn sollte. Sein
Vortrag diente ebenso zum Unterricht des Verstandes als zur
Erweckung des Willens. Und wer vor den Andern dazumal
ifrig in seinem Christenthum war, der ist von ihm angefeiert
vorden." Vertrauter Freund Reuchlins und Hedingers war
Dr. A. Ad. Hochstetter, ein Mann von umfassender Bildung,
velchem, da er noch Professor der Philosophie zu Tübingen
var, der berühmte Leibniz das Zeugniß gab: „er sey ein Licht
n der Philosophie." Wie er noch lange nach seinem Tode
durch seine philosophischen Schriften wirkte, noch als die wolfische
Philosophie bereits auch in Tübingen aus der Mode gekommen
war, so wirkte er als Professor der Theologie durch Schrift-
erklärung und für praktische Theologie.

Es ist bemerkenswerth, wie diese drei Männer gegen
Außen zur Vertheidigung der evangelischen Kirche zusam-
menwirkten, namentlich gegen den von England her drohen-
den Deismus (Läugnung göttlicher Offenbarung und Be-
hauptung, daß Gott durch menschlichen Verstand genügend er-
kannt werden könne). An dem leichtfertigen Hofe des Königs
Carl II. von England hatte sich nämlich eine Menschenklasse
gebildet, welcher die schwärmerischen Auswüchse der englischen
Sekten willkommensten Vorwand gaben, gegenüber von dem
Christenthum absprechend aufzutreten, ja endlich auch den letzten
Funken religiösen Bedürfnisses als Traumgebild zu verwerfen.
Es waren dieß freilich nur sogenannte Schöngeister, aber ihre
Schriftchen waren leicht zu lesen, und verbreiteten sich sehr
weit. Daher erschien von Eduard Stillingfleet eine Beant-
wortung ihrer Zweifel und Vertheidigung der christlichen Reli-
gion, welche Hochstetter aus dem Englischen in's Lateinische
übersetzte, und dadurch seinen theologischen Zeitgenossen zugänglich
zu machen suchte. Gegen die Socinianer (Läugner der
Gottheit Christi) wandte sich Reuchlin, gegen verschiedene
andere Sekten dagegen Jäger. Letzterer hatte sich aber be-
sonders zweierlei Gegner gewählt, welche damals bedeutendes
Aufsehen machten: den Benedict Spinoza und Peter Poiret.

Ersterer ein holländischer Jude unternahm es (nachdem Des Cartes die Philosophie von der christlichen Theologie losgerissen hatte), aus seinem Kopfe ein Lehrgebäude über das Wesen und den Grund aller Dinge aufzustellen. „Es gebe (dieß ist der Hauptinhalt der spinozistischen Weltweisheit), nur eine Substanz (Urstoff und Urkraft) die Gottheit mit den unendlichen Eigenschaften der Ausdehnung und des Denkens. Diese Substanz sey kein Einzelwesen (kein persönlicher Gott) sey, sondern nur das allen Einzelwesen zu Grunde liegende. Alle endlichen Dinge, Körper und Seelen, seyen nur Erscheinungsformen von Gott." Auf diesen Grundsatz baute er mit staunenswürdigem Scharfsinn das Gebäude seiner Gedanken. Unmöglich konnten aber diejenigen, welche den unendlichen Abstand der Kreatur und des Schöpfers aus Vernunft, Natur und Schrift erkannten, welche die Stimme des Gewissens glaubten, die von einer Zurechnungsfähigkeit der Handlungen, wie von einem göttlichen Gerichte zeugt, gleichgültig diese Lehre hören. Anfangs freilich schien namentlich dem philosophisch forschenden Poiret die ganze Sache eine Spielerei, eine künstliche „Thorheit der Thorheiten (nugae nugarum)," welche geradezu auf der Hand liege, aber die Zeit enttäuschte ihn. Die ungemeine Zuversichtlichkeit, mit der Spinoza seine Grundgedanken vortrug, ersetzte bei Menschen, die der Religion abhold waren, den Mangel der Beweise; und das, daß kein allwissender richtender Gott, kein Gewissen, kein Leben nach diesem Leben in dem Systeme des Spinoza Raum fand, gewann ihm den Leichtsinn, wie sein Scharfsinn ihm talentvolle Leute zuführte, die sich nun gerne „starke Geister" nannten und nennen ließen. Nicht mit Unrecht suchte Jäger darzuthun, daß Spinozismus eigentlich Atheismus, d. h. Gotteslaugnerei sey, denn Spinoza mochte immerhin seine Substanz „Gott" nennen, so war sie ihm doch nichts anderes, als das, was wir „Natur" zu nennen pflegen, und keinen anderen Gott als die Natur zulassen, das ist ebensoviel als ausdrücklich lehren: „es sey gar kein Gott."

Der andere Gegner, mit welchem sich Jäger in einen Kampf einließ, war Peter Poiret, der bereits als Gegner Spinoza's genannt wurde. Er hatte mit diesem einen und dieselbe Schule durchgemacht, die der cartesianischen Weltweisheit, er hatte

enselben scharfsinnigen, ordnenden Geist, wie Spinoza, aber u viel Furcht vor Gott und seinem Gewissen, um ein beliebiges Gedankenspiel an die Stelle der heiligsten Wahrheiten der Re- igion zu setzen. Wäre er, der sich vor eigenen Phantasieen hütete, doch vor denen bewahrt worden, mit welchen Antoi- nette Bourignon, eine katholische Jungfrau, Viele be- zauberte! Diese Person führte ein sehr strenges Leben, und setzte den ganzen Gottesdienst in Verläugnung ihrer selbst, behauptete jedoch besondere göttliche Offenbarungen zu haben, welche sie der h. Schrift gleichstellte, und eine Lehrerin der Christenheit zu seyn. Sie zog den Poiret in ihre hoffnungslose Lehre hinein, und mit ungemeiner Thätigkeit suchten beide An- hänger für dieselbe zu gewinnen, ob sie gleich selbst gestanden, daß auf dem Wege der Selbstverläugnung allein noch keiner ein vollkommener Christ geworden sey. Der Kampf war hier freilich leichter zu führen, weil doch einige Grundwahrheiten gemeinschaftlich waren, auf der anderen Seite aber schwieriger, weil Poiret die angeblichen besonderen Offenbarungen der Bou- rignon immer wieder zu Grunde legte. Aber nöthig war es, manche unbefestigte Gemüther vor einem Abwege zu warnen, der bei allem guten Scheine doch nicht zur Ruhe gelangen läßt, weil Selbstverläugnung ohne Sündenerkenntniß und Schuldge- fühl nicht zu Christo und zur Versöhnung mit Gott führt, und kein inneres Leben erstarkt ohne Wort und Sacrament.

So sehr man sich endlich in Württemberg vor der Theil- nahme an den die evangelische Kirche zerrüttenden Streitigkeiten hütete, so wurde die theologische Facultät in Tübingen doch in eine hineingezogen. Es war nämlich auf der braunschweigi- schen Universität Helmstädt der Geist der Vermittlung (Synkretismus) auf eine Höhe gestiegen, welche an Ver- rath des evangelischen Bekenntnisses gränzte. Dazu kam noch Gefälligkeit gegen den Hof, namentlich gegen den Herzog An- ton Ulrich, welcher eine seiner Enkelin gerne als Gemahlin des Kaisers gesehen hätte, und der, um diesen Zweck zu erlangen, nachdem sie bereits confirmirt war, sie nochmals, aber in der katholischen Religion unterrichten ließ, und endlich alles so lei- tete, daß sie zu dieser übertrat. Er hätte aber gerne (als damals noch protestantischer Fürst) eine Beschönigung dieser

Fakultät den Fabricius auf, „seinen wahren Sinn darzulegen und offen zu erklären, welche Gefahr der Seele ein Uebertritt zur katholischen Kirche mit sich bringe."

Die Folge war freilich nicht die, daß Fabricius seine Fehler eingesehen hätte, dem, so wenig er für seine Person zum Katholicismus Neigung haben mochte, so wenig wußte er den Werth des evangelischen Glaubens zu schätzen. Der Tübinger Fakultät aber hätte nahezu die Ehre werden können, daß sie vor den kaiserlichen Reichshofrath gezogen worden wäre, wenn nicht der herzogliche Geheimerath, wie der Herzog selber, das Recht derselben mit Entschiedenheit vertheidigt hätten. Auf die Erklärung des Letzteren hin fand man doch in Wien für gut, die Sache ruhen zu lassen, es sey, weil der Kaiser dem Herzog Eberhard Ludwig persönlich zugethan war, oder weil man fürchtete, die evangelischen Reichsstände würden sich der Sache gemeinschaftlich annehmen, wenn man weiter gienge.

§. 3.

Das herzogliche Haus und der württembergische Hof.

Während von Außen und von Innen so mannigfache Gefahren der evangelischen Kirche Württembergs drohten, bereiteten sich am Hofe Dinge vor, welche derselben die tiefsten Wunden schlugen, so daß ein Kenner der kirchlichen Geschichte unsres Landes schreibt: „mit Schmerz sieht der Freund der vaterländischen evangelischen Kirche in den Zeiten Eberhard Ludwigs den Grund gelegt, zu der von nun an immer schroffer hervortretenden Auflösung religiöser Gemeinschaft und kirchlicher Ordnung." Zwar nach der Erziehung, die Eberhard Ludwig erhalten, nach dem Charakter seiner nächsten Anverwandten, selbst nach den ersten Jahren seiner Jugend hätte man Solches wohl schwerlich erwartet.

Seine fromme Mutter, Magdalena Sibylla, eine geborne Prinzessin von Hessen-Darmstadt, sein ruhmgekrönter Oheim Friedrich Carl und die meisten von dessen Söhnen, besonders aber die Helden aus der herzoglichen Nebenlinie von Württemberg-Neuenstadt, Ferdinand Wilhelm und Carl Rudolph, erinnern an die Fürsten

us der Zeit der Reformation. Die Erziehung der Prinzen
war eine wahrhaft fromme Erziehung. Sie wurden in der
ehre ihrer Kirche sehr pünktlich unterrichtet; dabei aber darauf
esehen, daß sie mit der h. Schrift durch tägliches Lesen be-
annt wurden, und einen Schatz von Sprüchen, Gebeten und
liedern dem Gedächtnisse einprägten für die Zukunft. Tüchtige
Hofmeister sorgten für die Entwicklung des kindlichen Geistes
ınd Herzens; Reiseprediger begleiteten sie in's Ausland, und
uch in die Heerlager zogen Geistliche mit ihnen. Nicht bloß
n Sonntagen, sondern täglich, wiewohl an Werktagen kürzer,
wurde Gottesdienst bei Hofe gehalten. Wie sehr man bei der
Wahl der Geistlichen auf entschieden christliche Gesinnung drang,
davon zeugen die Namen der Hofprediger und Beichtväter.
Hedinger ward bereits genannt, Beichtvater des Herzog-
administrator Friedrich Carl war Reuchlin. Von Ferdi-
nand Wilhelm, dem Helden, der Irrlands Aufstand dämpfte,
und den Thron und das Leben König Wilhelms von England vor
französischem Verrathe rettete, liest man ausdrücklich: „vor
seinem Gott gab er sich mit David in herzlicher Buße als einen
Sünder an, und erwählte sich gemeiniglich einen solchen Beicht-
vater, der kein stummer Hund, sondern einer freitönenden Po-
saunen ähnlich und eine laute Stimme eines Predigers oder
Rufers in der Wüste war, bei demselben eröffnete er nicht allein
seine ernstliche Sündenreue, sondern emfieng auch das Sacra-
ment des h. Abendmahles zum öftern, welchen ganzen Tag er
dann ordinarie bis in die Nacht gefastet hat." Unter diesen
Beichtvätern war ihm besonders der als Prediger zu Koppen-
hagen verstorbene Lassenius theuer, dessen Gebeten er seine
Siege zuschrieb, und in dessen Andachtsbuche er sich täglich er-
baute. — Auch der Herzog Eberhard Ludwig und seine
Schwestern erhielten eine strengchristliche Erziehung, und bei
keinem von ihnen giengen die Eindrücke derselben spurlos vor-
über; nur das mochte getadelt werden, daß man am Stutt-
garter Hofe die französischen Sendlinge zuließ, welche damals
die kleineren deutschen Fürstenhöfe aufsuchten, und „auf eine
heimtückische, wahrhaft teuflische Weise die Fürsten zu verführen
und sittlich zu vergiften suchten." Wie weit sie ihren Einfluß
bei dem jungen regierenden Herzoge Eberhard Ludwig geübt

haben, möchte zwar schwer nachzuweisen seyn, aber daß der württembergische Hof sich im Kleinen nach und nach dem ähnlich gestaltete, den Ludwig zu Versailles hatte, dürfte sich wohl nachweisen lassen. Der bekannte Hofmarschall Forstner schreibt von der ersten Regierungszeit Eberhard Ludwigs: „Spiele, Scherze, Vergnügungen herrschten an dem Hofe, der Glanz einer reichen, prachtliebenden Jugend, und unserem Glücke fehlte es an nichts." Aber mit diesen Freuden verlor sich der Sinn für die Religion und die Liebe zu dem Volke. Eines fehlte noch, um den württembergischen Hof dem ehebrecherischen Hofe Ludwig XIV. ähnlich zu machen, eine erklärte Maitresse, welche zugleich auf das Land einen bedeutenden Einfluß hatte, und eine solche fand sich denn auch in der Person eines adelichen Fräuleins, aus dem Mecklenburg'schen in der Wilhelmine v. Grävenitz.

Ein Fürst von Hohenzollern und einige sittenlose engverbundene Hofleute, welche die Sache in ihrem Interesse fanden, brachten dem Herzog diese Person nahe, welche, geübt in allen Buhlerkünsten, ihn zu ihrem Sklaven zu machen wußte. Der ungemessene Hochmuth und Geiz der Buhlerin wußte den Herzog endlich zu vermögen, daß er seine Gemahlin ganz verließ, und sich mit ihr heimlich trauen ließ. Es war in den letzten Tagen des Juli 1707, und geschah in Gegenwart weniger Zeugen, und zwar durch einen auswärtigen Geistlichen und außer Landes. In's Land zurückgekehrt, eröffnete der Herzog in tiefem Geheim seinem Hofmarschalle Forstner das Geschehene zu Urach, und wie er zur Scheidung von der Herzogin und zu der Erklärung entschlossen sey: „daß er die Grävenitz als rechtmäßige Gemahlin anerkenne." Forstner erschrack, und entgegnete: „das sey unerhört in der Christenheit, der Herzog bringe durch eine solche Handlungsweise seine Person und sein Land in die äußerste Gefahr." Aber es läßt nur zu tief in das Verderben des Hofes blicken, wenn dieser Hofmarschall, einer der besten Männer in der Nähe des Herzogs, gegen seinen Herrn äußerte: „man könne dem Herzog nicht verbieten, hundert Maitressen zu haben, aber mehr als Eine rechtmäßige Gemahlin sey ihm nicht gestattet."

Der unglückliche Herzog! Er wähnte: „er sey über diese

Gewissensangelegenheit Niemand Rechenschaft schuldig, als nur Gott, und als Landesbischof, Niemand, als sich selber." So entblödete er sich nicht, dem Geheimen Rath zu erklären, die Grävenitz sey seine Gemahlin, und dieß öffentlich ausschreiben zu lassen (November 1707). Da erklärte die Synode: „Mit Herzeleid und Betrübniß der Seele hätten sie des Herzogs Trauung vernommen; weil nun der Geist Gottes sie zum Wächteramte berufen, so dringe sie ihre Pflicht, seine obschwebende Seelengefahr abzuwenden; zwar sey er in seinem Lande Oberhaupt der Kirche, aber er habe doch noch einen höheren Richter über sich, und dieser habe den Ehestand eingesetzt, Christus aber mit Verdammung der Vielweiberei ihn von Neuem bestätigt; kein Priester könne daher einen Ehemann gesetzmäßig mit einer zweiten Frau verbinden. Das Consistorium aber gebot dem Hofkaplan Malblanc, auf seine Anfrage, wie er sich zu verhalten habe, wenn er berufen werde, dem Herzoge das h. Abendmahl zu reichen: „Er solle sein Gewissen bewahren, von Christi Wort und Befehl nicht weichen, sondern thun, wie es einem gewissenhaften, rechten Theologen zustehe." So verweigerte Malblanc dem Herzog das h. Abendmahl, und das Consistorium rechtfertigte ihn deßwegen in einem weitläufigen Anbringen (23. Januar 1708). Auch die Grävenitz wurde als vom Abendmahle ausgeschlossen behandelt.

In dieser Zeit gab der Fürst von Hohenzollern, der die ganze Sache angezettelt hatte, dem Herzog den Rath, die evangelische Kirche zu verlassen und zu der seinigen, der katholischen, überzutreten. Der Herzog, zumal, da nun die evangelischen Höfe ihn zur Auflösung der ehebrecherischen Verbindung ermahnten, war so betroffen, daß er nahe daran war, dem Fürsten von Zollern zu folgen. In Rom selbst erregte die Sache bereits große Erwartungen, und der Papst Clemens IX. erließ sogleich ein Schreiben an die drei geistlichen Churfürsten, an vier Bischöfe und einen Abt, mit der Aufforderung, sie alle sollen getreulich Hand anlegen, um den Herzog (dessen persönliche Eigenschaften rühmlichst hervorgehoben werden), in seinem löblichen Vorsatz zu bestärken und alle Hindernisse wegzuräumen, die sich entgegenstellen könnten. „Es gilt hier, „so schreibt der Papst, nicht lediglich um den Gewinn

der einzelnen Seele, die der Heiland so hochgestellt hat, sondern es ist auch Hoffnung, daß das Beispiel dieses Fürsten dem wahren Glauben noch anderen Zuwachs bringen wird." Sogar die katholischen Kantone der Schweiz wurden aufgefordert, in dieser Angelegenheit hülfreiche Hand mit anzulegen. Die Vorstellungen des Prälaten Osiander und des Kanzler Jäger zu Tübingen, welche dem Herzoge zeigten, daß auch der Papst, nach päpstlichem Rechte, seine Einwilligung zu der Verbindung mit der Grävenitz nie geben könne, brachten den Herzog auf andere Gedanken.

Bei Allem dem waren doch die Thränen und Gebete der Herzogin Mutter nicht ganz ohne Eindruck auf Eberhard Ludwig. Er söhnte sich mit Mutter und Gemahlin wieder aus. Und selbst, als ihn die Grävenitz auf's Neue an sich riß, als bereits ihre Scheinehe mit dem Grafen von Würben geschlossen und sie nunmehr unter dem Titel der Landhofmeisterin am Hofe bleiben durfte, wachte Eberhard Ludwig nochmals auf. Es war im Jahre 1711, als die Wahl eines neuen Oberhofpredigers zu treffen war, und der Herzog wählte den vertrautesten Freund des längst entschlafenen Hedinger, einen Mann, der seine Scheidung von der Grävenitz mitbetrieben hatte, den Professor der Theologie, Dr. Andreas Adam Hochstetter zu Tübingen, zu dieser Stelle. Vergebens war aller Widerstand Hochstetters; der Herzog zwang ihn, zu gehorchen, mit den Worten: „Er hoffe mit ihm in den Himmel zu kommen, darum habe er ihn gewählt." Bald darauf wurde er an das Sterbebett seiner edlen Mutter, Magdalena Sibylla, geführt, welche als sein sichtbarer guter Engel so oft ihn gewarnt hatte. Da lag die edle Frau, gepflegt von ihrer unglücklichen Schwiegertochter und ihrer Tochter, der Markgräfin von Baden. Es schien, als ob der Tod nur so lange noch zögere, bis sie ihren einzigen Sohn zum letztenmale gesehen hatte. Als Eberhard Ludwig von der Ferne herbeigeeilt war, raffte sich die Sterbende zusammen: „da hat sie endlich, nach einer langgewährten holdseligen Unterredung, von welcher beiderseits die Herzen innigst bewegt wurden, unter tausend Thränen den völligen Abschied von dem Herzoge genommen; die segnenden und gen Himmel aufgehobenen

Augen und Hände der in die Ewigkeit Eilenden folgten dem Abschiednehmenden so weit, als möglich, nach.“ Ruhiger blickte sie auf ihre Tochter. „Du hast mich, sprach sie, nie betrübt.“ Es war, als sollte der mütterliche Segen ganz auf dieser unglücklichen Fürstin bleiben. Unter noch weit schwierigeren Verhältnissen, als die Gemahlin Herzog Eberhard Ludwigs, hat sie ihren Christenglauben bewährt, ihren Sohn vor dem am badischen Hofe damals herrschenden Verderben behütet, und nach dessen frühem Tode an ihrem Enkel Carl Friedrich dem Lande Baden einen wahren Landesvater erzogen, wie dieß in dem badischen Geschichtschreiber Schöpflin nachgelesen werden kann. Von ihrem Sohne mochte Magdalena Sibylla wenig hoffen, wenn gleich das mütterliche Herz im Gebet für ihn nicht müde wurde. In einem auf ihr eigenes Leichenbegängniß von ihr aufgesetzten Liede, welches auch wirklich bei diesem Anlasse in der Schloß-Kapelle gesungen wurde, sagt sie:

„Es bleibt in meinem Sarg verschlossen und vergraben,
Was heimlich in der Seel' mich mag gequälet haben;
Die Welt war meiner müd', ich vielmehr deiner Welt,
Dir war ich eine Last, und du hast mich gequält!“

Die Eindrücke, welche der Herzog von dem Sterbebette seiner Mutter mitgenommen hatte, erloschen auch bald, und nun erst gerieth er recht in die Netze der Gräfin von Würben, und so sehr vergaß er sich, daß er ihr den stillen Wittwensitz seiner Mutter, Stetten im Remsthale, die Zimmer, in denen sie den Fall ihres Sohnes so oft beweint, so oft für ihn gebetet hatte, ja sogar die Kleider seiner Mutter schenken mußte. Von nun an geht er aber auch hin, blind, wie zur Schlachtbank geführt. Die Grävenitz sucht durch Lustbarkeiten, durch den (nach Abschaffung der täglichen Betstunden eingeführten) Carneval (1715), durch Jagd, Theater, Tanz, Reisen den Herzog zu zerstreuen. Indessen fühlte er die Abnahme seines Besitzes und seine Unmacht, ihren Geiz zu stillen; mit thränenden Augen erklärte er ihr einmal: „er gebe ihr ja Alles, was er bekomme, er wisse ja nichts mehr aufzutreiben.“ Die Grävenitz schafft Rath; sie lehrt ihn Aemter verkaufen, das Geld zieht dann sie ein. Die Frau v. Maintenon, Ludwig des XIV. Mai-

tresse, hatte allerhand Einfluß auf die Staatsregierung erlangt; mit Berufung auf sie setzt sich die Grävenitz an die Spitze des Geheimenraths. Der Herzog sah wohl, wie übel es ging, aber er wagte keinen Widerstand; er fühlte sein Elend, er klagte es, aber er suchte den Grund davon in den Zaubermitteln seiner abergläubischen Verführerin, und nicht in seiner Schuld.

Wie sehr bei diesen Verhältnissen die Kirche litt, kann man sich denken. Der Raub am Kirchengute (mit dem namentlich die Stadt Ludwigsburg gegründet ward), war noch das geringste Uebel. Aber der Verkauf der Aemter entwürdigte alle Stände, auch den geistlichen, und Verbrechen blieben gegen baare Bezahlung ungestraft. Vor Allem wirkte das Beispiel des Herzogs und der grävenizischen Parthei, so wie das immerwährende Jagen nach Lust und Vergnügen (zu dessen Theilnahme man die Unterthanen nöthigte) verderblich auf das Land. Dennoch blieb ein nicht geringer Theil der Württemberger diesem Treiben entschieden fern, und christlicher Zucht und Sitte zugethan. Furchtlos stellten sich bedeutende Männer, wie Johannes Osiander, die Seele der Landstände, der Grävenitz entgegen. Die Geheimen Räthe machten solche Vorstellungen, daß ihnen der Herzog „bei Verlust des Kopfes" Schweigen auferlegte; auch war der Grävenitz der christlich-ernste Sinn der herzoglichen Anverwandten keineswegs Geheimniß. So fand sie es für gut, sich diesem Theile zu nähern, und zwar (nachdem Hochstetter sich zurückgezogen) durch die Berufung des Hof-
1714/8
predigers Urlsperger. Dieser, ein vertrauter Freund August Hermann Franke's, wurde durch die Grävenitz von der Pfarrei Stetten an den Hof gebracht. Auch das malabarische Missionswerk wurde unterstützt und die Sache von einer eigenen Commission betrieben (1715), an deren Spitze der Schwager der Gräfin, der Geheimerath Sittmann, stand. Eine Zeitlang wußte sich nun Urlsperger wirklich in das Hofwesen zu finden, und gegen seine erbaulichen Predigten hatte die Grävenitz keine Einwendung. Aber als Franke, auf einem Besuch in Württemberg (1717), Urlsperger'n hörte, ging er zu ihm und sprach: „Ich komme zu dir im Namen Gottes, dir zu sagen, daß du ein stummer Hund bist (Jesaj. 56, 10.), und daß, wenn du nicht umkehrst, und [illegible] licher Lehrer die Wahrheit frei

eraussagst, du verloren gehst, trotz aller deiner Erkenntniß." Dieß ging Urlsperger zu Herzen, und bald brachte ihn eine Predigt, die er am Charfreitage (1718) ablegte, „im Bewußtseyn, daß durch Christi Kreuz ihm die Welt, und er der Welt gekreuzigt sey," in Ungnade (nach seiner eigenen Angabe), und ein Ereigniß in seinem beichtväterlichen Verhältniß, welches manchen bösen Anschlag der Grävenitz bekannt zu machen drohte, vollendete des Fürsten Zorn. Vergeblich waren die Versuche, ihn zum Widerrufe zu bewegen, selbst seine Gattin bat ihn, lieber Alles zu dulden, „damit der Fluch nicht auf ihr und ihren Kindern liegen bleibe." Mit Mühe erlangte er endlich die Erlaubniß der Auswanderung. Er zog nach Augsburg, wo er als Senior der evangelischen Geistlichkeit wirkte und starb. Auch nach seinem Abgange noch war der Geist Hedingers nicht von den Predigern am Hofe gewichen. Grammlich und Hiemer wirkten noch nach ihm im Segen. Oft sah man ersteren weinend an Hedingers Grab. Aber bemerkenswerth ist auch, wie diese beiden letztern Männer nur wenige Jahre die Last ihres Amtes trugen, denn auch sie starben frühzeitig hinweg. So wurde auch der gleichgesinnte Hofkaplan Weißmann bald an's Gymnasium und dann nach Tübingen versetzt.

So ging es fort, bis wenig Jahre vor des Herzogs Tod. Erst als der Taumelbecher bis auf die Hefe geleert war und das Elend über sein Haus sichtbar hereinbrach, wurde Eberhard Ludwig der Grävenitz satt. Wahre Reue hat er, so viel man weiß, nie an den Tag gelegt.

§. 4.

Die letzten Arbeiten der Freunde Speners und das Gemeindeleben in Württemberg.

Je mehr das sittliche Verderben am Hofe zunahm, und von da aus auch auf das Land sich verbreitete, desto mehr verbreitete sich der Separatismus. Er faßte namentlich zu Herrenberg, Leonberg, Bottwar und Calw festen Fuß. Doch war der Charakter desselben von dem früheren etwas verschieden. Wenn der frühere sich vorherrschend der kirchlichen Lehre entgegensetzte, so fand sich der spätere desto mehr von dem

kirchlichen Leben zurückgestoßen, wenn schon auch einzelne evan-gelische Lehren ihm zuwider waren.

In Herrenberg lebte damals eine geistreiche adelige Wittwe die Obervögtin von Leiningen, welche von Jugend auf den Zug des göttlichen Geistes gefühlt und durch alle Ver-suchungen der Welt und ihres Standes sich durchgekämpft hatte. Sie selber rang eifrig nach der Heiligung, und da sie, ver-möge ihres durchdringenden Verstandes, das in den verschieden-sten Ständen herrschende Verderben wohl einsah, so suchte sie sich eine solche äußere Stellung zu bilden, in welcher sie nicht befürchten mußte, an ihrer Seele Schaden zu leiden. So er-wählte sie sich dann den Weg der Separation, der ihr der nächstliegende schien.

An sie schloß sich ein jüngerer Bruder des früheren Dia-konus Gmehlin zu Herrenberg an, der über die Landesver-weisung des letzteren erbittert, und ohne nähere Bekanntschaft mit dem Wesen der Kirche, in Gemeinschaft mit der Frau von Leiningen zwei Schriften verfaßte; die eine unter dem Titel: „Das Geheimniß der Bosheit und Gottseligkeit,“ die andere: „Das große Geheimniß der Offenbarung Jesu Christi.“ In diesen Schriften wurde gegen „das Kirchenbabel“ geeifert und, nach alter Separatistenweise, auch der Werth der Sakra-mente herabgesetzt. Zugleich hielt Gmehlin, als Hauslehrer bei dem Kaufmann Moses Dörtenbach zu Calw, Privatver-sammlungen, in welchen sich eine nicht unbedeutende Zahl von Gemeindegliedern einfand, welche an der Kirche irre gewor-den waren (1712). Da die Sache Aufsehen machte, so wurde eine eigene Commission nach Calw gesendet, bestehend aus dem Consistorialrathe Dr. Burkhardt Bardili, dem Oberhofpre-diger Dr. A. A. Hochstetter und dem Professor Dr. Joh. Ulrich Frommann zu Tübingen (dem Verfasser des herr-lichen Liedes: „Du hast ja dieses meiner Seele ꝛc.“).

Es ergab sich bei dieser Untersuchung, daß es eigentlich im Volke selbst zu keinem bitteren Separatismus gekom-men sey, sondern daß die Leute, welche sich mit ernstlicher Bes-serung ihres Herzens bemühten und nach wahrer Erbauung an Geist und Gemü[illegible] durch Predigten, welche sie zu hören bekamen [illegible] öffentlichen Gottesdienste sich

urückzogen. Da auch die Stadtvorsteher zu Calw den Separirten das Zeugniß gaben, „es seyen die besten, gehorsamsten nd getreuesten Unterthanen," so ging der Antrag der Comission ahin, „daß man die verscheuchten Gemüther durch eine milde ind vorsichtige Behandlungsweise wieder zur Kirche zurückführen nüsse, was besonders dann gelingen werde, wenn man die Gemeinde alsbald „mit einem anderen, vornämlich in den Wegen des inneren Christenthums geübten Mann als Specialen bedenken verde." Es wurde auch wirklich, diesem Antrag gemäß, der Weg der Milde eingeschlagen, nur Gmehlin, als Hauptursächer der Trennung, entfernt. Die Commission selbst aber hinterließ den besten Eindruck: „sie stärkte (um mich Sattlers Worte zu bedienen) die guten Seelen in demjenigen, was zur Erbauung des innerlichen und thätigen Christenthums taugte, wies die zu weit Gehenden durch freundliches Bezeugen wiederum in ihre Schranken und brachte also die Calwer Gemeinde wieder zur Ruhe." Wie Reuchlin, rücksichtlich der Privaterbauung, so war Hochstetter bei dieser Angelegenheit, rücksichtlich milder Behandlung der Separirten, gegen den Kanzler Dr. Jäger zu Tübingen durchgedrungen. Nur die Frau v. Leiningen blieb in ihrer separatistischen Richtung und pflanzte dieselbe auf ihren Sohn, den am Ende des vorigen Jahrhunderts auf dem Ihinger Hof gestorbenen, wohlbekannten und vielgeliebten Herrn v. Leiningen fort.

An diese Separatisten schloß sich anfangs ein Mann an, der recht geeignet schien, dem Separatismus den Todesstoß zu versetzen, der Sattlergeselle Joh. Friedrich Rock, der später als Inspirirter im Büdingischen sich niederließ und von da aus sein Vaterland Württemberg bereiste. Sein Beruf war, wie er sagte, Buße und göttliche Gerichte zu predigen, wozu er als unwillkührliches Werkzeug dem h. Geiste zu dienen vorgab. Zinzendorf, welcher ihn im Jahre 1730 sah, schildert ihn also: „Das Sonderbare seiner Inspirationen lag nicht in den Sachen, sondern in der Art des Vortrages. Seine kühneren Weissagungen waren nicht allemal glücklich und das Uebrige waren ziemlich allgemeine Betrachtungen. Das Spiel aber war bewunderungswürdig. Erstaunende Bewegungen, Verzuckungen, Hin- und Herwerfen des Kopfes und ganzen Leibes mit unbe-

greiflicher Behendigkeit, ungemein heftiges Stöhnen, Ausblasen eines starken Windes, Brüllen von einer, auch etlichen Minuten, zwischen den Worten und Sätzen, und doch das Ganze, ge treulich nachgeschrieben, eine zusammenhängende Rede." Die Reden wurden dann in kleinen, gedruckten Heftchen weiter ver breitet; auch trugen mehrere Anhänger Rock's seine Lehre i Lande umher. Rock selber suchte besonders Geistliche auf, un auch einige seiner Anhänger redeten mitunter recht erbauli über ihr Amt mit ihnen und ermahnten sie zur eifrigen Führu desselben. Je länger, je mehr aber trat die separatistische G sinnung dieser sogenannten Inspirirten hervor. Dennoch wu Rock bei der Aengstlichkeit mancher, unter Hochstetters u Reuchlins Leitung herangewachsener Geistlichen, bei ihrer A tung vor Allem, was christliches Heiligungsstreben kund g bei ihrer Sorgfältigkeit, jede religiöse Erscheinung wohl prüfen, manchen zu imponiren, wenn sie gleich sich ihm n hingaben. Charakteristisch ist hiefür folgende Anekdote. R stellte einmal dem Pfarrer Seeger von Lomersheim, der Austheilung des h. Abendmahles sehr strenge war, und darü viel litt, vor: „Er solle doch kein so lastbares Kirchent mehr seyn, da er doch zur Freiheit berufen sey." Seeger a wortete: „Die ganze Welt trägt der liebe Heiland auf Rücken, und hat auch dem Pfarrer von Lomersheim einen breiten Rücken gegeben, daß er wohl auch mit Christo so Dörflein tragen kann. Wenn er auf diesem Posten auch eine einzige Seele gewinnt, so ist sie Ihm so lieb, als irg eine andere in der weiten Welt."

Indessen mußte ein Umstand dazu beitragen, auch dem müthigsten Christen wenigstens etwas an der Achtung g Rock zu benehmen. In einer kleinen Sammlung von s. g. In rations- (d. h. von Gott eingegebenen) Reden findet sich u Anderem Folgendes: „Rock wurde von dem Grafen Grävenitz, dem Bruder der herzoglichen Maitresse, ei laden, der sich mit ihm in ein Gespräch einließ, während hi einer spanischen Wand die Grävenitz zuhörte. Man ließ e Geistlichen Stuttgarts, den nachherigen Prälaten Dechsl kommen, der sich mit Rock unterreden sollte. Gerne, Rock, hätte er nun das Gespräch so gelenkt, daß Dechs

sich in der Unterredung gegen die Sünden des Hofes ausgesprochen und die Gräfin dieß hinter der Wand gehört hätte. Aber Oechslin sey nicht eingegangen. Hernach habe man Wein gebracht und er (Rock) habe mit dem Grafen von Grävenitz getrunken und angestoßen." Ehe man es sich versah, erlosch das Inspirationsfeuer und die Anhänger Rocks zogen sich in's Ausland.

Dagegen beginnt in dieser Zeit die geistliche Dichtkunst im evangelischen Schwaben und überhaupt eine reichere erbauliche Literatur.

Was letztere betrifft, so findet man in den Predigten Hochstetters und Reuchlins eine ungemeine Lebendigkeit, ein genaues Anschließen an das Wort Gottes und eine Fülle christlicher Erfahrungen, welche man bisher mannigfach vermißte. Hedingers wurde bereits gedacht. Er ist eigentlich der Vater des württembergischen geistlichen Gesanges. An ihn schloß sich an: Johann Ulrich Frommann, Professor der Theologie, Philipp Heinrich v. Göllniz, Martin Wieland, Pfarrer zu Kleinbottwar, und Conrad Friedrich Hiller, letzterer besonders bekannt durch die Lieder: „O Jerusalem, du schöne ꝛc.," und: „Ruhet wohl, ihr Todtenbeine ꝛc." Häufig aufgelegt wurde eine Sammlung geistlicher Lieder (andächtiger Herzensklang), herausgegeben von Hedinger, und die „Tübinger Seelenharfe" von Dr. A. A. Hochstetter.

Neben der erblühenden erbaulichen Schriftstellerei und dem religiösen Gesange zeigte sich auch im Leben manche schöne Frucht der Arbeit derselben Männer. Das, nach dem Vorbild des hallischen Waisenhauses gestiftete Waisenhaus zu Stuttgart ist ihnen hauptsächlich zu danken. Unter den ersten Gebern für Errichtung desselben wird Hedinger genannt; bei Hochstetters Tod verloren die Waisen „einen Vater." Doch war es anfangs (1710) und noch lange mit einem Zucht- und Arbeitshause verbunden, und es wurde bei der Aufnahme hauptsächlich auf verwahrloste Kinder Rücksicht genommen. Ein zweites Waisenhaus entstand (1736) in Ludwigsburg. Manche Einrichtung, welche noch besteht, weist auf jene erste Zeit hin. Es ist alte Sitte, mit geistlichem Gesange die christliche Mildthätigkeit anzusprechen, wie wir sie noch im Monate Mai zu Stutt-

greiflicher Behendigkeit, ungemein heftiges Stöhnen, Ausblasen eines starken Windes, Brüllen von einer, auch etlichen Minuten, zwischen den Worten und Sätzen, und doch das Ganze, getreulich nachgeschrieben, eine zusammenhängende Rede." Diese Reden wurden dann in kleinen, gedruckten Heftchen weiter verbreitet; auch trugen mehrere Anhänger Rock's seine Lehre im Lande umher. Rock selber suchte besonders Geistliche auf, und auch einige seiner Anhänger redeten mitunter recht erbaulich über ihr Amt mit ihnen und ermahnten sie zur eifrigen Führung desselben. Je länger, je mehr aber trat die separatistische Gesinnung dieser sogenannten Inspirirten hervor. Dennoch wußte Rock bei der Aengstlichkeit mancher, unter Hochstetters und Reuchlins Leitung herangewachsener Geistlichen, bei ihrer Achtung vor Allem, was christliches Heiligungsstreben kund gab, bei ihrer Sorgfältigkeit, jede religiöse Erscheinung wohl zu prüfen, manchen zu imponiren, wenn sie gleich sich ihm nicht hingaben. Charakteristisch ist hiefür folgende Anekdote. Rock stellte einmal dem Pfarrer Seeger von Lomersheim, der in Austheilung des h. Abendmahles sehr strenge war, und darüber viel litt, vor: „Er solle doch kein so lastbares Kirchenthier mehr seyn, da er doch zur Freiheit berufen sey." Seeger antwortete: „Die ganze Welt trägt der liebe Heiland auf dem Rücken, und hat auch dem Pfarrer von Lomersheim einen so breiten Rücken gegeben, daß er wohl auch mit Christo so ein Dörflein tragen kann. Wenn er auf diesem Posten auch nur eine einzige Seele gewinnt, so ist sie Ihm so lieb, als irgend eine andere in der weiten Welt."

Indessen mußte ein Umstand dazu beitragen, auch dem demüthigsten Christen wenigstens etwas an der Achtung gegen Rock zu benehmen. In einer kleinen Sammlung von s. g. Inspirations- (d. h. von Gott eingegebenen) Reden findet sich unter Anderem Folgendes: „Rock wurde von dem Grafen von Grävenitz, dem Bruder der herzoglichen Maitresse, eingeladen, der sich mit ihm in ein Gespräch einließ, während hinter einer spanischen Wand die Grävenitz zuhörte. Man ließ einen Geistlichen Stuttgarts, den nachherigen Prälaten Oechslin, kommen, der sich mit Rock unterreden sollte. Gerne, sagt Rock, hätte er nun das Gespräch so gelenkt, daß Oechslin

sich in der Unterredung gegen die Sünden des Hofes ausgesprochen und die Gräfin dieß hinter der Wand gehört hätte. Aber Oechslin sey nicht eingegangen. Hernach habe man Wein gebracht und er (Rock) habe mit dem Grafen von Grävenitz getrunken und angestoßen." Ehe man es sich versah, erlosch das Inspirationsfeuer und die Anhänger Rocks zogen sich in's Ausland.

Dagegen beginnt in dieser Zeit die geistliche Dichtkunst im evangelischen Schwaben und überhaupt eine reichere erbauliche Literatur.

Was letztere betrifft, so findet man in den Predigten Hochstetters und Reuchlins eine ungemeine Lebendigkeit, ein genaues Anschließen an das Wort Gottes und eine Fülle christlicher Erfahrungen, welche man bisher mannigfach vermißte. Hedingers wurde bereits gedacht. Er ist eigentlich der Vater des württembergischen geistlichen Gesanges. An ihn schloß sich an: Johann Ulrich Frommann, Professor der Theologie, Philipp Heinrich v. Göllniz, Martin Wieland, Pfarrer zu Kleinbottwar, und Conrad Friedrich Hiller, letzterer besonders bekannt durch die Lieder: „O Jerusalem, du schöne &c.," und: „Ruhet wohl, ihr Todtenbeine &c." Häufig aufgelegt wurde eine Sammlung geistlicher Lieder (andächtiger Herzensklang), herausgegeben von Hedinger, und die „Tübinger Seelenharfe" von Dr. A. A. Hochstetter.

Neben der erblühenden erbaulichen Schriftstellerei und dem religiösen Gesange zeigte sich auch im Leben manche schöne Frucht der Arbeit derselben Männer. Das, nach dem Vorbild des hallischen Waisenhauses gestiftete Waisenhaus zu Stuttgart ist ihnen hauptsächlich zu danken. Unter den ersten Gebern für Errichtung desselben wird Hedinger genannt; bei Hochstetters Tod verloren die Waisen „einen Vater." Doch war es anfangs (1710) und noch lange mit einem Zucht- und Arbeitshause verbunden, und es wurde bei der Aufnahme hauptsächlich auf verwahrloste Kinder Rücksicht genommen. Ein zweites Waisenhaus entstand (1736) in Ludwigsburg. Manche Einrichtung, welche noch besteht, weist auf jene erste Zeit hin. Es ist alte Sitte, mit geistlichem Gesange die christliche Mildthätigkeit anzusprechen, wie wir sie noch im Monate Mai zu Stutt-

gart sehen können. Mit gemeinschaftlichem Gebete wird noch heute der Tag begonnen und beschlossen, und der Fremdling, der am Abend, wenn das Treiben in den Hauptstraßen abgenommen hat, am Waisenhause vorüber geht, vernimmt noch jetzt zum Tone der Orgel den sanften, harmonischen, geistlichen Gesang der Waisen. Noch empfehlen sich, wie am Anfange, schwere Leidende dem Gebete der Waisen und werden in dasselbe eingeschlossen, und gar manches Loblied wird von ihnen, auf Bitten gesungen, für Erhörung von Gebeten, für Hülfe in der Noth. Solche Bitten an die kleine Waisengemeinde werden mit größeren und kleineren Gaben derer begleitet, die sich ihrem Andenken empfehlen. Wie sich diese schöne Sitte von jenen Zeiten bis heute erhalten hat, so ist der ganzen kirchlichen Gemeinde eine Einrichtung jener Zeit lieb und werth geblieben bis heute: die Confirmation.

Dieser uralte christliche Gebrauch war in einigen evangelischen Landeskirchen abgekommen, in wenigen beibehalten worden. Spener hatte ihn in Frankfurt noch angetroffen und sich von seinem Werthe überzeugt, weßhalb er ihn zu allgemeiner Wiedereinführung empfahl. Nachdem sich nun in Württemberg die von A. A. Hochstetter eingeführten Wochen-Kinderlehren als nützlich erprobt hatten und es sich gezeigt hatte, wie sehr die Jugend eines längeren Unterrichtes, als Vorbereitung für das h. Abendmahl, bedürfe, so entschloß sich endlich das Consistorium zur Einführung eines solchen Unterrichts und zu einer allgemeinen Feier, welche denselben beschließen und den jungen Christen ihre Hoffnungen und Pflichten vergegenwärtigen sollte. Dem Direktor Joh. Osiander wird die Einführung dieser Feier besonders zugeschrieben; als Verfasser des unter dem Namen „Confirmationsbüchlein" bekannten Leitfadens aber ist zu nennen: der Hofprediger Hiemer. Dasselbe schließt sich enge an an das von Andreas Osiander verfaßte Communikantenbüchlein, und hat sich bis auf diese Zeit im Segen erhalten. Als erster Confirmationstag war der 4. April 1723 bezeichnet. Es war der Sonntag Quasimodogeniti, an welchem in der ältesten christlichen Kirche die Neubekehrten aus Juden und Heiden, nach empfangenem Unterrichte, durch die heil. Taufe der christlichen Kirche einverleibt

worden waren. In der Form war nur der Unterschied, daß außer den einzelnen Fragen auch diejenigen Fragen des Schlusses, welche gegenwärtig von den Kindern gemeinschaftlich beantwortet werden, von jedem Kinde beantwortet wurden. Der Segenswunsch, unter dessen Ertheilung ihnen die Hand aufgelegt wurde, war derselbe, der noch jetzt gegeben wird. Während einzelne Württemberger hierin eine Neuerung sahen, deren sie ihre Kinder zu entziehen suchten, überzeugte man sich im Allgemeinen doch gar bald von der Zweckmäßigkeit der Einrichtung, und schon von der ersten Confirmationsfeier konnte ein Augenzeuge schreiben: „Dieses Alles geschah nicht ohne große Bewegung, und wurden dadurch manche harte Gemüther erweckt, ihrem mit Gott ehemalen getroffenen Taufbunde reiflicher nachzudenken."

Noch läßt sich Einiges über häusliche Frömmigkeit aus jener Zeit anführen. In den höchsten Ständen und in der nächsten Nähe des Herzogs gab es nicht Wenige, welche einen christlich-frommen Sinn standhaft zu behaupten wußten. Aber auch in anderen Ständen finden wir sehr viele Züge wahrhaft frommer Gesinnung. Die reichlich fließenden biographischen Notizen jener Zeit lassen mit Freuden erkennen, wie sehr das öffentliche und häusliche Leben von christlichen Grundsätzen durchdrungen war. In allen Fakultäten der Universität saßen entschieden fromme Männer, Religionsverachtung hätte verächtlich gemacht. Neunundzwanzigmal hatte Dr. Ferdinand Christoph Harpprecht, der berühmte Jurist, das Neue Testament durchlesen, schon eilf Jahre vor seinem Tod. In seinen Vorlesungen gab sich die Liebe zu Gottes Wort unzweideutig kund. Dr. E. Rudolph Cammerer, der berühmte Mediciner, hielt, unter allgemeinem Beifall, nach einer schweren Krankheit zu Gottes Lobe eine Rede, deren Gegenstand „der kranke Arzt" war. Der Hausgottesdienst ward fleißig und treu gehalten, die h. Schrift, Luthers, Arndts, Valentin Andreä's Schriften und die geistlichen Liederbücher waren auch in Händen solcher Männer. Nicht allein im evangelischen Stifte, auch im Contubernium gab es junge Männer, welche sich bemühten, ihren jüngeren Studiengenossen ein Vorbild der Gottesfurcht und des Fleißes zu seyn, wie

denn der Geheimerath Helwer noch im Alter sich in dieser Hinsicht dankbar des sel. Fr. Conrad Hiller erinnerte, wenn er schreibt: „Er hat Sonntags nicht nur mit öffentlicher Lesung der heil. Schrift, sondern auch des Lutheri, Arndtii ꝛc. und anderer geistlicher Bücher, Verbietung aller Trink- und Spielcompagnien mich gelehrt, und ich muß ihm nachsagen, daß er mir den Weg zur Seligkeit gezeigt und mich darauf eingeleitet hat."

Hie und da scheint der religiöse Sinn durch eine gewisse ängstliche Gesetzlichkeit eine Zeitlang gebunden. Aber wie lauter ging aus dieser Gluth doch der innere Mensch oftmals hervor! Ein unvergeßliches Andenken hinterließ in dieser Hinsicht die edle Jungfrau Beate Sturm (1730), Tochter des frommen Oberraths Dr. Heinrich Sturm, der sich beim Einbruch der Franzosen denselben, aus Liebe zum Vaterlande, freiwillig als Geißel stellte. Ihr ausführlicher Lebenslauf ist von Georg Conrad Rieger herausgegeben, in mehreren Auflagen, und neustens in einem zweckmäßigen Auszuge erschienen. Damals finden sich die ersten „Bibeln für Arme" zu geringeren Preise; fortwährend werden auch in dieser Zeit bedeutende Stiftungen für Studirende, sowie für Arme gemacht, wie namentlich die reichliche Unterstützung der in frommem Sinne begonnenen und fortgeführten Waisen- und Zuchthäuser zu Stuttgart und Ludwigsburg, von allen Seiten, beweist.

Eine Eigenthümlichkeit jener Tage sind die mannigfachen Erzählungen von Sterbebetten. Es lag den Christen damals unendlich viel daran, nichts zu ihrem Schaden mit hinübernehmen zu müssen.

Als der Major der herzoglichen Leibgarde, Joh. Ernst Freiherr v. Gaisberg, in seinem Kleinbottwar auf das Sterbebette kam, ließ er durch den, ihm besonders theuern Ortsgeistlichen, Martin Wieland, von seinen Unterthanen folgenden Abschied nehmen: „Er hätte wohl im Sinne gehabt, sie Alle vor sein Sterbebett kommen zu lassen und zu ermahnen. Sein Herz würde ihm aber gleich so voll werden, daß er nicht viel mit ihnen reden könnte; sie sollen doch Gott fürchten, so werde sein Segen auf ihnen ruhen. Er habe es väterlich mit ihnen gemeint und keines Schaden begehrt; womit er sie aber geärgert habe, das sollten sie ihm um Jesu willen vergessen und

hn deßwegen nicht vor Gottes Angesicht beschämen und be-
rüben." Wie ernst es Hedinger mit der Todesvorbereitung
genommen, ist oben erwähnt worden. Auch ein Reuchlin und
I. A. Hochstetter hatten schwere, durch das tiefste Gefühl
er Unwürdigkeit zum Siege des Glaubens hindurchdringende
Todeskämpfe. Um so freudenreicher waren die letzten Stunden.
Wie man von Johann Arndt liest, daß er noch vor seinem
Scheiden die Seligkeit der zukünftigen Welt erblickt habe, so
var es auch bei Hochstetter der Fall. Sein frommer Vater,
er ihm die Augen zugedrückt hatte, kam in hohem Greisenalter
uf das Sterbebett, mit der Gewißheit, wornach er lange sich
esehnt hatte, daß er selig scheide. Als dieser in den letzten
Zügen freundlich dalag, vernahm man, wie erzählt wird, vor
en Fenstern seines Zimmers eine sanftlautende Musik, zu deren
Harmonien eine lieblich und sanft tönende Stimme sang, und
onnte doch niemand sehen und finden. Dieselben Klänge hörte
nan in dem Vorzimmer der sterbenden Herzogin Magdalena Sibylla
ach dem einstimmigen Zeugniß der glaubwürdigsten Anwesenden.

Doch das Beste und Herrlichste auch jener Tage ist nur
Gott bekannt.

§. 5.

Chr. M. Pfaff, Bilfinger und Weißmann zu Tübingen.

Mit Reuchlin, Hochstetter, Joh. Conr. Klemm und Gott-
ried Hofmann war die Generation unmittelbarer Schüler
Speners in Württemberg ausgestorben. Nicht alle, welche unter
en Augen dieser Männer gebildet worden waren, traten auch
öllig in ihre Fußstapfen ein, wiewohl sich ihr Einfluß auch
uf diejenigen nicht verkennen läßt, welche eigene Bahnen betraten.

Unter diesen ist zunächst zu nennen Christoph Matthäus
Pfaff, ein Mann, welcher zu seiner Zeit oft und viel genannt
und gepriesen wurde. Er war der Sohn des bereits genann-
en Professors der Theologie, Johann Christoph Pfaff, und
rhielt als solcher eine seinen ausgezeichneten Talenten ent-
sprechende Erziehung. Auf Reisen, die er als Hofmeister und
Reiseprediger des Erbprinzen (Sohnes von Eberhard Ludwig)
machte, hatte er Gelegenheit, seine wissenschaftliche Bildung zu
vollenden, und mit Gelehrten aus allen Confessionen, so wie

denn der Geheimerath Helwer noch im Alter sich in dieser Hinsicht dankbar des sel. Fr. Conrad Hiller erinnerte, wenn er schreibt: „Er hat Sonntags nicht nur mit öffentlicher Lesung der heil. Schrift, sondern auch des Lutheri, Arndtii ꝛc. und anderer geistlicher Bücher, Verbietung aller Trink- und Spielcompagnien mich gelehrt, und ich muß ihm nachsagen, daß er mir den Weg zur Seligkeit gezeigt und mich darauf eingeleitet hat."

Hie und da scheint der religiöse Sinn durch eine gewisse ängstliche Gesetzlichkeit eine Zeitlang gebunden. Aber wie lauter ging aus dieser Gluth doch der innere Mensch oftmals hervor! Ein unvergeßliches Andenken hinterließ in dieser Hinsicht die edle Jungfrau Beate Sturm (1730), Tochter des frommen Oberraths Dr. Heinrich Sturm, der sich beim Einbruch der Franzosen denselben, aus Liebe zum Vaterlande, freiwillig als Geißel stellte. Ihr ausführlicher Lebenslauf ist von Georg Conrad Rieger herausgegeben, in mehreren Auflagen, und neustens in einem zweckmäßigen Auszuge erschienen. Damals finden sich die ersten „Bibeln für Arme" zu geringeren Preise; fortwährend werden auch in dieser Zeit bedeutende Stiftungen für Studirende, sowie für Arme gemacht, wie namentlich die reichliche Unterstützung der in frommem Sinne begonnenen und fortgeführten Waisen- und Zuchthäuser zu Stuttgart und Ludwigsburg, von allen Seiten, beweist.

Eine Eigenthümlichkeit jener Tage sind die mannigfachen Erzählungen von Sterbebetten. Es lag den Christen damals unendlich viel daran, nichts zu ihrem Schaden mit hinübernehmen zu müssen.

Als der Major der herzoglichen Leibgarde, Joh. Ernst Freiherr v. Gaisberg, in seinem Kleinbottwar auf das Sterbebette kam, ließ er durch den, ihm besonders theuern Ortsgeistlichen, Martin Wieland, von seinen Unterthanen folgenden Abschied nehmen: „Er hätte wohl im Sinne gehabt, sie Alle vor sein Sterbebett kommen zu lassen und zu ermahnen. Sein Herz würde ihm aber gleich so voll werden, daß er nicht viel mit ihnen reden könnte; sie sollen doch Gott fürchten, so werde sein Segen auf ihnen ruhen. Er habe es väterlich mit ihnen gemeint und keines Schaden begehrt; womit er sie aber geärgert habe, das sollten sie ihm um Jesu willen vergessen und

ihn deßwegen nicht vor Gottes Angesicht beschämen und betrüben.“ Wie ernst es Hedinger mit der Todesvorbereitung genommen, ist oben erwähnt worden. Auch ein Reuchlin und A. A. Hochstetter hatten schwere, durch das tiefste Gefühl der Unwürdigkeit zum Siege des Glaubens hindurchdringende Todeskämpfe. Um so freudenreicher waren die letzten Stunden. Wie man von Johann Arndt liest, daß er noch vor seinem Scheiden die Seligkeit der zukünftigen Welt erblickt habe, so war es auch bei Hochstetter der Fall. Sein frommer Vater, der ihm die Augen zugedrückt hatte, kam in hohem Greisenalter auf das Sterbebett, mit der Gewißheit, wornach er lange sich gesehnt hatte, daß er selig scheide. Als dieser in den letzten Zügen freundlich dalag, vernahm man, wie erzählt wird, vor den Fenstern seines Zimmers eine sanftlautende Musik, zu deren Harmonien eine lieblich und sanft tönende Stimme sang, und konnte doch niemand sehen und finden. Dieselben Klänge hörte man in dem Vorzimmer der sterbenden Herzogin Magdalena Sibylla nach dem einstimmigen Zeugniß der glaubwürdigsten Anwesenden.

Doch das Beste und Herrlichste auch jener Tage ist nur Gott bekannt.

§. 5.

Chr. M. Pfaff, Bilfinger und Weißmann zu Tübingen.

Mit Reuchlin, Hochstetter, Joh. Conr. Klemm und Gottfried Hofmann war die Generation unmittelbarer Schüler Speners in Württemberg ausgestorben. Nicht alle, welche unter den Augen dieser Männer gebildet worden waren, traten auch völlig in ihre Fußstapfen ein, wiewohl sich ihr Einfluß auch auf diejenigen nicht verkennen läßt, welche eigene Bahnen betraten.

Unter diesen ist zunächst zu nennen Christoph Matthäus Pfaff, ein Mann, welcher zu seiner Zeit oft und viel genannt und gepriesen wurde. Er war der Sohn des bereits genannten Professors der Theologie, Johann Christoph Pfaff, und erhielt als solcher eine seinen ausgezeichneten Talenten entsprechende Erziehung. Auf Reisen, die er als Hofmeister und Reiseprediger des Erbprinzen (Sohnes von Eberhard Ludwig) machte, hatte er Gelegenheit, seine wissenschaftliche Bildung zu vollenden, und mit Gelehrten aus allen Confessionen, so wie

mit Staatsmännern in nähere Verbindung zu kommen. Längere Zeit hielt er sich namentlich in Turin, in Frankreich und den Niederlanden auf. Pfaff brachte überallhin nicht blos einen regen wissenschaftlichen Geist, sondern auch Liebe zu seiner Kirche und Achtung für religiösen Sinn, wo er ihn fand. Seine glänzende Gelehrsamkeit, namentlich auf dem Felde der Kirchengeschichte, die Klarheit und Gewandtheit seines ganzen Wesens gewann ihm selbst bei katholischen Gelehrten eine Achtung, welche von dieser Seite nicht leicht einem württembergischen Theologen zugewendet wurde, ja es soll ihm sogar am Turiner Hofe gelungen seyn, eine mildere Behandlung der zurückgebliebenen Waldenser auszuwirken. Bald nach seiner Rückkehr wurde er Professor der Theologie zu Tübingen, und schon im 34sten Lebensjahre (1720) erreichte er als Kanzler der Universität daselbst die höchste Stellung, die er dort erreichen konnte.

Wäre es auf natürliche Begabung angekommen, nie hätte Württemberg einen ausgezeichneteren Theologen gehabt. Aber so entschieden religiös der Jüngling gewesen zu seyn scheint, so schriftmäßig sein theologisches System war, so wohl es dem Manne gelang, eine zahlreiche Jugend in seinem Hörsaale zu vereinigen, so machten seine Vorlesungen den Eindruck nicht, welchen die mit der innerlichsten Ueberzeugung gehaltenen Vorträge seiner Vorgänger bewirkt hatten. Pfaff war viel geehrt, sehr reich, bald aber eben so stolz, und nach fast vierzigjährigem Aufenthalt in Tübingen mußte er diese Stadt eilends verlassen, und sich nach Gießen begeben, wo er hochbejahrt (1760) gestorben ist. Noch ist ein Geheimniß über seinem Abgange verbreitet, aber sein moralischer Charakter galt in seinen letzten Jahren für zweideutig.

Für das Ganze der Kirche wurde er vornehmlich in dreifacher Hinsicht wichtig. Zunächst als Kirchenrechtslehrer durch verschiedene noch jetzt ehrenvoll genannte Schriften in lateinischer und deutscher Sprache. Dann in jüngeren Jahren durch den Antheil, den er an den sogenannten Unionsvorschlägen seines Schwagers Johann Christian Klemm genommen hat, später aber durch sein Verhältniß zum Grafen von Zinzendorf, welches an seinem Orte erwähnt werden wird.

Kaum hatte Klemm als junger Docent der Philosophie eine Professur angetreten (1719), als er mit einer Schrift hervortrat, welche den Titel führte: „die nöthige Glaubenseinigkeit der protestantischen Kirche, auch nach den selbstbeliebten Grundsätzen der sogenannten lutherischen und orthodoxen Lehrer.“ Der Inhalt dieser Schrift war kurz der: „es seyen beide protestantische Kirchen in den wesentlichen Glaubenslehren so wenig von einander verschieden, daß sie sich zu einem gemeinschaftlichen Gottesdienste, namentlich zu gemeinschaftlicher Feier des heil. Abendmahles wohl verbinden können. Man solle also beide Kirchen in Eine zusammenfassen, und den reformirten wie lutherischen Geistlichen bei dem Vortrag der Unterscheidungslehren dieser Confessionen die namentliche Widerlegung des Gegentheils verbieten, oder wie man sich ausdrückte, den „Nominalelenchus“ abschaffen. Für diese Ansicht suchte Pfaff zuerst im Stillen durch Privat-Correspondenz mit dem ausgezeichneten Theologen Cyprian zu Gotha zu wirken, und da er hier zurückgewiesen wurde, so trat er als Vertheidiger öffentlich auf, und suchte darzuthun, daß der Unterschied zwischen den lutherischen und reformirten Theologen auch in der Lehre von der Person Christi, und von den Sakramenten theils an sich sehr unbedeutend sey, theils wenigstens in praktischer Hinsicht nicht viel auf sich habe. Nur in Einem war er bedenklich. Es war nämlich, namentlich auch durch Spener auf eine sehr nachdrückliche Weise gegen die calvinische Lehre von der Gnadenwahl (welcher in dem Jahre 1675 u. s. w. durch die Formula Consensus helvetica auch mehrere Schweizer-Cantone beigetreten waren) Einsprache gethan worden; und auch Pfaff fühlte, daß die entschiedene Verwerfung der Lehre von der Allgemeinheit der Gnade keinen unbedeutenden Unterschied begründe. Zwar suchte das preußische, englische und holländische Cabinet alles zu thun, um jedes Hinderniß wegzuräumen; allein wie von reformirter Seite entschiedene Stimmen gegen das Vereinigungsprojekt sich vernehmen ließen, und alle Unterhandlungen um Aufhebung jener schweizerischen Formel vergeblich waren, so erhoben sich auch sehr bedeutende Stimmen in der lutherischen Kirche gegen diese kirchliche Verschmelzung beider Confessionen. Lutheraner und Reformirte waren sich zwar meist sehr nahe gekommen, und Viele

in sehr vertraute persönliche Beziehungen getreten; allein bei aller vorhandenen christlichen Einigkeit der Herzen sah man doch ein, daß die Unterscheidungslehren sich nicht um gleichgültige oder auch nur unbedeutende Punkte bewegen. Die erbauliche Literatur hatte zwar zwischen dem religiösen Theile beider Kirchen ein neues geistiges Band gestiftet, aber das Bedürfniß einer sogenannten Union war dadurch keineswegs hervorgerufen worden, im Gegentheile hatte Spener und seine Schule vor voreiligen Schritten in dieser Hinsicht nachdrücklich gewarnt, „damit nicht aus zwei getrennten Kirchen vier getrennte Kirchen werden." In diesem Sinne sprach sich denn gegenüber von Pfaff namentlich die ausgezeichneten Kirchenhistoriker Cyprian, Mosheim und Buddeus aus, in Württemberg aber sein College Weißmann, und dieß um so mehr, da Pfaff die Sache den Politikern in die Hände zu spielen schien. Der ganze Versuch scheiterte endlich an der Festigkeit Chursachsens, welches als Direktorium des Corpus Evangelicorum (des Vereins der evangelischen Stände Deutschlands) erklärte: „die harten Ausdrücke auf Kanzel und Katheder, wie in Schriften, seyen Lutheranern wie Reformirten längst verboten, den Lehrbegriff aber müsse man unangetastet lassen, und ebenso das Recht des Elenchus (der Widerlegung)." Nun trat Klemm und auch Pfaff zurück, ersterer mit der Erklärung, wie er dem lutherischen Lehrbegriffe durchaus nichts habe vergeben wollen, letzterer in verschiedenen Schriften seine Ansicht gelegenheitlich wiederholend: „daß wenigstens ein Theil der reformirten Kirche mit der lutherischen sich verbinden könnte."

Weit einflußreicher als Pfaff war für die Kirche Georg Bernhard Bilfinger. Dieser denkende Geist zeichnete sich zunächst in der Mathematik und Philosophie aus. Bisher wurden die philosophischen Studien hauptsächlich als Vorübung für das Studium der höheren Fakultäten betrieben, namentlich zur Ausbildung der künftigen Theologen und für Behandlung der sogenannten Controversen, d. h. der theologischen Streitfragen. Bilfinger, geweckt durch die Schriften der Philosophen Malebranche und Leibniz, suchte in der Philosophie nicht blos ein Mittel der Verstandesbildung, sondern auch eine Quelle neuer Erkenntnisse und den Weg, die Wahrheit derselben zu erweisen. Die Ehr-

ht vor Gott und göttlichen Dingen, welche sein Leitstern
rend seines ganzen Lebens blieb, ließ ihm nicht zu, an den
inoza anzukämpfen; aber bei Leibniz glaubte er religiös-
losophische Grundgedanken zu finden, welche er mit dem
ier jugendlicher Begeisterung umfaßte, während die wissen-
aftliche Darstellung der Gedanken Leibnitzens von Wolf seinem
mathematische Entwicklungen und Beweise gewöhnten Geiste
agte. Schon als junger Mann arbeitete er seine Bücher
on Gott, von der menschlichen Seele, von den Hauptbegriffen
d Eigenschaften der Dinge" aus, und begab sich alsdann
: Reisen, auf denen er namentlich den Philosophen Wolf zu
ille aufsuchte und hörte.

Wolf war gerade damals im Kampfe mit den hallischen
heologen, und wußte es zu schätzen, daß der in der Theologie
ser erfahrene Bilfinger es auf sich nahm, die neuen Ansichten
s vereinbar mit der christlichen Religion darzustellen. Aber
s Bilfinger nach drei Jahren zurückkehrte, um eine philo-
phische Professur in Tübingen anzutreten, fand er hier be-
utende Gegner, zunächst den Kanzler Pfaff, dann aber
ich den Professor Weißmann. Pfaff, kaum zu seinem Amte
hoben, sah auf Bilfinger sehr herab, einmal um des Rang-
nterschiedes willen, und dann weil Pfaff von Jugend auf die
ogenannte Metaphysik oder die philosophischen Untersuchungen
ber das Wesen der Dinge zu verlachen pflegte. Auch hatte
r gegen die wolfische Philosophie kirchenrechtliche Bedenken.
In Weißmanns Charakter lag es nicht, einen jüngeren
Collegen neben sich zu verachten, noch irgend eine Ansicht schnelle
u verwerfen, aber er hatte sich zu gleicher Zeit wie Bilfinger
nit der leibnizisch-wolfischen Philosophie bekannt gemacht, und
erkannte die leibnizische Monadenlehre für etwas Sinnreiches,
das aber nicht wahr sey; während die Schüler Bilfingers fest
glaubten, „ein einfaches Ding (Monade) könne keine bewegende
Kraft haben, auch die Seele nicht; weil nun die Seele nicht
auf den Leib wirken könne, und der Leib nicht auf die Seele,
so müsse Gott Leib und Seele wie zwei Uhren neben einander
in Bewegungen und Gedanken vorherbestimmt haben (prästa-
bilirte Harmonie)." Anderseits fand Weißmann die leib-
nizische Theodicee, das heißt den Versuch eines Beweises,

in sehr vertraute persönliche Beziehungen getreten; allein bei aller vorhandenen christlichen Einigkeit der Herzen sah man doch ein, daß die Unterscheidungslehren sich nicht um gleichgültige oder auch nur unbedeutende Punkte bewegen. Die erbauliche Literatur hatte zwar zwischen dem religiösen Theile beider Kirchen ein neues geistiges Band gestiftet, aber das Bedürfniß einer sogenannten Union war dadurch keineswegs hervorgerufen worden, im Gegentheile hatte Spener und seine Schule vor voreiligen Schritten in dieser Hinsicht nachdrücklich gewarnt, „damit nicht aus zwei getrennten Kirchen vier getrennte Kirchen werden." In diesem Sinne sprach sich denn gegenüber von Pfaff namentlich die ausgezeichneten Kirchenhistoriker Cyprian, Mosheim und Buddeus aus, in Württemberg aber sein College Weißmann, und dieß um so mehr, da Pfaff die Sache den Politikern in die Hände zu spielen schien. Der ganze Versuch scheiterte endlich an der Festigkeit Chursachsens, welches als Direktorium des Corpus Evangelicorum (des Vereins der evangelischen Stände Deutschlands) erklärte: „die harten Ausdrücke auf Kanzel und Katheder, wie in Schriften seyen Lutheranern wie Reformirten längst verboten, den Lehrbegriff aber müsse man unangetastet lassen, und ebenso das Recht des Elenchus (der Widerlegung)." Nun trat Klemm und auch Pfaff zurück, ersterer mit der Erklärung, wie er dem lutherischen Lehrbegriffe durchaus nichts habe vergeben wollen, letzterer in verschiedenen Schriften seine Ansicht gelegenheitlich wiederholend: „daß wenigstens ein Theil der reformirten Kirche mit der lutherischen sich verbinden könnte."

Weit einflußreicher als Pfaff war für die Kirche Georg Bernhard Bilfinger. Dieser denkende Geist zeichnete sich zunächst in der Mathematik und Philosophie aus. Bisher wurden die philosophischen Studien hauptsächlich als Vorübung für das Studium der höheren Fakultäten betrieben, namentlich zur Ausbildung der künftigen Theologen und für Behandlung der sogenannten Controversen, d. h. der theologischen Streitfragen. Bilfinger, geweckt durch die Schriften der Philosophen Malebranche und Leibniz, suchte in der Philosophie nicht blos eine Verstandesbildung, sondern auch eine Quelle neuer Erkenntnisse, und den Weg, die Wahrheit derselben zu erweisen. Die Ehr=

it höher, nämlich der: Professor des ganzen menschlichen
schlechtes zu seyn." Gewiß es war zu erwarten, was Wolf
in kurzer Zeit gestehen mußte: daß seine Lehre in Ver=
tung gerieth (1745). Länger indessen als anderswo scheint
wolfische Philosophie in Württemberg ihren Einfluß auf die
eologie ausgeübt zu haben, indem nach Bilfingers Abgang
n Tübingen der Professor der Philosophie und später der
eologie Canz zu Tübingen sie durch Zusätze und Aenderungen
m kirchlichen Lehrbegriffe näher zu bringen wußte. Auf diese
eise wurden wolfische Begriffsbestimmungen auch in Württem=
rg nach und nach eingebürgert, und die Erklärung der h.
chrift auf dieselbe gebaut. Es war daher ein Gewinn für
e biblische Theologie, daß Christoph Eberhard Weißmann
6 Jahre lang theils auf wissenschaftlichem, theils auf praktischem
Bege bemüht war, was ursprünglich=biblische Lehre sey, darzu=
un. Er war der Sohn eines rechtschaffenen, strengorthodoxen
Vaters, welcher die von Seiten des Separatismus drohenden
Gefahren höher anschlug als Hedinger, und dem feurigen Tem=
eramente des letzteren hie und da in die Zügel gefallen war.
Aber fromm wie er war, hatte er auch seine Söhne erzogen,
und der ältere Friedrich Christoph (später Klosterpräceptor zu
Bebenhausen und Dekan zu Kirchheim u. Teck) mit brüderlicher
Treue die Bildung des jüngeren geleitet. Der ganze Lebens=
gang des Tübinger Theologen war ein von Jugend auf wohl
bewahrter, und nachdenkend und stille wandte er sich der Be=
trachtung des innerlichen Christenthums unter dessen verschiede=
nen Gestalten mit Vorliebe zu. Als Diakonus zu Calw, als
Hofcaplan zu Stuttgart (nach Hedingers Tode), als Professor
der Philosophie und Kirchengeschichte am Gymnasium und Mitt=
wochsprediger zu Stuttgart, hatte er zur Verbreitung eines
praktischen Christenthums unter jung und alt treu gewirkt, und
in den theologischen Studien sich sorgfältig fortgebildet, so daß
er im Jahre 1721 als Professor der Theologie und Stadtpfarrer
nach Tübingen befördert wurde. Es war in mancher Hinsicht
für ihn gewiß keine leichte Stellung, gegenüber von den Pfaffi=
schen Unionsversuchen und Bilfingers leibniz=wolfischer Philo=
sophemen, aber seiner Mäßigung versagten auch die Gegner
ihre Achtung nicht. In stiller, anspruchsloser aber erfolgreicher

seelsorgerlicher Wirksamkeit arbeitete er als Stadtpfarrer in der Gemeinde, wie als erster Superattendent des evangelischen Seminars unter den Studirenden. „Es ist Gott bekannt, sagt er selbst, mit was für Sorgen, Liebe und Aengstlichkeit ich mein Superintendentenamt über das theologische Seminar getragen, und wo meine Kräfte oft nicht weiter zureichen wollten, dasselbe Tag und Nacht seiner allerhöchsten Treue anbefohlen; wenn es nicht nach dem Sinne Gottes gegangen, mich herzlich betrübt, und wo etwas Gutes und Gottgefälliges hervorgegangen mich innigst gefreut habe." In wissenschaftlicher Hinsicht ist seine Einleitung in die Denkwürdigkeiten der Kirchengeschichte neuen Testaments (Introductio in memorabilia historiæ sacræ n. t.) zu nennen, so wie seine exegetisch-dogmatischen Vorlesungen (Institutiones theologiæ exegetico-dogmaticæ). Letztere Schrift hat er eigentlich zu dem Zwecke abgefaßt, um ganz abgesehen von allen Bestimmungen der philosophisch-theologischen Schulen die biblische Lehre von den Hauptartikeln des christlichen Glaubens darzustellen. Er fand die Weise seiner Zeit: ein theologisches System aufzustellen, und dann erst dasselbe mit Schriftstellen zu beweisen, ungenügend; und suchte deßwegen zuerst gleichartige Schriftstellen über eine und die andere Glaubenslehre zusammenzustellen, dann genau zu erklären, und endlich erst aus diesen als Ergebniß den Glaubensartikel selbst zusammenzufassen. In besonderen, der Darstellung eines jeden Glaubensartikels beigefügten Anmerkungen, gab er Winke für die praktische Thätigkeit der künftigen Geistlichen, sowie für die Betrachtung der damaligen kirchlichen, theologisch-wissenschaftlichen und religiösen Zustände. Einflußreicher als diese Schrift dürfte indessen noch die kirchengeschichtliche Arbeit gewesen seyn, die auch jetzt noch ihre Freunde zählt. Dieß Werk erschien zuerst 1717, und zwei Jahre vor Weißmanns Tode 1745 zum zweitenmale, vermehrt und verbessert, lateinisch, in zwei sehr starken Quartbänden. Den Geist desselben deutet der Titel an: „Einleitung in die Kirchengeschichte, zur Förderung der Erkenntniß des Reiches Gottes, des Reichs des Satans und des menschlichen Herzens." Es sind nur Denkwürdigkeiten, und somit ist keine Vollständigkeit der Geschichtserzählung zu erwarten, aber das Lob, das Spittler dieser Arbeit ertheilt, ist

weit höher, nämlich der: Professor des ganzen menschlichen Geschlechtes zu seyn.“ Gewiß es war zu erwarten, was Wolf sich in kurzer Zeit gestehen mußte: daß seine Lehre in Verachtung gerieth (1745). Länger indessen als anderswo scheint die wolfische Philosophie in Württemberg ihren Einfluß auf die Theologie ausgeübt zu haben, indem nach Bilfingers Abgang von Tübingen der Professor der Philosophie und später der Theologie Canz zu Tübingen sie durch Zusätze und Aenderungen dem kirchlichen Lehrbegriffe näher zu bringen wußte. Auf diese Weise wurden wolfische Begriffsbestimmungen auch in Württemberg nach und nach eingebürgert, und die Erklärung der h. Schrift auf dieselbe gebaut. Es war daher ein Gewinn für die biblische Theologie, daß Christoph Eberhard Weißmann 26 Jahre lang theils auf wissenschaftlichem, theils auf praktischem Wege bemüht war, was ursprünglich-biblische Lehre sey, darzuthun. Er war der Sohn eines rechtschaffenen, strengorthodoxen Vaters, welcher die von Seiten des Separatismus drohenden Gefahren höher anschlug als Hedinger, und dem feurigen Temperamente des letzteren hie und da in die Zügel gefallen war. Aber fromm wie er war, hatte er auch seine Söhne erzogen, und der ältere Friedrich Christoph (später Klosterpräceptor zu Bebenhausen und Dekan zu Kirchheim u. Teck) mit brüderlicher Treue die Bildung des jüngeren geleitet. Der ganze Lebensgang des Tübinger Theologen war ein von Jugend auf wohl bewahrter, und nachdenkend und stille wandte er sich der Betrachtung des innerlichen Christenthums unter dessen verschiedenen Gestalten mit Vorliebe zu. Als Diakonus zu Calw, als Hofcaplan zu Stuttgart (nach Hedingers Tode), als Professor der Philosophie und Kirchengeschichte am Gymnasium und Mittwochsprediger zu Stuttgart, hatte er zur Verbreitung eines praktischen Christenthums unter jung und alt treu gewirkt, und in den theologischen Studien sich sorgfältig fortgebildet, so daß er im Jahre 1721 als Professor der Theologie und Stadtpfarrer nach Tübingen befördert wurde. Es war in mancher Hinsicht für ihn gewiß keine leichte Stellung, gegenüber von den Pfaffschen Unionsversuchen und Bilfingers leibniz-wolfischer Philosophemen, aber seiner Mäßigung versagten auch die G ihre Achtung nicht. In stiller, anspruchsloser aber erf

Rechnung machen, daß obgleich Herzog Carl Alexander r
lich dachte, es doch nicht an Versuchen fehlen werde, ihn
noch mehr seine Nachfolger zu Werkzeugen der Beförder
des Papstthumes zu gebrauchen.

Um dieselbe Zeit, als der Herzog die Regierung ant
fand eine neue Vertreibung der evangelischen Salzburg
unter einer grausamen den Religionsfrieden verspottenden M
handlung statt, und eine Anzahl derselben mußte in Württe
berg Zuflucht suchen. In der benachbarten Pfalz gingen
Bedrückungen der evangelischen Kirche von Seiten des Katho
cismus unter dem Titel „des Simultaneum" fort, und sel
in dem kleinen Fürstenthum Hohenlohe-Bartenstein, r
wie in der Pfalz nach den Reichsgrundgesetzen die evangelisc
Kirche die alleinherrschende seyn sollte, wurde das Simultaneu
von dem katholisch gewordenen Fürsten eingeführt. Auch hi
wurden vorerst neben den evangelischen Kirchen katholische e
baut, dann evangelische Kirchengüter weggenommen, endlich au
versucht, die Lutheraner zur Annahme der katholischen Festord
nung zu zwingen.

Carl Alexander sah unter diesen Umständen wohl ein, daß
er zur Beruhigung seines Erblandes einige Schritte zu thun
habe. So stellte er denn bereits im Jahre 1729 der Landschaft
eine schriftliche Erklärung zu, darin er ihr „alle Privilegien
und sämmtliche Freiheiten bei seinen fürstlichen wahren Worten
vorläufig bekräftigte und bestätigte, mit dem Versprechen, alles
für das Vaterland Nützliche und Ersprießliche vorzunehmen,
das Ueble ab- und das Gute herzustellen, die evangelische Religion augsburgischen Bekenntnisses nicht im mindesten zu stören,
sondern alle Religions- und Friedensschlüsse heilig zu halten,
keine Veränderung vorzunehmen noch zu gestatten, und seinen
Kindern die nämlichen Gesinnungen einzupflanzen. Nach des
bisherigen Erbprinzen Tode (1732) versprach der Herzog als
nunmehriger Erbe des Landes, „mit gutem, reifem Vorbedacht,
und aus freiwilligem Herzen," unter Anführung der vornehmsten
Landesverträge: „daß er auch die allermindeste Aenderung im
Religionszustande des Landes nicht gestatten, die Kanzlei und
Landbeamtungen mit Protestanten, und so viel möglich mit Landeskindern besetzen, Synodus und Consistorium in ihrer Ver-

ssung, auch alle geistlichen Anstalten, Einkünfte und Rechte
ngeschmälert lassen wolle." „Das Simultaneum catholicum
llte nirgends eingeführt, und außer der Hofkapelle nicht der
llergeringste Akt eines katholischen Gottesdienstes im Lande
ehalten werden." — Zugleich entsagte der Herzog für sich und
eine Erben und Nachkommen in bester Form Rechtens auf alle
n Ansehung der Religion ihm etwa zukommenden Rechte, Frei-
heiten und Privilegien, wie sie genannt werden mögen, wie
uch auf alle canonische Dispositionen (Anordnungen des päpst-
lichen Kirchenrechtes), päpstliche Absolutionen (Lossprechungen),
Dispensationen, Edikte und Prinzipien der katholischen Clerisei.
Dieselbe Versicherung gab er auf Bitte der Landstände wieder-
holt im Februar 1733. Nach dem Tode des Herzogs Eberhard
Ludwig gab er dieselbe Versicherung dem Geheimenrath und
den Ständen des Landes durch seinen Bevollmächtigten; und
als er von Belgrad in sein Land zurückkehrte, um die Regie-
rung anzutreten, bestätigte er auf Bitte der Landschaft ihre
Verträge aufs Neue, ehe er sich huldigen ließ. Und zwar
wurde diese Bestätigung also ertheilt, daß man sah, wie der
Herzog auch die geringsten Zweifel an seiner zur Duldung und
zum Rechte willigen Gesinnung beseitigen wollte. Pahl sagt:
„Nicht nur wurden die bisherigen Versicherungen wiederholt,
sondern noch besonders bei fürstlich wahren Worten, Treuen
und Glauben versichert, daß alle Hof-, Erb- und andre Aemter,
der geheime Rath, die übrigen Collegien und Balleyen, wie
auch alle herrschaftlichen Beamtungen, Stadt- und sonstige Ge-
richte, mit keinen andern als der evangelisch-lutherischen Religion
zugethanen Personen besetzt, und alle zur Unterschreibung der
Concordie verpflichtet, das Consistorium und die Synode in ihrer
hergebrachten Verfassung, Wirksamkeit und Kraft erhalten, alle
in dem Lande befindlichen Klöster, Klosterschulen und Semina-
rien unveränderlich gelassen, und in sämmtlichen Kirchen und
Schulen allein die evangelisch-lutherische Religion gelehrt, keine
katholischen Kirchen, Kapellen, Altäre, Bilder und Kirchhöfe
aufgerichtet, und überhaupt nicht der geringste Akt des katholi-
schen Gottesdienstes, die Privatandacht des Herzogs ausgenom-
men, geduldet werden solle." Weiter gelobte der Herzog: „es
soll auch bei der Universität zu Tübingen und dem Stuttgarter

Rechnung machen, daß obgleich Herzog Carl Alexander redlich dachte, es doch nicht an Versuchen fehlen werde, ihn und noch mehr seine Nachfolger zu Werkzeugen der Beförderung des Papstthumes zu gebrauchen.

Um dieselbe Zeit, als der Herzog die Regierung antrat, fand eine neue Vertreibung der evangelischen Salzburger unter einer grausamen den Religionsfrieden verspottenden Mißhandlung statt, und eine Anzahl derselben mußte in Württemberg Zuflucht suchen. In der benachbarten Pfalz gingen die Bedrückungen der evangelischen Kirche von Seiten des Katholicismus unter dem Titel „des Simultaneum" fort, und selbst in dem kleinen Fürstenthum Hohenlohe-Bartenstein, wo wie in der Pfalz nach den Reichsgrundgesetzen die evangelische Kirche die alleinherrschende seyn sollte, wurde das Simultaneum von dem katholisch gewordenen Fürsten eingeführt. Auch hier wurden vorerst neben den evangelischen Kirchen katholische erbaut, dann evangelische Kirchengüter weggenommen, endlich auch versucht, die Lutheraner zur Annahme der katholischen Festordnung zu zwingen.

Carl Alexander sah unter diesen Umständen wohl ein, daß er zur Beruhigung seines Erblandes einige Schritte zu thun habe. So stellte er denn bereits im Jahre 1729 der Landschaft eine schriftliche Erklärung zu, darin er ihr „alle Privilegien und sämmtliche Freiheiten bei seinen fürstlichen wahren Worten vorläufig bekräftigte und bestätigte, mit dem Versprechen, alles für das Vaterland Nützliche und Ersprießliche vorzunehmen, das Ueble ab- und das Gute herzustellen, die evangelische Religion augsburgischen Bekenntnisses nicht im mindesten zu stören, sondern alle Religions- und Friedensschlüsse heilig zu halten, keine Veränderung vorzunehmen noch zu gestatten, und seinen Kindern die nämlichen Gesinnungen einzupflanzen. Nach des bisherigen Erbprinzen Tode (1732) versprach der Herzog als nunmehriger Erbe des Landes, „mit gutem, reifem Vorbedacht, und aus freiwilligem Herzen," unter Anführung der vornehmsten Landesverträge: „daß er auch die allermindeste Aenderung im Religionszustande des Landes nicht gestatten, die Kanzlei und Landbeamtungen mit Protestanten, und so viel möglich mit Landeskindern besetzen, Synodus und Consistorium in ihrer Ver-

ssung, auch alle geistlichen Anstalten, Einkünfte und Rechte
geschmälert lassen wolle." „Das Simultaneum catholicum
llte nirgends eingeführt, und außer der Hofkapelle nicht der
lergeringste Akt eines katholischen Gottesdienstes im Lande
:halten werden." — Zugleich entsagte der Herzog für sich und
:ine Erben und Nachkommen in bester Form Rechtens auf alle
ı Ansehung der Religion ihm etwa zukommenden Rechte, Frei-
eiten und Privilegien, wie sie genannt werden mögen, wie
uch auf alle canonische Dispositionen (Anordnungen des päpst-
ichen Kirchenrechtes), päpstliche Absolutionen (Lossprechungen),
Dispensationen, Edikte und Prinzipien der katholischen Clerisei.
Dieselbe Versicherung gab er auf Bitte der Landstände wieder-
)olt im Februar 1733. Nach dem Tode des Herzogs Eberhard
Ludwig gab er dieselbe Versicherung dem Geheimenrath und
)en Ständen des Landes durch seinen Bevollmächtigten; und
als er von Belgrad in sein Land zurückkehrte, um die Regie-
rung anzutreten, bestätigte er auf Bitte der Landschaft ihre
Verträge aufs Neue, ehe er sich huldigen ließ. Und zwar
wurde diese Bestätigung also ertheilt, daß man sah, wie der
Herzog auch die geringsten Zweifel an seiner zur Duldung und
zum Rechte willigen Gesinnung beseitigen wollte. Pahl sagt:
„Nicht nur wurden die bisherigen Versicherungen wiederholt,
sondern noch besonders bei fürstlich wahren Worten, Treuen
und Glauben versichert, daß alle Hof-, Erb- und andre Aemter,
der geheime Rath, die übrigen Collegien und Balleyen, wie
auch alle herrschaftlichen Beamtungen, Stadt- und sonstige Ge-
richte, mit keinen andern als der evangelisch-lutherischen Religion
zugethanen Personen besetzt, und alle zur Unterschreibung der
Concordie verpflichtet, das Consistorium und die Synode in ihrer
hergebrachten Verfassung, Wirksamkeit und Kraft erhalten, alle
in dem Lande befindlichen Klöster, Klosterschulen und Semina-
rien unveränderlich gelassen, und in sämmtlichen Kirchen und
Schulen allein die evangelisch-lutherische Religion gelehrt, keine
katholischen Kirchen, Kapellen, Altäre, Bilder und Kirchhöfe
aufgerichtet, und überhaupt nicht der geringste Akt des katholi-
schen Gottesdienstes, die Privatandacht des Herzogs ausgenom-
men, geduldet werden solle." Weiter gelobte der Herzog: „es
soll auch bei der Universität zu Tübingen und dem Stuttgarter

Gymnasium im Religionspunkte keine Aenderung statthaben, Prälaturen, Propsteien und Abteien sollen blos an evangelische Personen gelangen, denen ihre Landstandschaft gesichert bleibt; Bürger von einer anderen Religion sollen den Gemeinden nicht aufgedrungen werden dürfen, und gleich wie er zu Uebung seines Privatgottesdienstes eine eigene Kapelle in seinem Schlosse einzurichten gesonnen sey, soll die bisherige Hofkapelle ferner den Evangelischen gelassen werden. Endlich verzichtete er (das bisher bestehende Grundgesetz ausdrücklich bestätigend, daß auf ewige Zeiten unter keinerlei Schein und Vorwand, nie ein anderer, denn der evangelische-lutherische Gottesdienst im Lande gestattet werden solle), wohlbedächtlich und freiwillig für sich, seine Erben und Nachkommen, auf jede Zurücknahme der Beschränkung dieser Zusagen, unter welchem Titel es auch geschehen könnte, und fügte die Betheurung hinzu, daß er die von ihm gesicherte Kirchenverfassung gegen alle Eingriffe schützen und schirmen, und jeder Störung derselben sein fürstliches Ansehen entgegensetzen werde."

„Um auch die letzten Besorgnisse zu zerstreuen, gieng er noch weiter und begab sich (27. März 1734) der sogenannten landesbischöflichen Rechte, welche die deutschen Landesherren über die unter ihrer Hoheit stehenden evangelischen Gemeinden nach dem Herkommen ausübten, und aller persönlichen Theilnahme an dem Kirchenregimente, und bevollmächtigte dagegen den geheimen Rath, alle und jede die evangelische Religion, das Kirchen- und das dahin einschlagende Oekonomie- und Polizei-Wesen betreffende Angelegenheiten, nach dem Vorgange von Chur-Sachsen allein und ohne Anfrage bei ihm zu besorgen. Zugleich wurden sämmtliche Collegien angewiesen, in solchen Fällen ihre Berichte lediglich an die besagte Behörde zu erstatten, und ihre reichs- und landes-grundgesetzmäßigen Bescheide zu befolgen."

„Um allen diesen Bestimmungen eine noch festere Bürgschaft zu verleihen, übergab der Herzog dem Verein der evangelischen Stände am Reichstage eine feierliche Versicherungsakte für die stete Aufrechterhaltung derselben, welche auch in Kraft eines Vertrages angenommen wurde (12. Juni 1734); zugleich übernahmen auf das von herzoglicher und

ndschaftlicher Seite an sie gemachte Ansinnen, der König von :eußen als Churfürst von Brandenburg, der König von England als Churfürst von Hannover, und der König von Dänemark als Herzog von Holstein die Gewährleistung für die ausstellten Reversalien."

Der Anfang der Regierung des Herzogs gewährte viel offnung. Es zeigte sich bei ihm eine sittliche Entrüstung gegen e Grävenitz und ihre Parthei, und manche Wahl eines Rathes, e er traf, zeigte, daß er auch der evangelischen Kirche nicht bel wolle. Den edeln Georg Bernhard Bilfinger, dessen 'alent ihm wohl bekannt war, nöthigte er, die theologische aufbahn mit der eines Staatsmannes zu vertauschen, und ertrug es auch, wenn der freimüthige Mann die Rechte der evangelischen Kirche in Schutz nahm. Ebenso zeigte er sich derselben darin gewogen, daß er dem damaligen Regierungsrathe und nachmaligen Landschafts-Consulenten Johann Jakob Moser die Behandlung der Religions-Angelegenheiten übertrug, einem Mann, auf dessen Redlichkeit er vertraute. Moser selbst erzählt in seinem Leben, daß dem prachtliebenden Fürsten einmal der Gedanke gekommen sey, bei Strafe einer vierteljährigen Besoldung die Kanzleibeamten zu zwingen, mit ihren Weibern und Töchtern den Carneval zu besuchen. Es wurde Moser'n im Regierungs-Collegium mitgetheilt; er erklärte aber: daß weder er, noch Jemand von seiner Familie erscheinen werde, und hielt Wort. Dieß wurde dem Herzog angezeigt; er aber entgegnete: „Wenn es ein anderer gethan hätte, so würde er ihn strafen, von Moser aber glaube er, daß er sich ernstlich ein Gewissen daraus mache, und also solle man ihn passiren lassen."

Indessen trug Vieles dazu bei, ihn doch nach und nach der katholischen Propaganda näher zu bringen, welche ein Auge auf Württemberg hatte. Einmal war er nun Katholik, und als solcher kränkte es ihn, wenn er den Eingriffen seiner Confessionsgenossen in die Rechte des Landes entgegentreten sollte. Man achtete aber von dieser Seite die Rechte des Landes nicht, sondern suchte, den Reversalien zuwider, geradezu da und dort katholischen Gottesdienst zu begründen.

Zunächst versuchte man, die den Reversalien gemäßen Rechte des katholischen Hofgottesdienstes möglichst

auszudehnen. Das Versprechen des Herzogs, die bisher
evangelische Hofkapelle in Stuttgart und Ludwigsburg den Ev
gelischen zu lassen, blieb unerfüllt, kaum, daß der evangeli
Theil des Hofes noch neben dem katholischen zu Stuttgart
nen Gottesdienst feiern durfte. In Ludwigsburg mußte erste
ganz weichen. Eine nicht unbedeutende Anzahl von Weltgei
lichen und Chordienern würde, als zu dem fürstlichen G
tesdienste, nicht aufgefallen seyn, aber neben denselben kam
auch einige Franziskanermönche nach Stuttgart und L
wigsburg, ja, man dachte bereits daran, ihnen ein sogenannt
Hospitium, ein kleineres Gebäude zu mönchischem Zusamme
wohnen zu errichten. Sie sollten nämlich „ihre geistlichen Dien
mit allem Eifer, sowohl in Ludwigsburg und Stuttgart, a
im ganzen Lande bezeugen.“ Die Regimenter dagegen bekam
wirklich nicht blos katholische Regimentsgeistliche, sondern ma
war auch bei der Besetzung der Offiziersstellen sehr bedach
Katholiken herbeizuziehen. Bereits wurden außerhalb der Ho
kirche da und dort die Sakramente nach katholischem Gebrauch
ausgetheilt und für die Soldaten öffentlich Messe gelesen (w
zu Leonberg) und dabei die Trommel gerührt. Es waren da
Versuche im Kleinen, und die Räthe klagten darüber, weil ma
wußte, worauf es abgesehen war; der Herzog gab mitunte
nach, aber mit Widerwillen. Auch Moser wurde ihm zuwide
bei fogendem Anlasse. Der Graf Fugger hatte, als Lehens
mann von Württemberg, zu Gruppenbach und Stettenfels, au
evangelischem Grund und Boden, ohne alles Weitere, den
Reichs= und Landesgesetzen zuwider, einen katholischen Kloster
und Kirchenbau begonnen, und, noch ehe das Gebäude vollendet
war, Kapuzinermönche dorthin geführt. Moser mußte den katho-
lischen Gottesdienst, als württembergischer Commissär, verbieten
und das begonnene Gebäude, mit eigener Lebensgefahr, schleifen
lassen. Der Herzog sah ein, daß es nicht anders Rechtens
war, aber Moser fiel in Ungnade und ging bald außer Lands.
Alle Klagen der vorwärtsdringenwollenden Katholiken wurden
natürlich dem Herzog auf die Schultern gelegt; wie konnte er
anders, als denen zürnen, welche die Klagen veranlaßten, und
als solche erschienen ihm seine Protestanten.

Aber weit mehr, als die Reversalien und die ihm schwer

inkende Erfüllung der damit übernommenen Pflichten gegen e evangelische Kirche, wurde ihm das Verhältniß zu den tänden des Landes zur Last. Er, als General bisher an unedingten Gehorsam gewöhnt, konnte den Widerspruch der Stände nicht ertragen; für sein Militär schafften sie ihm nicht enug Geld, und ihr festes Zusammenhalten hielt er nach und ach für Verrätherei. Dazu ward er von seinen Umgebungen, em General Remchingen und Juden Süß, so wie uch vom würzburgischen Hofe gegen die Stände aufereizt und so nach und nach im Begriff, ein Werkzeug der atholischen Propaganda zu werden. Sie war bereit, ihm bei Vernichtung der ständischen Freiheit beizustehen, um mit derelben den evangelischen Glauben zu unterdrücken.

Zweites Kapitel

Die Gefahren der evangelischen Kirche zur Zeit des Herzogs Carl Alexander.

Schon ehe die Gefahr von Seiten des Katholicismus so nahe war, lag auf der christlichen Kirche des Landes die Hand eines tief gefallenen Israeliten, des Süß Oppenheimer, eines Menschen, welcher sich dem Herzog bis in dessen Tod unentbehrlich zu machen gewußt hat. Oder, war es nicht auch eine Bedrückung der Kirche, wenn dieser Jude darauf hinarbeitete, alle sittlichen Grundlagen des Staates und des bürgerlichen Lebens absichtsvoll zu untergraben? War es nicht empörend, wie er ein öffentliches Amt errichtete, welches die Beamtungen verkaufte (Gratialamt), ein anderes, bei welchem gewissenlose Beamte und andere strafbare Personen ihre Strafen mit Geld abkauften (Fiscalamt); wenn er befahl, alle liegenden Güter der Waisen zu verkaufen und das Geld bei seinem Waisengericht zu niederem Zinsfuß anzulegen (Pupillenamt); wenn er von wohlthätigen Stiftungen unfreiwillige Anlehen gleichfalls zu niederen Zinsen erzwang; endlich auch höhere und niedere geistliche Stellen verkaufte und

über das Kirchengut zu disponiren anfing — Alles, um sich Geld und Gunst zu machen. Und dieses setzte er dadurch durch, daß er den Funken der Zwietracht in die herzogliche Familie warf, die edelsten Staatsmänner vertrieb, oder den Herzog für sie unzugänglich machte, die Räthe und Beamten mit Cassation, Kreuzweisschließen, Festungsstrafen und Verbannung, ja, mit Auspeitschen, Henken und Köpfen bedrohte; dem Herzog aber beibrachte, wie alle Beschwerden der Landstände nur im Religionshaß und Eigennutz ihren Grund haben. Zügellos wollüstig, suchte er durch Ueberredungen, List und Gewalt seinen Zweck zu erreichen; es war ihm, frech, wie er war, das Unglück ehrbarer Familien etwas Gleichgültiges, und eine Lust, die von ihm entheiligte Unschuld noch zu verhöhnen. Aber dabei hatte er ein bebendes Herz, und sah mitten in seiner Pracht und im Taumel seiner Lust immer das Schwert über seinem Haupte schweben. So suchte er nach Hülfe, auf den Fall, daß der Herzog stürbe. Vergebens war es, daß er Bilfinger'n zu gewinnen strebte, lieber wollte dieser das Recht, wie und wo er noch konnte, im Geheimenrath vertheidigen, und „sollte er dafür auf die Festung kommen." Aber einen andern Mann jener Zeit wußte er zu bezaubern, den sonst als Pädagog so viel geschätzten Prälaten Weissensee. Dieser hätte gerne die Ehrenstufe des Johannes Osiander erstiegen, und sein Bruder war von dem Süß ganz abhängig! Noch in hohem Alter soll er oft schmerzlich jene Zeit beklagt haben. Doch genügte dem Juden Süß das nicht, was Weissensee's damals vielgeltendes Wort vermochte; er sah sich nach anderer Hülfe um, und diese schien sich ihm bei den Katholiken und bei dem Generale Remchingen darzubieten. Die Erkaufung der Meßgewänder und Monstranzen für den kathotholischen Gottesdienst gingen durch die Hand des Süß, und es wurden von ihm zu diesem Behufe 4000 Gulden aus dem evangelischen Kirchengute erhoben. Die Kapuziner-Oberen zu Weil der Stadt hatten einige Zeit ihre Wohnung in Stuttgart bei ihm genommen, und hatten nebst dem würzburgischen Hofrath Raab und dem General Remchingen oft und viel bei ihm gespeist, und durch ihn Zutritt zum Herzog gesucht. Um so ängstlicher aber suchte er sich das Vertrauen dieser Männer zu

halten, da ein Betrug von seiner Seite dem Herzog entdeckt
orden war.

Indessen, er hätte vorerst wenigstens ruhig seyn können,
lange der Herzog lebte, wäre ihm wohl kein Leid geschehen.
atte er doch von des Herzogs eigener Hand eine Urkunde er=
ilten (12. Februar 1737), in der ihm versichert wurde: „daß
jetzt und fürderhin, in Ansehung seiner zu des Herzogs völ=
gem Vergnügen geleisteten Dienste, nie zur Verantwor=
ing gezogen werden solle?" Und so oft der Herzog
ohte, zürnte, so oft reute es ihn wieder. Eben jetzt schien
an des Juden Süß mehr, als je, zu bedürfen; denn wer
nnte Geld herbeischaffen, als er, und der Herzog ging mit
nem sehr weit aussehenden Plane um.

Im Anfange des Jahres 1737 war nämlich seine Erbit=
rung gegen die Landstände auf einen so hohen Grad gestiegen,
aß ein Bruch des Herzogs mit denselben mit Bestimmtheit sich
ls sehr nahe vorhersehen ließ, und eben diesen Zeitpunkt hatte
ie katholische Parthei zur Ausführung ihrer Plane erwählt.
In der Spitze derselben stand der Bischof von Würzburg,
in vertrauter Freund des Herzogs, welcher schon im Jahre
736 dem Herzog das Simultaneum, d. h. die Gleich=
tellung der katholischen Religion mit der lutherischen in Würt=
emberg, angerathen hatte. Der Bischof war ein scharfblicken=
der, kluger Fürst, und schon, als früherer Reichs=Vicekanzler,
überall in Deutschland hoch angesehen, ein Mann, der seinen
Worten Nachdruck zu geben wußte. Mit ihm trat der würt=
tembergische General Remchingen in ein näheres Verhält=
niß, ein muthiger, aber übermüthiger Soldat, der sich nicht
ganz ohne Grund eines überwiegenden Einflusses auf den Her=
zog rühmte. Mitunter zeigte er sich sehr liberal, so daß auch
Geheimerath Bilfinger mit ihm im Vertrauen über wichtige,
religiös=politische Fragen geredet zu haben scheint. Indessen
ergab sich bald, daß seine Gesinnung keineswegs der evange=
lischen Kirche günstig war. Bei dem württembergischen Militär
versuchte er zuerst dem Katholicismus Bahn zu brechen; denn,
was in dieser Hinsicht oben angeführt wurde, rührte von Rem=
chingen her; ebenso ging fast Alles, was von Seiten der würz=
burgischen Hofes in derselben Hinsicht versucht wurde, durch

26 *

ihn an den Herzog. Auch correspondirte er mit seinem Br
dem Malteserritter, der sich zu Rom aufhielt, und mi
Freiherrn von Ramschwag zu Inspruk über die Einfüh
des Katholicismus in Württemberg.

Der bedeutendste Theil der Papiere Remchingen's, nam
lich die Verhandlungen mit Würzburg, wurden nach des
zogs Tode schleunigst bei Seite geschafft, und so ist nur Wen
über die Plane seiner Parthei mit juridischer Gewißheit an
Tag gekommen. Indessen war Remchingen doch nicht der M
welcher ganz an sich halten konnte. Bald da, bald dort äuß
er seinen Haß gegen die Landstände und seinen Widerwi
gegen die Landeskirche, zumal im Kreise seiner Freunde.
Anfange des Jahres 1737 war er z. B. bei dem Juden S
zu Gast, dem er seit dieser Zeit besonders artig begegnete;
würzburgische Hofrath Raab war auch da, desgleichen die K
puziner-Oberen von Weil der Stadt. Da brach der Gene
heraus: „Jetzt sey er der Landschaft hinter ihren Alcoran g
kommen; wenn er seine Sache in den Stand bringe, so dü
sein Herr nur befehlen." — „Vivat Alexander! rief er; we
ich einmal mit meinen zwölftausend Mann fertig bin und a
meinem Rothschimmel sitze, alsdann muß es brechen." E
andermal rieth er: „der Herzog habe nicht nöthig, der Lan
schaft Gehör zu geben, er sey Herr im Lande. Einen Landta
könne man zusammenberufen, und der Herzog wohl darauf er
scheinen, die Truppen aber müßten gegenwärtig seyn." Am
meisten aber verrieth ihn ein Brief an einen Rath des Bischof
von Würzburg, dessen Abfassung er nicht leugnen konnte, un
der, bei allem Schwulst der Worte, doch auf den Grun
sehen läßt. Remchingen schreibt also:

„Es ist weltkundig, zu was für eclatanten Reversalien
Serenissimus (der Herzog) durch Treu- und Pflicht-Vergessen-
heit seiner gottlosen Minister bei Antritt seiner Regierung und
ganz verstörten Babylon wider Willen verleitet, und, gedrängt
durch durch die teuflischen Umtriebe hoher Personen und der
Minister, die zu selbiger Zeit nicht wohl zu vermeiden waren,
gezwungen worden; das geschah, weil er sich nicht allein durch
einen leiblichen Bruder, den hochruhenden Prinz Friedrich, mit
dem die Landschaft in vertrautestem Verhältniß gestanden, und

chen zu ihrem Regenten zu haben bereits kabalirte, als Ka=
lik critisiret, sondern auch noch dazu ohne Geld und Volk
n aller Hülfe entblöset sehen mußte, dahero anders nichts
thun war, als von zwei Uebeln das kleinere zu wählen.
abei hat er aber doch diese kurze Resolution gefaßt (es sind
ß Ausdrücke Seiner Durchlaucht selbst): „„Ich habe die
lichtvergessenheit meiner Minister und Treulosigkeit der Land=
nde, bis zum Uebermaß, von darum rasen lassen, damit sie
to tiefer fallen, folglich um seiner Zeit diese enorme Action
er Welt desto verfänglicher, und ohne Anstoß und Geräusch
hterlicher Verhandlung manifestiren, und die jedem Reichs=
rsten zugehörende, den Friedensschlüssen und Reichsordnungen
rrespondirende und so gottlos abgezwackte Rechte zu erlangen,
diese Lasterthat Meiner treuvergessenen Räthe und gehuldig=
r Unterthanen verdientermaßen bestrafen zu dörfen.““

„Und dieß wäre der gordische Knoten, der um künftige
uhe, auch Wohlfahrt des durchlauchtigsten Hauses, hauptsäch=
h aber, daß die Nachwelt von denen rühmlichsten Thaten
eses tapferen Capitäns und Feldherrn überzeugt bleibe, mit
s Alexandri Säbel entzweigehauen werden sollte. Ob und
ie das Project ausführbar zu machen, ist kein anderes Mittel
brig, als zu dem großen Weltorakel, dero gnädigstem Herrn
ie Zuflucht zu nehmen, die ohnedem des württembergischen
auses Wohlfahrt sich tief zu Herzen ziehen und in allem
Sturm die Windstille zu verschaffen, selbst gnädigst erklärt haben.
w. Hochwohlgeb. schreiben mir hierauf dero hocherlauchte
Gedanken, was Celsissimus (d. h. der Bischof) in Sachen
äthlich halten, zumalen wann es an der Zeit, mit der Katze
urch den Bach zu fahren. Mich bedünkt, als wenn man nach
Darlegung ihrer Verdienst die Minister gleich mitgreiffen würde,
s dörfte ein solche Verrätherei an den Tag kommen, durch
welcher man unserer vielköpfigen Schlange der Landschaft noch
esser auf den Kopf zu stehen in Stand gesetzt würde.“

Hieraus erhellt kurz Folgendes: Die Reversalien
(welche zunächst die Religion, dann auch die sonstigen stän=
dischen Rechte betreffen) sollten förmlich abgethan werden,
und zwar sollte der Knoten nicht gelöst, sondern mit Gewalt
zerhauen werden, an die Stelle des Rechts sollte der „Säbel“

Carl Alexanders treten. Der Bischof von Würzburg e…
sich bereit, den etwa entstehenden Sturm zu stillen; e…
auch über den Zeitpunkt der Ausführung seinen Rath. …
übrige Inhalt des Briefs bittet um Vorsicht in dieser „…
testen" Sache.

Auf dieß antwortete der Bischof dem Herzoge selbst: …
man nicht so schnell verfahren, sondern abwarten solle, …
man deßwegen eine Conferenz halten könne." Bald darau…
hielt der Herzog auch die Ausfertigung des würzburgischen …
heimeraths Fichtel, welcher ihm angab, wie er die L…
desverträge ändern solle, und deren Hauptsumme dar…
hinauskam: „Nur bei der Veräußerung des Landes oder ei…
Landestheiles sey der Regent an die Landstände gebunden. …
allen übrigen Fällen sey ihnen blos eine berathende Stim…
einzuräumen und sie seyen blos als zustimmende Räthe und Vo…
strecker anzusehen." Namentlich wurde dieses bei der Entsche…
dung über Krieg und Frieden und bei Gebung allgemeiner La…
desgesetze und Ordnungen, so wie deren Erklärung behaupt…
Zugleich kam der Herzog auf den Gedanken, oder wurde dara…
gebracht, das Geheimeraths-Collegium (diese ober…
Staats- und Kirchen-Behörde) abgehen zu lasse…
Man wollte aus Stabsoffizieren zwölf Obervögte fo…
miren und selbigen die Regierung des Landes anvertrauen, w…
es auch in den kaiserlichen Niederlanden sey; „nun wären di…
meisten Stabsoffiziere Katholiken, und die evangelischen scho…
bei hohem Alter, bei welcher Gelegenheit man das Geheime…
raths-Collegium ersparen könnte." Endlich, um auch für di…
Zukunft gesichert zu seyn, bewog Remchingen den Herzog, ei…
früheres Testament umzustoßen und ein neues abfassen zu
lassen, in welchem der Bischof von Würzburg zum Mit-Vor…
münder der herzoglichen Prinzen eingesetzt ward. So wurde
dem angelegentlichen Wunsche des Bischofs: dauernden Einfluß
auf die Erziehung der herzoglichen Prinzen zu gewinnen, ent-
gegengekommen.

Ist es ein Wunder, daß der Bischof, daß der Papst selbst
diese günstige Lage der Dinge zu benützen suchten? Ersterer
wußte nun einen seiner Räthe, Raab, in württembergische
Dienste zu bringen. Der Papst aber sandte bereits einen Agen-

in der Person des Paters Mecenati nach Württemberg „zur Emporbringung des katholischen Glaubens und zum nderen Besten des Herzogs.“ Indessen blieb der Zeitpunkt Ausführung aller Plane auf eine nochmalige persönliche :athung der Sache mit dem Herzog in Würzburg selbst aus- ;tzt. Letzterer hatte nämlich eine Reise nach Danzig vor, welcher er den Bischof besuchen wollte. Die Militärsachen ten in dieser Zeit unmittelbar von dem Remchingen besorgt rden, dem er eine geheime Ordre hinterlassen wollte; die aatsangelegenheiten von einer Interimsregierung, unter Vorsitz c Herzogin.

Mit Zittern sah das Land dem drohenden Ungewitter ent- gen und es gingen die beunruhigendsten Gerüchte. „Von lund zu Munde erzählte man sich, daß, sobald der Herzog 1s Land werde verlassen haben, der Bischof von Würzburg ülfstruppen schicken, und das württembergische Militär werde ereit gehalten werden, um des Herzogs zurückgelassene Befehle egen Gleichstellung des lutherischen und katholischen Glaubens m Lande, wegen Verhaftung und peinlicher Anklage mehrerer ngesehener Staatsdiener und Mitglieder der Landschaft, wegen Ablieferung alles alten Silbers in die Münze, wegen Einfüh- rung des Beichtpfennigs und wegen vieler anderer Dinge zu vollstrecken; vor Allem aber, um die Unterthanen, unter dem Vorwande, das Wildpretschießen zu verhindern, zu entwaffnen.“ „Man deutete, sagt ein anderer württembergischer Geschicht- schreiber, mit Fingern auf die Männer, unter ihnen selbst Geist- liche von dem höchsten Range, die sich bereits zum Abfalle er- boten haben sollten. Es liefen die Gerüchte, daß demnächst die Stiftskirche in Stuttgart und die Klöster den römischen Priestern wieder eingeräumt würden, und daß, zum Behufe der Neube- kehrten, eine Menge Kisten, mit Rosenkränzen gefüllt, von Würzburg her auf dem Wege wären.“ Auch nannte man die- jenigen herzoglichen Räthe, Landschaftsconsulenten und Prä- laten, welche auf die Festung gebracht und dort peinlich pro- zessirt werden sollten.

Der Herzog rüstete zur Reise. Noch wohnte er dem Carneval in Stuttgart bei und reiste dann nach Ludwigsburg. Dort speiste er zu Mittag und nach der Tafel ging er in die

Gruft, wo er sich den Ort seines Begräbnisses bezeichn
Tags darauf ernannte er den würzburgischen Rath Raab z
Geheimenrath und Hofkanzler, besuchte noch den Hofgar
und bedauerte, „daß er den Flor desselben nicht mehr s
könne, weil er auf Danzig gehe." „Am Nachtessen war er n
ziemlich munter, spielte mit dem Süß'en und verehrte ihm
gewonnenen 200 Dukaten. Die Sängerinnen waren auch
da. Nach halb zehn Uhr stund Er auf und sagte: wie stick
mich! Sobald er im Zimmer war, riß er seine Kleider
und der Kammerdiener Neuffer zog ihn aus. Indessen spra
sein Hund auf und um ihn herum, zu dem sprach er: du wi
mich noch aufmuntern? Indem fing sein Kanarienvogel an,
pfeifen, zu dem sagte er: und du willst mich heute noch lus
machen, aber es wird nichts daraus, ich muß mich zur Ru
legen. Der Neuffer ging hinaus, dem rufte er augenblickli
und sprach: „wie wird mir so eng? der Athem will mir au
bleiben, Arznei her! Pater Kaspar her!" Neuffer sprang he
bei und brachte eilends eine gewisse, besonders anständige Arzn
in einer Theeschaale. Der Herzog konnte aber kaum eine
Mund voll hinunterbringen. Man setzte ihn auf einen Stu
und ließ ihm zu Ader, aber kaum flossen drei oder vier Unze
Blut, so überfiel den Herzog ein Steckfluß mit solcher Heftig
keit, daß er unter etlichmaligem Ausrufen: „„HErr Jesu,
wie wird mir, Ich muß sterben!"" sich zwar nochmals i
die Höhe streckte, aber alsobald todt zusammensank." De
Pater eilte erschrocken herbei, um nur noch einige Wor
mit dem Sterbenden zu sprechen, traf ihn aber nicht meh
unter den Lebenden." Es war die zehnte Stunde, Nachts,
als der Herzog zu Ludwigsburg verschied. Gegen Mitternacht
brachte der Jagdsekretär Osiander die Todesnachricht in solche
Eile nach Stuttgart, daß das Pferd todt unter ihm zusammen-
stürzte. Noch lagen da und dort Betende auf ihren Knieen,
als die Nachricht gebracht wurde; aber eine Rettung der evan-
gelischen Kirche auf diese Weise hatte Niemand geahnt.

Dritter Abschnitt.

Die vormundschaftliche Regierung.

Erstes Kapitel.

Wie dem Landes-Verderben gesteuert wurde.

Kaum war das Gerücht erschollen, daß der Herzog nicht mehr sey, als Süß, Remchingen und Raab, jeder auf seine Weise seine Maßregeln ergriff. Raab flüchtete die wichtigsten Briefe, welche zwischen dem württembergischen und würzburgischen Hofe gewechselt worden waren, nach Würzburg; Süß suchte seine eigene Person durch Flucht zu retten, Remchingen sich durch Troz zu helfen. Aber vergeblich waren die Versuche des Juden Süß, zu entkommen; nur zwei seiner Genossen, sein Cassier und sein Sekretär, wußten zu entfliehen. Die Anklagen gegen ihn häuften sich, und man brachte ihn auf die Feste Hohenneuffen, dann auf den Asperg. Das erbitterte Volk verfolgte ihn mit Steinwürfen und mißhandelte die Juden, die sich nach Stuttgart gezogen hatten, als wären sie alle seine Genossen. Indessen stellte sich Remchingen dem, nach den Hausgesetzen, zur Vormundschaft berechtigten Herzoge Carl Rudolph desto trotziger entgegen, indem er sich auf das letzte Testament des Herzogs berief. Er verweigerte dem Herzog Administrator die Huldigung und die Annahme der Parole, verpflichtete die Offiziere zu demselben Ungehorsam, ließ das Alexandrinische Testament von ihnen beschwören, und gebot ihnen, keine Befehle, die nicht von der Herzogin und ihm unterzeichnet wären, anzunehmen. Zu gleicher Zeit verstärkte er die Besatzung von Stuttgart, und gewann die Offiziere durch das Vorgeben: man gehe mit Verringerung des Heeres um, gegen den Herzog Carl Rudolph. Aber der greise Herzog, der so manche Schlacht siegreich geschlagen hatte, setzte der Auflehnung bald ein Ziel. Den Offizieren wurde die beruhigende

Versicherung gegeben: „daß man sich für Erhaltung des He möglichst angreiffen werde;" den Remchingen aber ließ er o Weiteres gefangen setzen und erklärte: „daß er bis zur E digung des über dem herzoglichen Testamentes entstandenen Z würfnisses Niemand, wer es auch sey, zur Mitverwaltung Landes zulassen werde."

Im Vertrauen auf das Testament Carl Alexanders, seine Wittwe und den Bischof von Würzburg zu Vorm dern seines unmündigen Erbprinzen auch in der Landesregiern eingesetzt hatte, versuchten diese beide, ihre Ansprüche durch setzen, denn man zählte auf die Begünstigung des kaiserlich Hofes; von dem zu erwarten stand, er werde einer, mit d Interessen der katholischen Religion so eng verbundenen Sa seinen Schutz nicht entziehen. Carl Rudolph dagegen, eifr besorgt für die Erhaltung des evangelischen Glaubens, u der Plane des Bischofs von Würzburg wohl kundig, wuß mehrere evangelische Höfe in sein Interesse zu ziehen. D kaiserliche Hof, so sehr er geneigt war, der Herzogin beiz stehen, konnte doch dem Administrator Carl Rudolph die wohl verdiente, längstbegründete Achtung nicht entziehen und tru auf Vermittlung an. Aber nun wollte der Bischof von Würz burg von keinem Vergleiche wissen, so daß Carl Rudolph ein seitig mit der Herzogin Wittwe übereinkam. Letztere war i Geldverlegenheiten, und durch das Gerücht, als wolle sie die evangelische Kirche in Teinach den Katholiken in die Hände bringen, war die Unzufriedenheit im Lande gegen sie so gestei gert worden, daß sie endlich gerne die Vermittlung des säch sischen Hofes annahm und mit dem Herzog Administrator einen ehrenhaften Vergleich einging. Sie sollte den Titel einer Ober vormünderin, die Erziehung der fürstlichen Kinder, die Wahl ihrer Lehrer, die freie Glaubensübung für sich und die Ihrigen behalten, auch alle wichtigen Landesangelegenheiten, so weit sie nicht das Kriegs- und Religionswesen betreffen, sollten ihr von zwei Geheimeräthen vorgetragen werden. Der bisherige Rechtsstreit, so wie die Gültigkeit des letzten Testa mentes von Carl Alexander wurden aufgehoben. Die Her zogin bestätigte die Reversalien und dem Ge heimenrathe die Mitvormundschaft über die fürstlichen Kinder.

·em Herzog Carl Rudolph verblieb die Landesregierung.
·er kaiserliche Hof aber bekräftigte diesen im Januar 1738
·schworenen Vergleich im Juli desselben Jahres. Nur der
·ischof von Würzburg gab seine Ansprüche nicht ganz
·uf; aber vergebens war es, daß er dieselben durch den be-
·ühmten Staatsrechtslehrer Ikstatt vertheidigen ließ. Die durch
·en württembergischen Landschaftsconsulenten Georgii verfaßte
·Widerlegung schlug die Zweifel an dem guten Rechte des Her-
·zogs Carl Rudolph nieder. Auch die geheimen Umtriebe, welche
·ie Gegenparthei machte, um Alles so einzurichten, daß nach
·em Tode Carl Rudolphs die Landes-Administration in die
·Hände der Herzogin komme, wurden noch zeitig entdeckt. Es
·lieb dabei: die katholische Propaganda sollte dießmal ihre Plane
·gegen Württemberg nicht in's Werk setzen.

Während dieses Rechtsstreites ging die Untersuchung über ·den Juden Süß ihren Gang fort. Wenige Tage nach dem mit der Herzogin geschlossenen Vergleiche ward er zum Strange verurtheilt; der Herzog Administrator erklärte: „er sey in seinem Gewissen verbunden, der von Gott ihm anvertrauten Justiz ein Genüge zu thun, und vor den Augen der Auswärtigen und des ganzen Landes seinen gerechten Eifer in Bestrafung der von dem Inquisiten verübten, verdammlichen Mißhandlungen zu erproben." Nicht leicht hat wohl ein Todesurtheil einen so entsetzlichen Eindruck auf einen Missethäter gemacht, wie dieses! So trotzig und scherzhaft sich Süß im Anfange seines Verhöres bewiesen hatte, so wurde ihm doch nach und nach bange, je mehr es an den Tag kam: „auf welche niederträchtige und schändliche Weise er das Zutrauen seines Herrn mißbraucht, und mit welcher Schaamlosigkeit und Frechheit er und seine Helfershelfer alle Gesetze und alle wohlhergebrachten Rechte und Gerechtigkeiten mit Füßen getreten und selbst mit dem Heiligsten ein satanisches Spiel getrieben habe; wie er seinen Herrn und das Land betrogen, herrschaftliche Kassen und das Kirchengut, milde Stiftungen und Gemeindekassen geplündert, wie er manchen Privatmann zum Bettler gemacht und dabei die niedrigsten und gemeinsten Mittel gebraucht habe." Wenn er aber daran dachte, daß er vielleicht mit dem Tode bestraft werde, gerieth er in Verzweiflung, die sich bei ihm in den

mannigfaltigsten Gestalten kund gab; mitunter auch darin,
er sich wirklich närrisch stellte, auch Versuche zu machen s
sich selbst das Leben zu nehmen, ehe er durch die Hand
Scharfrichters dasselbe verliere. Im Anfange Decembers 1
klagte er: „man lasse ihn nicht blos am Leibe, sondern
an der Seele verderben, man solle ihm nur einen Geistli
schicken, was es auch für einer wäre.“ Man sandte ihm
Stadtpfarrer zu St. Leonhard, Georg Conrad Rieger, e
der geachtetsten Geistlichen des Landes. Aber vergebens su
dieser in ihm das Bewußtseyn seiner Schuld zu wecken. E
hatte hauptsächlich Fürsprache bei den Gerichten gewünscht. N
bis wenig Tage vor seinem Tode, besuchte ihn kein Geistlic
mehr. Am 30. Januar ward er nach Stuttgart geführt, wo
über er sehr erfreut war, und seine besten Kleider, die er so
bei Hof getragen hatte, anzog. Aber seine Freude schwan
als man ihn nicht in seine Wohnung, sondern in's „Herre
haus“ brachte, wo man ihm am 31. Januar das Todesurthe
ankündigte. Zugleich wurde ihm, wie allen Malefikanten, a
gekündigt, „daß man ihm einen rechtschaffenen Geistlichen zuz
ordnen gesonnen sey, wenn er etwa sich zum christlichen Gla
ben wenden wolle, doch werde er dadurch der Todesstrafe nich
entgehen.“ Allein bei der ihn von nun an fürchterlich um
treibenden Todesangst war jeder Versuch der Geist
lichen, ihn mit Worten des Alten Testamentes auch
nur zur Erkenntniß seiner Schuld zu bringen, vergeblich *).
Am 4. Februar, Morgens, ward ihm der Stab gebrochen.
„Dieß erschütterte ihn tief, knieend bat er um sein Leben, er
wolle Alles dafür hingeben; als er jedoch sah, daß Alles um-
sonst war, verwandelte sich seine Niedergeschlagenheit in Zorn;
laut klagte er seine Richter der Ungerechtigkeit an und forderte
sie vor Gottes Gericht, um Rechenschaft von seinem Blute zu
geben. Nur mit Gewalt konnte er auf den Todeskarren ge-

*) Wenn man auch mit Recht Manches an dem Bezeugen eines anderen, noch jungen, den Juden Süß besuchenden und ihn zur Hinrichtung begleitenden Geistlichen aussetzen mag, so ging doch seine verzweifelnde Heftigkeit nur aus der Todesfurcht und Gewissensangst hervor, wie aus Vielem erhellt.

acht, nur mit Banden hier festgehalten werden. Langsam
hr er, unter einer starken Bedeckung und von einer zahllosen
olksmenge begleitet, dem Richtplatze zu.“ „Ich habe, so er-
hlt jedoch ein Zeitgenosse, der obengenannte G. C. Rieger,
eder gehört, noch erfahren, daß ihm von dem unsäglich zu-
ringenden Volke einige Schmachreden, viel weniger thätliche
Rißhandlungen widerfahren wären. Vielmehr erweckte der
rbärmliche Anblick einer lebendigen Leiche, die Betrachtung der
Veränderlichkeit menschlicher Dinge, die gemeinsame Mensch-
eit und das laute Geschrei eines immerfort betenden armen
Sünders manche mitleidige Bewegungen. Unter immerwähren-
er Anrufung Adonai Elohim (HErr, mein Gott) wurde er
ie Leiter hinaufgezogen. So endete er. Wäre seine Hand
o lange über uns geblieben, als schwer sie von Stunde zu
Stunde worden ist: ich weis nicht, was noch aufrecht geblieben
wäre.“

Nachdem der Herzog Administrator die bedrohte Verfassung wieder befestigt, das Werk des Verraths und der Bosheit zerstört und die schreiendsten Unordnungen und Mißbräuche abgeschafft hatte, eine Arbeit, welche Tag und Nacht seine Kräfte in Anspruch nahm, und endlich sein Leben bedrohte, legte der einundsiebenzigjährige Greis die vormundschaftliche Regierung nieder, und zog sich auf seinen Ruhesitz zu Neuenstadt an der Linde zurück, um auf den Uebergang in die Ewigkeit sich in einem kleineren Wirkungskreise vorzubereiten. Da gedachte er oftmals, wie er in den Kämpfen gegen die Türken, in den Schlachten bei Höchstädt, Malplaquet und Rameilles, in denen das Loos des deutschen Protestantismus mitentschieden wurde (und in denen er einer der ersten, wo nicht der erste Vorkämpfer war), „so wunderbar von Gottes Hand bewahrt worden sey, daß ihn die Soldaten für stich- und schußfest gehalten haben.“ Die schönen Lorbeeren des Friedens, der allgemeine Dank des Landes mochten ihn freuen, aber er überhob sich dessen so wenig, als der Siege seiner Jugend. Sterbend beschäftigte er sich viel mit dem Kinderverschen: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid,“ und mit dem andern: „Mein Gott, ich bitt' durch Christi Blut, Mach's nur mit meinem Ende gut.“ Darauf entschlief er

(1742) sanft und getrost, als der Letzte von den Helden herzoglichen Nebenlinie von Württemberg-Neuenstadt. Wie Vater, Herzog Friedrich, den lockenden Anerbietungen reichs aus Liebe zu seinem Bruder und dem evangelischen G ben widerstanden, und Leib und Leben für den letzteren dreißigjährigen Kriege gewagt hatte, so kämpften die Sö Friedrich August, Ferdinand Wilhelm, C Rudolph gegen den Erbfeind des christlichen Glaubens, Türken, und gegen den König von Frankreich, den Unterdrü der evangelischen Kirche. Die aufrichtigste Gottesfurcht, innigste Hochachtung der Kirche und ihrer Anstalten, die treu gegenseitige Bruderliebe zeichnete diese drei Helden aus.

Noch unter Carl Rudolphs Regierung war zur Wi derherstellung der tief verletzten Verfassung ein Landtag (173 begonnen worden. Der freimüthige Hofprediger Oechsli hatte die Landtagspredigt gehalten, über das Thema: „das m einen nachdrücklichen Landtagssegen zu Gott seufzende Wür temberg." Carl Friedrich, Herzog von Württemberg Oels, Carl Rudolphs gleichgesinnter Nachfolger, ein Mann i den besten Jahren, setzte dessen Werk fort, und am Schlu des Landtages konnte der Oberhofprediger Tafinger mit Rech zum Thema seiner Predigt die Worte machen: „das in der Hülfe Gottes erfreute Württemberg" (1739). Sechs Jahre wirkte Carl Friedrich, unterstützt von rechtschaffenen Räthen und in Eintracht mit den Ständen, für das Wohl des Landes. In allen Theilen der Verwaltung wurde ein edler, erfreu licher Geist der Planmäßigkeit, Redlichkeit und Milde sichtbar.

Derselbe Fürst sorgte für Erziehung der Prinzen. Carl Alexander hatte versprochen, seine Söhne in einem gegen die Landesreligion wohlwollenden Sinne erziehen zu lassen, und namentlich Bilfinger hatte darauf gedrungen, daß dem Erb prinzen kein katholischer Hofmeister beigegeben werde. Trotz dem, daß Remchingen anderer Ansicht war, wurde doch Bil fingers Wunsch erfüllt. Der Herzog schenkte einem Franzosen, calvinischer Confession, sein Zutrauen und setzte ihn zum Hof meister über seine Prinzen. Auf dieser Bahn suchte nun der Administrator und die Geheimenräthe fortzufahren, damit, wenn gleich die Prinzen in der katholischen Confession erzogen wurden,

ch keine feindselige Parthei auf sie Einfluß gewinne. So ge-
hah es, daß besonders durch die Vermittlung G. B. Bilfin-
ers die herzoglichen Prinzen an den preußischen Hof ge-
racht wurden, um unter den Augen Friedrichs II. (des Großen)
ebildet zu werden. Die Herzogin Wittwe und der Herzog (Ad-
ministrator) kamen über den Erziehungsplan überein: „die durchl.
Prinzen sollen zur gewissenhaften Uebung ihrer Religion ange-
halten werden, sowohl öffentlich, als zu Hause. Geistliche ihrer
Confession leiten ihre Morgen- und Abendandachten, halten
ihnen täglich Messe und unterrichten sie in der Glaubenslehre
ihrer Kirche. Täglich, nach dem Morgengebete, lesen die Prin-
zen einige Abschnitte aus der h. Schrift, „wie sie vordem
gethan haben.“ An Sonn- und Festtagen verbinden sie
hiemit das Lesen einiger Werke der Kirchenväter, der Kirchen-
geschichte und kirchlich-gebilligter Erbauungsschriften.“

Indessen dauerte dieser Aufenthalt in Berlin nicht lange. Man sah ihn von Seiten der katholischen Höfe nicht gerne, und wußte den drei Prinzen beizubringen, daß sie anderwärts, namentlich bei ihrer Mutter, besser aufgehoben seyen, als in Berlin. Friedrich II., dem aus Staatsrücksichten daran lag, den jungen Erbprinzen für sich zu gewinnen und zu erhalten, betrieb es am kaiserlichen Hofe, daß Carl Eugen (1744) im sechszehnten Jahre seines Alters, vom Kaiser für volljährig erklärt, als regierender Herzog nach Württemberg zurückkehrte.

Mochte auch mancher Württemberger sich betrübt fühlen, daß der König von Preußen die Grundsätze seiner Weisheit denen der Politik zu opfern schien, so konnte diese Sorge doch dadurch gemildert werden, daß Carl Eugen in seinem Erbland in die Umgebung trefflicher Staatsmänner kam, daß er keineswegs feindselig gegen die Landeskirche und Landesverfassung geworden war, als er die Regierung antrat, und daß endlich zwischen ihm und einer protestantischen Prinzessin aus dem Hause Brandenburg-Bayreuth eine Verbindung zu Stande kam, welche hoffen ließ, daß er auch fernerhin nicht feindlich gegen das evangelische Bekenntniß sich bezeugen werde.

Zweites Kapitel.

Innere Entwicklung der evangelischen Kirche zur Zeit der vormundschaftlichen Regierung.

§. 1.

Zinzendorf und Württemberg.

Während in Württemberg die Hauptaufmerksamkeit sich auf die Erhaltung des rechtlichen Bestandes der Landeskirche richtete, lebte im Sächsischen ein Mann, welcher aller Augen auf sich zog, und der nach und nach durch eine bewunderungswürdige Thätigkeit die ganze evangelische Kirche bewegte, **Nicolaus Ludwig Graf von Zinzendorf**, der Stifter (Erneuerer) der Brüdergemeinde.

Die halle'sche Art war für jene Zeit etwas zu kurz geworden, die Würde und der Ernst Speners war nicht mehr da, die freudige, aufopferungsvolle Thätigkeit eines Franke, Ehlers, Anton und des älteren Freilingshausen fand nach dem Tode dieser frommen Männer wohl noch Nachahmung, aber es hatten die Söhne doch mehr das Amt, die Redlichkeit, das System der Väter geerbt, als das Maß ihres Geistes. Weithin wirkte das von jenen Vätern gebildete Geschlecht, aber **Halle** sollte nicht mehr, wie früher, der Mittelpunkt aller christlich-evangelischen Bestrebungen Deutschlands seyn. Aber aus der franke'schen Erziehungsanstalt für höhere Stände ging Zinzendorf hervor, der in Manchem selbst die Wirksamkeit jener edeln Männer übertraf, in Manchem freilich nicht erreichte, ein scheinendes, freundliches Licht für seine Zeit.

Zinzendorf, ein Pathe des seligen Spener, hatte eine sehr christliche Erziehung genossen, und schon in frühester Kindheit eine herzliche, brennende Liebe zu dem unsichtbaren Kinderfreunde. Jede Stunde in der Nähe seines Herrn zuzubringen, jede Kraft, jeden Vortheil seines Standes ihm zu weihen, und „über dem Geschäft zu sterben, Seelen für das Lamm zu werben," das war seine Lust. Er hatte einen von Jugend auf wohl bewahrten Gang, einen ungemein talentvollen,

tigkeitsliebenden und unermüdlichen Geist, sein ganzes Wesen
chte ihm Könige wie Bettler, Fromme wie Gottlose zugäng-
. Was seine Seele von frühester Jugend auf gewünscht
te, eine freie Thätigkeit für das Reich Gottes, das wurde
n. Anlaß dazu gab die Einwanderung einiger mähri-
er Bauern und Handwerker, aus der Gegend von
lneck, wo sich noch von den Zeiten des frommen Amos
menius ein verborgener Saame evangelischen Glaubens er-
lten hatte. Gedrängt von zwei Seiten, von katholischen
brigkeiten und von ihrem Gewissen wußten sie keinen Rath,
s eine Stätte zu suchen, wo sie ihres Glaubens leben konn-
n. Sie fanden sie endlich in der Nähe von Bertholdsdorf,
o ihnen Zinzendorfs Großmutter, die Gräfin von Gersdorf
latz zu einer Niederlassung anwies. „Hier hat der Vogel
in Nest gefunden und die Schwalbe ihren Ort, nämlich deine
ltäre Herr Zebaoth mein König und mein Gott!" rief der
ührer der Auswanderer freudevoll aus.

Aber dennoch fragte es sich um ihr Bleiben. Zinzendorf,
elcher sich dieser Auswanderer sogleich mit aufopfernder Theil-
ahme annahm, wünschte ihren förmlichen Beitritt zur
vangelisch-lutherischen Kirche, welcher er selbst
ngehörte, und deren Glaubenslehre sie von Herzen Bei-
all schenkten. Aber sie weigerten sich mit aller Entschiedenheit
die Zucht, die Einrichtungen und damit den Se-
gen der alten böhmischen Kirche aufzugeben. Der
Graf wußte sich Anfangs hierin nicht zu finden. Aber die
Schriften des Amos Comenius, die Zeugnisse Luthers, Melanch-
thons und Bergers für diese Kirchenverfassung machten tiefen Ein-
druck auf ihn. Hatte doch Luther selber erklärt, daß rücksicht-
lich kirchlicher Zucht und Ordnung die evangelische Kirche Böh-
mens die deutsche weit übertreffe. Dazu kam, daß der von
Zinzendorf mit Recht oft befragte und hochgeachtete Abt des
evangelischen Klosters Berga Steinmez sie ermahnte: „das
Kleinod ihrer Verfassung nicht aus den Händen zu geben, weil,
wenn man es aus Nachläßigkeit oder Untreue einmal verloren
habe, man es oft mit Thränen wieder suche, ohne es zu finden."
Somit entschloß sich der Graf wie die Gemeinde seiner Aus-
wanderer, nach der Weise der alten böhmischen Brüder in

zweifelhaften Fällen, auch die Frage über die Beibehaltun
Kirchenverfassung durchs Loos entscheiden zu lassen. E
für die Beibehaltung derselben. Aber nun mußte, wenn
die böhmische Brüderkirche staatsrechtliche Anerkennung er
sollte, ihre Uebereinstimmung mit einer der im Reiche
kannten Bekenntnisse nachgewiesen werden, also hier zu
die Uebereinstimmung mit dem lutherischen Bekenntnisse.

Zinzendorf, der für die württembergi
Kirche eine besondere Vorliebe hatte, und den Repet
zu Tübingen Steinhofer in seine Nähe zu ziehen wün
wandte sich nun an die theologische Fakultät zu
bingen mit der Frage: „ob die mährische Brüderkirche
Voraussetzung ihrer Uebereinstimmung mit der evangeli
Lehre, bei ihren seit 300 Jahren gehabten Einrichtungen
Kirchenzucht verbleiben, und dennoch ihre Verbindung mit
evangelischen Kirche behaupten könne?" Die Akten, w
Zinzendorf damals der Fakultät vorlegte, waren befriedig
und der nachherige Prälat Oetinger unterstützte die Be
bung des Grafen bei Bilfinger, der damals Professor
Theologie zu Tübingen, und Oetingers Freund und Gön
war, so nachdrücklich, daß Zinzendorf ein sehr günsti
Responsum (amtliche Antwort) erhielt (1733). Bilfing
der Verfasser desselben, hob nicht nur die Einigkeit der Le
der Brüder mit der Lehre der evangelisch-lutherischen Kir
hervor, sondern auch die Nützlichkeit und Nothwendigkeit i
Kirchenzucht und Einrichtungen. Und der Kanzler Pfa
fügte einen Glückwunsch bei, und eine Ermahnung an die b
mische Gemeinde, ihren Vätern nachzueifern. Nur in vertra
Unterredungen äußerte namentlich Weißmann einige B
denken: „man müsse sich in Herrenhut davor hüten, daß m
aus der Form nicht zu viel mache." Zinzendorfs Freunde i
der Fakultät entgegneten aber: „man müsse auch einmal für d
Sache Gottes etwas wagen," und so kam jenes günstige R
sponsum zu Stande.

Indessen zeigte sich bald, wie es Zinzendorf nich
blos um Erhaltung der mährischen Brüderord
nungen zu thun war. Er suchte sich selber zu einer au
gebreiteten Wirksamkeit in der evangelischen Kirche Bahn z

en, erstand deßwegen zu Stralsund ein theologisches Examen, wandte sich alsdann nach Württemberg um Aufnahme in geistlichen Stand (1734). Zu gleicher Zeit ließ er durch n vertrautesten Mitarbeiter Spangenberg bei dem oge Carl Alexander um Uebertragung der Prälatur s Klosters bitten, in welchem kein theologisches Seminar befand, welches er dann auf seine Kosten zur Bildung von eitern für seine Sache einrichten wollte. Letzteres schlug der zog Carl Alexander aus dem Grunde ab, um bei den Katho- t nicht in Verdacht zu kommen. Dagegen fand Spangen- bei der theologischen Fakultät zu Tübingen, namtlich aber dem Kanzler Pfaff so viel Eingang, daß die förmliche fnahme Zinzendorfs in den geistlichen Stand t erschwert wurde. Da das Consistorium gleichfalls seine willigung gab, so eilte Zinzendorf nach Tübingen, und ieb die schöne und lesenswürdige Erklärung, warum und welche Weise er sich dem Dienste Gottes widme, und welche beginnt: „Ich habe von Kindheit an geglaubt, daß Christus torben ist für das Leben der Welt. Ich bin nicht ohne An- tung dabei geblieben; ich wußte aber nicht, wie ich es chen sollte, daß ich's nicht glaubte. Das Vertrauen hat h bis zum Gefühl gebracht; das Gefühl hat die Liebe erregt; Liebe hat mich geschäftig gemacht. Da ich anfieng Seelen t ihrem Erlöser bekannt zu machen, war ich 10 Jahre alt. as am Verstande abgieng, mußte die Treue gut machen. un bin ich 34 Jahre alt, und habe allerlei erfahren müssen, r Eifer ist nicht erkühlt. Ich will dem Exempel Stephanas lgen, und mich selbst verordnen zum Dienste der Heiligen. h behalte meine Gewissensfreiheit, es stimmt mit meinem nerlichen Ruf überein. — Uebrigens bin ich kein Freigeist, h habe die Kirche lieb, und verehre sie; ich werde sie fleißig m Rath fragen. Meinem theuersten Heiland werde ich, nach ie vor, Seelen werben, Liebhaber gewinnen, Schafe sondern, äste bitten, Knechte miethen. Derjenigen Gemeinde, der ich ich seit 1727 zum Knechte gemacht, werde ich, so der Herr will, vor allem anderen zu dienen fortfahren. Ich werde alles uf dem Probirstein der evangelischen Wahrheit prüfen und iber der Disciplin der Brüder ernstlich zu halten suchen ꝛc."

Die theologische Fakultät fand kein Bedenken, dem Gr
ihre ganze Beistimmung zu seinem Vorhaben, in einer, i
seiner eigenen Erklärung gedruckten Urkunde zu ertheilen.
vierten Adventssonntage predigte Zinzendorf sowo
der Stifts- als Hospitalkirche zu Tübingen, und trat den
lichen Stand damit öffentlich an. Indessen wurde dem Gr
doch von mancher Seite bemerkt, daß, was für ein Rech
selbe zu Ausübung des Predigtamtes von dieser Zulassun
demselben ableiten möchte, doch eine wirkliche Ordination
stattfinde, und die ganze Sache nicht nach der gesetzlichen
nung der württembergischen Kirche vor sich gegangen sey.
fand denn Zinzendorf noch für gut, sich zu Berlin förmlich
einem Bischof der Brüdergemeinde weihen zu la
womit er den Stand eines „württembergischen Theologen,"
er sich nannte, verließ, obgleich er in sehr naher Verbin
mit der württembergischen Kirche blieb. Zwei der ausgezei
sten jüngeren Theologen Fr. Chr. Steinhofer und Fr.
Oetinger schlossen sich an ihn an, und ersterer über
eine Anstellung zu Ebersdorf durch Zinzendorfs Vermitt
M. G. Hehl und Joh. G. Waiblinger aber traten f
lich in den Dienst der Brüdergemeinde ein, zu deren aus
zeichnetsten Arbeitern sie gehörten. Selbst einzelne kle
„Societäten" schienen sich, veranlaßt durch Abgesandte
Herrnhut, im Württembergischen bilden zu wollen.

Allein bald änderten sich die Umstände. Es wurde k
daß Zinzendorf nicht einen fördernden Einfluß
die evangelische Kirche im großen Ganzen, son
eine wirkliche Trennung von ihr beabsichtige. Er h
die lutherische Kirche bereits als rettungslos aufgegeben,
glaubte ihre wenigen redlichen und glaubigen Mitglieder
ausziehen und in eine Gemeinde vereinigen zu dürfen, und
selbst auf die Gefahr hin: „daß dadurch jene so ausgesog
entsalzet und entwürzet würde, daß nichts als ein bloßes Ge
übrig bliebe." Aber nicht blos diese separatistischen A
sichten stießen manchen ihm sonst wohlwollenden Württember
ab, sondern noch mehr der Ton eines gewissen geistlich
Leichtsinns der in den nächsten Jahren (1736 bis 17
in den Brüdergemeinden einriß. Zunächst war

ingers Klage, daß die Brüdergemeinden mehr auf den
rn des Grafen als auf dem Schriftgrunde stehen, daß so
z Ringen nach „ausgewickelter" christlicher Erkenntniß sich
. Dazu übten ihn die Seltsamkeiten des Grafen, „der
den vielen Projekten zweizüngig, ja beinahe zweiherzig
)e." „Aber die zärtliche Liebe der Gemeinde zu dem Er-
, das kindliche Hangen des Grafen an Jesu und seinem
e," gewährte ihm dagegen „zuckersüße Vergnügung." Die
mündliche und schriftliche Uebung in den Grundwahrheiten
Evangeliums, die tägliche Praxis, die Entfernung von öffent-
n Aergernissen und Mißbräuchen, der Umgang mit vielen
h's Kreuz geprüften Christen, die brüderliche Liebe, die man
)errenhut fand, mußten immer wieder für diese Gemeinde
innen. Aber nach und nach wurden die Abweichungen vom
eren Schriftworte häufiger, Zinzendorf selbst ließ sich zu
st unbedachten Reden hinreißen, während er die Rechte der
ngelischen Kirche durch Proselytenmacherei kränkte, und die
rdigsten evangelischen Geistlichen von ihm und seinen Anhän-
n mitunter in der That übermüthig behandelt wurden.

Um diese Zeit, als ein gewisser Leichtsinn und Uebermuth
den Brüdergemeinden einzureißen anfieng, erschien die zweite
sgabe von Weißmanns Kirchengeschichte, in der dieser
hrheitsliebende Theologe sein Bedenken gegen den damaligen
stand derselben offen und ruhig aussprach. Diese Schrift
ichte in der Brüdergemeinde Aufsehen, aber statt die Er-
ihnungen des alten, erprobten Christen zu hören, fuhr Zin-
ndorf fort auf die unbedachteste Weise in seinen Liedern augen-
cklíche Einfälle preiszugeben, und namentlich in dem soge-
nnten „zwölften Liederanhang" die Dreieinigkeitslehre auf eine
Beise vorzutragen, welche den lutherischen Theologen anstößig
yn mußte. Dennoch, ob er gleich wußte, daß man in Würt-
mberg von allem seinem Wirken genaue Kunde habe, verlangte
:, man solle von da aus den lutherischen Tropus (d. h. die
Glieder der lutherischen Kirche, welche sich seiner Gemeinde an-
eschlossen hatten) durch eine eigene Commission nach Lehre und
eben prüfen. Der württembergische Geheimerath verlangte
un von Weißmann ein Gutachten, dieser erklärte: „wie die
Sachen stehen, könne es dem Grafen um eine lautere und auf-

richtige Gemeinschaft mit der evangelisch-lutherischen Kirche
zu thun seyn. Die Lehrer in den Brüdergemeinden wich
zu sehr von dem reinen lutherischen Lehrbegriffe ab, und
Graf selber spreche unverholen seine Geringschätzung der lu
rischen Kirche in Reden und Liedern aus." Demgemäß wa
auch erklärt: „daß man eine solche Visitation für nicht ersp
lich halte, und daß es das Beste seyn werde, wenn die B
dergemeinde über ihre Lehre und Ordnungen eine offene E
klärung abgebe."

Aber ehe man an eine solche denken konnte, brach in
deutschen Gemeinden die Periode „der Sichtung" an, wie
Zinzendorf nennt, und es kamen „geheime Gefährlichkeit
an den Tag, an die er nicht gedacht hatte. Um die verschie
nen den Gemeindeorten sich anschließenden Personen zu ein
kirchlichen Ganzen zu verbinden, trieb nämlich Zinzendorf
dieser Zeit die Lehre von der Versöhnung, von Blut u
Wunden Jesu, fast ausschließlich. Wie er selber in diese
Mittelpunkte des Evangeliums lebte, so war ihm auch gegeb
viele zur Erkenntniß desselben zu führen, manchen selbstgerech
Heiligen von seiner falschen Höhe herabzuziehen, manchen Ang
fochtenen zu trösten, manchen nicht vom Geiste Gottes, sonder
vom eigenen gemachten sogenannten Bußkampfe ein Ziel
setzen. Es war sein Element in dem er lebte, davon zeug
seine Lieder noch, und wenige sind ihm gleichgekommen in die
wahrhaft seligsten Erkenntniß. — Aber nun gerieth er au
Spielende, und seit er die Ode verfertigt hatte: „ein Kreu
luftvögelein kränkelnd von Liebespein nach Jesu Seitenschrein
war es, wie wenn nicht blos einzelne ihn nachahmen, sondern
ganze Gemeinden mitspielen wollten. Er ließ das so hin
gehen, aber das Tändeln nahm zu, und wie Cranz sagt:
„seit Zinzendorfs Abwesenheit in England brach das Uebel wie
ein aufgehaltener Strom hervor. Man fieng an die Materie
von der h. Seitenwunde so zu raffiniren, daß das theure Ver
dienst Jesu darüber beinahe ganz auf die Seite gesetzt ward."
„Bei einigen gieng die unanständige Freiheit bis zur Frechheit,
ein gewisser Geist der Versuchung, der mit einer unbegreiflichen
hinreißenden Macht einem jeden, der nicht genau über sein
Herz wachte, dieß Gift einflößte, gieng wie ein Lauffeuer durch

rere Gemeinden." Nun riß sich auch Steinhofer von Brüdergemeinde los, und suchte und fand eine Anstellung Vaterlande, und der edle Spangenberg war im Begriff selbe zu thun. „Er hat es mir gemacht wie Steinhofer und tinger," so schrieb Zinzendorf ums Jahr 1750 nach Württemg (nach einem eigenhändigen Brief Oetingers). Jetzt schrieb h Bengel „seinen Abriß der Brüdergemeinden," nachdem lange gewartet, und noch bis dahin auch gegen Oetingern n Grafen Zinzendorf vertheidigt hatte. Von da an zog sich r religiösere Theil der Württemberger von der Sache der rüdergemeinde zurück. Indessen wußte man doch auch hier : Offenheit zu schätzen, womit später Zinzendorf bekannte: aß er über manche Gedanken, davon er ganz eingenommen ar, sich hintennach schäme;" und mit der er sich „von allen inen Schriften lossagte, die er nicht nochmals revidirt habe." as war ja die genügendste Antwort auf Bengels Bemerkungen! och brachte erst Spangenbergs Wirksamkeit die Gemeinde ieder in Verbindung mit Württemberg, denn seit dieser die Schrift, den kurzen Begriff der christlichen Lehre in den evangelischen Brüdergemeinden (die Idea fidei fratrum) geschrieben atte (1778), überzeugte man sich von der Lauterkeit der Lehre erselben. Endlich brachte die einreißende Irreligiosität gegen as Ende des Jahrhunderts die Herzen aller in der Hauptsache erbundenen Christen einander näher, „die Zeiten der Sichtung" waren längst vorbei, und nun wußte man auch Zinzendorf als den Prediger „der gekreuzigten Liebe" und seine Gemeinde zu würdigen, wie sie es verdienten. Dieß freundliche, namentlich durch Prälat Roos und die Brüdergemeinde zu Königsfeld vermittelte Verhältniß ist bisher geblieben.

§. 2.

Bengel.

Vielleicht würde von Anfang an Zinzendorf noch mehr Theilnahme in Württemberg gefunden haben, wenn nicht eine bedeutende Persönlichkeit bereits Einfluß gewonnen gehabt hätte. Es ist dieß Dr. Johann Albrecht Bengel, zuerst Kloster-

Präceptor zu Denkendorf, zuletzt Consistorialrath zu Stu
und Prälat des Klosters Alpirsbach.

So bewegt Zinzendorfs Lebensgang war, so ruhig
der Lauf Bengels. Den größten Theil seines Lebens b
er in den stillen Klostermauern Denkendorfs zu. Die Arb
welche sein Beruf ihm auflegte, nahmen seine ganze Zeit ei
suchte keine Wirksamkeit nach außen, und stille und fast
nannt durch diese Welt zu gehen, war einer seiner Liebl
wünsche. Aber trotz aller Verschiedenheit des Naturelles
der äußeren Lage lebte in Bengel derselbe Geist, der in
zendorf lebte, und von seinem stillen Kloster aus sollte B
nicht blos auf sein württembergisches Vaterland, sondern
ganz Deutschland und noch weit hinaus über dessen Gr
wirken, — und zwar ebenso sehr oder noch mehr auf die Le
in der evangelischen Kirche als auf die Gemeinden.

Es war zur Zeit, da Bengel sein Klosterpräceptorat
waltete, beinahe noch ganz die alte Ordnung, wie sie zu
Zeiten von Brenz und Andreä war eingeführt worden. W
um 5 oder 6 Uhr die Alumnen (Seminaristen) ordnungsmä
aufgestanden waren, wurde das Morgengebet gehalten, d
folgte von 6 bis 9 Uhr das Morgenbrod und die Uebungen
den alten Sprachen, in der Poetik, Logik und Geschichte,
Mathematik und Physik; um 9 Uhr ward der Chor gehalte
Der Chor bestand darin, daß ein Gesang gesungen, ein Psal
hebräisch und deutsch von dem Lector vorgelesen, ein Kap
aus dem alten Testament, dann ein Gebet (nun aus Arn
hinzugefügt, und mit Gesang geschlossen wurde, wobei imme
ein Klosterpräceptor anzuwohnen hatte. Hierauf folgte vo
$9^1/_2$ bis 10 die theologische Lection, welche über den kirchlic
Lehrbegriff von dem Prälaten des Klosters gehalten wurde
dann um 10 Uhr das Mittagessen, um 11 Uhr eine Betstunde
hierauf Recreation bis 1 Uhr. Von 1 bis 5 Uhr wechselte
Privatstudien und Vorlesungen über Ethik, Rhetorik, classisch
Schriftsteller. Von 5 bis halb 6 Uhr folgte der Abendchor,
von 6 bis 7 Uhr wieder Recreation. Die Zeit von 7 bis 8 Uhr
wurde viermal in der Woche der Kirchengeschichte gewidmet,
worauf das Abendgebet in Gegenwart des Klosterpräceptors,
welcher die Woche hatte, gehalten wurde. Die Hauptaufgabe

r Klosterpräceptoren war somit die: ihre Zöglinge für
as geistliche Amt zu bilden. Von frühester Zeit an
llten sie zur Lectüre des göttlichen Wortes, zum Gebet, zur
enntniß der kirchlichen Lehre und Geschichte angehalten werden,
obei es sich von selbst ergab, daß die Klosterpräceptoren nicht
los als Lehrer, sondern auch als Erzieher und Seelsorger zu
irken hatten. Und die Namen Hochstetter, Weißmann, Weis-
ensee, wie die Zeugnisse dankbarer Schüler sprechen dafür, daß
ie Klosterschulen damals ihrem Zwecke noch entsprachen. Mochte
uch die klösterliche Form in Manchem ihre Mängel haben, so
var das Ganze „doch von einer großartigen kirchlichen Idee
etragen," die mehr als zwei Jahrhunderte überdauert hat.

Auch Bengel war Lehrer und Seelsorger zugleich. Mit allem
Fleiß suchte er seine Schüler in die sogenannten classischen
Schriftsteller einzuleiten, wie er dann eine sehr beliebte Ausgabe
von Ciceros Briefen veranstaltete. Aber er verschwieg ihnen die
Gefahren nicht: „der Geist, der die heidnischen Weisen beseelte,
ist ein Geist des Uebermuthes, der Eitelkeit, der Weltklugheit,
des Egoismus, der Sinnenlust, und hat für noch nicht ganz
befestigte Gemüther etwas ungemein Ansteckendes. — Es thut
daher noth, daß Studirende ein Herz zur Philologie mitbringen,
das mit Verlangen, Bewunderung und Verehrung der göttlichen
Weisheit erfüllt ist, und dasselbe auch zu bewahren sich bemühen.
Wer dieß thut, dem wird das Schlechte nicht schädlich, das
Gute ungemein nützlich werden; ja er wird manchen Gewinn
aus den Classikern ziehen, an den sie selbst nicht dachten. Er
wird bei diesem leichten und angenehmen Studium sich eine
Aufmerksamkeit, Beharrlichkeit und Genauigkeit angewöhnen, die
ihm bei den einstigen schwereren und zum Theil trockeneren
Studien ungemeine Dienste leisten wird." Zunächst auf jene
Ausgabe der Briefe Ciceros folgte die von Bengel besorgte
Ausgabe einiger Werke der Kirchenväter. Denn damals, da
man die Kirchengeschichte nach alter Weise noch mit Liebe trieb,
bekamen die jungen, namentlich talentvolleren Theologen schon
in den Klosterschulen neben einzelnen griechischen Classikern auch
leichter zu übersetzende Werke der Kirchenväter in die Hände,
z. B. die sogenannnten apstolischen Väter, und einzelne Schrif-
ten des Chrysostomus, oder sie lasen in dem Kirchenhistoriker

Socrates. So gab denn auch Bengel eine mit den nöthigen Erklärungen versehene Ausgabe der Lobrede des Gregorius Thaumaturgos auf den Origenes heraus, in welcher jener erzählt, wie er als ein heidnischer Jüngling, der nach Wahrheit forschte, sich bei seinen Weisen unbefriedigt sah, und endlich von dem christlichen Philosophen Origines mit der geoffenbarten Wahrheit bekannt gemacht, das Ziel seiner Sehnsucht fand. Hierauf besorgte Bengel eine Ausgabe der Schrift des Johannes Chrysostomus: „über das Priesterthum;" denn er fand, daß dieser Kirchenvater besonders geeignet sey: „den jungen Leuten einen tiefen Eindruck von der Heiligkeit und Wichtigkeit des Amtes, zu dem sie bestimmt sind, bei Zeiten zu geben."

Die Hauptaufgabe Bengels aber war die, innerhalb zweier Jahre mit seinen Klosterschülern das neue Testament erklärend durchzulesen. Dieß gab Veranlassung zu seinen hauptsächlichsten Arbeiten, durch welche er auf die Theologie Einfluß gewann.

Seine Schüler brachten in die Unterrichtsstunden verschiedene Ausgaben des griechischen neuen Testaments, wodurch er die verschiedenen Lesarten der Ausgaben desselben immer näher kennen lernte. Schon als Jüngling hatte ihm diese Verschiedenheit dunkle Stunden gemacht, seine Zweifel über die Reinerhaltung des Grundtextes hatten ihn zu fleißigem Gebet und zu einer seltenen Aufmerksamkeit auch auf die kleinsten Einzelheiten des göttlichen Wortes angetrieben. Nun endlich (1721) erkannte er mit Freuden, daß der Varianten (verschiedenen Lesearten) bei weitem nicht so viele seyen, als man erwarten könne, und daß keine derselben den evangelischen Glaubensgrund wankend mache. Von Jahr zu Jahr fuhr er fort Lesearten zu sammeln, zu vergleichen, zu ordnen; ausgezeichnete Gelehrte unterstützten ihn mit Uebersendung der ältesten gedruckten Ausgaben des griechischen neuen Testamentes, mit uralten griechischen Handschriften, und andern Hülfsmitteln; und nun erst, nachdem alles wohl verglichen und erwogen war, veranstaltete Bengel die Ausgabe seines griechischen neuen Testamentes und seines Apparatus criticus, einer Schrift, in welcher über die einzelnen verschiedenen Lesearten und den Werth derselben eine genaue

Untersuchung angestellt wurde. Merkwürdig blieb das Resultat seiner Forschungen: daß er dadurch meist auf die Lesearten desjenigen griechischen Textes, welchen der selige Luther benützt hatte, als die besten zurückgeführt wurde.

Sieben Jahre nachher erschien seine »Ordo temporum,« eine Schrift, welche „die ganze in den geschichtlichen und prophetischen Büchern des alten und neuen Testamentes enthaltene Zeitlinie, von ihrem Anfang an bis zu ihrem Ende den Lesern vor Augen zu stellen suchte, um damit den Beweis zu liefern, daß die h. Schrift ein zusammenhängendes, schönes und glaubwürdiges Ganze sey."

Aber tiefer in das Verständniß der h. Schriften leitete seine „Richtige Harmonie der vier Evangelien," welche aus denselben die Reihefolge der Begebenheiten in dem Leben Jesu fortlaufend darstellt. Die kleinsten Einzelnheiten der Zeitfolge sind hier genau untersucht, und wechseln mit kurzen erbaulichen Bemerkungen. Auch dem Nichttheologen wird durch diese Schrift die vergleichende Bibelbetrachtung sehr erleichtert, da sie in deutscher Sprache geschrieben ist.

Im Jahre 1742 folgte hierauf die Frucht einer fünfunddreißigjährigen Arbeit, der „Gnomon (Zeigefinger) über das neue Testament," ein Werk, wodurch Bengel nicht nur im eigenen Vaterlande eine neue Bahn für christliche Schriftforschung brach, sondern auch auf die übrigen deutschen Kirchen einen bedeutenden und segensreichen Einfluß gewann, und selbst in England an John Wesley, dem Stifter der sogenannten methodistischen Parthei, einen Uebersetzer fand, welcher erklärte: „er sey überzeugt, daß er der Sache unserer h. Religion besser dienen werde, wenn er Bengels Gnomon übersetze, als wenn er viele Bände über das neue Testament verfasse." Den Zweck dieser Schrift gibt Bengel selber so an: „Einigen Fingerzeig enthält dieß Buch, bist du verständig, so lehrt dich der Text selber Alles." Da das Werk lateinisch geschrieben ist, so blieb es freilich meist in den Händen der Geistlichen, aber sein Einfluß zeigte sich auf den Kanzeln wie in den Erbauungsschriften, und wird wohl nie ganz verschwinden. Es dürfte diese Schrift als Bengels Hauptwerk anzusehen seyn.

Doch war sie nicht dasjenige Werk, das seinen Namen am meisten bekannt machte. Auch seine Uebersetzung des neuen Testamentes (seine letzte Arbeit) von der er besorgte, sie werde nur zu viel Aufsehen machen, kam in wenige Hände, in den fernsten Kreisen aber machten ihn seine Schriften über die Offenbarung bekannt.

Die Jugendbildung Bengels war in eine Zeit gefallen, in welcher das Studium der prophetischen Bücher der h. Schrift aufs neue belebt war. Es war dieß das Verdienst des ausgezeichneten reformirten Theologen Vitringa, und auch die hallischen Theologen hatten, was die Erklärung der Propheten des alten Bundes betrifft, Vortreffliches geleistet. Aber für die Offenbarung war im Ganzen doch noch viel zu arbeiten übrig, und Bengel wurde durch einen besonderen Umstand bewogen, gerade auf ihre Erklärung Zeit und Kraft zu verwenden. Er glaubte nämlich über die prophetischen Zahlen Aufschluß gefunden zu haben, über welche bisher keine gründlichen Untersuchungen angestellt worden waren. Dieß führte ihn aber auf eine tiefere Untersuchung des ganzen prophetischen Buches selbst. So erschien seine „erklärte Offenbarung" (1740). Was Spener gehofft hatte, das suchte nun Bengel hier als schriftmäßig zu begründen: einen nach dem Sturze des Antichrists eintretenden, zwar nicht vollkommenen, aber doch herrlichen Zustand der Kirche auf Erden, ein tausendjähriges Gebundenseyn des Satans. Von dieser Zeit sagt er: „Das Evangelium beweist sich in voller Kraft, Juden und Heiden beten den Herrn an, und folgen ihm, das Königreich ist nun Gottes und seines Gesalbten, und das Geheimniß, dessen frohe Botschaft Gott seinen Knechten den Propheten gegeben, ist nun vollendet. Das schließt außerordentlich viel in sich: eine überschwängliche Fülle des Geistes, und einen reichen Ueberfluß der Gnadenbezeugungen und Wirkungen Gottes; einen heiteren, heiligen, einträchtigen Gehorsam und Dienst seines Volks; gesunde, fruchtbare, friedliche Zeiten; Vermehrung des h. Volkes und langes Leben; Befreiung von vielem Jammer, den die Menschen sich und anderen durch ihre Bosheit bereiten rc. Darum werden aber doch die Heiligen noch im Glauben und nicht im Schauen wandeln, der Streit mit der

ünde im Fleisch wird noch nicht aufgehoben, und der Tod och nicht in den Sieg verschlungen seyn. Es wird noch manche schwere, wenn gleich nicht vom Satan herrührende Versuchung geben, daher Wachsamkeit noch immer nöthig ist. Es bleibt das Gesetz (Matth. 5, 8.), das ewige Evangelium (Offenb. 14, 6.) die Verkündigung des Todes Christi bei seinem Abendmahl, bis daß er kommt (1 Cor. 11, 26.). Es wird noch Regenten und Obrigkeiten geben, aber sie werden mit ihren Unterthanen als mit Brüdern umgehen. Es wird bleiben der Ehestand, der Feldbau und andere rechtmäßige Arbeit, aber dasjenige, was menschlicher Vorwitz, Pracht und Schwelgerei daneben eingeführt haben, wird nicht mehr seyn. Nach Vollendung seines tausendjährigen Gebundenseyns aber wird der Satan wieder loswerden eine kleine Zeit, [„die der Analogie der übrigen Termine zu Folge 111$^{1}/_{9}$ Jahr beträgt, so daß die wenige Zeit (888$^{8}/_{9}$) und diese kleine Zeit zusammen gerade 1000 Jahre betragen"]. Zu gleicher Zeit, wenn der Satan gelöst wird, beginnt die allmählige Auferstehung der Märtyrer, welche sodann mit Christo verbunden, im Himmel noch 1000 Jahre regieren werden. Hierauf folgt die Besiegung von Gog und Magog das letzte Gericht über den Satan, die Auferstehung der Todten, und das allgemeine jüngste Gericht. Der Anfang des ersten dieser beiden Jahrtausende glaubte Bengel auf das Jahr 1836 festsetzen zu müssen. Er sagt hievon weiter: „Sollte selbst dieser Termin ohne merkliche Veränderung vorbeigehen, so wäre freilich ein Hauptfehler in meinem System, und man müßte eine Untersuchung anstellen, wo er stecke? Sollte indessen auch die Aufschließung der prophetischen Zahlen unrichtig seyn, so behält doch die Auseinandersetzung der Sachen nebst ihrer praktischen Anwendung ihre Richtigkeit."

Die Epochen des zweifachen tausendjährigen Reiches waren somit die eigenthümlichen Zielpunkte der „erklärten Offenbarung," und besonders die erste tausendjährige Periode der Vollendung des Reiches Gottes auf Erden wurde Gegenstand der Hoffnung und Sehnsucht vieler redlichen Christen. Diese Hoffnung ermuthigte zu treuem Festhalten an der evangelischen Kirche, tröstete über den Anblick des Verfalls des wahren Christenthums in allen Confessionen, und ermunterte zur Wachsamkeit, um den

Versuchungen der Zeit zu entgehen, und nicht unbereitet
dem bevorstehenden großen Kampfe überrascht zu werden.
Grund des Mißbrauchs, der mit dem bengelischen Sys
späterhin getrieben wurde, lag nicht sowohl in dem Sys
selbst, als in der Unkenntniß desselben und dem voreili
Wesen derer, welche hinzu- und hinwegthäten, wie es ih
gutdünkte. Dennoch ist auch Bengel von einem gewissen V
urtheil im Messen „der Ewigkeiten" und in der Bestimm
der prophetischen Zahlen nicht freizusprechen, und hat wenigst
Anlaß gegeben, über das, was geschrieben ist, hinauszugeh
So möchte man wünschen, daß eine andere Schrift Beng
über die Offenbarung noch mehr Leser gefunden haben möch
als die erklärte Offenbarung selbst. Es sind „die sechszi
Reden über die Offenbarung," welche 1748 erschienen, u
welche „ausdrücklicher auf die Erbauung gerichtet waren." A
Propst zu Herbrechtingen hielt Bengel nämlich Bibelstunde
in welchen er vor den Klosterbauern, Knechten, Weibern, Ki
dern einige Schriften des neuen Testamentes aufs Faßlich
auslegte. So wählte er auch die Offenbarung, um sie de
Leuten in einem freien Vortrage zu erklären, — sein Schüle
Oetinger sorgte dafür, daß sie ihm nachgeschrieben wurden, u
bewog endlich Bengeln, die Erlaubniß zum Drucke zu geben.
Wer nicht bloß Erweckung christlicher Hoffnung auf die Vol
endung des Reiches Gottes, sondern Warnung, Belehrung,
Trost, Glaubensstärkung, Antrieb zur Heiligung sucht, der wird
sie hier finden, aber alles im schlichtesten Gewande. Es is
nichts die Phantasie Reizendes, nichts die Neugier befriedigen-
des in dieser Bibelerklärung, keine Träume, Visionen, kein
Poesie irgend einer Art darin zu finden, aber diese Reden sind
aus den letzten Jahren Bengels, man fühlt, wie sehr er mi
der Ewigkeit bekannt war, und darin liegt ihr Anziehendes,
Erbauliches.

§. 3.

Gesangbuch von 1742. Generalrescript in Betreff der Privatversamm-
lungen von 1743.

In die Zeit der vormundschaftlichen Regierung fallen zwei
für die württembergische Kirche bedeutendere Ereignisse, welche

ch als Frucht des Einflusses der spenerischen Schule angesehen werden müssen, die Herausgabe des Gesangbuchs von 1742 und des Generalrescript in Betreff der Privatversammlungen von 1743.

Gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts und den Anfang des 18ten hatte sich nicht nur in der lutherischen Kirche eine neue geistliche Liederdichterschule gebildet, sondern auch die reformirte Kirche hatte einen bedeutenden Liederdichter in Joachim Neander gewonnen. Es wären namentlich die Namen Spener, Arnold, Scriver, Schmolke, Franke, Freilinghausen und Richter zu nennen, von Württemberg selbst aber: Conrad Hiller, Hedinger, Frommann, Wieland und der württembergische Gerhard, M. Philipp Friedrich Hiller, damals Pfarrer zu Mühlhausen. Viele Lieder dieser Männer standen bereits in Sammlungen, welche unter Aufsicht des Consistoriums zur Privaterbauung ausgewählt, und von denselben empfohlen waren, aber man wünschte eine kleinere, gewähltere Sammlung für den allgemeinen Gebrauch, und namentlich für den kirchlichen Gottesdienst. Die Auswahl wurde von dem vertrautesten Freunde Bilfingers, dem Stiftsprediger Dr. Tafinger veranstaltet, und im Jahre 1742 erstmals ausgegeben. Mit Ausschluß der zinzendorfischen Lieder, sind in diesem Gesangbuch wirklich alle besseren Liedersammlungen jener Zeit sorgfältig berücksichtigt. Die Auswahl ist streng, die Einseitigkeiten der hallischen Schule sind vermieden, aber ihre Vorzüge treu benützt; auch das Gute fremder Confessionen blieb nicht unbeachtet, außer den trefflichen Liedern Joachim Neanders sind selbst Lieder von dem katholisch gewordenen, endlich in pantheistischen Mysticismus verfallenen Angelus Silesius aufgenommen, die er in den besseren Zeiten seines Lebens, noch als Protestant gedichtet hatte. Auch ein Lied, das in Jakob Böhmes Schriften sich findet, jedoch nicht von ihm, sondern von Abraham von Frankenberg verfaßt ist, fand Aufnahme — „Christi Tod ist Adams Leben ꝛc." Der Kern der Sammlung ist größtentheils auch in anderen kirchlichen Gesangbüchern aufgenommen worden, und es war damals, um mich mit einem bekannten schwäbischen Dichter auszudrücken: „noch eine Freude, wenn der württembergische Handwerker auf seinen

Reisen in Straßburg und Ulm, in Frankfurt und Berlin selben Lieder mitsingen konnte, die er in der Kirche Städtchens sang." Das beste Lob für dieß Gesangbuch m aber die unwidersprechliche Thatsache seyn, daß es noch fü Jahre, nachdem es nicht mehr in öffentlichem Gebrauche eines der beliebtesten Erbauungsbücher des württembergi Volkes, und der Trost Angefochtener, Leidender und Sterbe geblieben ist. Selbst sein kleiner Anhang, eine Auswahl Gebeten des seligen Habermanns und Arndts ist im G geblieben und noch nicht veraltet.

Von nicht minderer Bedeutung war das im Jahre 1 erschienene Generalrescript, die Privatversammlung betreffend. Die Nachsicht, welche man den Inspirirten Separatisten unter der Regierung Eberhard Ludwigs Theil werden ließ (ob man gleich ihre Versammlungen in Länge nicht duldete), verstattete nicht, daß man mit Sch diejenigen „erweiterten Hausandachten" verfolgte, deren M glieder dem Bekenntniß und der Gemeinschaft der evangelisch Kirche zugethan blieben. Nur der Herzog Carl Alexand verfuhr mitunter hart. Als sich z. B. einige Consistorialrät des hartverklagten eifrigen Pfarrers Kuhn (welcher in sein ganz verwilderten Gemeinde Zainingen, außer den gewöhnlich Gottesdiensten, noch besondere Erbauungsstunden hielt) annah men, drohte er ihnen mit der Festung, und verurtheilte den Pfarrer Kuhn selbst zur Festungsarbeit, seine Frau zum Lu wigsburger Arbeitshaus. Nachmals kam ihre Unschuld an den Tag, ihr Verkläger an ihrer Statt auf die Festung Neuffen und Kuhn wieder in sein Amt nach Zainingen zurück. Dagegen schonte der Herzog den berühmten Rechtsgelehrten Johann Jakob Moser, welcher als Professor zu Tübingen, und später als Regierungsrath in Stuttgart, in seinem Hause Erbauungs stunden hielt, an beiden Orten mit Vorwissen seines Beichtvaters. Ja Moser gab im Jahre 1734 sein rechtliches Bedenken von Privatversammlungen heraus, auf welches ein anderes (durch religiöse Bewegungen in Reutlingen veranlaßtes) von Kanzler Pfaff in dem gleichen Jahre folgte. Letzteres, welchem im Jahre 1735 die theologische Fakultät zu Tübingen beitrat, erklärte Privatversammlungen „unter Anordnung

Aufsicht des geistlichen Ministerii" für zuläßig, während
r die beziehungsweise Zuläßigkeit derselben auch in dem
anerkannt wissen wollte, wenn kein Geistlicher als Zeuge
Beaufsichtiger derselben gegenwärtig wäre. So wurden
die Privatversammlungen fortwährend geduldet, und gegen
Ende der dreißiger Jahre finden wir sie sehr weit und
r allen Ständen verbreitet. Das Kirchenregiment aber
keinen Grund zu einem Verbote, wohl aber Gründe, das
.eralrescript vom 12. August 1706 näher zu bestimmen.

Es hatte sich nämlich im Verlaufe der Zeit herausgestellt,
diese Privatversammlungen gar manche gute Frucht gebracht
en, andererseits aber auch dazu mißbraucht worden waren,
Gemüther zu verwirren, und sie dem öffentlichen Gottes-
nste, dem geistlichen Stande, und da und dort der Einfachheit
evangelischen Bekenntnisses zu entfremden.

Das Generalrescript von 1743 enthält demgemäß als Ein-
tung, eine ernste Erinnerung an alle Gemeinde-
.ieder, so lieb ihnen die Erbauung ihrer Seele und die
emeinschaft der Kirche sey, die öffentlichen Versamm-
ıngen nicht gering zu achten, und zu bedenken: „daß unser
:ber Herr und Heiland das Predigtamt gestiftet und erhalten
ıbe, damit seine Lehre öffentlich in der Gemeinde gehört, die
Sakramente nach seiner Einsetzung ausgespendet, ein gemein-
haftliches Gebet vor Gott gebracht, und damit eine öffentliche
Gemeinschaft der Glaubigen erhalten werde." „Neben diesen
.llgemeinen und öffentlichen kirchlichen Versammlungen, erinnern
vir, so fährt das Rescript fort, noch ferner ernstlich alle Haus-
väter und Hausmütter, und die an deren Statt sind, daß sie
die ihnen besonders obliegenden Hausandachten mit ihren
Kindern und Gesinde nicht versäumen, sondern zuversichtlich
glauben sollen, daß dergleichen geistliche Uebungen, sie bestehen
nun in Vorbereitungen auf den Tag des Herrn, oder in Wie-
derholung des gepredigten Worts, oder in Lesung der h. Schrift
und geprüfter geistlicher Bücher, oder in Erlernung und Wieder-
holung der Psalmen, Gebete und Lieder, oder in eigener Er-
munterung ihrer selbst und der Ihrigen, niemals ohne Segen
sey, und daß vielmehr hiedurch ihre und der Ihrigen Besse-
rung schnelle wachsen könne."

„Wer sich diesen beiden Uebungen unter Anruf
Geistes Gottes unterwerfe, der werde anderwärtiger Zu
künfte nicht bedürfen.“ „Wenn aber die Pflicht des
des öffentlichen Gottesdienstes, und die Haltung des hä
(welchen der Vorzug gebühre, und welche auf wirklic
fehl des Herrn gegründet seyen) erfüllt werde, so s
nicht gemeint, die besonderen Zusammenkünfte,
von einigen christlichen Personen in Absicht auf geistliche
lungen geschehen, überhaupthin zu verwerfen oder zu ve
man wolle sie vielmehr mit dem vorsichtigsten Unterschi
sen, das Gute behalten und fördern, die Abwege aber a
absondern, und so viel möglich verhüten.“

Es wurde demgemäß Folgendes verordnet:

1) „Wenn außer den zu dem öffentlichen Gottesdien
stimmten Stunden, der Ortsgeistliche mit seinen
hörern, es sey in der Kirche selbst oder in seinem Hause
noch ferner aus dem Worte Gottes üben, sie unterrichten
mahnen und stärken will: so wird es ihme nicht nur fr
gelassen, sondern auch gebilliget, und viel göttlicher Segen
gewünscht.“ Nur wird er gewarnt, sich zu keiner Parthe
keit für die an den häuslichen Erbauungsstunden Antheilneh
den verleiten zu lassen; in Gemeinden, wo er einen Coll
neben sich habe, die Leute nicht von diesem abzuziehen; da
zu achten, daß bei den Theilnehmern an seiner Erbauungsst
der häusliche Gottesdienst nicht versäumt werde; endlich
der in der Gemeinde gewöhnlichen Lehrart nicht dadurch ab
weichen, daß er für die Erbauungsstunde eine andere Spra
einen hohen und dunkeln mystischen Vortrag wähle.

2) Auch gottesfürchtigen Schulmeistern wurd
so weit es ihr Amt erlaube, gestattet, vornämlich mit der J
gend, auch unter Theilnahme von älteren Personen, Erbauungs
stunden zu halten, doch mit Vorwissen und unter Aufsicht eine
verordneten Ortsgeistlichen. Ihnen wurde befohlen: „Es las
sich keiner einfallen, daß dieses der Platz seye, Kunst und Wei
heit zu zeigen, Liebe und Geduld ist's, was er da üben und
beweisen, einfältiger Unterricht und Erbauung aber, was er
suchen soll.“

„Wenn aber andere, hiezu nicht besonders berufene
tpersonen durch ihren Dienst oder in ihren Häusern be-
geistliche Zusammenkünfte veranlassen und halten wollen,
oohl das Erste, daß sie sich ernstlich erforschen, in was
ein solches geschehe? ob in lauterlicher Meinung zu
igenen und der Ihrigen Erbauung? was sie anbei von
fentlichen kirchlichen Versammlung halten? mit was für
Herzen sie eines und das andere besuchen? wie sie ihre
ge Hausandacht bestellen? wiefern die viele und fast be-
ge äußerliche Uebung der innerlichen Bewegung des
gen Wortes und der Anwendung auf sich selbst, förder-
der hinderlich sey? Diese und dergleichen ernstliche Prü-
n sind nöthig, um christliche Seelen von allerlei geistlich-
nden Abwegen, unlauterer Geschäftigkeit, heimlich ein-
nder Ueberhebung und Versäuerung eines sonst guten und
Teiges zu verwahren."

„Es könne aber wohl seyn, daß sonderlich an Sonn- und
tagen christliche Seelen den Tag in Gesellschaft christ-
er Freunde hinbringen wollen, und diese weitere Ge-
heit zur Erbauung sey nicht zu verwehren."

Nur sey, um Mißbräuchen vorzubeugen, Folgendes zu be-
hten: Solche Versammlungen seyen dem Ortsgeistlichen
zeigen, demselben sey freier Zutritt zu gestatten, und er
die Versammlung zu überwachen. Derselbe habe beharr-
n Separatisten den Zutritt zu diesen Versammlungen
nterſagen; unbekannte und ungeprüfte, und noch mehr ge-
rliche und verdächtige, besonders fremde Personen
t zuzulassen. Kein Fremder solle ohne Vorwissen des
sgeistlichen eine Versammlung besuchen und darin reden,
nders herumreisende Personen, welche sich ein Geschäft dar-
machen, Jünger zu sammeln, Gewissensrath zu ertheilen,
stalten einzuführen, sollten in der Stille von den Geistlichen
rüft werden. Seyen es eigentliche Sectirer, so sollten sie
gewiesen, seyen es aber Leute von einem starken, nur unauf-
klärten Eifer, so solle ihnen ein stillschweigendes Anwohnen
i den Versammlungen oder in Gegenwart des Geistlichen eine
rsichtige Ermahnungsrede gestattet, jedenfalls aber beiden die
eit ihres Aufenthalts in den Gemeinden eingeschränkt werden.

„Die Erbauungsstunden selber sollten mehr in
schaftlich= als kirchlich=geformten Versam
gehalten werden, daher höchstens gegen fünfzehn Per
sammenkommen. Eine mäßige Ueberschreitung
Zahl bleibe bei geringeren Orten auf den Ortsgeistlich
setzt. Ohne Wissen und Willen der Ehemänner sollten
frauen, und wo es Widerwillen der Ehefrauen erweck
auch die Männer sich des Besuchs der Erbauungsstun
halten; wenn beide die Erbauungsstunden besuchen, s
nicht an verschiedene Orte deßhalb gehen. Kinder
sinde sollen nicht ohne Erlaubniß der Eltern und Hau
gehen, Hausväter und Hausmütter die Hausandacht
Erbauungsstunden nicht versäumen. Die Zeit sollte n
den Gottesdiensten zusammenfallen, die Orte nicht ab
Häuser seyn."

„In Anwesenheit des Geistlichen sind hiezu tüchtigen G
der Versammlung Vorträge zu halten gestattet; in A
heit desselben soll sich Niemand eines förmlichen Vortra
maßen, sondern man solle hauptsächlich die h. Schr
der Uebersetzung des sel. Luthers und gute evangelische Büche
und neuerer Gottesgelehrten, welche von der Kirche
und gebilligt, auch Gottlob in großer Anzahl und nach
Arten vorhanden sind, namentlich auch die evangelisch
kenntnißschriften lesen, und kurze Bemerkungen und G
daran anknüpfen."

„Zu einem förmlichen Gewissensrath taugen die
sammlungen nicht, dieser gebühre entweder dem Predig
oder ganz wenigen vertrauten Personen, doch sey damit
ausgeschlossen, daß man denjenigen Segen, womit Gott
oder den anderen bei besonderen Gelegenheiten begnadigt h
auch in der Versammlung anpreise, auch in allerlei Fällen
der Fürbitte seiner Mitchristen empfehle."

„Keine Fragen von allerhand neuhervorbrechenden Glau
lein, von Favorit=Meinungen einiger wahrhaftig o
nur zum Schein frommer Leute, von künstlichem Lehrge
unterschiedlicher Religionssonderlinge; von Vorwurf allerle
Kirchengebrechen, von hin und wieder einzuführen stehend
Anstalten und dergleichen sollen in diesen Versammlung

..vorgetragen werden. Dergleichen Abhandlungen erbauen
..müth nicht, sondern zerstreuen es vielmehr, indem sie
..merksamkeit, die auf eigene Besserung des Lebens gehen
.. auf unnöthiges Grübeln nach fremder Lehre ableiten
..cht veranlassen, den Vorzug des Christenthums mehr in
..nd beliebten Meinungen und Redensarten, als in Ein-
..s Glaubens und Lauterkeit des Lebens zu suchen."
..ndlich heißt es: „Die Obrigkeit habe mit dieser Ver-
..ng ihre Pflicht, als eine christliche, erfüllt, und hoffe,
..ieß auch Ueberzeugung der Unterthanen sey, und
..aus Erkenntniß und willigem Herzen Folge leisten wer-
.. Den Geistlichen wurde aufgegeben: „ihr fleißiges Auf-
.. auf die Befolgung dieser Vorschrift zu haben, und wo
..weichungen bemerken, dieselben, wo möglich, in Liebe zu
..n; oder, wo es nur auf einige äußerliche, hier bemerkte
..ände ankomme, dieselben in Gemeinschaft mit der weltlichen
..gkeit abzustellen, besondere Anstände aber der Behörde an-
..gen."

..Verfasser dieses Ediktes ist der oftgenannte Geheimerath und
..istorialpräsident G. B. Bilfinger, dieser für die evangelische
..he unter Carl Alexander, unter der vormundschaftlichen Regie-
..g und im Anfang der Regierung Carl Eugens, so segensreich
..kende, „tief einsehende und weit hinaussehende" Vorsteher
.. Kirche. Der Vertraute seines Herzens, Oberhofprediger
..finger, sagt von ihm: „Ich habe nicht nur allein vor dem
..ichtstuhl, da der sel. Geheimerath allemal nach der Kraft,
.. er besonders von Gott hatte, zu reden und zu schreiben, eine
..hstgefaßte Beichte abgelegt, viele überzeugende Beweise empfan-
..n, sondern auch in dem genaueren Umgang vielfältig mit demsel-
..n besprochen und allezeit aus seinem Mund und Herzen vernom-
..n, daß kein anderer Weg sey, als Buße und Glauben an den
..errn Jesum, durch welchen wir können selig werden. Aber
.. komme einmal nicht nur so darauf an, daß einer in gewisser
..igenwahl sich hervorthue, oder am Ende seines Lebens einen
..hnellen Sturm auf den Himmel wage, welcher wenigen ge-
..athe, sondern es müsse Ein Systema, Ein Zug, wie er öfters
..as Wort brauchte, im ganzen Leben seyn. Das war auch in
..einem Leben, wie ich aus 34jähriger Bekanntschaft weiß. Er

war von nichts so weit entfernt, als von **rohen** oder p
haften Gedanken über göttliche Dinge und **die in** der h.
geoffenbarten Wahrheiten, ließ sich auch **einsmals** bei ein
terredung von den großen Eigenschaften **verschiedener** g
Gelehrten in die bedenklichen Worte heraus: **An diesen** ist
groß, nur das ist klein, daß sie so wenig **glauben.**" Bil
wurde auch im Auslande ungemein geschätzt, *namentlich*
von König Friedrich II. von Preußen, und **erhielt** manch
träge zu auswärtigen Ehrenämtern. Einmal *äußerte* er
wie Tafinger berichtet, bei einer solchen **Gelegenheit**: „I
habe noch nichts gethan und gesehen, welches **werth** *wäre*,
mich Gott so wunderbar hieher (in's Vaterland) **geführt** h
Doch kam die Zeit, wo er bezeugte: „nun **habe ich** *es* gei
nun kann mich Gott zu sich rufen, nun **wird die** Nach
Gottes Wege an mir erkennen." Als Tafinger **dem** *bereits* spr
losen Sterbenden zurief: „Halt im Gedächtniß **Jesum** Christ
erhob Bilfinger die drei Eidesfinger, legte **sie dann** au
Brust und blickte, freundlich lächelnd, gen **Himmel.** So
schied dieser christliche Weise und Staatsmann **am** 18. Febr
1750.

Vierter Abschnitt.

Die Zeit Herzog Carl Eugens.

Erstes Kapitel.

Carl Eugen und seine Umgebungen.

Die schöne Zeit einer geordneten, auch für die Kirche wohl
thätigen Regierung dauerte noch einige Jahre fort, nachdem Car
Eugen für volljährig erklärt worden war. Die alten Räthe wur
den von ihm geachtet und die Landesverfassung blieb in Ehren.
Aber „die erste traurige Epoche in Carl Eugens Regierung
machte Bilfingers Tod." Der Herzog trat nun selbstständig

or, und zeigte bald, wie er im vollen Sinn des Wortes
n Herr seyn wolle.

Zwar das war offenbar, dem Papstthum war er nicht
old, daß er demselben seine Unterthanen unterwerfen wollte.
stand demselben stolz gegenüber. Auf einer Reise nach Rom
lte man ihn bewegen, dem Papst die Füße zu küssen. Als er
weigerte, dieß zu thun, bemerkte man ihm, daß die Cardinäle,
e dem Papst nächststehenden Kirchenfürsten, diesen Fußkuß
uch leisten. Carl Eugen entgegnete: „Der Papst könne den
hsten besten Mönch zum Cardinal machen, aber weder der
pst, noch der Kaiser werden mehr als einen Herzog von
ürttemberg in der Welt finden." In dieser Hinsicht war
rl also sehr unabhängig, und das blieb er auch; nie gab er
zu einem Werkzeug des Proselytismus her, und wenn hie
d da die Stände über Eingriffe der katholischen Hofgeistlich-
t klagten, so war er im Ganzen bereit, denselben Einhalt
thun. Sein Geist war mit ganz anderen Dingen beschäftigt;
enußsucht und Ehrgeiz zog ihn von den religiösen Be-
achtungen ab, und jene beiden Götzen, denen er seine reichen
alente opferte, brachten so viel Wehe über das Land und die
irche, als wohl Niemand bei seinem Regierungsantritt geahnt
itte. Carl ließ bald dem Muthwillen seiner irreligiösen Ju-
end, den schändlichen Lüsten seines Herzens freien Lauf, lachte
es Elends der verführten Unschuld, des Jammers der Fami-
ien, und drohte laut und offen mit seinem Zorn, wo er Wi-
erstand fand. Daneben hielt er noch viele Buhldirnen, meist
us Italien, welche ihn überallhin begleiteten, mit schaamloser
Frechheit sich brüsteten und große Summen verschlangen. „Da-
mals (sagt Pfaff) ward Stuttgart der Schauplatz ungemessener
Pracht und Lüderlichkeit, Bälle und Conzerte, Landpartieen
und Gesellschaften, üppige Gastmahle und verschwenderische
Ueppigkeit in Putz und in der Kleidung zerrütteten den Wohl-
stand auch der unteren Classen, und ihre Folgen waren Be-
trügereien aller Art, häufige Vergantungen und gänzliche Ver-
armung vieler Familien." „Zu solcher Verderbniß gesellte sich
noch, ebenfalls vom Hofe ausgehend, ein knechtischer Charakter,
unterwürfig und niederträchtig gegen Höhere, stolz und über-
müthig gegen Geringere." Gewaltthätig, wie der Herzog selbst,

behandelte Militär und Adel den Unterthanen und den
ten, und bezahlte Schmeichler mußten den jungen Herz
den weisesten Landesvater erheben; seine Feste, in denen
Schweiß seiner Unterthanen vergeudete, seine Jagden, bei d
er ihre Saaten zertrat, besingen und preisen. Alles sol
sein Opfer seyn; was kümmerte ihn das Elend d
Unterthanen? Doch es war, als sollte dieses Opfer durch
Zusammenwirken der Künste geschmückt werden, als wol
durch die Gesänge seiner welschen Trillerschläger, durch
Luftsprünge seiner mit Tausenden bezahlten Gaukler, durch
prächtigen, kunstvollen Opern, durch die Werke seiner M
und Bildhauer den Schein des Wohlstandes und der Heite
verbreiten, wo in der That nur Verarmung und Elend w
Selbst die vertrauten Genossen dieser Freuden ergriff, „trotz d
Zauber" derselben, oftmals eine „unerklärliche Traurigkeit."

Die Prachtfeste, welche Carl in öden Wäldern halten l
die Paläste und Theater, welche schnelle nach einander sich
hoben, der unmäßige Aufwand für das Militär, zerrütt
das herzogliche Kammergut, verzehrten die besten regelmäßi
Einkünfte des Landes und führten den Herzog in die Hä
schaamloser Betrüger. Nachdem der Herzog den trotzigen, A
mit Gewalt erzwingenden Oberst Rieger, dieß willige W
zeug seiner Plane, weggeworfen hatte, vertraute er sich in s
nen Geldnöthen dem Grafen Montmartin gänzlich an. Die
Mensch, an der Spitze einer Rotte gleichgesinnter Leute, ersa
ein Mittel nach dem andern, Geld zu erpressen; bald von de
Ständen, bald von den Gemeinden, bald von Privatperson
Bald war es List, bald Gewalt, die er anwandte, und se
Zorn traf besonders die rechtschaffenen alten Räthe und Haup
vertreter der Landschaft. Den frommen Landschafts-Consulen
Moser brachte er auf die Festung Hohentwiel, die Geheime
räthe Renz der ältere und Georgii mußten abtreten
weil sie den Grundsatz nicht annehmen konnten, „daß man Für
sten und Ministern auch sein Gewissen zu opfern habe." Al
die redlichen alten Räthe vollends abtraten, erklärte der Her
zog: „es laufe gegen alle gesunde Vernunft, wenn ein Diener
ihm nicht unbedingt gehorche, und noch eine andere Pflicht zu
haben meine, als gegen ihn." Ein besonderes Auge hatte Carl

das Kirchengut. Er stellte die Verwaltung desselben unter
: notorischen Betrüger, Wittleder, welcher in kurzer Zeit
als 547,000 Gulden in des Herzogs Kassen lieferte. Da
weder Steuern, noch Anlehen, noch andere Erpressungen
ichten, trieb der Herzog sammt seinem Wittleder einen un-
rten Handel mit Diensten, und ließ eine eigene Bude
Ludwigsburg errichten, in der Rathsstellen und Oberamteien,
Hirten- und Nachtwächtersdienste an den Meistbietenden
egeben wurden. Und bei allem dem sprach er und seine
the „nur von seiner treuen, landesväterlichen Sorgfalt und
tlichen Liebe zu seinen Unterthanen, und wie er allen Be-
werden abhelfen wolle." Wenn aber die Stände klagten,
e es Eid und Gewissen forderte, so erklärte das der Herzog
r „Pflichtwidrigkeit, Ruhestörung, Bosheit, beschränkten Ver-
nd, fanatischen Eifer."

Wie mußte dieser Hof, dieses Regiment auf das
ind wirken! Gegen die Erpressungen des Herzogs konnte
as ausgesogene Land durch endliche Steuerverweigerung (nach-
em deren erstes Opfer, der edle Oberamtmann Huber, ge-
allen war) und durch Klagen beim kaiserlichen Hof und den
Garanten der württembergischen Verfassung, sich noch einigen
Schutz verschaffen; aber der Geist der Gottlosigkeit und Sit-
tenlosigkeit, der damals von Oben herab sich verbreitete, schlug
dem Lande noch weit tiefere und unheilbare Wunden. Bis in
die Einsamkeit der Klosterschulen war es fühlbar, daß Religio-
sität und Sittlichkeit abgenommen habe. Wenige von den Pro-
fessoren wollten mehr Seelsorger der ihnen anvertrauten Jüng-
linge seyn. Unter der Geistlichkeit gab es zwar noch Manche,
welche die Würde ihres Standes, gegenüber dem Zeitgeiste, be-
haupteten; aber man hat in Druckschriften Beweise, daß Andere
auch das höfische Schmeicheln gegen den Herzog lernten. Nach-
dem der Herzog fast dreißig Jahre lang den vollen Becher der
weltlichen Lust getrunken und seine Unterthanen gedrückt
hatte, ließ er an seinem fünfzigsten Geburtstage (1778) Fol-
gendes von allen Kanzeln verlesen: „Er sey ein Mensch und
deßhalb immer unter dem Grade der Vollkommenheit. Es
haben sich aus menschlicher Schwachheit, unzulänglicher Kennt-
niß und anderen Umständen viele Ereignisse begeben, die nun

nicht mehr eintreten werden. Ein solches freimüthiges Gestä
niß abzulegen sey eine Pflicht, welche besonders den Gesal
der Erde heilig seyn müsse. Er betrachte den heutigen
als den Anfang der zweiten Periode seines Lebens. Die
kunft werde von nun an von ihm einzig zum Wohle seiner
terthanen verwendet werden. Jeder derselben dürfe nun get
leben, da er in seinem Landesherrn stets einen sorgenden, tre
Vater werde verehren können." Diese Erklärung machte alle
halben tiefen Eindruck, gewann dem Herzog die verlorene Li
des Volkes wieder, und da ein öffentliches Sündenbekenntn
eines regierenden Fürsten im Lande etwas Unerhörtes war,
wurde um so weniger an der Aufrichtigkeit gezweifelt. Un
doch, wie Manches war geeignet, Zweifel zu erwecken! Wi
derholt mußten ihn die Stände an sein „an heiliger Stätte, i
Gottes Tempel selbst, gegebenes Versprechen" erinnern, wa
er z. B. den Diensthandel fortwährend betrieb. Der Herzog
aber stellte sich empfindlich, daß man seinem Worte nicht trau
und trieb ohne Scheu den Diensthandel bis an sein Ende fort.
Und wer erinnert sich nicht, wie selbst aus den letzten Jahren
des Herzogs noch so viele Erzählungen im Munde des Volkes
umgehen, welche eine fast unvertilgliche, zeitenweise stärker her-
vortretende Leichtfertigkeit beurkunden. Der Herzog mochte wohl
auch seine ernsten Stunden haben. Jene Abkündigung von den
Kanzeln schrieb man mitunter der Todesfurcht zu, von der er
zu Zeiten heimgesucht ward. Mit viel Theilnahme schien er
sich je länger, je mehr der evangelischen Kirche anzunehmen.
Männer, wie Oetinger, Hahn, Flattich, waren bei ihm in
hohen Gunsten, und namentlich Hahn durfte ihm offen die Wahr-
heit verkündigen. In Birkach baute und stattete er die evan-
gelische Kirche größtentheils aus seiner Kasse auf's Beste aus.
In seinen letzten Jahren besuchte er öfters das evangelische
Seminar, erweiterte dasselbe, hielt den Stipendiaten Reden über
die Wichtigkeit ihres Berufs. In der von ihm errichteten Aka-
demie prüfte er zu Zeiten die (evangelischen) Zöglinge selbst in
der Religion. So sehr er ein Freund der Aufklärung war, so
entschieden sprach er sich gegen die zu seiner Zeit beginnenden
Versuche aus: Zeitmeinungen statt des evangelischen Bekennt-
nisses auf die Katheder und Kanzeln zu bringen. Ob die Ein-

icke der Wahrheit, die ihm so wohl bekannt war, ob die
:ue und Fassung, mit der er seinem Tode entgegen gegangen
›n soll, tiefer gehend war, darüber fehlen nähere Nachrichten.
och soll die Grabschrift, die der Herzog im Jahr 1784
h selber schrieb, nicht übergangen werden, da sie noch ein
›ekenntniß von ihm enthält:

„Freund, ich genoß die Welt, genoß sie in ihrer ganzen Fülle,
Ihre Reize rissen mich dahin, blindlings folgte ich dem Strom.
Gott, welch' ein Anblick, als mir die Augen aufgiengen!
Tage, Jahre flossen dahin und des Guten wurde nicht gedacht.
Heuchelei, Falschheit vergötterten die niedrigsten Handlungen,
Und der Schleier, der die Wahrheit bedeckt, war wie dicker Nebel,
Den die stärksten Strahlen der wohlthätigen Sonne nicht unterdrücken konnten.
Was bleibt mir übrig? Ach Freund! Dieser Stein bedecke mein Grab,
Und damit alles Vergangene.
HErr! Wache du für meine Zukunft."

Ein großer Theil dessen, was der Herzog in seiner letzten Zeit Besseres leistete, kam auf Rechnung des Geheimenraths Bühler und der Herzogin Franziska. Wenn der erstere bestrebt war, die öffentliche Stimme für sich zu gewinnen, so waren es mehr innere Gründe, von welchen Franziska getrieben wurde, die Leidenschaften des Herzogs zu zügeln, ihn von Gewaltthaten abzuhalten und ihn zur Unterstützung nützlicher Anstalten, namentlich der Armen, zu vermögen. Franziska hatte sich durch den Herzog ihrem rechtmäßigen Gemahle, einem Herrn von Leutrum, entführen lassen, und dieser Bruch der ehelichen Treue ließ in ihrem Gemüthe eine Wunde zurück, welche um so weniger vernarbte, je religiöser ihr Sinn von Jugend auf gewesen war. Sie schien Allem aufzubieten, um diese Wunde durch Werke christlicher Liebe zu lindern, ohne daß sie ganz heilen wollte. Nach des Herzogs Tode zog sie sich nach Sindlingen zurück, wo sie theils im Umgange christlicher Landleute, theils in tiefer Einsamkeit und anhaltendem Gebete Ruhe für ihre Seele suchte, bis sie sich nach Kirchheim unter Teck begab, wo sie nach schmerzlichen Erfahrungen (1811) gestorben ist. Doch erkannte das Land, daß sie es war, die den Herzog

vermochte, die öffentlichen Dirnen, die er um sich hatte, z
entfernen, manche Ungerechtigkeit gut zu machen, Vieles Gu
zu wirken, an das er früher nicht gedacht hatte.

Merkwürdig wird es ferner bleiben, daß der Herzog g
rade solchen Männern, deren Charakter dem Seinigen a
meisten ähnlich war, eine Zuchtruthe werden mußte. Un
diesen sind besonders die damals wohlbekannten Männer: d
Oberst Rieger und der Dichter Schubart zu nennen.

Ph. Fr. Rieger, ein Sohn des frommen Stadtdeka
zu Stuttgart, Georg Conrad Rieger, hatte seinen Vater frü
zeitig verloren, und war einige Jahre nach dessen Tode in d
Gunst des Herzogs so gestiegen, daß die bedeutendsten Staat
geschäfte in seinen Händen waren. Ungemein talentvoll, i
Umgange heiter, dem Herzog knechtisch ergeben, erhielt er si
lange in dessen Gunst, und wenn die Landschaft nicht gen
Geld geben wollte, erzwang er, was der Herzog zu erzwinge
den Muth nicht hatte. Am schmerzlichsten fühlten sich aber d
Württemberger gekränkt, als er (durch die schärfsten Maßre
geln, selbst durch Hinrichtungen) sie nöthigte, gegen Preuße
im siebenjährigen Kriege zu kämpfen, „in dessen Regenten si
den Vertheidiger des evangelischen Glaubens erblickten.“ Bal
darauf schlug aber seine Stunde. Ohne Urtheil und Gerich
ließ der Herzog Rieger'n auf Hohentwiel in ein Gefängniß
bringen, in dem er sechszehn Monate lang keines Mensche
Auge sah, keines Menschen Stimme hörte. Da erkannte Rieger
Gottes Gericht, die Ermahnungen seines längst vollendeten
Vaters wachten auf; eine Bibel, die er sich erbat, wurde sein
Trost; er fing an zu beten, unter so viel Thränen, daß nach
und nach sein Bett darunter vermoderte. In der inneren Noth
und den steigenden Beschwerden der Gefangenschaft ergoß sich
öfters sein ohnedem schnell aufbrausendes Gemüth in jammer-
volle, nach und nach der Verzweiflung sich nähernde Klagen.
Endlich erfuhr der Garnisonsprediger Oettinger, wessen die
klagende Stimme sey, die er schon oft gehört, ging sogleich
zu Fuß den Weg nach Stuttgart und erbat sich vom Herzog zu
Rieger'n den Zugang. Als er eintrat, sah er den Gefangenen in
der schauerlichsten Gestalt, mit lang gewachsenem Barte, als
ein todtenähnliches Geripp daliegen. Bald aber erkannte Rieger

n Zweck des Besuchenden, seine Thränen flossen und mit rchdringender Stimme rief er ihm die biblischen Worte entgen: „Wie lieblich sind die Füße der Boten, die den Frieden rkündigen.“ Willig ließ er sich nun von Oettinger'n die ände halten, als man ihm Haar und Bart schoor und ihn inigte. Er wurde von nun an besser behandelt; dennoch hörte ine Verzweiflung nicht auf. „Er habe den Tod verdient, man solle m doch sein Recht anthun;“ das war nun seine Klage. Endlich fand ine Seele die wahre Ruhe. Mit seinem Festungsarrest und essen Leiden ward er nach und nach so zufrieden, daß sich sein Dank für denselben in geistlichen Liedern aussprach, von denen ines auch im neuesten württembergischen Gesangbuch steht. Aber er Herzog (nicht ohne Franziska's Einfluß) zog ihn wieder n den Hof und ernannte ihn zum Commandanten von Hohenasperg. Da war es ihm schwerer, als Christ das neue Lächeln der Fürstengunst zu tragen, als früher sein Elend. Zwar ließ er sich von dem Herzog nicht mehr mißbrauchen, aber sein altes, herrschsüchtig-heftiges Temperament erwachte von Neuem, und oftmals äußerte er sich: „Wie war ich damals so selig, hätten sie mich doch in Hohentwiel begraben.“

Wie Rieger an Talent und Gewaltthätigkeit dem Herzog, dem er diente, glich, so glich diesem Schubart an Popularität und an der Zügellosigkeit, mit welcher er in den Tagen seiner Jugend der Weltlust fröhnte. Da ließ der Herzog den beliebten Volksschriftsteller plötzlich, durch Verrath, gefangen nehmen und auf Hohenasperg setzen, wo Rieger bereits Commandant war. In der Einsamkeit seines engen Kerkers, welche dem brausenden Kopfe fast unerträglich war, und in der alle Erinnerungen an die genossene Lust, alles Spiel der Phantasie bald verschwand, kam das Gewissen Schubarts, welches ihm auch mitten in seinem Sinnentaumel keine Ruhe gelassen hatte, zu seinem Rechte. Seine Seele verweilte bei der biblischen Erzählung vom verlorenen Sohne, und das Verlangen nach Vergebung der Sünden begann in ihm zu dämmern; Riegers Vorsorge machte ihn mit gediegenen Erbauungsschriften bekannt, und Pfarrer Hahn von Kornwestheim besuchte ihn als Seelsorger. Nun dichtete Schubaet seine tiefgefühltesten Lieder, von denen das liebliche: „Urquell aller Seligkeiten ꝛc.“

so bekannt geworden ist, und das ernste, feurige Gedicht: „Die Fürstengruft," welches das Gewissen des Herzogs Carl schneidend getroffen, und seinem Verfasser eine längere Haft bereitet haben soll. Als er endlich, nach zehnjährigem Gefängniß, wieder frei und von dem Herzoge an seinen Hof berufen wurde, fühlte er auf's Neue das Versuchliche der Weltlust, und er wehrte sich ihrer, trotz einer bis zu seinem Tode ihn begleitenden Unruhe, doch leider nicht mit Entschiedenheit.

Bessere Eindrücke, als Riegers und Schubarts Strafe und Buße, hinterließ Johann Jakob Mosers Treue bis zum Tode. Nachdem er mit Milde, aber entschiedener Redlichkeit die ständischen Rechte längere Zeit vertheidigt hatte, schien es dem Grafen von Montmartin angemessen, ihn in einer Privatunterredung zu bearbeiten. Als er aber fest blieb und erklärte, lieber „seinen grauen Kopf hergeben zu wollen, als daß er eine neue Last auf das Land wälzen lasse," so ließ ihn der Herzog ohne Untersuchung, Urtheil und Recht auf die Feste Hohentwiel setzen. Dort hatte Moser neben Stunden tiefer Betrübniß (um seine im Kummer um ihn erkrankte und entschlafene Gattin) doch auch frohe Stunden. Die h. Schrift und Steinhofers Predigten waren seine Erbauung, jeder Tag zwischen Lesen, Gebet, Ausarbeitung von geistlichen Liedern und wissenschaftlichen Abhandlungen getheilt. Keine Stunde sollte ungenützt dahin gehen. Da man ihm kein weißes Papier, keine Tinte, noch Bleistift ließ, schrieb er die Wände seines Gefängnisses mit der Spitze seiner Lichtputze voll. Eine merkwürdige Erfahrung göttlicher Hülfe tröstete ihn in seinem Gefängniß. Ein heftiges Gliederweh, das ihn lange an die Krücken bannte, verließ ihn in derselben Stunde, als er das Evangelium von der Heilung des Gichtbrüchigen gelesen und „dem Herrn Jesu in seinem Herzen die Ehre gegeben hatte, daß er noch jetzt, wie in den Zeiten seines Wandels auf Erden, Wunder thun könne." Indessen klagte die Landschaft beim Kaiser, und dieser befahl seine Freilassung, welche der Herzog gewähren wollte, unter der Bedingung einer Abbitte von Mosers Seite. Dieser aber antwortete: „Ich habe nun in das sechste Jahr Zeit genug gehabt, mich zu prüfen, ob ich mich gegen Ew. Durchlaucht eines Verbrechens schi habe, und wann mich mein Ge-

en dessen überzeugte, würde ich es nicht haben anstehen lassen, rnstlich zu bereuen und unterthänigst um Gnade zu bitten. Ich mir aber keines andern bewußt, als daß ich sowohl gegen H. Durchlaucht als dem Lande in meinem landständischen ite alle mögliche Treue bewiesen habe."

So gab ihn denn der Herzog ohne Weiteres frei und errte: „Moser sey ein ganz ehrlicher Mann." Mit dankbarer rehrung empfing das Volk den edeln Befreiten. Noch sechsn Jahre lang wirkte er als Berather des Herzogs und der tände, wiewohl er das Amt eines Landschafts-Consulenten bald legte, so wie als Rechtsgelehrter und erbaulicher Schriftller im Segen, vornämlich aber durch das Vorbild eines ristlichen Wandels. Wohlgerathene Kinder, theilnehmende reunde versüßten seinen Lebensabend, am meisten „der Trost s heil. Geistes und die frohe Hoffnung des ewigen Lebens." n seinen kampfvollen Zeiten war es seine, in entscheidenden Romenten ausgesprochene Losung gewesen: „Unverzagt und hne Grauen Soll ein Christ, wo er ist, stets sich lassen schauen." n seinen letzten Jahren aber war es sein Gelübde: „Lobend will ich schlafen gehen, Loben sey mein letztes Wort."

Zweites Kapitel.

Die Bengel'sche Schule.

§. 1.

Seelsorger aus Bengels Schule.

Mit dem Generalrescript in Betreff der Privatversammlungen schloß sich die Arbeit der Spener'schen Freunde und Schüler in Württemberg auf eine Weise ab, welche die Rechte des kirchlichen Bekenntnisses, des Kirchenregimentes, des Lehramtes und der Gemeindeglieder gleich sehr anerkannte, die Gewissen beruhigte und dem christlichen Gemeinschaftssinne, der brüderlichen Ermahnung und Liebethätigkeit ein weiteres Feld eröffnete. Die Privat-Versammlungen wurden zur Zeit Carl Eugens ein Damm gegen die auf's Neue einbrechende Zügel-

losigkeit und eine Zufluchtsstätte vieler durch die Noth ... gebeugter Württemberger, namentlich aus den mittlern ... niederen Ständen. Sie waren aber auch jetzt noch dem ... gelischen Bekenntnisse treu zugethan, dem Predigtamte hold. Ueberschreitungen des sogenannten allgemeinen Priesterth... waren selten.

Auf diese Kreise, so wie auch auf denjenigen Th... des Volkes, welcher, ohne die Privatversammlungen ... suchen, doch im Stillen die christliche Wahrheit lie... hatten die erbaulichen Schriften der halle'schen Schule ... einigen Einfluß, namentlich die von Bogatzky und die „köthn... Lieder." Weiter noch verbreitete sich das (kleinere) Gebe... des alt-orthodoxen Pfarrers zu St. Catharinen in Fra... Johann Friedrich Stark (1756), welches noch jetzt das ... liebteste Gebetbuch des alt-württembergischen Volkes ist. ... am einflußreichsten blieb doch durch seine Schriften und Sch... Bengel, und man darf sagen, daß sich ein regeres Stre... nach schriftmäßiger Erkenntniß der gesammten e... gelischen Wahrheit vorzugsweise von seiner Zeit herschreibt.

Doch gebührt an diesem Verdienste neben Bengel ... allein den älteren württembergischen Theologen ein Theil, ... dern auch einem Freunde Bengels, welcher längere ... selbständig neben ihm wirkte. Es ist dieß Georg Con... Rieger (gestorben 1743 als Stadtdekan zu Stuttgart), ... der ausgezeichnetsten Prediger und Seelsorger Württembe... Er hat seiner Zeit Bengel'n ergänzt, denn während letzter... hauptsächlich auf die Zukunft des HErrn hinwies, hat Rieg... mit einem heiligen Ernst, einer seltenen Fülle und einer ... Luther'n erinnernden Kraft die Erneuerung des Herzens und ... Lebens zum Hauptgegenstande seiner Predigten gewählt. ... zeugt seine „große" und „kleine Herzens-Postille" davon, w... es heiße, einen Bibeltext erklären und auf das Leben anwende... Gleich den Vätern der württembergischen Kirche vor ihm ... Rieger furchtlos gezeugt nach allen Seiten hin, hat für ... Armenpflege umfassende Arbeiten vorbereitet, eine ausgedehnte ... Seelsorge geübt und ist diesen Arbeiten im besten Mannesalter ... erlegen. Schon lag er in den letzten Zügen, als ein Bürger ... der Stadt an das Todenbette mit Thränen trat, um dem Ster...

n mit bewegtem Herzen zu danken, „daß durch ihn seine
: errettet worden und zur Buße und zum Glauben gekom-
sey, was er einst auch in der Ewigkeit vor dem Richter-
. Christi bezeugen wolle und müsse.“ Neue Auflagen seiner
igten haben in unserer Zeit sein Andenken im Auslande,
im Vaterlande, in dem er nie ganz vergessen war, wieder
ert. Rieger hat indessen seine nähere Freunde kurz vor
m Tode aufmerksam gemacht auf Bengeln und seine Schrif-
: „Bengels Vortrag komme unter den Zeitgenossen dem
tolischen am nächsten,“ und so finden wir denn, daß auch
lich seine Freunde Bengels Freunde geworden sind.

Nächst Bengeln und Riegern selbst wirkte aber für Ver-
tung biblischer Erkenntniß und christlicher Gesinnung eine
he von Männern, welche in dem unmittelbaren Unterrichte
durch die Schriften Bengels gebildet waren, und die in
Lehrer und Freunde ihrer Jugend auch den Berather ihres
ereren Alters und ihrer amtlichen Wirksamkeit ehrten. Die
en dieser Schüler Bengels betraten eine mehr praktische,
andere eine mehr wissenschaftliche Laufbahn, wiewohl alle
einem gewissen Sinne wissenschaftliche Gründlichkeit mit
aktischer Thätigkeit vereinigten.

Als Seelsorger und Kirchenvorsteher wirkten von Bengels
chülern Johann Christian Storr, Stiftsprediger und Con-
torialrath zu Stuttgart, Philipp David Burck, Dekan zu
irchheim u. Teck, Friedrich Christoph Steinhofer, Dekan
Weinsberg, und Philipp Friedrich Hiller, Pfarrer zu Stein-
im bei Heidenheim.

So anhänglich Storr an Bengeln war (er ehrte ihn
ls einen Vater), so hat doch er gerade am meisten Eigenthüm-
iches unter Bengels Schülern. Er war bei den ältesten
Vätern der christlichen Kirche, bei den Reformatoren, bei Arndt,
ei den erbaulichen Schriftstellern des Auslandes in die Schule
gegangen, und hatte als Hofcaplan besonders Hedingers Vor-
bild im Auge behalten. Eine gewaltige Predigt gegen den
Carnevalsunfug hatte ihm des jungen Herzogs Zorn erweckt,
und hätte ihm seine Dienstentlassung zugezogen, wenn nicht
Bilfinger ihn nachdrücklich in Schutz genommen hätte. Später
von der Hofkirche auf die Stadtpfarrei zu St. Leonhardt, und

dann an die Stiftskirche befördert, behielt er bis in sein
Alter einen ungeschwächten Beifall und Eingang, „bei
und Niederen, bei Fremden und Einheimischen." Sto
in vollem Sinn des Wortes Seelsorger, und hat beson
Jugend auf seinem Herzen getragen. Wenn Candid
der Theologie, die er zu examiniren hatte, kurze, ihr
sonderften Bedürfniß angemessene Worte, die er ihnen an
zu legen wußte, im Gedächtniß behielten, so war in der
derwelt „sein Milchspeislein" lange ein sehr bek
und geliebtes Büchlein. Vornehmlich aber nahm er
Confirmanden an. Für sie zunächst hat er in
Beicht- und Communionbuch (dem verbreitetsten
dieser Art in Württemberg) eine ihre einzelnsten Bedür
berücksichtigende Schrift hinterlassen. Zur Förderung des
gottesdienstes sammelte er ein Gebetbuch: „das christl
Hausbuch" betitelt, welchem auch solche Gebete einve
sind, die er selbst verfaßte. Von den letzteren sind einzel
die Liturgie von 1843 aufgenommen worden, so wie das
sangbuch von 1842 auch Lieder von ihm enthält.

Wenn Storr mehr für das Ganze der Kirche wirkte,
war die speciellste Seelsorge für seinen Freund
das eigentliche Arbeitsfeld. Nicht nur in kleineren und grö
Gemeinden, als Pfarrer wie als Dekan zu Markgröningen
Kirchheim u. Teck war ihm die Seelsorge sein Hauptanlie
auch durch schriftliche Correspondenz wirkte er in dieser Hin
im In- und Auslande. Der letzteren verdankte seine Sch
„die Lehre von der Rechtfertigung und deren Ge
wißheit im Herzen und Gewissen eines Sünder
(sieben Theile in Einem starken Oktavbande), größtentheils
Entstehung. Burk hatte nämlich eine kleine Schrift über
Fundamentallehre der evangelischen Kirche erscheinen las
welche bald auch im Auslande Eingang fand, und nun er
er von den verschiedensten Seiten her Anfragen, Zweifel,
kenntnisse, Mittheilungen, welche er beantwortete, und als
(jedoch mit aller ihm eigenen Zartheit) als Anhang jener Sch
einverleibte. Wie viele Ruhesuchende hat er nur durch
einzige Schrift zur wahren Ruhe gleitet! Demuth, Liebe,
ermüdete Thätigkeit bezeichnete seinen Gang. Früher als

: erwarten ließen, starb er zu Kirchheim u. Teck, nach
-en bitteren Erfahrungen (1770). Als wissenschaftlich ge-
er Theologe gab er Erklärungen über die Psalmen und
:n Propheten heraus, auch eine zweite Ausgabe des bengel-
Gnomon.

Eigenthümlich war Steinhofers Lebensgang. Neben Bengel
auch Weissensee, und in Tübingen Weißmann einen be-
:nden Einfluß auf seine Bildung gehabt, und eine Krankheit,
der er ein halbes Jahr gefährlich zu Bette lag, ihn den
st des Lebens gelehrt. Nun war es sein Anliegen, allen
n Gedanken und weltlichen Planen zu entsagen, sein eigenes
: zu erlangen, und als Seelsorger alles zu thun, um die
Anvertrauten auf denselben Weg zu führen. Bei diesem
ste schien ihm in späterer Zeit, als er Repetent in Tübingen
vorden war, die württembergische Kirche der rechten Kirchen-
ht zu entbehren, und er nahm daher mit Freuden die Hof-
digerstelle zu Ebersdorf bei dem Reichsgrafen Heinrich XXIX.
, wo seiner christlichen Thätigkeit ein freieres Feld sich zu
nen schien. Mit Freuden beförderte er Anfangs die An-
herung der Ebersdorfer Gemeinde an die neuaufblühende
rrenhuter Brüdergemeinde, aber bald wurde auch ihm offen-
r, welchen Schaden die obenerwähnte einreißende zügellose
pielerei mit den heiligsten Wahrheiten brachte; er sah, daß er
ne Ideen von kirchlicher Zucht nicht durchführen könne, und
zog er sich zurück. Nicht ohne Schwierigkeit und unter der
ısdrücklichen Bedingung, die herrenhutischen Formen nicht im
Württembergischen einführen zu wollen, wurde er im Vaterlande
ieder aufgenommen, wo er an verschiedenen Orten, und end-
ch als Dekan in Weinsberg wirkte. Noch gehören seine
Schriften (theils Predigten, theils Erklärungen einzelner apo-
olischer Briefe) zu den beliebtesten Erbauungsbüchern in Würt-
emberg, und haben selbst noch in der Brüdergemeinde ihre
Leser. Als Prediger und Seelsorger wirkte er nicht weniger
öffentlich als im Stillen, nicht weniger durch die That als
durch Worte. Oft fanden sich, als er noch Pfarrer zu Ehnin-
gen unter Achalm war, Studirende aus Tübingen in seinem
gastfreundlichen Hause ein, um dort die Lehren seiner evange-
lischen Pastoralweisheit zu hören. Aber auch in seinem ganzen

Wesen hatte er etwas Außerordentliches, besonders
letzten Jahren, „es war unmöglich in seiner Gegenw
sinnig, aber auch nicht möglich, ungerne bei ihm zu s
An Steinhofer reiht sich: Philipp Friedric
dessen Schatzkästchen im ganzen Vaterlande in imme
holten Auflagen verbreitet wird; ein Büchlein, w
Württemberger nach Kaukasien, wie nach Amerika, und
kleine Colonie derselben sich finden mag, noch heute be
Hiller war ein vielgeprüfter Christ, Armuth und
waren seine Geleitsleute. Manches Lied seines Liede
soll er mit heißerer Stimme (die ihm das Predigen
lich machte), zur Harfe gesungen haben. Seiner dri
Noth half dann und wann eine Gabe ab, von unb
Händen, die dem Verfasser so trostreicher Lieder ihr
bezeugen wollten. In schriftmäßiger Einfalt, Dem
Nüchternheit, hat er besonders vom Lobe seines G
und Heilandes, und von der seligen Hoffnun
Christen gesungen. Auch denen, die ihn noch nich
kannten, ist er durch unser neues Gesangbuch bekannt ge
Nächst diesen Männern ist noch zu nennen der b
Pfarrer Flattich, ein merkwürdiger Pädagoge, den
Knapp einen in das Gewand eines Dorfpfarrers verh
neutestamentlichen Salomo genannt hat. Flattich war ein
von durchdringendem Verstande, äußerster Einfachheit und
in Gott frohen Muth, voll aufopfernder Liebe gegen sein
meinde, voll Sorgfalt gegen die Jugend. Wenn ein
über der Erziehung seines Sohnes nicht mehr wußte, w
und aus, so nahm er seine Zuflucht zu Flattich. Eine g
gesinnte Gattin stand ihm zur Seite, und so wurden unter
Leitung und in seinem Pfarrhause nach und nach gegen
hundert Zöglinge aus allen Ständen gebildet. Seine
väterliche Weisheit und seine wohlerwogenen Gedanken
Erziehung der männlichen Jugend hat die neuste Zeit
an's Licht gezogen, namentlich letztere, welche er in „
Sammlungen zur biblischen Erziehungslehre" handschri
hinterlassen hat. Bis in den Tod war ihm Bengels Gnom
nächst der h. Schrift die liebste, fast einzige Lectüre, dem
erkannte schon in seiner Jugend, „daß es besser sey, an Ei

ten Lehrer sich zu halten, als mit einem nicht durchdach-
ielerlei das Gedächtniß sich anzufüllen."
Noch manche Namen ließen sich diesen Männern beifügen,
Dekan Hellwag zu Sulz, Ernst Bengel, Dekan zu
gen, der preußische Minister Christoph Carl Ludwig von
l, ein inniger Verehrer Bengels, und die jüngsten Schüler
els: Magnus Friedrich Roos und Carl Heinrich Rieger,
denen später noch die Rede seyn wird.

Doch darf Ein Mann nicht übergangen werden, der sich
nicht vorzugsweise nach Bengel bildete, aber neben dessen
lern als christlicher Freund steht, wie neben Bengel selbst
ältere Rieger. Es ist dieß Immanuel Gottlob Brastberger,
rben als Dekan zu Nürtingen, der Verfasser eines Predigt-
es, welches um seiner Einfachheit und Faßlichkeit willen,
ie wegen seines reinevangelischen Inhaltes noch jetzt, wohl
das gelesenste Werk dieser Art in den christlichen Haus-
ungen Altwürttembergs sich findet. Brastberger war durch
ere Leiden und innere Gewissensregungen gedemüthigt, durch
Glauben an das versöhnende Leiden Jesu aus „Höllenangst
Seelennoth" gerettet worden, und hatte in dem Allem
aubenseinfalt und erbarmende Liebe gelernt. Aus dieser
elle floßen seine öffentlichen Vorträge, welche nun als Pre-
tbuch gedruckt wurden. „Es wird darin, so sagt der selige
ann in der Vorrede, keine harte Speise vorgelegt, die für
Starken gehört, sondern nur Milch für die Kinder in Christo.
it solchen Anfängern im Christenthum bin ich in
n 20 Jahren meines Amtes immer gern umgegangen, und
ist noch meine Freude, die zarten Lämmer zu weiden und
e zu dem guten Hirten Jesu Christo hinzuführen."

Die Vergleichung der Schriften aller der in diesem Abschnitt genannten Männer wird den Einen Geist der Ehrfurcht vor Gottes Wort, des Glaubens an den Versöhner, des Ringens nach Heiligung nicht verkennen lassen, aber auch auf die Manigfaltigkeit der Gaben derselben aufmerksam machen, welche auf diese Weise selten in Einem Zeitraume vereinigt sind, und für welche dem Geber alles Guten noch heute die württembergische Kirche zum innigsten Danke sich verpflichtet erkennen muß.

§. 2.

Christoph Friedrich Oetinger.

Bengels Einfluß auf die wissenschaftliche Theologie
und der neueren Zeit ist unverkennbar. Wie der ausgezeich
Gegner der wolfischen Philosophie Chr. Aug. Crusius
entschiedener Anhänger Bengels war, so fanden sich noch
durch die Schriften Bengels angeregt, und der Kirchengesch
schreiber Schröckh bemerkt mit Recht: daß Bengel lange
ein Doctor (Lehrer) der Theologie weit und breit gewesen
ehe ihm die Tübinger Fakultät diesen Titel gegeben habe. W
Anerkennung seine Arbeiten in neuerer Zeit von den Erklä
der h. Schrift neuen Testamentes gefunden haben, und
von solchen, welche keineswegs seine religiösen Grundsätze
len, ist bekannt. Selbst die Zeit, in der er im Auslande we
als wissenschaftlicher Theologe anerkannt werden wollte, k
ihn nicht ganz beseitigen, und die Heftigkeit, mit der die Berli
Aufklärer gegen ihn auftraten, verbarg nicht, wie weithin
Schriften sich verbreitet hatten.

In Württemberg selber wirkte Bengel aber auch d
zwei ausgezeichnete Schüler auf dem Felde der theologis
Wissenschaft fort, welche um so mehr erwähnt werden mü
je weniger sie an dem bloßen Wort und der Form ihres Leh
festhielten, und je mehr sie in seinem Geiste arbeiteten. E
sind: Friedrich Christoph Oetinger, gestorben als Prä
zu Murrhard, und Jeremias Friedrich Reuß, gestorb
als Kanzler der Universität Tübingen, beide durch Natur
Beruf und äußeren Lebensgang durchaus verschieden, aber du
die Bande des Glaubens, der Liebe und Hoffnung treu ve
bundene Theologen.

Nicht leicht hat ein württembergischer Theologe von frü
ster Jugend auf einen solchen fast unersättlichen Erkenntniß-
durst gezeigt, als Oetinger, nicht leicht so vielfache Gele
samkeit in sich vereinigt. Schubart schrieb bei seinem Tode m
Recht: „mit Oetingern ist eine Akademie der Wissenschaften ge
storben." Aber was ihn als Gelehrten besonders auszeichnet
ist das, daß er nie aus Eitelkeit studirte, nie prangen, sondern
alle nur möglichen Wege durchwandern wollte, die man betreten

um zur Erkenntniß Gottes und Jesu Christi und zur
:rennten Gemeinschaft mit ihm zu gelangen. Eine glänzende
ahn (als Jurist) hatte er troz den Ermunterungen hoher
:er, in den Jahren, da er die niederen Klosterschulen be=
:, verläugnet, um Gott dienen zu können. Nicht ohne
pf, denn er sagt selbst: „ich hatte so viel Neigung zu Gott
ur Welt. Unterdessen kam mir in den Sinn, was ist's
ach, wenn Du auch die prächtigsten Kleider trägst, zu be=
n hast und allen Gipfel der Ehre erreichst? Es ist doch
r Gott zu dienen, denn Gott dienen heißt recht frei seyn.
dieses rief ich Gott von ganzem Herzen an, mir alle Ab=
en auf die Welt aus der Seele zu nehmen, und das ge=
h sogleich. Ich war nun vollkommen entschlossen, bei der
:ologie zu bleiben." Von nun an betete er viel, oft fan=
sich Mitzöglinge bei ihm ein: „er möchte doch mit ihnen
en. Das that er einfältiglich." Nun dürstete er nach theo=
ischer Erkenntniß, die er gerne sogleich immer auch erfah=
gsmäßig gehabt hätte. Unter diesem ängstlichen Suchen
rzehrten sich seine Kräfte, er mußte krank in's elterliche Haus
rück, „da erfuhr er, was die Bußpsalmen bedeuten an sich
lbst." Als er genas, kam er in Berührung mit den Inspi=
rten, namentlich auch mit Rock. Ihr Eifer, ihre Willigkeit
r Ueberzeugung zu lieb auch etwas zu leiden, zog ihn an, er
s ihr Inspirationsbuch. Er sagt: „ich verglich es mit der
Schrift, fand, daß sie viele biblische Redensarten gebrauchen,
ber keinen solchen Styl, keine solche Macht von den Dingen
es Königreiches zu zeugen. In den Propheten aber sahe ich ein
eilig Amphitheater der höchsten und niedrigsten Dinge zu einer
olchen Scene verbunden, daß ich die inspirirten Reden gar in
eine Vergleichung damit setzen konnte." Das blieb auch später
eine feste Ansicht: „die Unnachahmlichkeit der heil.
Schrift sey das beste Zeugniß für sie."

In Tübingen wurde Oetinger als angehender Stipen=
diat in die leibnizische Monadologie ganz eingetaucht,
und einer der entschiedensten Anhänger Bilfingers, der ihm
auch dann noch mit auszeichnender Liebe zugethan blieb, als
Oetinger sich von Leibniz und Malebranche zu Jakob Böh=
mes mystischer Philosophie gewandt hatte.

Als er die Theologie zu studieren begann, wurden ihm
Reuß Bengels Briefe und Erklärungen über einzelne St
der Offenbarung mitgetheilt, was ihn ungemein anzog; u
ergötzte sich „an der Art und Weise, die Gott gebraucht
diesem seinem Werkzeuge, die zunehmende Erkenntniß nach
nach zu läutern, aufzuklären und zu befestigen.“ Bengel
ihm bis an sein Ende Lehrer, Freund, geistlicher Vater, de
im Größesten wie im Kleinsten zu Rathe zu ziehen pfl
Dennoch gieng Oetinger auch in der Theologie s
eigenen Gang, als christlicher Philosoph. Vor a
suchte er „gegen die philosophischen letzten Ideen das Ge
gewicht in der h. Schrift, indem er überzeugt war, daß
Apostel gleichfalls solche letzte Begriffe gehabt haben mi
nur nicht präcise in einer solchen ausgewickelten Form,
der Realität nach hundertmal besser.“ „Ich habe (s. Oet.),
die Grundmotiven der Apostel willen die Kirchenväter
und Tag durchgelesen. Ich fand in Irenäus, wie durch
Philosophie (des Cerinth), die ersten Begriffe verderbt word
Augustinus ist ein vollkommener Theolog, weil er 1) Bu
staben und Geist, 2) die Weisheit auf der Gas
oder die Philosophie (welche uns zuruft, daß jeder Mensch
Dinge wohl studieren solle: nämlich die Erkenntniß Gottes
seiner selbst zu finden); 3) die göttlichen Schickung
in gleichem Grade an sich hat wirken, und sich die rechte Gei
hat geben lassen.“ In dem Sinne Augustins suchte er nun
Theologie fortzustudieren, und empfahl diese Weise oft und au
drücklich. Der kindlichste und männlichste Glaube an d
Buchstaben der h. Schrift, ein anhaltendes Gebet
ihre Wahrheiten zu fassen, und von allen menschlichen Zuth
sich frei zu erhalten, zeichnete seinen Gang aus. Daneben ab
benützte er alle Quellen „der Weisheit auf der Gasse
So studierte er die rabbinische Philosophie, so Jakob Böhm
so suchte er Männer auf, welche die „Centralschauung d
Natur“ besaßen, um bei ihnen eine „heilige Philosophie
(philosophia sacra) zu finden. Denn er wollte nicht bl
die Heilswahrheiten, „welche die h. Schrift genügen
offenbare,“ sondern auch die neben der Erkenntniß derselbe
vielleicht zu findende Erkenntniß des Grundwesens de

tur aufsuchen. Doch fand er bei solchen Männern kein
ıüge, und um so weniger, da sie nicht im Stande waren,
: Eindrücke in Worte zu bringen. Endlich suchte er alle
.igiösen Gemeinschaften, die berlenburger Separa-
:n, die hallischen Theologen, dann besonders auch die neu-
stehende Herrenhuter Gemeinde auf, um ihren Grund, ihre
hrifterkenntniß und göttlichen Führungen kennen zu
nen. Am längsten war er bei Zinzendorf. Oetinger fand
) immer wieder „durch das kindliche Hängen des Grafen an
su und seinem Blute" angezogen, und auch Zinzendorf wollte
etingern festhalten. Aber am Ende sah er sich doch genöthigt
errenhut zu verlassen, weil die Gemeinde zu einer gründ-
hen Schrifterkenntniß nicht zu bewegen war. „Ich dachte,
gt er, wieder in das Vaterland zurückzukehren, weil ich doch
ine gegründete Einigkeit unter allen auswärtigen Gemein-
haften antreffen konnte. Ich fand nirgend, daß jemand auf
ie Grundideen der Apostel und Propheten seine Gewißheit
aute, sondern jeder allein auf der Führung Gottes, nach sei-
em zu seinem Statu (Gemüthslage) herabgebogenen Sinn be-
arrte."

So kehrte denn Oetinger, nachdem er auch Medicin
tudiert, und bei einem ausgezeichneten Arzte, dem separatistisch-
gesinnten Dr. Kempf die medicinische Praxis eingesehen hatte,
nach Württemberg zurück, gleich bereit, eine Laufbahn als Arzt
oder als Theologe anzutreten. Seine Freunde bewogen ihn zu
letzterem, namentlich Bengel, und so nahm er die Pfarrei
Hirschau bei Calw an. Dort studierte er mit besonderem
Eifer das Buch Hiob und die Sprüche Salomos, und fand in
ihnen die Quelle philosophischer Wahrheit, nach der er so lange
gegraben hatte. In Hirschau gerieth er aber auch in eine
Bahn, welche gefährlicher Art war. Der sonst fromme, eifrige
Präceptor Schill zu Calw wurde sein liebster Nachbar, und
entdeckte ihm seinen Umgang mit Geistern, „welche er zwar nicht
sahe, doch (sensorio interno) mit ihrer ehemaligen Stimme
hörte." „Zinzendorf kam damals nach Hirschau, sah aber
nicht gern, daß sich Oetinger mit Schill einließ." Es war eine
Warnung, welcher Oetinger nicht folgte, denn 6 Jahre später
gewann er Freude an Swedenborgs „Vernommenem und

Geschautem" (Visa et audita). Hierauf wandte er sich Chemie, las die Schriften der Adepten, dachte jedoch kein wegs ans Goldmachen, sondern wollte darin nur „ein Gegen wicht gegen den absurden Naturalismus und Idealismus sei Zeit" suchen. Durch den Consistorialpräsidenten Zech veranl gab er hierauf „die aus der Idee des Lebens ab leitete Theologie" (theologia ex idea vitae deduct seine theologische Hauptschrift heraus, in welcher er die gesam christliche Glaubenslehre mit zu Grundelegung der h. Sch der Philosophie und mit Vergleichung der kirchlichen Lehre handelt, und die leibnitzisch-wolfischen Prinzipien widerlegt (176 Auf dieses Werk folgte das noch bekanntere: „Biblische u emblematische Wörterbuch" (1776), welches den B liner Aufklärern, namentlich Tellern, entgegengesetzt war, u einige Predigtsammlungen, welch' letztere wohl d Kern seiner Schriften seyn dürften, und fortwährend in g segnetem Andenken stehen. Die Tiefe der Gedanken, die Eh furcht vor Gottes Wort, der Reichthum christlicher Erfahrunge machte beides seine Predigten wie sein Wörterbuch zu ein Lieblingslectüre denkender christlicher Laien bis auf diese Tag. Noch lange dürfte sich diese Liebe erhalten, selbst wen noch mehr als bisher anerkannt würde, daß seine (von sein nächsten Freunden beklagte) Anhänglichkeit an böhmistische Grund sätze (vom Sündenfall, von der Wiederbringung ꝛc.) der h. Schri widerspricht, und noch mehr die Theilnahme an den sweden borgischen Phantasieen. In beiden letzteren Hinsichten sind jedoch die letzten Jahre Oetingers merkwürdig. Zunächst kam er von Swedenborg ab, denn „seine Mißgriffe in der Schrifter klärung, seine Läugnung des Versöhnungstodes Jesu, seine Be hauptung, Christus werde nicht mehr persönlich erscheinen," verabscheute Oetinger. Er forderte zur Bestreitung dieser Irr thümer auf, und lächelte nur zu Swedenborgs schriftlicher Drohung: „Oetinger werde nach seinem Tode in die Hölle ver wiesen werden, wenn er seiner Lehre nicht beitrete." Seine eigenhändige Lebensbeschreibung beschließt eine Erzählung, wie er vor Umgang mit Geistern gewarnt hat. In den letzten Jahren schrieb er an Stiftsprediger Bahnmaier zu Obersten feld: „Ich erfahre erst in meinem Alter, worein mich Gott mit

er inspirirten Swedenborg gestoßen, daß ich beim einfälen Wort bleibe, und nicht cerinthisch Offenbarung ben dem Wort verlange." Später noch zog er, der st so viele brüderliche Liebe zu erzeigen gewöhnt war, sich t allem zurück. Man fand ihn oft auf den Knieen vor seiner bel liegen und beten, wobei er die Besuchenden nicht achtete. it Kindern und Angefochtenen betete er wohl noch. Sein hwiegersohn Klemm schreibt, er habe erklärt: „Seine ganze eologie concentrire sich jetzt in Luthers Katechismo." — nige Jahre vor seinem Tode war seine Zunge schwer geworn, und ungefähr ein Jahr vorher konnte er nicht mehr reden. lle übrigen Sinne waren gut, sonderlich blieb ihm der scharfe lick der Augen. Aber die Kammer seines Innern verschloß ch, er erkannte die liebsten Freunde nicht mehr, „er ward zuzt geführt in tiefe Stille." So geschah sein Heimgang zu er Stätte, wo man nicht mehr stückweise erkennt, und nach er sich seine Seele so oft gesehnt, von der er so oft gesungen at. Von seinen, leider minder bekannten Liedern möchten vielleicht einige Strophen, welche in mehr als einer Hinsicht seinen Sinn aussprechen, hier angeführt werden dürfen:

Gottes Aug und Wunderhand Macht alleine,
Daß der Harmonien Band Dort erscheine,
Jetzo soll ichs noch nicht sehn,
Jesu! Alles! Füll' mich Nichts des Falles.

O wie liegt so viel daran Nichts erwählen
Als was Jesus hat gethan, Und nicht fehlen
In dem rechten Glaubensmaaß,
Seine Zeiten Wissen recht zu deuten!

Jede Seel' hat ihren Stand An den Gliedern,
Jede Seel' steht in dem Band Unter Brüdern,
Wie es für das Ganze taugt,
Er alleine Ist und hat das Eine.

Ist nicht mehr als zehenfach Anzusehen
Ein Geheimniß, Eine Sach? Wir verstehen
Jeder nur nach seinem Stand Da wir wohnen,
Stückweis Gottes Thronen.

§. 3.

Jeremias Friedrich Reuß.

Mit dem Beginn der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts scheint eine gewisse Scheidung unter den württembergischen Theologen sich anzubahnen, welche auch auf die Gemeinde von Einfluß ward.

Zunächst hat in Tübingen der Professor der Theologie Canz eine Anzahl talentvoller jüngerer Männer um sich versammelt, welche angezogen durch die Klarheit und Bestimmtheit seines Vortrages, die christliche Glaubens- und Sittenlehre in dem Gewande der wolfischen Philosophie eingekleidet empfingen, und dabei auch gerne stehen blieben. Feindschaft gegen den kirchlichen Lehrbegriff findet man bei diesen württembergischen Theologen nicht, aber ein großes Vertrauen zu den neuen philosophischen Entdeckungen.

Neben den Schülern von Canz finden wir mehrere ihrem Lehrer Weißmann mit großer Anhänglichkeit ergebene Theologen. Auch sie waren dem kirchlichen Lehrbegriff nicht feindlich, eine gewisse Hinneigung zur Mystik, eine Vorliebe für die Schriften der hallischen Schule war das Erbe das sie von ihrem Lehrer empfiengen. Weißmann hat sehr viel gethan für die Bildung gewissenhafter Seelsorger, und blieb namentlich auch unter Landgeistlichen in segensreichem Andenken. Nur die evangelische Einfalt der Reformatoren hat er wohl nicht ganz erreicht.

In der That war jene Zeit ganz geeignet, die Verdienste der Väter für die Kirche in Vergessenheit zu bringen. Davon ist auch die Schule Bengels nicht ganz frei zu sprechen. Wenn Männer wie Storr, Burk, Steinhofer, Hiller und andere in Bengeln nicht den einzigen Lehrer der wüttembergischen Kirche sahen, so gab es dagegen manche, denen er Alles war. Wohlgesinnte Männer fiengen an über „Buchstäbler" aus Bengels Schule zu klagen, und noch lauter wurde die Klage über die mittelbaren Schüler Bengels, die sich an Oetingern anschlossen. Daß Oetinger selbst, wie er sagt, „mit der wolfischen Welt in Württemberg," nicht einig war, läßt sich nicht anders erwarten, aber gestützt auf die Gunst des Herzogs

Carl, setzte er sich je und je über alle Schranken kirchlicher Ordnung hinaus, und schon hierin fand er Nachahmer. Noch mehr aber verbreitete sich durch ihn, wiewohl manigfach wider seinen Willen, Neigung zum Seltsamen, namentlich zur Alchymie. Manche Geistliche hatten ihr Laboratorium, wo sie den Stein der Weisen zu entdecken bemüht waren. Jakob Böhme wurde gelesen, und ein Theosophe geheißen zu werden, galt als eine Ehre.

Um so glücklicher war die Wahl des Herzogs, als er an die Stelle des nach Gießen abgegangenen Kanzlers Pfaff, den Generalsuperintendenten der Herzogthümer Schleswig und Holstein Dr. Jeremias Friedrich Reuß nach Tübingen berief. Reuß war ein geborner Württemberger, Bengels und Bilfingers liebster Schüler, gleich Oetingern, ein von seinen Zeitgenossen durchaus als lauter anerkannter Charakter, von Herzen fromm, philosophisch durchgebildet und von umfassender theologischer Gelehrsamkeit. In ihm fanden Wolfs Anhänger einen gründlichen Kenner ihrer Philosopheme, der doch nicht in den Banden ihres Systems gieng; Weißmanns Schüler einen biblischen Theologen, der sich von dem ängstlichen Methodismus der Hallenser frei erhielt; Bengels und Oetingers Schüler einen Mann der nach Wahrheit forschte, und doch so lange er lebte, der Neigung zu apokalyptischen Deuteleien und zu Seltsamkeiten widerstand, alle aber einen kirchlichen Theologen, der „aus seinem Schatze Altes und Neues hervorzunehmen,“ und also für das Ganze zu wirken und zu einigen verstand.

In seiner Jugend hatte Reuß, wie Oetinger sagt: „gesucht nach der Mensur der mathematischen Erkenntniß die Theologie durchzuarbeiten, und wollte damals die wolfischen Definitionen (Begriffsbestimmungen) zu Grunde legen. Aber er entdeckte, daß sie nicht sicher seyen, darauf zu bauen.“ Zugleich machten ihm bei seiner Lectüre des griechischen neuen Testamentes die verschiedenen Lesearten manche Bedenklichkeit, worüber ihn Bengel, dem es früher ähnlich ergangen war, mit der Bemerkung beruhigte: „Christus stellt sich den Augen der Welt allenthalben im Gewande der Schwachheit und Niedrigkeit dar, so ist es auch mit seinem Worte. Wenn die h. Schriften, die

so oft abgeschrieben wurden, ohne allen Mangel (d. h. ohne verschiedene Lesearten) wären, so wäre das **Wunder** so groß daß der Glaube daran nicht mehr Glaube wäre. Im Gegentheile wundert mich das, daß nicht noch viel mehrere Lesearten entstanden sind, und daß die vorhandenen unseren Glaubensgrund nicht im Geringsten verrücken." **Zinzendorfs** Wunsch und Empfehlung an den dänischen Hof brachten **den** jungen Theologen auf die Stelle eines Hofpredigers **und** Professors der Theologie in Copenhagen, welche er im Jahre 1732 ermuntert durch Bengel, bezog. Er ahnte so wenig als Bengel welche Kämpfe ihm dort bevorstehen würden, und *hoffte*, weil Dänemark von den sogenannten pietistischen Streitigkeiten bisher gar nicht berührt war, auf ungehemmte Thätigkeit. Aber er fand es anders. Orthodoxe Theologen wie philosophische Köpfe stießen sich an ihm. Den einen galt er als Socinianer (Läugner der Gottheit Christi), den andern als Schwärmer, beiden war sein Dringen auf ein wahrhaftes Glaubensleben ein Anstoß. Mehrfach zur Verantwortung gezogen, erklärte er sich gegen die untersuchenden Behörden offen und mit sichtbarer Vermeidung aller Polemik, und fand von Seiten des Königes Christian VI. endlich die wohlwollendste Unterstützung. „Nicht wahr, l. Reuß, die gottselig leben wollen in Christo, die müssen Verfolgung leiden," so redete er ihn einmal an. Auch heimliche Intriguen konnten ihn nicht vertreiben, „manche Steine, womit man ihn werfen wollte, nahm er nicht eher wahr, als bis er sie hinter sich zu Boden fallen hörte." Seine mit *aller* Freimüthigkeit vorgetragenen Predigten (sie sind im Geiste seines Freundes Storr) wurden bei Hofe sehr gerne *gehört*, aber mehr als dieser Beruf nahm ihn sein Professorat in Anspruch. Seine Dissertationen, deren er eine schöne Anzahl abfaßte, waren meist praktisch-theologischen Inhalts, oft auch apologetisch und polemisch. Die christliche Sittenlehre, die damals so viel besprochene Frage über den Bußkampf, der Einfluß der christlichen Erfahrung auf die Schrifterklärung, das Zeugniß des h. Geistes, waren der Gegenstand mehrerer akademischen Schriften, in denen er allerdings eine todte Orthodoxie mit den Waffen der heil. Schrift und der lutherischen Kirchenlehre zu bekämpfen suchte. Gegen die unbewiesenen und

„unerweislichen“ Grundbegriffe der leibnitzisch-wolffischen Schule aber schrieb er seine Schrift „von einer Klippe der neueren Philosophie.“

Das Vertrauen seines Königs übertrug ihm (1749) die Stelle eines Generalsuperintendenten der Herzogthümer Schleswig und Holstein, ein Amt, welches seine ganze Kraft in Anspruch nahm, und in welchem er namentlich auch für das tiefverfallene Schulwesen zu sorgen hatte. Von dort wurde er, als Tübinger Stipendiat, zur Rückkehr in's Vaterland verpflichtet, auf die Stelle eines Kanzlers nach Tübingen berufen. In seiner neuen Stellung fand Reuß Gelegenheit zu einer reichen Wirksamkeit. Als Kanzler war die Aufsicht über die Universität ihm übertragen, während die mit diesem Amte verbundene Propstei der Stiftskirche zu Tübingen ihm die Leitung des dortigen Kirchendienstes auferlegte, und die Abtei Lorch, welche gleichfalls mit dem Cancellariat vereinigt war, ihm in den Landständen Sitz und Stimme anwies. In welcher Achtung er bei seinen Collegen an der Universität stand, davon geben die bei der Sekularfeier 1777 gehaltenen akademischen Reden hinreichendes Zeugniß; in den Ständen aber gehörte er zu den Wenigen, welche dem Unrecht, wo sie es fanden, männlich entgegentraten, wie er denn unter denen war, welche mit Nachdruck verlangten, daß nach Wiedererkämpfung der von dem Herzog den Ständen entzogenen Rechte auch die Gebrechen der Landschaft (namentlich des ständischen Ausschusses) untersucht werden sollten. Nicht minder geachtet war er als Seelsorger und akademischer Lehrer. „Aus seinen Lehrstunden, so schreibt der scharf urtheilende Pfarrer Ph. M. Hahn, ging ich nie ohne Eindruck und Ueberzeugung, weil man spürte, daß er selbst von dem gerührt war, was er vollbrachte.“ Wie wahr das Lob, das einer seiner Collegen von „seiner vollendeten Gelehrsamkeit und bewunderungswürdigen Gabe des Vortrags“ hinterlassen hat, war, das beweist auch der Umstand, daß seine Programme wiederholt aufgelegt wurden, — eine große Seltenheit bei diesen kleinen Schriften. Und vielleicht noch allgemeiner dürfte diese Anerkennung gewesen seyn: „wenn die genaue Auseinandersetzung der Begriffe und die fortlaufende Kette der Beweise nicht man-

chen an scharfes und folgerichtiges Denken nicht gewöhnten Le
ermüdet hätte."

Aber eben diese logische Schärfe machte ihn zu einem würdigen Gegner des bekannten Professors **Semler** zu Ha
Seit es unter König Friedrich II. so wenig Gefahr und so Ehre brachte, öffentlich den Glauben der evangelischen Kir anzugreifen, war es für Männer von Gelehrsamkeit locke dieß zu versuchen. Einer der ersten war **Semler**, Profess der Theologie zu Halle, ein in der Kirchengeschichte ungem belesener Mann, der seiner Gelehrsamkeit sich wohl bewu war. Von Hause aus hatte er eine Bitterkeit gegen die from men Andachtsübungen zu Halle, und diese Bitterkeit trug zunächst auf die kirchliche Lehre, dann aber auch auf die hei Schrift selbst über. Er versichert zwar überall seine Anhäng lichkeit an die evangelische Kirche, so wie seinen Eifer für mo ralische Religion und Besserung der Menschen; aber seine gan Thätigkeit trug doch zur Untergrabung derselben bei; als e die Früchte seiner Aussaat sah, starb er mit gebrochenem Herzen.

Wäre seine Zeit nicht überhaupt dem Neuen so hold un eine gewisse Widrigkeit gegen das Christenthum bereits in verschiedenen Kreisen verbreitet gewesen, seine Schriften hätten nicht so viel Beifall finden können. Zwar häufte er überall eine Menge von gelehrten Notizen; aber auch Männer, die ihm nicht abgeneigt waren, sprachen ihren Zweifel darüber aus, ob er der Mann sey, der ruhiger Ueberlegung Untersuchungen anstellen könne. Dennoch gewann er Eingang mit seinen Behauptungen, deren Hauptsache darauf hinauskam: „der größte Theil des Alten und mehrere Schriften des Neuen Testamentes enthalten keine göttlichen Offenbarungen, besonders die Offenbarung Johannis nicht. Diese sey das Werk eines Betrügers." Der Hauptgrund, warum diese Bücher von Semler'n verworfen wurden, wurde von ihm mit diesen Worten angegeben: „er könne sie nicht für göttlich halten, weil er sich nicht daraus erbauen könne." Die Geschichtsbücher des Neuen Testamentes wurden von ihm zunächst noch nicht als **unächt** angegriffen, allein es stand so Vieles darin, woran Semler sich ebenfalls nicht erbauen, und was er daher mit seiner Kritik nicht reimen

:nnte. Das Lob, das Jesus dem Alten Testamente gab, und
s Austreiben der Teufel war ihm ein besonderer Anstoß. Da
hauptete denn Semler (in vollem Ernste): „man müsse zwi-
hen Lehre und Lehrart Jesu unterscheiden. Solche
unkte gehören nicht zur Lehre, sondern zur Lehrart Jesu, und
var zu derjenigen, vermöge welcher er sich accomodirt,
. h. der Irrthümern der Juden anbequemt habe. Was Jesus
en Juden zu lieb gelehrt habe, das dürfe man nicht glauben,
ndern nur das was alle Menschen angehe. Freilich getraue
: sich nicht, anzugeben, was in der Schrift wesentliche Lehre
esu, und was Anbequemung sey." Kurz, dieser „berühmte
allische Gottesgelehrte" suchte die Welt glauben zu machen,
aß ein bedeutender Theil der h. Schrift Werk von Betrügern,
nd die Lehre Jesu großentheils Täuschung sey. Hiemit gab er
enn das Zeichen für eine Reihe von Schriften, welchen gleich-
alls die Erfindungen eines Menschen lieber waren, als ge-
schichtlich beglaubigte und dem Gewissen offenbare Wahrheiten.

In der That war der Kampf für die Vertheidiger der
Wahrheit schwer. Einmal in persönlicher Hinsicht, wegen des
schriftstellerischen Charakters von Semler, der mit Schimpf-
worten gegen seine Gegner, mit Machtsprüchen gegen ihre Gründe
und mit Lobsprüchen auf sich selber zu wechseln pflegte, und
dessen Behauptungen oft so widersprechend waren, daß man
nicht wußte was er wollte. Wäre es deßhalb eine Sache von
geringerem Belange gewesen, der ehrwürdige 70jährige Kanzler
Reuß hätte sich mit ihm nicht eingelassen. Seine Polemik wurde
durch eine Aeußerung Semlers über die Offenbarung hervor-
gerufen, „es sey dieß Werk zum Besten der schwachen ersten
Christen verfaßt, und ein Beweis göttlicher Herablassung." Als
Reuß Bemerkungen gegen diese Aeußerung machte, und damit
im Auslande bedeutende Anerkennung fand, so gerieth Semler
in einen ungemessenen Zorn. Er, derselbe, der noch vor kurzem
die Offenbarung für ein Werk der göttlichen Herablassung er-
klärt hatte, fieng an, „sie ein finsteres, albernes, falsches, vom
rohen jüdischen Feuer- und Zorn-Geiste ausgehauchtes Buch"
zu schelten, und über die tübingische Orthodoxie zu schmähen.
Letztere Schmähungen zu beantworten, hielt Reuß nicht für seine
Pflicht, aber zu jenen Ausfällen konnte er nicht schweigen.

Aus der mit von ihm verfaßten „Vertheidigung der Of-
fenbarung Johannis" (1772) mochte dagegen Semler mit Be-
schämung sehen, was es heiße, mit den Heiligen heilig umgehen
und wie sehr eine ruhige logische Untersuchung von Gründen
von begrifflicher Verwirrung sich unterscheide. Den jüngeren
Theologen aber mochte aus dieser mit ebenso viel christlicher
Würde als geduldiger Widerlegung der Einwürfe Semlers ab-
gefaßten Vertheidigung der Offenbarung klar werden, auf welcher
Seite die Wahrheit zu suchen war. Gewiß ist wenigstens, daß
Semler in Württemberg weit weniger Eingang fand als irgendwo,
weshalb seine Anhänger auf „das orthodoxe Land" so übel zu
sprechen waren. Noch die letzten Jahre seines Lebens ver-
wendete Reuß darauf, die alte Wahrheit gründlich zu erweisen
und hat damit den ersten Vorgang zu der apologetischen Rich-
tung gegeben, in welcher die Tübinger Theologen ein halbes
Jahrhundert hindurch die Vertheidigung der biblischen Wahrheit
geführt haben. Namentlich hat nach dem Tode von Reuß
G. Chr. Storr die Vertheidigung der evangelischen Lehre
gerade in den Theilen fortgesetzt, in denen ihm Reuß vorange-
gangen war, und den Kampf gegen Semler mit seiner berühm-
ten Dissertation vom historischen Sinne der Schrift (de sensu
historico 1778) beschlossen. Die eigenthümliche Geistesfrische,
welche den Kanzler Reuß als Lehrer der Theologie und als
Prediger ausgezeichnet hatte, blieb ihm bis in den Tod. Als
78jährigen Greis ergriff ihn mitten in seinen Arbeiten ein hefti-
ges Brustleiden, welches ihn auf ein vierwöchiges Krankenbett
warf. Da rief er „seinen verbundensten Freund," den alten
Dr. theol. Sartorius zu sich, um so weit die beengte Brust es
erlaubte, mit ihm über das zu reden, was ihm im Leben am
wichtigsten gewesen und nun auch im Tode am liebsten war.
Die gelehrten Arbeiten und alles was bisher seine Aemter ihm
auferlegt hatten, war nun dahinten, die einfachsten Sprüche,
mit denen jeder Christ sich tröstet, waren wie bisher, so auch
jetzt sein Trost. Frohe Zuversicht und das Gefühl seiner Un-
würdigkeit waren unzertrennt, „was wäre ich, sagte er mit
Nachdruck, wenn ich Jesum und sein Verdienst nicht hätte."
Später „Heil — Heil!" Da brach sein klares Auge.

Drittes Kapitel.

Die sogenannte Aufklärung.

Der Eindruck einer Persönlichkeit wie Reuß, verlor sich nicht so bald, zumal da seine Mitarbeiter an der theologischen Fakultät eines Sinnes mit ihm waren. Man fürchtete deßhalb die Schmähungen der Anhänger Semlers nicht, sondern während sie jede Neuerung, jeden vermeintlich neuen Fund hochpriesen, begann in Tübingen die verdienstvolle Herausgabe der loci theologici von Gerhard. Dieß zum erstenmale in den Jahren 1610—1625 in neun Theilen erschienene Hauptwerk der evangelisch-lutherischen Glaubens- und Sittenlehre gab der Kirchenhistoriker Cotta zu Tübingen heraus in unverändertem Texte, aber mit trefflichen Zusätzen bereichert, zugleich als ein Zeugniß, mit welchem Ernst die Väter die evangelische Lehre behandelt, und wie die angestaunten Erfindungen der Neuerer längst vorhanden und längst widerlegt seyen. Noch findet sich diese Ausgabe der Gerhardischen Loci in den meisten Bibliotheken der Kirchen in Württemberg, und wird in neueren Zeiten nicht bloß im Vaterlande geehrt, sondern um theuren Preis im Auslande gesucht.

Während so in Württemberg die Stätte ernsten Festhaltens und Forschens nach Wahrheit war, bemächtigte sich in einem großen Theile Deutschlands ein leichtfertiger Sinn der religiösen Angelegenheiten, der unter dem Namen der Aufklärung Tausende verführte. Anfangs gaben die Stimmführer vor, als solle nur Wahrheit gefördert, das Menschengeschlecht beglückt, todtes Namenchristenthum, Trägheit, verkehrte Begriffe entfernt, reiner Tugendeifer gepflanzt, das Christenthum auf eine vernünftige Weise ins Leben eingeführt werden. Dann gieng es gegen den Inhalt der evangelischen Bekenntnisse, endlich gegen die Schrift selbst. Nach einem Ersatz für die verworfene Wahrheit, nach der Möglichkeit einer Einführung wahrer Sittlichkeit, fragte von den Aufklärern fast Niemand, und die darnach etwa noch fragten: wiesen ganz allein darauf hin, wie sich die Menschheit möglichst wohnlich auf Erden einrichten könne.

Für reine Moralität und wahres Christenthum wollte z. B.

vorgeblich der bekannte Dr. der Theologie Bahrdt wirken, ein Mann, der ganz Deutschland in Bewegung setzte. Trotz offenkundiger Gewissenlosigkeit fand er doch viel Unterstützung, und wurde, wenn er an einem Orte entlassen werden mußte, am anderen wieder angestellt. Welche Lobsprüche sie ihm doch gaben! Während gerichtlich erwiesen, daß er ein Betrüger war, daß er die vollen Becher der Wollüste mit allen ihren Greueln in sich gegossen hatte, so blieb er bei Vielen, die alles dieses wußten, dennoch „ein Wohlthäter für wahre Religion und wahre Tugend;" denn also hatte die Frivolität alle Classen der gebildeten Gesellschaft durchdrungen, daß man sich nur freute, einen Mann von Talent zu haben, der das evangelische Bekenntniß wie die geoffenbarte Schriftwahrheit bald bekämpfte, bald zu verdrehen wußte. Was bei Semlern noch blos eine gelehrte Untersuchung, ein Spiel des Scharfsinns schien, das immer zweifelhaft blieb, das trug dann Bahrdt als ausgemachte und erwiesene Thatsache vor. Er hat die ersten offenen Schritte gethan, die christliche Wahrheit in Lehre und Leben in Verachtung zu bringen. Wie sehr sich die deutsche Welt von seinen Grundsätzen durchdringen ließ, und zwar Katholiken wie Protestanten, das zeigt die Geschichte „der deutschen Union." In demselben Jahre, als Dr. Bahrdt Schenkwirth in Halle wurde, gab er (in geheimnißvoller Anonymität) der Welt kund, daß: „eine geheime Verbindung von zweiundzwanzig würdigen Männern bestehe, welche Aufklärung der Menschheit, Vernichtung des Aberglaubens und Fanatismus beabsichtige, deren Agent Dr. Bahrdt sey. In diese „Union" der Verbindung sollten alle Freunde der Wahrheit und Vernunft aufgenommen werden, aufgeklärte Lesegesellschaften sollten gestiftet werden, diese Verbrüderung sollte ihren Einfluß bei Besetzung von Hofmeister-, Lehr- und Pfarrstellen geltend machen, namentlich den gesammten deutschen Buchhandel ins Interesse ziehen." Nur wer sich vorläufig durch eine Eidesformel verpflichtete, dem wurde der ausführliche Plan mitgetheilt mit der Unterschrift: „die XXII." Diese XXII. waren aber in der That nur in der einzigen Person des Dr. Bahrdt vorhanden, dennoch brachte dieser Betrug eine große Bewegung in ganz Deutschland hervor, und aus allen Gauen liefen die hitzigsten Verehrungsbezeugungen gegen die

würdigen XXII. ein, namentlich aus den katholischen Landen. Am Rhein hielten sie gar eine Diöcesansynode „der deutschen Union.“ In ein paar Jahren kam der Betrug an den Tag, und Männer aus den höchsten Ständen: kaiserlich-königliche und katholisch-bischöfliche Räthe unter ihnen wurden dabei öffentlich zu Schanden.

Aber weder seine freche Gottlosigkeit, noch sein Betrug, noch seine Liederlichkeit, machte, daß die Freunde der Aufklärung ihn verließen. Als er endlich an den Folgen seiner Ausschweifung auf dem Sterbebette lag, und die innersten Theile an schrecklichen Geschwüren verwesten, gab es noch Leute, die „den Märtyrer“ Bahrdt priesen.

Ein Freund dieses Mannes, doch sittlicher als er, war Johann Bernhardt Basedow. Wie Bahrdt das evangelische Christenthum unter den Theologen und den älteren Gebildeten zu verdrängen suchte, so suchte Basedow sich des Jugendunterrichts zu bemächtigen. Weil es die Zeit so wollte, so suchte er zwar noch einigen Schein des Christenthums zu bewahren, nur daß er sich eine Sichtung der biblischen Lehren vorbehielt. In seiner Erziehungsanstalt, „Philanthropin“ (die menschenfreundliche) genannt versprach er die Kunst aller Künste, die Tugend und Zufriedenheit zu lehren, die Jugend für das Leben mit den wichtigsten Kenntnissen reichlich auszurüsten, und diese auf eine angenehme Weise derselben beizubringen. Auf letzteres wendete er vielen Fleiß, der Unterricht in Dingen, welche die sinnliche Anschauung betrafen, wurde gewaltig getrieben, französische Modekleidungen abgeschafft, und die in vielen Schulen einheimische Strenge vermieden. Manches hievon (welches freilich in mehreren christlichen Erziehungsanstalten bereits längst eingeführt war, wie einsichtsvolle Männer bemerkten) schien eine neue heilsame Erfindung, weil Basedow auf eine wahrhaft marktschreierische Weise es dafür ausposaunte. Die Welt ließ sich lange hintergehen, und übersah was nicht zu übersehen war, daß der Religionsunterricht und die Gottesdienste im Philanthropin, wie Basedow sie haben wollte, ins Fade, ja ins Marionettenspiel ausarteteten, und für gründliche Wissenschaft nichts geleistet wurde. Endlich giengen freilich den Leuten die Augen auf, und Basedow wurde verlassen, sogar

verspottet; aber dazu hat er den Anstoß gegeben, daß sich die Ansicht verbreitete, bei Kindern der gebildeten Ständen müsse der Religionsunterricht aus der heil. Schrift Nebensache seyn, Reisebeschreibungen zu lesen und ersonnene Mährchen von Tugendhelden und dergleichen, endlich gar die Fluth von Kinderromanen, sey zur wahren Bildung des Geistes besser.

Wenn Bahrdt auf die Theologie, Basedow auf die Erziehung und den Unterricht mit ihren Neuerungsplanen wirkten, so suchte die Berliner allgemeine deutsche Bibliothek in derselben Absicht die ganze deutsche Literatur zu beherrschen. An der Spitze der Ungenannten, welche diese Zeitschrift herausgaben, stand der Berliner Buchhändler Nicolai. Was Semler und Bahrdt auf gelehrte Weise vortrugen, das wurde in dieser Zeitschrift ohne Weiteres als ausgemachte Wahrheit angenommen. Man that, als wenn diese Sachen längst erwiesen wären, so daß, wer nun daran zweifelte, „ein gräßlicher Ignorant, Dummkopf und Nachbeter des alten Systemes hieß; sah man jedoch nach Beweisen für die Ansichten dieser Aufgeklärten, so waren es ein paar Machtsprüche, welche die Stelle der Beweise vertraten." Wies ein evangelischer Theologe nach, daß es eben Phantasien seyen, welche man an die Stelle der biblischen Wahrheit setzen wollte, oder erinnerte er die neuernden Theologen gar an ihren Eid und Gewissen, so erhoben die Berliner ein gewaltiges Klaggeschrei: „man beabsichtige von jener Seite her Ketzerinquisitionen, Scheiterhaufen, die greulichsten Verfolgungen." Der Name „orthodox" oder „rechtgläubig" ward zum Schimpfwort, und wer einmal damit gebrandmarkt war und nicht schweigen zu dürfen glaubte, der durfte darauf rechnen, daß man ihm Lehren in den Mund legte, die er nie vorgetragen hatte, daß man halbwahre, oft auch rein erdichtete Anekdoten über ihn in der deutschen Bibliothek auftischte, um ihn auch um den Namen eines ehrlichen Mannes zu bringen. Um auch dem weiblichen Geschlecht die Aufklärung beizubringen, mischte man die neuersonnenen Religionsansichten in tausend Werke und Schriftchen ein, die mit der Religion eigentlich nichts zu thun hatten, ja trug sie in Theaterstücken und in Romanen vor, wo auch von Bengel und den Württembergern zu lesen war. Man wechselte darin bald mit süßen Worten

von Menschenliebe und Nutzbarmachung der Religion), mit Spotte gegen das evangelische Christenthum ab, und trugen und dieselbe Sache so oft und unter so verschiedenen Formen vor, daß sie am Ende Eindruck machte, Gewohnheit wurde, und unter den oberen Ständen die christliche Religion immer unbekannter, und eben darum auch immer geringgeachteter wurde. Man darf wohl sagen, die christliche Religion! denn auch von katholischer Seite giengen gewisse Bestrebungen Hand in Hand mit den Berlinischen, nur trat der Unglaube von dieser Seite noch entschiedener und bitterer hervor. Man erinnere sich an den (in Deutschland wohl gekannten, auch an protestantischen Höfen beliebten) Katholiken Voltaire und an dessen deutsches Gegenbild — Blumauer. Aber beide ließ der Illuminaten-Orden weit hinter sich. Der Abt Gerbert zu St. Blasien schreibt hierüber in seiner Geschichte des Schwarzwaldes: „die gerichtliche Untersuchung habe herausgestellt, daß dieser Orden selbst unter der katholischen Geistlichkeit und hohen Staatsbeamten zu München und Landshut seine Theilnehmer gefunden habe. Diese bairischen Illuminaten (Gerbert nennt sie bei Namen) haben gerichtlich bekannt, wie der Hauptzweck dieses Ordens sey: der Sturz des Christenthums und aller Obrigkeit, wie Meineid, Gift und Mord als Mittel zu diesem Zweck für erlaubt und geheiligt erklärt, wie das Band desselben dadurch festgemacht worden sey, daß der Orden über Leben und Tod seiner Mitglieder zu entscheiden sich vorbehalten habe."

Endlich wurden die Regierungen, welche bisher das Treiben dieser Leute theilweise ruhig angesehen und theilweise unterstützt hatten, aufmerksam, die bairische erließ Verordnungen gegen die Illuminaten, die preußische gegen die Aufklärer. So erschien das bekannte preußische Religionsedict vom 9. Juli 1788, welches „der Dreistigkeit und Unverschämtheit derer Einhalt thun wollte, die unter dem äußerst gemißbrauchten Namen der Aufklärung das Ansehen der Bibel, als des geoffenbarten Wortes Gottes, immermehr herabzuwürdigen suchten, die Hauptlehren derselben verwarfen und dem Christenthume Hohn boten." Das Edikt erklärte: „wie man das Volk nicht den Vorspieglungen der Modelehrer preisgeben, und zwar

Gewissensfreiheit gestatten wolle, keineswegs aber Angriffe, namentlich von Seiten der Geistlichen auf das Bekenntniß der Kirche, der sie angehörten und in der sie lehrten." Aber was jeder Christ, was jeder Rechtskundige, als klare Pflicht des Kirchenregimentes ansehen mußte, für das Bestehen des kirchlichen Bekenntnisses bei aller Anerkennung der Gewissensrechte zu sorgen, das schien der damaligen Tagespresse „eine spanische Inquisitionstyrannei," und mit Mühe wurde jenes Edict nur einigermaßen in Geltung erhalten.

Denn, der Geist des Unglaubens hatte sich zur Zeit des Königs Friedrichs II. des Großen, so allgemein verbreitet, war durch ihn so sehr gefördert, war so vielen ein willkommener Gast geworden, daß man sich lieber alles auf den Kanzeln und an den Predigern gefallen ließ, als ein entschiedenes Bekenntniß zum Evangelium. Und Preußen war damals das Vorbild für die deutschen Höfe und die gebildete Klasse! Da traten Prediger auf mit Predigten über Landwirthschaft, Kuhpocken, die Schädlichkeit des Kaffees, über einzelne Landesgesetze. Die alten Kernlieder wurden abgeschafft oder umgearbeitet, an deren Stelle traten Lieder über „die Tugend und die Natur." Die wenigen geistlichen Lieder, die man nicht streichen mochte, weil sie doch noch in zu gutem Andenken bei dem Volke standen, wurden ganz umgearbeitet. Mit den kirchlichen Anstalten litten die Schulen, litt namentlich auch die öffentliche Sittlichkeit, aber die Aufklärer träumten von Fortschritten der Tugend. Wem aber die Aufklärung des Unglaubens zu trocken war, dem wurde als Nahrung des Geistes die Menge von Theaterstücken, Gedichten, Romanen empfohlen, von denen eine wahre Fluth Deutschland überschwemmte. Nach einer angestellten Berechnung erschienen in Deutschland innerhalb zwanzig Jahren (von 1773 bis 1794) 5850 Romane, von den jeder einzelne wiederum in zahlreichen Exemplaren verbreitet wurde, theils Originale, theils Uebersetzungen, also nahe zu jährlich 300, denn das Wort Empfindsamkeit war in jener Zeit so gut ein Ehrenname als das der Aufklärung, und hatte unter dem weiblichen Geschlecht so viel Eingang, als die Aufklärung unter dem männlichen.

In Württemberg war der Sitz aller dieser Dinge nicht, aber es konnte sich dem Einfluß des Auslandes nicht ganz entziehen, denn während der ersten Jahrzehnte der Regierung des Herzogs Carl war die Sittlichkeit des Volkes in Verfall gerathen, namentlich hatten die gebildeten Classen Schaden genommen. So fand diese Aufklärung hier ihren Anklang. Das Consistorium, welches damals mit Männern besetzt war, welche dem kirchlichen Bekenntniß ergeben waren, sprach offen die Befürchtung aus, daß durch die Vorgänge des Auslandes „die für die Kirchendienste sich vorbereitende Jugend bei ihrem Hang zum Neuen, und ihrer Abneigung vor einer reifen und gesetzten Prüfung im Glauben irre gemacht werden könnte.“ Demgemäß erschien das Generalrescript vom 12. Februar 1780, betreffend „die Ausbreitung pelagianischer und socinianischer Grundsätze.“ In diesem Generalrescript wird offen erklärt: „wie das Kirchenregiment keine Abweichung von den Bekenntnißschriften dulden werde; wie nichts, was den in denselben enthaltenen Grundlehren (von der Dreieinigkeit, dem Versöhnungstode und der Gottheit Christi, von den Gnadenwirkungen des heil. Geistes) zuwiderlaufe, gelehrt werden dürfe. Wer sich dessen schuldig mache, wer mündlich oder schriftlich zur Ausbreitung solcher widrigen Lehren unter dem Volke und der studirenden Jugend die Hand biete, ward mit Dienstentlassung bedroht, die Geistlichen aber wurden auf ihren Amtseid und die Verpflichtung hingewiesen, ihre schriftstellerischen Arbeiten dem Consistorium oder der theologischen Fakultät zu Tübingen zur Censur zu übergeben.“

Dennoch fanden sich bald auch aus dem Kreise früherer Seminaristen Schriftsteller im Sinne der Berliner. Unter diesen ist zuerst zu nennen, der vom Auslande aufgemunterte Diakonus Brastberger, welcher im Jahre 1787 die Frage über die Rechtmäßigkeit der Glaubensbekenntnisse zu beantworten versuchte; während der Prediger Duttenhofer in Heilbronn, unter lautem Lobpreisen der Jenenser, „daß nun auch dem finstern Württemberg ein Licht aufgegangen sey,“ seine Schrift über Pietismus und Orthodoxie herausgab (1788). Beide schlossen sich sehr an Semler an, beide handelten der Hauptsache nach ebendasselbe Thema ab, nur mit dem Unterschied, daß Brastberger

die Nothwendigkeit der Glaubensbekenntnisse überhaupt bestritt, Duttenhofer aber das evangelische Bekenntniß und ein demselben gemäßes Leben unter dem Namen des Pietismus und der Orthodoxie zu verdächtigen suchte. Ein paar andere Flugblätter in ähnlicher Weise abgefaßt, aber von ungenannten Verfassern, folgten auf diese Schriften.

Wie indessen im Auslande um diese Zeit die Aufklärer und die Schöngeister nicht zureichten, um die Lücke auszufüllen, welche durch die Untergrabung des Glaubens in vielen Gemüthern entstand, so war es auch in Württemberg der Fall. Die Kirchengeschichte jener Zeit weiß fast ebensoviel vom Aberglauben als Unglauben zu berichten. So sagt Eisenlohr: „die beiden letzten Jahrzehnte des neunzehenten Jahrhunders begünstigten auch in Württemberg ein tolles, abergläubiges und wundersüchtiges Treiben, das jedem Schwärmer und Betrüger Eingang und Einfluß gestattete. Rosenkreuzer, Illuminaten Mesmerianer, Anhänger Swedenborgs und Kagliostros erschienen in Württemberg, Schatzgräber und Wunderthäter durchstreiften das Land."

Um diese Zeit (1777) entstand auch in Stuttgart eine Freimaurerloge, nachdem sich dieser Orden durch ganz Deutschland verbreitet hatte. Bei dem Geheimniß, in das sich derselbe hüllte, ist doch so viel bekannt, daß die Maurerei sowohl zu aufklärerischen Zwecken als zur Bekämpfung derselben gebraucht wurde, und daß der Gegensatz zwischen Glauben und Unglauben durch die ganze Verbindung hindurchgieng. Was aber die Freimaurerloge zu Stuttgart („zu den drei Cedern") insbesondere betrifft, so wurde in derselben wenigsten Anfangs dem Unglauben nicht gehuldigt. Noch liegt ein (das eigentliche Maurergeheimniß ausdrücklich umgehendes) Schreiben, des in der Loge hochgeachteten Generalmajors v. Bouwinghausen vor mir, in welchem derselbe einem Freunde, der kein Maurer war, die Frage beantwortet: „Hat ein Freimaurer überzeugende Gründe, daß er seiner Seligkeit gewiß, in der Stunde des Todes mit Freudigkeit den Schritt in die Ewigkeit thun kann?"

In der Antwort erklärt v. Bouwinghausen ausdrücklich: „daß die Freimaurer nicht die natürliche Religion haben, sondern Verehrer der geoffenbarten Religion alten und neuen

Bundes seyen." Er gibt es als Aufgabe der Freimaurerei an: „von Stufe zu Stufe fortzuschreiten und die Gnade zu erlangen, sich der selbstständigen, ewigen Weisheit zu nähern und aus dem reichen Quell selbst zu schöpfen. Wer den Sohn Gottes hat, hat mit demselben Alles, also auch derjenige, welcher den höchsten Grad in dieser Philosophie erlangt hat, hat in die Tiefen der Gottheit geblickt. Weil aber die ewige Weisheit und Christus eines sind, so ist eine sehr genaue Verbindung unter den Freimaurern und unter den wahren Christen, obschon Freimaurerei und Christenthum zweierlei Dinge sind, es sind zwei Aeste aus einem Stamm." — „Ein ächter, wahrer Freimaurer muß ein wahrer Christ seyn, er wird aber ungleich größere Zuversicht und Gewißheit einer frohen Seligkeit, als die Christen nach dem gemeinen Schlag haben müssen, immassen er durch die eröffneten Geheimnisse der Naturen in der Zeit schon mit der Ewigkeit bekannt wird, und ein herzliches Verlangen trägt, zu dem Genusse desjenigen zu gelangen, was er vorausgesehen. Allein, wo sind solche vollendete Freimaurer, wo sind solche vollendete Christen? Ich gestehe Ihnen, mein Freund, daß ich nicht so glücklich gewesen bin, diese seltene Art von Menschen kennen zu lernen; allein, daß es solche Leute gibt und geben müsse, dafür ist mir die h. Schrift Bürge, und mein Herz sagt Amen!" Kurz, der edle, fromme Mann suchte durch die Maurerei noch auf einem anderen Wege zur Erkenntniß der Tiefen der Gottheit zu gelangen, als auf dem des Wortes Gottes; er glaubte neben der Schrift noch besondere Wundergaben und Erleuchtungen zu bedürfen. Dasselbe war auch bei anderen Maurern der Fall, wie denn überhaupt damals viele diesem Orden Angehörige, theils die Geheimnisse Gottes (als Theosophen) ergründen, theils den sogenannten Stein der Weisen (als Alchymisten) finden, theils eine Verbindung mit der Geisterwelt (durch Magie) unterhalten wollten, während Andere in wirklichen Unglauben verfielen, oder mit getäuschten Erwartungen austraten, oder nur um die Verbindung mit geachteten, ausgezeichneten „Ordensbrüdern" zu gewinnen und zu erhalten, Maurer wurden und blieben.

Den Freimaurern zählte, wiewohl ohne nähern Beweis, die Volksmeinung eine Gesellschaft bei, welche sich zu Heilbronn

(1779 und 1780) unter dem Namen „des Bundes der Rechtschaffenheit“ zusammenfand. Der Stifter war ein apanagirter Prinz von Hessen, welcher durch Versicherung der Uebereinstimmung mit der h. Schrift und durch Versprechung zeitlicher Vortheile viele Leute, auch Bauern, in seine Verbindung zog. Indessen dauerte die Sache nicht lange. Eine nachhaltige Wirkung hatte eine Predigt des damaligen Pfarrers in Flein, in welcher dieser mit aller Mäßigung vorstellte: „daß es ein großer Leichtsinn und Vermessenheit ist und eine strafbare Gleichgültigkeit verräth, wann ein Christ einer Gesellschaft den Eid der Treue, des Gehorsams und der Verschwiegenheit ablegt, die er doch nicht voraus kennt und prüfen kann.“ Vergebens suchte der Prinz und sein Anhang den Pfarrer zum Nachgeben zu bewegen; er antwortete auf ein schmeichelhaftes Schreiben des Ersten, zwar bescheiden, aber doch so bündig, daß der Prinz betroffen ward. Und nicht lange stand es an, so ergab es sich, daß in jenem Bunde der Rechtschaffenheit — Geisterbeschwörungen und Schatzgräberei getrieben wurde, worauf Herzog Carl bei der damaligen Reichsstadt Heilbronn darauf drang, daß diesem Treiben gesteuert werde, wie denn auch alsbald die Sache unterdrückt wurde.

Was die übrigen geheimen Verbindungen betrifft, so erzählt hierüber Pfaff noch weiter Folgendes: „Um's Jahr 1787 zog, besonders in der Gegend von Tübingen und Stuttgart, ein sogenannter Bruder Gordian herum, der gegen die Gebühr Leute in den hohen Orden „der unbekannten Philosophen und Brüder des älteren Systemes der Gold- und Rosen-Kreuzer“ aufnahm, und eine Colonie seines Ordens in Schwaben stiften wollte, aber nichts, als ein feiner Betrüger war. Zugleich reiste damals auch Franz Ludwig Grossing umher, Stifter des Ordens der Harmonie, leichtgläubige Frauen um ihr Geld betrügend, bis er aufgegriffen und in Ketten nach Wien geführt wurde. Auch an Werbern für die katholische Kirche, so fährt Pfaff fort, fehlte es nicht; ein gewisser Baron Stein von der Lausnitz, vorgeblich Ritter des Christusordens, suchte von Pfedelbach aus lutherische Geistliche und Laien in Württemberg, unter Versprechung großer Vortheile, in einen geheimen Orden zu ziehen (1787). Auf dem Schwarz-

bald aber zogen um's Jahr 1788 Leute umher, welche sich für Meister in der Kunst, Gold zu machen und im Schatzgraben ausgaben, das Landvolk um's Geld betrogen und ihm von mancherlei Büchern, welche die Kraft zur höchsten Stufe der Glückseligkeit zu erheben besäßen, vorschwatzten, sie deßwegen zu katholischen Geistlichen wiesen und zur päpstlichen Kirche zu bringen suchten, die man aber bei Gelegenheit einer Falschmünzerei entdeckte."

Es ist gut, bei der Regel des göttlichen Wortes allein bleiben.

Viertes Kapitel.

Ph. M. Hahn. G. Fr. Griesinger. C. H. Rieger. M. Fr. Roos.

So lange die unmittelbaren Schüler von Bengel und Weißmann noch lebten, bestand trotz einiger Verschiedenheit in untergeordneten Lehren eine ungetrübte Harmonie in der Hauptsache. Keiner von ihnen allen trat von dem evangelischen Bekenntnisse ab, und wenn auch der keine Rast kennende Geist Oetingers ihn aus den Schranken desselben zu treiben schien, so wandte er sich doch immer wieder zu dem evangelischen Bekenntnisse zurück, dessen Grundlehren er mit aller Liebe seines Herzens umfaßte.

Aber als Oetinger entschlafen war, „wollten ihn einige enthusiastische Verehrer zum Sektenhaupte machen, was er doch selbst nie hat seyn wollen," und meinten, von einigen Sätzen Oetingers ausgehend, die Theologie reformiren zu müssen.

Ueber diese Bewegung unter dem sonst religiös-denkenden jüngeren Theile der württembergischen Geistlichkeit spricht sich der dem evangelischen Bekenntnisse von Herzen anhangende Prälat Roos, damals Dekan zu Lustnau, näher aus, indem er die damalige Zeit mit der früheren vergleicht.

„Ich habe schon oft, so schreibt er, das Andenken derjenigen Brüder, unter deren Umgang auch mir Barmherzigkeit wiederfahren ist, bei mir erneuert. Die Lehre vom Gesetz und von der Gnade, wie sie in der Epistel an die Römer vorgetragen ist, war unsere vornehmste Herzensmaterie. In Römer 6. habe ich selbst, wie ich mich erinnere, den Grund zum Stehen

und Siegen gefunden. Es war Einfalt und Eintracht unter uns damals jungen Brüdern, wovon noch Einige leben, Mehrere aber im Frieden Gottes entschlafen sind. Wir machten uns auch die Gaben älterer Brüder und Väter mit kindlicher Demuth zu Nutzen; und es war außer dem, daß einige von der Herrenhuter Gemeinde schärfer, andere gelinder dachten, von einem Ende des Landes bis zum andern kein Zwiespalt, am wenigsten aber unter uns Altersgenossen. Wir hatten weiter nichts, als wider die Sünde zu eifern, wenn sie Einige wieder zu überwältigen schien oder wirklich überwältigte."

„Es folgte aber auf jene Zeit eine andere, da der Satz aufgestellt wurde: Die jungen Brüder müssen den Alten (einen Einigen ausgenommen) kein Gehör mehr geben und tiefer und höher gehen, als sie; ihre Religion sich selber erfinden, den sensum communem (Gemeinsinn) zum Prüfstein machen, bei neuen Einsichten eine neue Sprache führen u. s. w. Im Stipendio fingen bei diesen Grundsätzen einige an, zu sagen: ich bin apollisch, andere: ich bin kephisch, und im Lande nahm man hie und da einen Anstoß daran, als man merkte, daß diese Erfinder und Reformatoren von Christo, von der Versöhnung, Rechtfertigung, unsichtbaren Welt, allerlei alte Irrthümer, welche sie erfunden zu haben glaubten, aussprachen, sich auch sonst in trockene Speculationen vertieften und gegen Widerspruch und Warnung, als ob man sie stigmatisiren (brandmarken) wollte, unlüttig waren. Im Stipendio kam es unter diesem Allem mit dem Reiche Gottes weit herab, und obschon indessen neue Erweckungen darin entstanden sind, so ist doch die alte Zeit der brüderlichen Eintracht und Vertraulichkeit, vielleicht darf ich auch sagen, des tiefgrabenden Ernstes seither noch nie ganz wieder gekommen. Man wagt sich, ohne die nöthigen Gaben und geübten Sinne zu haben, an die Apokalypse, an andere Bücher der h. Schrift, und alle Glaubensartikel, will überall etwas Neues herausbringen und setzt darein sein geistliches Wachsthum, will alles Alte und alle Alten übersehen, und baut meistens Holz, Heu und Stoppeln auf. Daß dieß Alles in guter Meinung geschehe, läßt man gerne gelten, und richtet Personen nicht, beklagt aber doch, daß die korinthischen Spaltungen immer noch fortwähren, die alte Beilage der Wahrheit gering

geachtet und Verwirrung angerichtet wird, und daß diejenigen, welche mit ihrem Gemüth immer im Hades, Abgrund, in der Geisterwelt und dergleichen herumschweifen, weder Christum den Gekreuzigten, noch sich selbst recht kennen lernen."

„Männer, welche der theologischen Polemik (Widerlegung der Irrlehren), welche doch Paulus dem Timotheus und Titus sehr empfohlen hat, nicht gewohnt sind, wundern sich, daß man's so genau nehme, und meinen, die Liebe sollte ohne Bestrafung und Warnung Alles zu gut halten. Andere aber sind traurig und bedauern, daß zur gegenwärtigen Zeit, da fast auf allen Universitäten an einer neuen Religion, in Wahrheit aber an einer Apostasie (Abfall) gearbeitet wird, die Liebe der Wahrheit und die Eintracht bei denen, welche Brüder heißen wollen, nicht größer sey, und ihre unzeitigen Unternehmungen Verwirrungen anrichten."

Unter diesen, vom evangelischen Bekenntniß in manchen Theilen abweichenden Theologen machte Philipp Matthäus Hahn, damals Pfarrer in Kornwestheim, später in Echterdingen, um so mehr Aufsehen, da er, als ausgezeichneter Mechaniker, sehr bedeutende Gönner und einen großen Namen besaß.

Hahn war ein wahrhaft geistreicher, gerader, biederer Mann und ein gründlicher Denker. Eine an Entbehrungen aller Art reiche Jugend hatte ihn zur Selbstständigkeit in allem Thun gewöhnt und einen Geist in ihm gepflegt, welcher in Allem unabhängig seyn wollte. Er war so arm gewesen, daß er in Tübingen die nöthigen Bücher nicht kaufen und oft nicht einmal eine Suppe bezahlen konnte. Nicht ohne Eindrücke von den Vorlesungen des Kanzlers Reuß, aber ohne die theologischen Schriften der glaubigen Theologen studirt zu haben, verließ er Tübingen. Mit Oetinger'n kam er in seinen Vikariatsjahren in Verbindung und nahm von ihm die apokalyptischen Gedanken Bengels an, welche er sich aber noch weiter ausbildete. Als Geistlicher las er fleißig die h. Schrift, betete und dachte viel, und bestrebte sich, nach und nach ein eigenes System zu bilden, das er auf vernünftige Weise zu begründen suchte. Er verweilte hauptsächlich bei der Lehre vom Reiche Gottes, über welche seine Predigten viel gründliche und tiefe Gedanken enthalten, wobei er jedoch die eigentliche Grundlehre des Evan-

geliums von der Vergebung der Sünden ziemlich umging. Dabei machte er sich allerhand Gedanken vom Scheol, behauptete, daß die Seelen „sterben" (womit er jedoch nur eine Art Seelenschlaf bis zur Auferstehung bezeichnen wollte), brachte Bengels Rechnungen auf die Kanzel, und berechnete selbst, „wie viele Personen die Stadt Gottes wohl fassen möchte." Dieß bewog die Censurbehörde (das Consistorium), seine Schriften zu verbieten, „als welche dem Worte Gottes zuwider seyen und von der in den Bekenntnißschriften enthaltenen evangelischen Lehre abweichen." Heftig antwortete Hahn der Behörde, und ließ seine Arbeiten im Ausland drucken; selbst das Volk nahm einigen Antheil, namentlich im Remsthale, wo die Sache beinahe zum Separatismus führte, und mancher redliche evangelische Geistliche viel zu leiden hatte, wenn er Hahn'sche Lehren mit der h. Schrift nicht vereinigen konnte. In späteren Jahren wurde Hahn ruhiger, seine natürliche Heftigkeit, die durch körperliches Leiden vermehrt war, hat er durch große Treue im Gebet und in der Selbstprüfung bekämpft, die Gründe seines von ihm sehr geschätzten Gegners Roos fanden Eingang, er selber änderte Manches in seinen Ansichten. Bei allem Segen seines Wirkens kann man aber doch nicht läugnen, daß Hahn, wie Oetinger, durch ihre Rücksichtslosigkeit gegen eine wohlmeinende und im Rechte gegen sie sich befindende Behörde gerade zu einer kritischen Zeit ein Beispiel gegeben haben, welches bald von Männern nachgeahmt wurde, welche weder ihren Geist, noch ihre Frömmigkeit besaßen.

Es war gewiß, wie schon das oben angeführte Generalrescript von 1780 beweist, kein leichter Stand, welchen das Consistorium bei den damaligen Neuerungen hatte, und wohl am schwersten lag der Druck der Zeit auf dem ebenso gewissenhaften als demüthigen C. Heinr. Rieger, der im Jahre 1783 als Stiftsprediger zugleich in die mit diesem Amte verbundene Rathsstelle im Consistorium einrückte. Seine Stellung wurde aber besonders schwierig seit dem Jahre 1786, als Georg Friedr. Griesinger, Stadtpfarrer zu St. Leonhardt, Consistorialrath wurde, ein Mann der rechten Vermittlung und Bildung nach den damaligen Wünschen und Begriffen.

Griesinger war ein talentvoller, gewandter, und als

Prediger beliebter Mann, welcher sich eine gewisse ästhetische Bildung angeeignet hatte, die damals viel galt, und an der es Rieger'n mangelte. Schon als Repetent in Tübingen hatte er viele Augen auf sich gezogen, und in einer tödtlichen Krankheit den Ernst des göttlichen Gerichtes, dem die Sterbenden entgegen gehen, und dem auch er entgegen zu gehen glaubte, erfahren, und tiefe Reue über „seine Eitelkeit und Menschengefälligkeit" ausgesprochen. Aber nach seiner Wiedergenesung vergaß er nach und nach die tiefen, damals empfangenen Eindrücke, wiewohl er noch längere Zeit die evangelische Glaubenslehre festzuhalten suchte, und auch in Stuttgart darnach predigte. Auch in der ersten Zeit nach seinem Eintritte in's Consistorium zeigte er, als Mitarbeiter an der Erklärung des Neuen Testamentes für die Vesperlektionen (an den sogenannten Summarien), daß er den Neuerern nicht beigetreten sey (1787). Indessen ergaben sich zwischen ihm und zwischen Rieger bald nicht unbedeutende Differenzen, als es sich um die Ausarbeitung eines neuen Gesangbuches handelte, oder, wie man sich anfangs vorsichtig ausdrückte, „um eine bessere Ausgabe des bisherigen." Griesinger, welchem diese Arbeit übertragen war, huldigte den beiden Richtungen der damaligen deutschen religiösen Poesie, der verständig belehrenden, wie der pathetisch rührenden, doch vorwiegend der letzteren, worin ein schwärmerischer Jüngling, der Advokat Stäudlin, den er zum Mitarbeiter angenommen hatte, mit ihm harmonirte. Rieger'n war alles Wortgepränge, alle gemachte und voreilige Begeisterung zuwider; je einfacher, biblischer der Ton eines Liedes, je wahrer der Ausdruck war, je bewährter sich dasselbe ihm in der Seelsorge erwiesen hatte, je fester hielt er daran. Immer mochte er manchen Liedern von Gellert, Münter, Schubart, Klopstock, Lavater seine Zustimmung nicht versagen, aber er konnte sie den Alten nicht vorziehen, und wenn vollends ein Lied von Luther, Gerhard, Hermann, Franke, Schade um das nächste beste Lied eines unbekannten Sängers der Tugend hingegeben werden sollte, so schmerzte es ihn auf's Tiefste. Und nicht minder wehe thaten ihm die Umarbeitungen der alten Kernlieder, kaum, daß ja Griesinger noch ein paar Lieder von Luther'n mit seinen Veränderungen verschonte! Dennoch wagte

man es nicht, auch nur Eine evangelische Hauptlehre zu übergehen, zumal, da neben Rieger noch andere Räthe im Consistorium darauf hielten.

Die Einführung des Gesangbuchs erfolgte hierauf im Jahre 1791, oder vielmehr der erste Versuch derselben. Zwar ein Theil der sogenannten Gebildeten fanden ihre damaligen Ansprüche im Ganzen befriedigt, die Pflichten- und Tugendlehre war besonders reichlich bedacht, auch das Wiedersehen; die Glaubenslehren waren nicht ganz übergangen, jedoch in einem solchen dichterischen Schwung vorgetragen, daß sie nicht allzu deutlich und scharf hervortraten. Man glaubte damals: „den verfeinerten Geschmack damit befriedigt und doch die großen Empfindungen der Religion geweckt und verstärkt zu haben.“ Das Volk und gar Manche, denen man höhere Bildung so wenig, als Religiosität streitig machen konnte, dachten anders, und die Behauptung Griesingers: „die alten Lieder seyen durch Gebrauch abgenützt,“ wurde am besten durch die Thatsache widerlegt, daß das alte Gesangbuch bis in die neueste Zeit der Trost der Leidenden und Sterbenden geblieben ist, während das Griesinger'sche nur mit Gewalt, nach jahrelangem Widerstande der Gemeinden, in den kirchlichen Gebrauch eingeführt werden konnte.

Das Gesangbuch von 1791 ist ein Bild auch für die anderwärtige Wirksamkeit Griesingers. Weder im Consistorium, noch außerhalb desselben konnte er, was von früherer Zeit noch Gutes vorhanden war, ganz beseitigen; er suchte es daher möglichst zu entkräften. Für den kirchlichen Lehrbegriff war sein juridischer College Georgii ein entschiedener, ihm an Talent nicht nachstehender Vertheidiger; als Theologen waren ihm seine Collegen Storr und später Süskind weit überlegen. So hat er in den Erlassen, welche von ihm ausgingen, nicht geradezu den kirchlichen Lehrbegriff angetastet, aber überall eine ganz neue Sprache aufgebracht. Eingekleidet in die damals beliebte „blühende Sprache“ wurden in jenen Erlassen „die Zeitideen alle zur Schau getragen und allerlei Neues aus dem Schatze der Aufklärung zu Tag gebracht.“ Es mochte manchem schlichten Geistlichen doch eigen dünken, als im Jahr 1792 trotz aller in der Stille schon verbreiteten „Aufklärung“ aus Griesingers Hand

ne derbe Zurechtweisung unwürdiger Geistlicher also anhub: „Da unsere heilige Religion die Wohlthäterin und Beglückerin es Menschengeschlechts ist, da sie im Stande ist, den Menschen ber die Sinnlichkeit zu erheben und ihn zur Glückseligkeit zu ühren, deren nur geistige Wesen fähig sind, da sie Erhöhung nd Veredlung der Seelenkräfte als die würdigste Beschäftiung des Menschen empfiehlt, so sey zu beklagen, daß so manche Geistliche ihre Seelenkräfte vernachlässigen." Aber an die Stelle iner harmlosen Verwunderung mochte doch ein ernsteres Beenken treten, wenn nun sogleich auch *ein anderer Catechismus*, als der bisherige landesübliche, *unter der Hand* eingeführt werden sollte. Man mochte in der Form des bisherigen immer Einiges aussetzen, so war er doch dem Inhalte nach dem rein-evangelischen Bekenntnisse angemessen und die Anordnung übersichtlich und leicht faßlich. Nun wurde der *braunschweigische* empfohlen, ein ächtes Seitenstück zu dem Griesinger'schen Gesangbuch, und auch so bearbeitet, daß er überall auf dasselbe hinwies, ein Büchlein, in dem auch, nach dem Hauptwunsche Griesingers, die Pflichtenlehre als Hauptgegenstand betrieben wurde. Wo er nur konnte, auch in die lateinischen Schulen suchte er ihn einzuführen: „Die praktische Religion oder die christliche Sittenlehre sey das Nöthigste, die Glaubenslehre für das jüngere Alter noch nicht ganz zweckmäßig. Was die Vernunft über Gegenstände der Religion aus wahrscheinlichen Gründen *vermuthe*, sey dagegen in den Religionsunterricht aufzunehmen, jedoch der Vorzug der Offenbarung nicht aus den Augen zu lassen." So in dem Rescripte vom 11. März 1793, welches in der Geschichte der lateinischen Schulen Epoche machte, freilich ohne an die Stelle des beseitigten Alten gehaltreiches Neues zu setzen. Bis an seinen Tod blieb Griesinger Vertheidiger der jeweiligen Zeitideen. Wohl ließ ihn die Gewohnheit nicht alles Alte aufgeben; aber was er davon behielt, war nur die Form, das Gesetz. Viel Freunde fand er, da er, nach seinem heiteren Naturelle, jeden gerne gewähren ließ. Jahrzehnte lang waren, nach dem Verluste seiner nächsten Angehörigen, die Hoffnungen des Wiedersehens seine liebsten Gedanken. Zuletzt sprach er sich selbst, in Beziehung auf die Unsterblichkeit der Seele, zweifelhaft aus.

Griesinger hat Manches geschrieben, es hat ihn nicht überlebt. Aber die Schriften C. H. Riegers, welche erst nach dessen Tode erschienen, sind noch unvergessen; sein Predigtbuch, wie seine Betrachtungen über das Neue Testament, viel gelesen. Letztere werden namentlich auch in sogenannten Erbauungsstunden geliebt. Als würdiges Gegenstück zu Riegers Arbeiten über das Neue Testament sind zu nennen: Roos Fußstapfen des Glaubens Abraham, die beste und allgemein faßlichste Einleitung in's Alte Testament, welche in Württemberg erschienen ist.

Fünftes Kapitel.

Classiker. Kant. Storr.

In den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts kam, getragen durch ausgezeichnet begabte Männer, ein ganz neuer Geist in das deutsche Land, welcher in Württemberg bedeutenderen Einfluß gewann. Die Aufklärer wurden von diesem jüngeren Geschlechte mit Spott und Schmach verworfen, aber was dieses an die Stelle „der Aufklärung" gesetzt wissen wollte, das war nicht die christliche Religion, sondern „Poesie und Philosophie."

Voran gingen die Dichter, bekannt unter dem Namen: die deutschen Classiker, und die weltliche Dichtkunst galt bald als die erste der Künste. Einige der jungen Dichter suchten die alt-griechischen Dichter mit ihrer Mythologie in deutsche Sprache zu übertragen; Andere führten französische Eleganz und Leichtfertigkeit ein; wieder Andere suchten aus dem eigenen Geiste sich eine neue Welt der Ideale zu schaffen, doch so, daß sie an die Griechen und die Dichter Englands sich anlehnten. Unter letztere gehörten die ausgezeichneten Classiker: Göthe und Schiller, welche ihre ganze Zeit bewegten und der Gegenstand der Bewunderung bis auf diesen Tag geblieben sind. Beide waren einander darin ähnlich, daß sie sich von der Religion ferne hielten; dagegen das Irdische, Sinnliche, mit dem Zauber einer künstlerischen Hülle zu umgeben und gleichsam zu vergeistigen suchten. Ihr für die Schönheit der vergänglichen Welt

offenes Auge, ihr dafür begeistertes Wesen, ihre ebenso lebendige, als künstlerisch vollendete Sprache zog die Gemüther unter den mittleren und höheren Ständen mit aller Macht an sich, doch so, daß Göthe der Dichter der vornehmen und feingebildeten Welt, Schiller der Dichter des Mittelstandes und der Jugend wurde. Es gab Kreise, in denen es guter Ton wurde, die höchste Menschenbildung (Humanität) darein zu setzen, in den Regionen sich zu bewegen, welche die Phantasie dieser Dichter gebildet hatte, und auf die christliche Religion, als etwas Niederes, wenig Bedeutendes herabzusehen. Wenige ahnten, daß jene Bildungen Schillers und Göthe's ihrem Hauptinhalt nach nur Dichtung seyn sollten, und daß bei Schiller eine ungestillte Sehnsucht nach etwas Höherem sich endlich einstellte; bei Göthe aber eine Uebersättigung und Verachtung der Dinge, die er so hoch pries, sich im Verborgenen längst vor seinem Tode gebildet hatte. Nach Genuß alles dessen, was Lust und Ehre, Wissenschaft und Kunst hieß, hat Göthe als Greis bekannt: „Man hat mich immer als einen vom Glücke Begünstigten gepriesen, auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünfundsiebenzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt habe."

Gegenüber von jenen Männern erhoben sich nun andere, welche dem allgemeinen Verlangen nach dichterischen Werken auf eine Weise entgegenzukommen suchten, welche zugleich die christliche Religion in ihrer Bedeutung anerkannte. Noch vor Göthe und Schiller hatte Klopstock seinen Messias geschrieben, und in seine Bahn traten in ihrer Weise Lavater und Jung Stilling. Lavaters ebenso reines als liebenswürdiges und geistreiches Wesen, seine Gottes-, Christus- und Menschenliebe zog ungemein an, und zahlreiche Freunde unter den höheren Ständen Württembergs traten in Verbindung mit ihm. Selbst die Herzoge Carl und Friedrich Eugen suchten ihn auf und riefen ihn zu sich. Doch auch schlichte Christen liebte er und trat mit einem kleinen Kreise württembergischer Prediger schriftlich in einen religiösen, sehr vertrauten Verkehr. Nächst ihm hat sein Freund, Jung Stilling, Verfasser mehrerer religiöser

Romane, auf Württemberg gewirkt, mehr jedoch auf den re
giösen Theil des Volkes, unter dem sein Heimweh, seine Scen
aus dem Geisterreich, seine Theorie der Geisterkunde (letzte
trotz einem früher bestehenden Verbote) Eingang fand, ab
leider auch hie und da Mißverständnisse veranlaßte, und di
Meinung begründete, als ob Stilling im Besitze höherer un
geheimerer Weisheit sich befunden habe, und seine Dichtunge
wahre Thatsachen seyen.

Ueberhaupt kamen damals Viele in große Versuchung,
Wahrheit und Dichtung je mehr und mehr zu vermischen, und
es war in sofern recht gut, daß neben den Dichtern auch Män-
ner auftraten, welche die Frage: „was ist Wahrheit?"
als Aufgabe ihres Lebens erkannten.

Zu diesen Männern gehörte der Theologe Herder, de
zwar selbst Dichter war, aber unläugbar tiefe Blicke in die
Geschichte der Theologie und Menschheit gethan hat, und daran
erinnerte, welche Schätze der Theologie unsre Alten (wie Va-
lentin Andreä) zurückgelassen haben. Aber weit mehr als die
Mahnungen Herders (der den Württembergern doch zu viel
Dichter war) bewegte damals die theologische Welt das philo-
sophische System Immanuel Kants zu Königsberg.

Nachdem man so lange Zeit sich einer ungemeinen Auf-
klärung gerühmt, und das menschliche Erkenntnißvermögen so
hoch erhoben hatte, war es wohl endlich der Mühe werth, die
Gränzen desselben, insbesondere aber das Wissen des Menschen
über die übersinnlichen Dinge, zu untersuchen. Dieß unternahm
Kant. Der Hauptinhalt seiner Philosophie, soweit sie sich auf
religiöse Erkenntniß bezieht, ist aber dieser: „Obgleich die Ver-
nunft unabläßig nach Erkenntniß Gottes, der Welt, der Unsterb-
lichkeit und der Freiheit der Seele strebt, so sind doch alle
Beweise für die Substantialität und Unsterblichkeit der Seele,
für die Weltgränze und den Weltanfang, so wie für das Da-
seyn Gottes unzulänglich, wenn schon auch das Gegentheil
davon nicht erweislich ist." „Auf der anderen Seite sind aber
doch die transcendentalen Ideen (von Gott, Unsterblichkeit rc.) so
wenig die Richtigkeit ihres Inhaltes erweislich ist, dazu gut,
den Verstand und Willen nach einem gewissen Ziele zu richten,
zumal da dem Menschen ein entscheidendes Gesetz inne-

wohnt, welches ihm ein jenen Ideen gemäßes Handeln gebietet."

Kurz, wie Michael Sailer, damals zu Dillingen, schreibt — Kants Philosophie empfahl sich anfangs dadurch, daß sie Nüchternheit der Vernunft und Reinheit des Willens lehrte. Aber im Verlauf gieng Kant doch zu weit. Er bildete sich ein (wie er selbst gestand, in seinen Grundlagen nicht erweisbares) System „des moralischen Glaubens," und verlangte, „daß die Offenbarung durchgängig zu einem Sinne gedeutet werde, der mit den allgemeinen praktischen Regeln einer (d. h. seiner) reinen Vernunftreligion zusammenstimme." Und dann erklärte er: „daß einer historischen Religion alle Berechtigung abgehe, Glauben anzusprechen, weil keine Geschichte über allen Zweifel erhaben sey." Mit diesen Sätzen gab er dem sogenannten Rationalismus seine Grundlage. Von den Theologen seiner Schule wurden nun die meisten eigenthümlichen Grundlehren der christlichen Religion als angeblich unwesentlich beseitigt, und nach seinem Vorgange die biblische Geschichte gering geachtet und aufs Willkührlichste mißdeutet.

Unter diesen Umständen war es von hoher Wichtigkeit, daß christliche Theologen das Wesen der kantischen Philosophie zum Gegenstande ihrer Untersuchung machten. Dieß geschah besonders von Dr. G. Ch. Storr zu Tübingen, einem Theologen, in dem Kant selbst einen scharfsinnigen Gegner achtete. Storr erkannte in Kant den Mann, der der theoretischen Vernunft ihre Schranken wieder angewiesen, und der den Werth des Gewissens und die Bestimmung des Menschen zu einem demselben gemäßen Leben wieder nachdrücklich hervorgehoben hatte. Aber das konnte er nicht reimen, daß Kant den Glauben an Gott bald als nothwendig darstellte, bald wieder als zweifelhaft, und deßhalb von keiner Pflicht der Liebe gegen Gott, von keinem Eide, von keinem Gebete etwas wissen wollte, mithin schon die ersten Grundlagen aller Religion als unsicher hinstellte. Auf der andern Seite aber erklärte er, nicht einzusehen, warum geschichtlichen Thatsachen, welche sich auf die Religion beziehen, eben darum aller Glaube abzusprechen sey. Im Gegentheil gerade die christliche Religion als geschichtliche sey

von der Art, daß sie dem sittlichen Bedürfniß des Menschen entgegenkomme, und es aufs Vollkommenste befriedige.

„Der Philosoph, sagt Storr, der die Gränzen der menschlichen Schwäche nicht überschreiten will, gesteht frei, daß er da, wo eine praktische Nothwendigkeit (nicht ein praktischer Nutzen) nicht entscheide, weder bestimmt bejahen noch verneinen kann. Was aber eine wahre Philosophie, welche die Gränzen der menschlichen Vernunft kennt, nicht geradezu verneinen oder verwerfen kann, weil sie nichts Gewisses weiß, und sich doch nicht auf bloße Muthmaßung stützen will, das wird man doch wohl auf die Versicherung derjenigen annehmen dürfen, von denen man weiß, daß sie auf einem neuen, für andere Menschen unzugänglichen Weg, zu ihren Kenntnissen gelangt sind, und die Schranken der menschlichen Schwäche nicht durch Einbildung und falsche Anmaßung, sondern wirklich (vermöge besonderer in ihrem Inneren vorgegangener Thatsachen) überschritten haben. Es ist ein sehr großer Unterschied, ob man auf die Autorität einer dogmatischen Philosophie schwört, und die Aussprüche eines dogmatischen Philosophen bloß deßwegen für wahr annimmt, weil er es gesagt hat, oder ob man der Auctorität Christi huldigt, und das, was er gelehrt hat glaubt, weil es der gesagt hat, auf dessen Wort Todte wieder auflebten, Krankheiten aller Art wichen, dessen Befehl sich selbst die Natur und das stürmende Meer unterwarf. Vorausgesetzt, daß es einen Gott gibt, daß dieser Gott wahrhaftig ist, daß von diesem wahrhaftigen Gott der göttliche Ursprung und die Wahrheit der Lehre Jesu und der Apostel durch Wunder bestätigt worden sey, so haben die Aussprüche Jesu und seiner Apostel für sich selbst Auctorität und Glaubwürdigkeit."

„Was uns, sagt Storr an einer anderen Stelle, was uns Jesus von göttlichen Dingen und Rathschlüssen bekannt gemacht hat, das ist für uns nicht bloße Idee oder Meinung, sondern historisch-gewisse Thatsache; und wir dürfens nun nicht nur (als Hypothese) annehmen, sondern wissens historisch, als von Christo bezeugte Thatsache, daß z. B. ein Gott sey, unter dessen Vorsehung wir stehen, welcher dem sich bessernden Sünder verzeihe, und uns bei unserem Streben nach Heiligkeit durch seine Wirkungen unterstütze; daß es ein

Reich Gottes gebe, worin Gehorsam gegen Gottes Gesetze und wahre Glückseligkeit allgemein seyen, und daß auch sterblichen Menschen, welche sich durch Untreue nicht selbst ausschließen, nach dem gegenwärtigen kurzen Leben, zum ewigen Leben unter jenem Volke Gottes, der Zugang offen stehe. Kurz, wir Christen haben denjenigen gefunden, welchen der große Philosoph Kant längst gesucht zu haben versichert, wenn er in seiner Critik der reinen Vernunft sagt: „„wer weiß, daß ein Gott und das künftige Leben ist, der ist gerade der Mann, den ich längst gesucht habe.""

Da indessen Kant und seine Schule unter den Theologen immerwährend die Forderung stellten, daß die Angemessenheit des Christenthums im Verhältniß zu dem Sittengesetze dargethan, und seine geschichtliche Glaubwürdigkeit erwiesen werde, so machte Storr es sich zur Aufgabe, diesen Forderungen in seinem Lehrbuch der christlichen Dogmatik zu genügen. Er stellt sich hier seine Gegner vor, als Männer, die von Wahrheitsliebe und Tugendeifer vor Allem beseelt sind, jedoch noch dem Christenthum ferne stehen, um ihnen mit Berufung auf diese ihre Gesinnung zunächst die Aechtheit und Glaubwürdigkeit der h. Schrift zu erweisen. Er führt seine Leser zurück in das christliche Alterthum, zeigt wie viele und unwiderlegliche Zeugen die Aechtheit der h. Schriften beglaubigen, wie selbst Heiden dieselbe anerkennen. Von der Aechtheit der heil. Schrift geht er über zur Glaubwürdigkeit der Verfasser derselben, auf ihre Gemeinschaft mit dem Herrn oder mit den Aposteln, auf ihre historische Treue, mit der sie auch ihre eigenen Fehler nicht verschweigen, auf ihre Einfachheit, auf ihre äußerliche Lage, in der Juden und Heiden ihr Zeugniß untersuchen konnten, da die Dinge, die sie erzählten, nicht im Winkel geschehen waren. „Somit, sagt Storr, liege in geschichtlicher Hinsicht kein gültiger Grund vor, welcher einem dem Christenthum zwar fernstehenden aber wahrheitsliebenden Forscher zu Zweifeln an der Aechtheit jener Schriften und an der Glaubwürdigkeit ihrer Verfasser Ursache gebe; vielmehr, soweit menschliches Zeug-

niß Beweiskraft habe, komme dasselbe auch diesen Schriften zu."

„So ist also anzuerkennen, daß ein Jesus gelebt hat, der sich für einen göttlichen Gesandten ausgegeben, und seine Lehre von Gott empfangen zu haben behauptet hat. Seine ganze Denk- und Handlungsweise aber zeugt für die Wahrhaftigkeit seiner Worte, seine Demuth wie die Willigkeit für seine Lehre, das größte Leiden zu erdulden, sein unerschütterliches Vertrauen auf den Sieg seiner Sache bei dem unscheinbaren Anfang und den bedenklichsten Hindernissen, wie seine Freiheit von aller Menschenfurcht, und sein stilles, ruhevolles Warten auf den Erfolg seiner Sache. Vorzüglich beweisend aber für die Wahrheit der Aussagen Jesu von der Göttlichkeit seiner Sendung und Lehre sind seine Wunder. Nach seiner Versicherung hat auch die Lehre seiner Apostel göttliches Ansehen, um der Unterstützung willen, die ihnen vom h. Geiste zu Theil ward."

Bei dieser geschichtlichen Glaubwürdigkeit der neutestamentlichen Schriftsteller, bei diesem reinsittlichen Bilde Jesu Christi, bei diesen ausgezeichneten Wundern wird, wer sich bestrebt, den Willen Gottes zu thun, auch bereitwillig seyn, das Christenthum näher zu prüfen, weil es ihm die Hoffnung zeigt, den Willen Gottes genauer kennen zu lernen und seinen Eifer im Guten zu unterstützen verspricht. „Und in dieser Erwartung wird er sich nicht täuschen, denn je genauer er die christliche Lehre kennen lernt und befolgt, desto mehr wird er die Erfahrung an sich selbst machen, daß er in der Erkenntniß beseligender, d. h. beruhigender und bessernder Wahrheit fortschreite. Kurz, wer den Willen Gottes thun will, der wird inne werden, daß diese Lehre aus Gott sey, und Jesus nicht von ihm selber geredet habe."

Was endlich einzelne Schwierigkeiten betreffe, mit denen der positive und historische Christenglaube zu kämpfen habe, so entgegnet Storr, daß die kantische Philosophie doch nicht übersehen solle, daß auch der bei ihr so hochgepriesene Vernunftglaube auf manchfache und nicht geringe Schwierigkeiten stoße. Wie aber diese Schwierigkeiten keineswegs dazu berechtigen, die Offenbarung Gottes im Gewissen zu verwerfen, so

dispensiren jene nicht von dem Gehorsam gegen Gottes Wort." In dieser apologetischen Richtung sind die meisten Schriften **Storrs** geschrieben. Die Abwehr der Angriffe auf die christliche **Religion** war ihm fast Lebenszweck, und er hat sich mit einer **unermüdlichen** Geduld auch auf das Kleinste dieser Angriffe eingelassen, wie auf das Größeste.

Für den inneren Ausbau der Kirche hat Storr hauptsächlich durch das **unerschütterliche Festhalten an der h. Schrift gewirkt.** Der Kirchenlehre, von der er mit Wissen und Willen nie abwich, hat er durch die h. Schrift neue Beweise zu gewinnen gesucht, jedoch oftmals gegen Freunde geäußert: „der Glaube an das göttliche Ansehen der h. Schrift scheine ihm das Hauptmerkmal des Bekenntnisses zur christlichen Lehre, in der Schrift habe er einen Liebe weckenden Vereinigungspunkt mit allen christlichen Religionspartheien." Ehrfurcht vor dem Worte Gottes war denn auch der Grundcharakter der seine Schüler auszeichnete. — Hiezu kam der **Eindruck seiner Persönlichkeit.** In einer zarten Hülle lebte ein edler Geist, und strenge Richter zu seiner Zeit gaben ihm das Zeugniß, daß „er ein vollendeter moralischer Mensch, eine Zierde seiner Kirche sey." Seine Schüler und auch solche Männer, die nur in eine entferntere Beziehung zu ihm als Seelsorger kamen, erzählen bis auf diesen Tag, daß sie in ihm das Bild eines apostolischen Mannes voll Wahrheit, Demuth und Liebe gesehen haben. Selbst seine Gegner mußten seinem Scharfsinn wie seinem Charakter Ehre widerfahren lassen, wie sehr sie es ihm auch nach seinem Tode (1805) noch verargt haben, daß er bis ans Ende der h. Schrift treu geblieben ist, und das evangelische Bekenntniß als Oberhofprediger und Consistorialrath in Stuttgart, wie früher als Professor in Tübingen zu behaupten gewußt hat.

Sechstes Kapitel.

Religiöse Bewegungen.

Rapp, Hahn, Pregizer, deutsche Christenthumsgesellschaft.

Trotz dem, daß das Christenthum in den höheren Ständen oft und viel in seinem Werthe nicht anerkannt wurde, daß viele Gelehrten sich desselben schämten, und auch eine Masse aus anderen Ständen in ihre religiöse Gleichgültigkeit hineinzogen, war doch der religiöse Grundtrieb im Volke keineswegs erstickt. Zwar hatte die Religiosität wie die Reinheit der Sitten unter dem Volke abgenommen (davon liefern die Kirchenbüchern urkundliche Beweise), die alten Zuchtgesetze wurden nicht mehr gehandhabt wie früher, Sonntagsentheiligung, Unzuchtsvergehen wurden nicht mehr so strenge gerügt, die öffentliche Kirchenbuße kam ab, das obrigkeitliche Ansehen wurde unter Herzog Carl bedeutend gemindert. Manche neue üble Neigungen bürgerten sich ein, der französische Modeschwindel und noch mehr die durch das herzoglich-privilegirte Lotto verbreitete Spielsucht zerrüttete die mittleren und niederen Stände. Das Gefühl, mehr Freiheit zum Sündigen erlangt zu haben, theilte sich auch dem Volke mit. Auf den religiösen Theil desselben machte dieß den verschiedensten Eindruck. Manche fielen erbittert durch den hervortretenden Unglauben und das Sittenverderben dem Separatismus zu; andere einem stillen Christenthume, das an der Kirche zwar verzagte, aber ihr feindlich entgegenzutreten nicht über sich gewinnen konnte; wieder andere suchten in engere Verbindung mit den Glaubigen in und außer der Kirche zu kommen, aber das gute Bekenntniß der Väter ungeschmälert zu bewahren, und warteten auf bessere Zeiten.

Die ersteren, die Separatisten, waren der Zahl nach wohl die kleinste Parthei. An ihrer Spitze stand der, später lange Zeit in den nordamerikanischen Freistaaten, als Haupt einer religiös-politischen Sekte lebende Weber Georg Rapp von Iptingen, damals im Oberamte Maulbronn (1785). Sein Thun beschreibt Grüneisen also: „Ein Mann von 28 Jahren, von ernstem Sinn und mit natürlicher Redegabe, früher an den Versammlungen eines Ortsgeistlichen theilnehmend, versammelte

r einen Kreis von Nachbarn und Freunden in seiner Wohnung, prach zu ihnen von dem, was dem Herzen noth thue, nämlich ein gründliches Werk der Buße, ein fühlbares Ergreifen der Gnade und ein stetes Merken auf das innere Zeugniß des Geistes; er redete zugleich von den Verderbnissen der Kirche und dem Verfall der Kirchenzucht, von der Verkehrtheit der Lehre, des Predigtamtes und der Verwaltung der Sakramente, und nährte in ihnen, besonders durch Auslegung der Apokalypse das Verlangen nach einer religiösen Gemeinschaft, worin lauter Erweckte zusammenhielten, und so „„als das ausgezogene Leibcorps des Heilands"" sich unter einander heiligten, trösteten und stärkten. Bald erweiterte sich durch den Einfluß seiner ungewöhnlichen Persönlichkeit die Gesellschaft seiner Anhänger, welche von nahe und ferne herzuströmten, die Vorträge zu hören, welche Rapp, oder wie ihn das Volk nannte: der Räpple, ungescheut in seinem Hause während des öffentlichen Abendgottesdienstes und bis in die Nacht an Sonn- und Festtagen hielt. In den Thurm gelegt, ließ er sich doch, sobald er frei geworden war, von der Fortsetzung seines Treibens nicht abhalten. Vom Pfarrer ins Gespräch genommen, bat er, man möchte sich nur ja keine Mühe machen, ihn und seine Freunde auf einen anderen Sinn zu bringen. Mit Landesverweisung bedroht, gab er dem Oberamte Maulbronn zur Antwort, da werde man 3—4000 Menschen zum Lande hinausjagen müssen. Er predigte an verschiedenen Orten, z. B. im Schüllingswalde, in Oelbronn, in der Ziegelhütte vor Knittlingen, wo man die Thüren und Fenster aushob, damit auch diejenigen, welche im Hause selbst nicht Raum hatten, außerhalb desselben ihn vernehmen könnten. Er hielt Stunden des Nachts wie bei Tage, er feierte Liebesmahle, an deren Schluß das h. Abendmahl genossen wurde. Seine Kinder schickte er weder in die Schule noch zum Confirmationsunterrichte." Unter seinen Anhängern finden wir solche, die der Kindertaufe sich widersetzten; als man aber ihnen die Kinder dennoch taufte, so kamen sie der kirchlichen Taufe dadurch zuvor, daß sie ihre Kinder selbst tauften. Nach 20jährigem Treiben zog endlich Rapp im Jahr 1804 mit einer aus ungefähr 700 Köpfen bestehenden Gesellschaft nach Amerika, wo er sich in Pennsylvanien niederließ. Dort ein

Herr seiner Gesellschaft, welche ihm ihr ganzes Eigenthum an vertraute, und reichgeworden durch Speculationen seines verstorbenen Adoptivsohnes, lebte er in irdischer Pracht und Genüssen, die er als junger Mann verschmäht hatte bis 1847. Seine Sekte erhielt er strenge in der Ehelosigkeit.

Arm und niedrig, aber seiner Führung treu bis in den Tod, und noch im Segen fortwirkend lebte neben Rapp Michael Hahn. Hahn war im Jahre 1758 zu Altdorf bei Böblingen geboren, Sohn eines Bauern. In seiner Ortsschule bekam er die ersten Eindrücke als Knabe. „So oft etwas aus der Kinderlehre, oder aus dem Confirmationsbüchlein, oder das Evangelium am Pfingstmontage, oder Luc. 11, 13. gelesen wurde, machte es auf ihn solchen Eindruck, daß er immer heimlich in kindlicher Einfalt um den h. Geist bat, glaubend, daß er auch ihm zu Theil werde." Nach geendigten Schuljahren lernte er das Metzgerhandwerk, und sein Vater wollte, er solle an die ledige Jugend sich anschließen, aber er fand keine Ruhe, denn ob er schon nicht in grobe Sünden fiel, peinigte ihn sein Gewissen, wenn er unter den Leuten hie und da ins Spotten hineinkam. Er schreibt in einem seiner Lieder deßwegen: „Geist der Ewigkeit, du hast allezeit meine Ruh' gestört, mich zur Ruh' zu bringen." Im 17ten Jahre wurde er, als man in der Kirche das Lied sang: „der am Kreuz ist meine Liebe, so ergriffen, daß er sich entschloß, zu keiner Lustbarkeit mehr zu gehen, und lieber zu sterben, als den Heiland am Kreuze zu betrüben." In seiner Zurückgezogenheit gerieth er in große Kämpfe. Anfangs wollte sein sinnender Geist alles ergründen, und kam darüber dahin, daß er über alles zweifelte; hernach als er die Bibel als Gottes Wort fassen konnte, so trieb ihn dasselbe nebst den Forderungen seines Gewissens so in die Enge, daß er glaubte, er habe die Gnade verscherzt, und alle Drohungen der h. Schrift gehen nur ihn an, „seine Seele lag im tiefsten Jammer, daß er auch die Thiere und leblosen Geschöpfe für glücklicher achtete als sich." Nach dreijähriger Noth ward er mit einer solchen Freude überschüttet, daß er meinte, die Welt sey lauter Paradies und voll h. Geistes. Er besuchte nun die Erbauungsstunde seines Ortes, hernach als sein Vater ihn nöthigen wollte, sich reich zu verheirathen, ver-

.ngte er sich in einem benachbarten Ort als Knecht, um auszu- .eichen; später begab er sich auf den Ihinger Hof, zu dem .errn von Leiningen, einem Separatisten, aber gottesfürchtigen Mann, durch dessen Vermittlung er wieder in das elterliche .aus zurückkehren konnte, wo seine Stiefmutter erkrankt war. .hr Herz war gerührt, sie und sein Vater baten ihn um Ver- .ihung wegen mancherlei Mißhandlungen. Michael entgegnete: „O Vater! Es soll dir alles verziehen seyn, es hat mir nichts .eschadet, sondern mich nur zu Gott getrieben." Nun lebte er .ehrere Jahre lang in großer Abgeschiedenheit mit Gott und .hristo und in kindlichem Gebet, um die Erleuchtung des h. .eistes, bis endlich sein frommer Sinn und seine außerordent- .iche Geisteskraft Viele herbeizog. Diese erbaute er theils durch Reden in Privatversammlungen, theils durch schriftliche Mit- .heilungen, welche Bibelerklärungen und geistliche Lieder ent- .hielten. In letzteren legte er reiche Erfahrungen aus dem inne- .ren Leben nieder. Bald entstand Aufsehen, Hahn wurde von .einem benachbarten Geistlichen verklagt und vors Consistorium beschieden, welches ihn milde behandelte. Nun aber ward er erst recht gesucht, und entzog sich deßhalb dem allzugroßen Anlauf und manchfachen Untersuchungen seiner geistlichen Orts- obrigkeit, durch eine Reise in die Schweiz. Nach seiner Rück- kehr dauerten zwar die Verhöre noch fort, aber er fand an geistlichen und weltlichen Obrigkeiten billige Beurtheiler, und an C. Heinrich Rieger einen einsichtsvollen Berather. Rieger hätte es gern gesehen, wenn Hahn die Theologie studiert hätte, da aber dieser auf seinen Wunsch nicht eingieng, so ermahnte er ihn: „sich es künftig anzugewöhnen, sich mehr mit Schrift- worten und Schriftsinn auszudrücken." Diesen Rath befolgte Hahn zu seinem und seiner Freunde Nutzen. Nachdem er seine Aufenthaltsorte (doch meist in nächster Nähe seines Mutterorts) öfter gewechselt, und brieflich und mündlich gewirkt hatte, nahm ihn die verwittwete Herzogin Franziska im Jahre 1794 auf ihr Gut nach Sindlingen, als Drittelsversorger (Drittelsmaier), wo er unter ihrem Schutze, in der lieblichen Natur, oft in den herzoglichen Anlagen unter Bäumen und Gesträuchen seine Er- bauungsstunden hielt. Dort brachte er noch 24 Jahre als Be- rather und brüderlicher Zurechtweiser zahlreicher ihn besuchender

Freunde zu, in den drückenden Kriegszeiten ein treuer Fürbitter und Tröster der Angefochtenen und Bedrängten. Dort wurde er auch durch Leiden 1819 zu einer friedevollen Heimfahrt vollendet.

Hahn läßt sich in vielen Stücken mit Jakob Böhme und den älteren Mystikern und Theosophen vergleichen, ist jedoch in anderer Hinsicht wieder sehr von ihnen zu unterscheiden. Gewagte über das klare Schriftwort hinausgehende Lehren, wie sie Böhme von den alten Adepten und Theosophen entlehnte, finden sich auch, wenn schon in gemilderter Weise, bei Michael Hahn. Man kann eine theilweise wörtliche Aehnlichkeit mit Böhme und seinen Schülern bei ihm wohl nicht in Abrede stellen. Die alte Lehre von der Schöpfung der Welt aus zwei unsichtbaren Principien einem guten und einem bösen, die Lehre von der ursprünglichen Vereinigung beider Geschlechter in einem Menschen, von einem Sündenfall Adams, der in seinem Verlangen nach einer Gehülfin bestanden habe, kehren auch bei Hahn wieder. Ebenso erinnert seine Lehre von dem Urgrund aller Dinge, vom Wesen der wirkenden Kräfte, von der Schöpfung des Menschen, von der Entstehung des Bösen in der Geisterwelt an Jakob Böhme. Aber merkwürdig ist es, wie Hahn sich von Böhme in der Art des Vortrags dieser metaphysischen Lehren unterscheidet. Während Böhme nicht hoch genug von seinen Speculationen reden kann, behauptet zwar Hahn im Allgemeinen auch, daß er vermöge göttlicher Erleuchtung zu Zeiten „den Dingen in's Herz gesehen habe," aber erklärt sich doch für einen A B C Schüler in Absicht auf das Jenseits, spricht manches als bloße Vermuthung aus, corrigirt sich mitunter wieder selbst, entschuldigt sich wohl mit der Aeußerung, „ob wir's unrecht setzen, meinen wir's doch nicht unrecht," und schließt sich weit mehr an das Schriftwort an, als Böhme. Auch seine Stellung zur Kirche ist eine weit andere; Böhme schilt seine Kirche ohne weiteres Babel, das konnte Hahn nicht. Er hat seiner Zeit mächtig vor dem Separatismus gewarnt, mit Nachdruck und großer Wärme die göttliche Einsetzung und Bedeutung der Sakramente und des Predigtamtes vertheidigt, in Vielem sich an die Männer Bengel, Oetinger, Hiller angeschlossen, und diesen Sinn auch den zahlreichen mit

ʒm verbundenen Freunden eingepflanzt. Endlich hat er eine ʒrüderliche Zucht und Berathung, wie sie sich in der Brüdergemeinde findet, auch unter ihnen einzuführen gesucht.

Man hat an ihm, wie an allen Mystikern, die Hervorhebung des seligmachenden Glaubens an den gekreuzigten Versöhner vermißt, und Manchem schien er zwischen Rechtfertigung und Heiligung nicht zu unterscheiden. Und in der That trägt er die Heiligungslehre vorzugsweise vor. Allein so, wie die Lage der damaligen Dinge war, bedurfte man gerade die ernstliche Hinweisung auf die Nothwendigkeit der Heiligung. Hahn aber hat ausdrücklich sich hierüber erklärt: „Ich weiß wohl, daß die Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung der Grund des wahren Christenthums ist; aber auch das weiß ich, daß die, welche einseitig dabei stehen bleiben und immer viel davon sprechen, meist beim ewigen Grundlegen stehen bleiben, und immer Grund legen, und doch nie recht legen, weil sie sonst auch darauf bauen würden.“ Diese Bemerkung dürfte namentlich auf die Parthei der sogenannten „Seligen“ sich beziehen, welche um eben diese Zeit die evangelische Lehre von der Rechtfertigung einseitig, oft schwärmerisch hervorhoben, und sich theilweise an den redlichen, volksthümlichen Prediger Pregizer anschlossen, aber gewiß dürfte sie nicht minder auch den älteren Gemeinschaften gelten, welche damals einer Weckstimme zu mehrerem Ernste im Gebet und in der Heiligung bedurften.

Auf diese drang Hahn denn auch mit allem Nachdruck in den von ihm gestifteten Gemeinschaften, welche sich noch jetzt durch streng-christliche Sitte auszeichnen. Merkwürdig bleibt, daß er den Wunsch aussprach, seine theosophischen Ansichten geheim zu halten, „weil er selbst die Sachen noch nicht für ausgereift genug erachte und halte,“ weßhalb sie auch minder bekannt sind, selbst unter denen, die sich zu den sogenannten Michelianischen Gemeinschaften halten.

Man hat schon oftmals Württemberg als das Land religiöser Partheien bezeichnet; auch ist es wahr, daß manches begabtere Mitglied von Privatversammlungen die Leitung derselben nach und nach fast ausschließend in die Hände bekommt, und weit größeren Einfluß auf die Seelenführung erhält, als mancher

Geistliche. Aber in der That ist außer dieser ausgezeichneten Persönlichkeit, welche zu einer Zeit auftrat, da das Wort Gottes auf den Kanzeln in Württemberg selten war, kein Laie als geistlicher Lehrer und Führer des Volkes hervorgetreten. Separatisten gab es wohl, einzelne Schwärmer ohne nachhaltigen Einfluß, Somnambülen, wie überall; wenn man aber in Württemberg einige wenige Swedenborgianer, Taufgesinnte und Methodisten findet, so sind diese Partheien nicht in dem Lande erwachsen, sondern ihre Ansichten sind von Außen hereingebracht und meist durch heimliche Sendlinge eingeführt worden. Die ächten Anhänger Hahn's aber, so wie die sogenannten Pregizerianer, denen es mit ihrem Christenthume ein Ernst ist, haben sich nicht von der Kirche getrennt, wenn schon da und dort entweder die Heiligungs- oder Versöhnungslehre einseitig von ihnen betont werden mag.

Innig an dem Bekenntniß der evangelischen Kirche hielten um dieselbe Zeit die übrigen durch Württemberg verbreiteten zahlreichen Versammlungen fest. Rieger und Roos hatten auf sie einen stillen Einfluß und in gleichem Maße die Schriften der älteren Lehrer der evangelischen Kirche Württembergs. Ein innerer Zusammenhang dieser Erbauungsstunden fand jedoch nicht statt; erst das laute Auftreten der neuernden Parthei brachte sie zum Bewußtseyn der Zusammengehörigkeit. Dennoch war von keinem Organismus die Rede, der sich unter ihnen gebildet hätte. Jede Gemeinschaft sorgte gleichsam nur für ihre nächsten Umgebungen, und das Ganze der Kirche war mehr der Gegenstand der Fürbitte, als der Thätigkeit. Letztere beschränkte sich auf den Anschluß einiger württembergischen Privatversammlungen an die sogenannte „deutsche Christenthums-Gesellschaft" zu Basel.

Den ersten Anstoß zu Errichtung der letztern gab ein Geistlicher zu Augsburg, Sohn des aus der grävenizischen Zeit bekannten Hofpredigers Urlsperger, der in dieser Stadt eine Zuflucht gefunden hatte. Der jüngere Urlsperger sprach einen Gedanken aus, der damals sehr nahe lag: „Es sey Pflicht, gegenüber von dem sich ausbreitenden Unglauben wenigstens in engeren Kreisen, das evangelische Bekenntniß zu erhalten, gegen die einreißende sittliche Verderbniß sich zu wahren und durch

vertrauliche Annäherung das Band christlicher Bruderliebe fester zu knüpfen." Um die Zeit, da Urlsperger für die Realisirung dieses Gedankens auf Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Holland und England arbeitete, waren in Basel (Stadt und Land) Viele zu einem ernsten Christenthum erweckt worden, und es hatte sich ein kleiner Kreis zur gemeinsamen Erbauung gebildet, zu dessen Leitung mehrere Basler Theologen erbeten wurden. An diese wendete sich Urlsperger und fand bei ihnen Bereitwilligkeit, eine Verbindung mit dem Auslande zur Förderung christlicher Wahrheit und thätiger Gottseligkeit anzuknüpfen. Zwar zog sich Urlsperger bald zurück; indessen fanden seine Ideen auch an anderen Orten Theilnahme, und namentlich schlossen in Württemberg sich seit 1782 mehrere Freunde an die Basler Gesellschaft an. Die Württemberger sprachen entschieden aus: „wie es ihnen um keine Partheiung in der Kirche, auch nicht um Ausführung großartiger Plane zu thun sey, und daß sie nichts übertrieben wünschen, weil, was schnell entstehe, auch schnell vergehe." Und auf diesem Grunde blieb und gedieh das Werk des gemeinsamen Glaubens und der Liebe. Man theilte sich die gegenseitigen Erfahrungen mit, ermunterte sich dadurch zum Festhalten an der Wahrheit, zum Wachsthum in der Uebung des göttlichen Willens, fragte um Rath und ertheilte denselben nach bestem Wissen und Gewissen, und unterstützte sich gegenseitig zu Werken der Liebe. Ein treues Bild der Grundsätze, welche dieser Vereinigung zu Grund lagen, gab die monatlich erscheinende Zeitschrift: „Die Basler Sammlungen," welche eigentlich als Hauptresultat der durch ganz Deutschland sich erstreckenden erbaulichen Correspondenz des Vereins zu betrachten ist. Letztere wurde, wie die Herausgabe jener Zeitschrift, meist durch einen württembergischen Candidaten besorgt, welcher als Sekretär nach Basel erbeten wurde. Unter diesen Württembergern war der unvergeßliche nachmalige Dekan Schmid zu Böblingen der erste, Maier, später Pfarrer in Nabern, Dr. Steinkopf, nun Prediger in London und Missions-Inspektor Blumhard folgten in demselben Berufe. Außer dem Segen, den die Basler Gesellschaft innerhalb der evangelischen Confessionen stiftete, wirkte sie auch dadurch, daß sie selbst religiös denkende Katholiken anzog, wie denn namentlich

der damalige Professor Sailer zu Dillingen (nachmals Bischof zu Regensburg) in eine nähere Verbindung mit ihr trat, und auch seine Schüler mit ihr brachte. Ein gleichfalls stilles Verdienst hatte diese Gesellschaft durch Unterstützung der Evangelischen in Oestreich, welche nach dem Erscheinen des Toleranz-Ediktes unter der wohlwollenden Regierung Kaiser Josephs II. zu Gemeinden sich wieder vereinigten. Ein Kaufmann, Tobias Kießling, welcher alljährlich in Linz seine Bude aufschlug und noch vor Erscheinung des Toleranz-Ediktes mit den ehrwürdigen, verborgenen, wahrhaft evangelischen Protestanten Oestreichs in inniger Verbindung stand, und bei den Katholiken gleichfalls geachtet wurde, war als Mitglied der nürnbergischen Christenthums-Gesellschaft mit den Baseler und Stuttgarter Freunden unermüdet im Geben und Berathen. Wie reichlich die Gaben stiller Liebe flossen, und wie namentlich durch Ein Stuttgarter Haus viele Tausend Gulden nach und nach den östreichischen Gemeinden zukamen, ist dem Verfasser dieses aus eigenhändigen Briefen Kießlings bekannt.

Endlich sind aus den Kreisen, welche an die Basler Gesellschaft sich anschlossen, die Bibel- und Missions-Gesellschaften in Deutschland und der Schweiz entstanden, und großentheils jene Armen-Erziehungs-Anstalten, welche noch jetzt ein Beweis sind, daß der auf den Christenglauben gegründeten Menschenliebe es weder an Segen von Oben, noch an Thätigkeit fehlt.

Fünfter Abschnitt.

Die neuesten Zeiten. Eine Skizze.

Erstes Kapitel.

Die evangelische Kirche, gegenüber von den Veränderungen im Staatsleben.

Mit banger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, traten die Brüder Herzog Carls, Ludwig und Friedrich,

nach einander ihre Regierung an. Beide waren entschlossen, die bürgerlichen, wie die kirchlichen Rechte des Landes gewissenhaft zu wahren und durch die von Frankreich her drohenden Revolutionsstürme mit Gottes Hülfe möglichst hindurchzuretten.

Zwar Ludwig Eugen hing eifrig an der Lehre der katholischen Kirche, aber er war ein gerechter, edler Mann, welcher es mit seinen Unterthanen von Herzen wohlmeinte, und mit eben so vieler Liebe würdige evangelische Geistliche unterstützen konnte, als er sich mit Entschiedenheit gegen die Schriften seines Confessionsverwandten, Voltaire, aussprach. Nicht mindere Achtung vor den, den christlichen Confessionen gemeinsamen Wahrheiten und dem Wirken evangelischer Geistlicher hatte sein Nachfolger, Herzog Friedrich Eugen. Als er sich noch vor Antritt seiner Regierung in Mömpelgard aufhielt, berief er für seine Gemahlin, eine brandenburgische Prinzessin (reformirter Confession), Lavater'n aus Zürch. Bei dieser Gelegenheit sprach er mit Lavater'n ausführlich über den Fortgang der sogenannten Aufklärung. „Ich mußte, schreibt Lavater, herzlich lachen über die liebenswürdige Derbheit des Kriegsmannes: „Der Henker hol' die Aufklärung, die etwas anderes will, als Jesus und die Apostel; Jesus ist der General en Chef! Sollte sich ein Offizier seines Generals schämen, der sich keines Soldaten schämt? Wir tragen die Uniform Christi, und sagen unter der Hand: wer weiß, ob er unser General ist? Pfui!" „Es ging mir, fährt Lavater fort, durch's Herz, wie er mich ermunterte, treu zu bleiben dem Evangelium und mich dem Unglauben und der herrschend werdenden Doppelzüngigkeit und Doppelherzigkeit entgegenzusetzen."

Unter beiden Regenten trat in den kirchlichen, wie in den bürgerlichen Verhältnissen des Landes um so weniger eine Veränderung ein, je kürzer ihre Regierung währte; indessen rückte doch der Zeitpunkt näher, welcher einen bedeutenden Umschwung herbeiführte. Als Friedrich, der Sohn Friedrich Eugens, im Jahre 1806 die Königswürde annahm, gingen die landständischen Rechte Württembergs, und mit ihnen die Rechte der evangelischen Kirche großentheils verloren. Unerwartet rasch geschah der Schlag, der die ständische Verfassung aufhob. Damit fiel von selbst auch die Theilnahme des

Volkes an den kirchlichen Angelegenheiten, so weit es dieselbe durch seine landständischen Organe ausgeübt hatte, und ebenso die in der alten Verfassung gelegene Garantie der öffentlichen Religionsverfassung des Landes und der Erhaltung des Kirchengutes, so wie das Landstandrecht der Prälaten. Auch folgte auf diese Veränderung unmittelbar die Verpflichtung der Geistlichen auf den unbedingten Eid der Treue (1. Jan. 1806), die Einziehung des Kirchengutes (2. Jan. 1806), (dessen Fonds auf drei und dreißig Millionen Gulden angeschlagen wird) und das die freie Religionsübung aller aufgenommenen christlichen Religionspartheien festsetzende Religionsedikt vom 15. October 1806. Immerhin mochte das Religionsedikt durch den Umstand gerechtfertigt erscheinen, daß bedeutende katholische Landestheile dem Stammlande beigefügt wurden, und man durfte sich sagen, daß eine Wiederholung der alten Bekehrungs- und Unterdrückungs-Versuche von Seiten der katholischen Kirche nicht, wie früher, zu fürchten sey; aber durch Einziehung des Kirchengutes und durch das Aufhören der Stände wurde die äußerliche Existenz der kirchlichen Anstalten so sehr von der Staatsgewalt abhängig, und die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten kam so sehr in die Hände der Regierung, daß man fast sagen möchte, sie habe von ihren alten Rechten, gegenüber von der Staatsregierung, nur sparsame Trümmer noch erhalten. Dieß zeigte sich auch in den ersten Organisationen von 1806—1815, welche die kirchlichen Angelegenheiten betrafen. An die Stelle des vormaligen Geheimenrathes trat, in Absicht auf die kirchlichen Angelegenheiten, ein Minister des geistlichen Departements (18. März 1806). Ihm wurde das evangelische Consistorium wie der katholische Kirchenrath untergeordnet. Hiemit fiel das Recht der evangelischen Kirche, ihre oberste Leitung in den Händen eines Confessionsverwandten zu sehen, denn nach dem Religionsedikte konnte dieser Minister katholischer Confession seyn.

Zugleich erhielt zwar das Consistorium den Namen Ober-Consistorium, aber es wurde demselben die Leitung der Gymnasien, Lyceen, Klosterschulen, des evangelischen Stiftes in Tübingen entzogen. Dieß Alles wurde einer neuen, unter dem Namen der „Studien-Ober-Direktion" errichteten

Behörde übertragen, welche aus Mitgliedern verschiedener Confession bestand. Auch hierin zeigte sich, wie sehr die Staatsregierung die Leitung der innersten Angelegenheiten der Kirche in ihre Hand zu nehmen, wie fest sie die Zügel anzuziehen entschlossen war. Dem entsprachen denn nun auch die in großer Anzahl erscheinenden kirchlichen Verordnungen, an denen keine Zeit so reich ist, als die von 1806—1815, wodurch alle Bande der Dienstordnung fester angezogen und namentlich die Berichterstattung vermehrt und die Controle geschärft wurde.

Da indessen der König dem evangelischen Bekenntnisse zugethan war, da im Studienrathe wenigstens zwei evangelische Consistorialräthe Sitz und Stimme hatten, und dieses Collegium eine in vielfacher Beziehung dankbar erkannte Thätigkeit entwickelte, so würde der Verlust, den die Kirche durch die neue Organisation erlitt, vorerst minder gefühlt worden seyn, wenn die Rechte der einzelnen Gemeinden und Gewissen mehr geschont worden wären. Nachdem jedoch die Regierung das Kirchengut eingezogen hatte, entzog sie auch die Verwaltung der örtlichen Stiftungen den Gemeindebehörden „und übertrug sie einer eigenen Verwaltung, unter welcher sie bald überall in bedenklicher Progression abnahmen." Was aber die Gewissen auf's Tiefste verletzte, war der fortwährende Zwang bei Einführung des Griesinger'schen Gesangbuchs und die Ausgabe der Liturgie von 1808. Jahrelang leisteten ganze Gemeinden Widerstand gegen jenes Gesangbuch, und mit militärischer Gewalt mußte es da und dort eingeführt werden. Nicht geringer war der Widerstand gegen die Liturgie von 1808. Man hat für dieselbe oft den sonst so festen, männlichen Direktor Süskind verantwortlich machen wollen. Aber weniger bekannt ist, daß Süskinds Arbeit von anderen Händen corrigirt wurde, und nicht mit Beirath der Synode (wie es doch die kirchliche Ordnung verlangt und Süskind ausdrücklich sich bedungen hatte) ausgegeben worden ist. Manchem mochte es damals ein Trost seyn, daß die Liturgie wenigstens noch so viel christliche Elemente enthielt; aber das Volk nahm Anstoß an der ihm unverständlichen Sprache und an der Auslassung der Worte bei der Taufe: „Ich widersage dem Teufel und seinen Werken und Wesen." Letzteres um so mehr,

da die ganze Liturgie bewies, wie man die biblische Lehre von der Errettung aus der Gewalt des Teufels, durch Christum beseitigen wollte. Durch dieses Alles entstand unter dem Volk eine Abneigung gegen das Kirchenregiment und ein fast unvertilgbares Mißtrauen, welches einerseits den Separatismus beförderte, andererseits eine bedeutende Anzahl ernster denkender Württemberger (1816) zur Auswanderung nach Rußland veranlaßte, wo Kaiser Alexander sie aufnahm, und wo sie noch bis auf diesen Tag das alte württembergische Gesangbuch und die alte württembergische Liturgie in ihren Kirchen beibehalten haben.

In der That verbreitete sich nach und nach das Gefühl ziemlich allgemein, daß die Lage der Kirche keineswegs eine günstige sey, und als im Jahre 1815 die erste Stände-Versammlung von König Friedrich zusammenberufen wurde, hielt sie es einstimmig für ihre Pflicht: „in ihrer Darstellung der Landesbeschwerden besonders auch die gedrückte Lage der Kirche vorzulegen." Ein Jahr darauf starb König Friedrich und hinterließ seinem Sohne die Erwägung der Wünsche des Landes und der evangelischen Kirche insbesondere.

Durch die von König Wilhelm, und zwar auf dem Wege des Vertrags gegebene Verfassungsurkunde (1819) wurden nun die Verhältnisse, Rechte und Freiheiten der evangelisch-lutherischen Kirche auf folgende Weise bestimmt:

Diese Kirche hat

1) freie, öffentliche Religionsübung und vollen Genuß ihrer Güter;
2) verfassungsmäßige Autonomie (Selbstständigkeit) in der Anordnung der inneren kirchlichen Angelegenheiten;
3) oberſthoheitlichen Schutz und Aufsicht des Königs, kraft dessen die Verordnungen der Kirchengewalt zu ihrer Vollziehung der Einsicht und Genehmigung des Staatsoberhauptes bedürfen;
4) Verwaltung des Kirchenregimentes durch das Consistorium und den Synodus nach den bestehenden oder künftig zu erlassenden Gesetzen;
5) Gültigkeit der Religionsreversalien in Hinsicht der Episcopalrechte des Königs, auf den Fall, daß

dieser einer andern, als der evangelischen Confession zugethan wäre;

6) Herstellung der abgesonderten Verwaltung des evangelischen Kirchenguts auch in den neu acquirirten evangelischen Landestheilen.

7) Hiezu kam endlich, daß die sechs evangelischen General-Superintendenten Sitz und Stimme in der Kammer der Abgeordneten erhielten, und somit die Rechte der Kirche auf Landtagen zu vertreten berufen sind.

Vieles, wenn auch nicht Alles, was die Kirche früher an Rechten besaß, ist ihr hiemit wieder zuerkannt worden, obgleich sich die Schwierigkeit von Manchem erst in der Ausführung zeigte, namentlich, was den zweiten und sechsten Punkt betrifft. Immerhin bleibt es, auch nach dem Dafürhalten der Kenner des vaterländischen Kirchenrechts, noch unausgeführt, welche Rechte die evangelische Kirche, gegenüber von Einflüssen fremder Confessionen, geltend machen kann. Sie hat, nach Gaupp, keine Garantie dafür, daß ihr Consistorium mit Mitgliedern ihres Bekenntnisses besetzt ist, während nach §. 79 der Verfassung der gesammte katholische Kirchenrath auch katholischer Confession seyn muß; nach v. Mohl ist der Fall sehr denkbar, daß die evangelische Kirchenleitung einem nichtevangelischen Minister untergeordnet werden könnte, ohne daß dieser durch eine rein kirchliche Behörde, wie das katholische Bisthum, controlirt wäre; nach Pfister endlich ist auch die Möglichkeit einer Appellation an den (nun wieder hergestellten) Geheimenrath schwankend, da der Fall eintreten könnte, daß auch dieser einer andern, z. B. der katholischen Confession, zugethan wäre.

Aber sehr fühlbar sind die Lücken in der Verfassung und die Schwierigkeit in Durchführung einzelner in derselben eingeräumten Rechte bis jetzt darum nicht geworden, weil der Geist des Rechtes den Buchstaben des Rechtes minder vermissen ließ, und ein der Kirche wohlwollender Sinn noch immer bemüht ist, jene Schwierigkeiten zu heben. Ist doch bisher die Leitung der evangelischen Landeskirche stets in die Hände von Gliedern derselben gelegt, und aus Staatsmitteln unter dem Titel des Kirchenguts für evangelische Kirchen und Schulen, für

Wittwen und Waisen der Geistlichen und Schullehrer, nicht minder als jemals, gesorgt worden. Und wer könnte läugnen, daß das Recht des Gewissens geschont und doch das kirchliche Bekenntniß gewahrt, daß die Wichtigkeit des geistlichen Berufes gewürdigt, die Entfaltung des christlichen Lebens geschützt, daß den Wünschen für das Wohl der Kirche wohlwollend entgegen gekommen wird? daß dieses Alles der evangelische Württemberger nächst Gott seinem Könige Wilhelm zu danken hat?

Zweites Kapitel.

Die evangelisch-lutherische Kirche Württembergs in ihrer Stellung zu dèn beiden andern Confessionen.

In Folge der Revolutions-Kriege wurde das Herzogthum Württemberg zum Churfürstenthum, dann zum Königreiche erhoben, und erhielt einen bedeutenden Zuwachs an neuen Landestheilen. Daß dieß auch auf die kirchlichen Verhältnisse nicht ohne Einfluß seyn konnte, ergab sich von selbst. Ueber 200,000 neue Glieder wurden der lutherischen Landeskirche beigefügt, und über 400,000 katholische Mitchristen bildeten einen bedeutenden kirchlichen Verein neben derselben.

Dem lutherischen Bekenntnisse gehören an der größte Theil der Neu-Württemberger, welche in den Besitzungen der Fürsten von Hohenlohe, in den Reichsstädten, im Limpurgischen und im ehemaligen Brandenburg-anspachischen wohnen. In der kirchlichen Geschichte der Reichsstädte ist besonders Ulm merkwürdig, welches bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts ausgezeichnete Theologen zu seinen Kirchenvorstehern zählte, durch reiche und häufige Stiftungen für Kirchen und Schulen sich auszeichnete, und wo noch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Berliner Aufklärung entschiedenen Widerstand fand; dann Eßlingen, welches in kirchlicher Hinsicht sich enge an Württemberg anschloß, und gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts mehrere würdige Prediger hatte, unter denen der Herausgeber des noch unvergessenen Eßlinger Gesangbuchs, Senior

Köstlin besonders zu nennen ist. Im Ganzen erhielt sich in den Reichsstädten die lutherische Lehre, im strengen Gegensatz gegen das, was Sekte war oder Sekte schien, und auch da, wo die sogenannte Aufklärung sich Eingang verschaffte, geschah es auf eine fast schüchterne Weise. Die fränkischen und hohenloheschen Landestheile, welche jetzt zu Württemberg gehören, standen unter Fürsten, welche großentheils dem evangelischen Bekenntnisse zugethan waren, und namentlich ist mancher Name aus dem hohenloheschen Fürstenhause unter dem Volke noch in gesegnetem Andenken. Dort erhielten sich noch unverändert die alten Kirchenlieder bis auf die neueste Zeit in der Kirche und im Hausgottesdienste Luther, Arndt und die Schriften der spenerischen Schule. Früher standen die kirchlichen Gemeinden Neu-Württembergs (wie man damals sich ausdrückte), unter einem eigenen Consistorium zu Heilbronn, doch bald kamen sie unter das Ober-Consistorium zu Stuttgart. Ihre verschiedenen Kirchengebräuche und Gottesdienstordnungen wurden größtentheils nicht geändert, die altwürttembergische Kirchenconventsordnung, welche bei ihnen eingeführt wurde, war im Ganzen doch ein Gewinn, und da das Bekenntniß dasselbe war, so gieng die Vereinigung der alt- und dieser neuwürttembergischen Kirchengemeinden in der Stille vor sich.

Mehr Schwierigkeit machte das Verhältniß, in das die lutherische Kirche des Landes zu den wenigen Reformirten trat. Das bisherige Verhältniß war dieses gewesen. Die Reformirten hatten kirchlich dieselben Rechte wie die lutherische Landeskirche, nur die Kinder in gemischter Ehe sollten in der lutherischen Confession erzogen werden. In religiöser Hinsicht aber hatte sich zwischen den Lutheranern und Reformirten nicht bloß in Württemberg, sondern auch auswärts nach und nach eine Annäherung gebildet. Der Unglaube hatte einen Theil der Lutheraner und Reformirten die Unterscheidungslehren vergessen gemacht, und der religiösere Theil der Glieder beider Confessionen, der noch an diesen Lehren festhielt, hatte in den Kämpfen gegen den Unglauben auch die Erfahrung gemacht, in wie vielen anderen Hauptpunkten beiderlei Bekenntnisse übereinstimmen. So standen die Sachen, als die preußische Regierung den alten Plan einer kirchlichen Vereinigung beider

Confessionen wieder hervornahm. Die Stimmen, welche auch jetzt noch vor Verletzung der Gewissensrechte der Confessionsverwandten warnten, wurden überhört, und unter dem schönen Namen der Union die preußische Kirche in Verwicklungen gebracht, welche ihrer vollen Lösung noch warten. Württemberg folgte langsamer und bedächtlicher. Gewichtige Stimmen, wie die des seligen Dr. Steudel zu Tübingen, erhoben sich. Steudel suchte insbesondere nachzuweisen: daß eine solche Vereinigung (wie in Preußen) unnöthig sey, da eine Gemeinschaft der Liebe und eine Verbindung zur gemeinsamen Verbreitung des Reiches Gottes unter den Genossen beider Confessionen bereits stattfinde, „wozu noch die Verschmelzung in ein den Menschen sichtbares Ganze, durch Annahme von einerlei Form und Beseitigung der Verschiedenheit in der Lehre?" Ferner behauptete Steudel: daß die Union für jetzt noch nicht aus dem Gesammtwillen der Glieder beider Confessionen hervorgehe, und also das Kirchenregiment nicht berechtigt sey, sie der Kirche aufzudringen; endlich, daß die religiöse Ueberzeugung einer lutherischen Gemeinde tief verletzt werden müsse, wenn man sie nöthige, die Sorge für ihre Seele einem reformirten Prediger anzuvertrauen, der die Lehre von der unbedingten Gnadenwahl verkündige, so wie kein lutherischer Prediger es sich auferlegen lassen könnte, von der Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im h. Abendmahle zu schweigen. „Es sey Hochverrath an der Heiligkeit der Ueberzeugungen in beiden Kirchen, wenn man die Sache so darstelle, als dürfe ohne allen Anstand stillschweigend und unvermittelt über das Abweichende in der Lehre hinweggeschritten werden." — Eine endliche Vereinigung unter dem Einen Hirten hoffe er," aber (so schließt Steudel), man fördere nicht die Aeußerlichkeit der Vereinigung, damit um so sicherer und tiefer die innere Vereinigung unter Gottes Obhut sich fördere."

Die äußere Vereinigung der Reformirten mit der lutherischen Kirche kam nun aber doch zu Stande, auch in Württemberg, jedoch hier auf eine weit vorsichtigere Weise, und mit dem Gewinn, daß die den meisten unverständliche französische Sprache bei dem Gottesdienst der Waldenser endlich der deutschen weichen

mußte, namentlich aber auch letztere in dem Schulunterrichte nunmehr eingeführt wurde. Steudels Schrift scheint Beachtung gefunden zu haben. Einmal wurde die Bitte der Reformirten, „daß die lutherische Kirche Württembergs ebendieselben Veränderungen vornehme, welche von anderen lutherischen Kirchen Deutschlands bei ihrer Vereinigung mit den Reformirten gemacht worden," ausdrücklich zurückgewiesen; für's andere wurden die Unterscheidungslehren wirklich zur Sprache gebracht. Die Reformirten Württembergs sprachen sich über ihren Lehrbegriff also aus: „daß sie die Vorherbestimmungslehre Calvins nie angenommen haben, vom heil. Abendmahle aber glauben, daß der verherrlichte Gottmensch Jesus Christus, unser Erlöser, diejenigen, welche das Gedächtnißmahl seines Todes feiern, wahrhaftig mit seinem Leib und Blute auf eine himmlische Weise speise und tränke, um sie zum ewigen Leben zuzubereiten *)." Auf dieses hin erklärte, ohne weiter in die Streitpunkte einzugehen, die evangelische lutherische Synode sich für die Aufnahme der Reformirten in den Mitgenuß der Anstalten und Rechte der lutherischen Kirche, mit Beibehaltung des Brodbrechens bei ihrer Abendmahlsfeier. Allein so gering die Zahl der Reformirten gegenüber den Lutheranern ist (nach Memminger zählte man im Jahr 1832, 1338 Reformirte und 1,081,283 Lutheraner), so reichlich ihre Gemeinden seit ihrem Anschluß an die lutherische Kirche unterstützt wurden, so freundlich die Glieder der lutherischen Kirche zu denen der reformirten in Württemberg stehen, so ist dennoch, namentlich in Stuttgart, der Wunsch mancher Reformirten, eine eigene Kirchengemeinde zu bilden, nie ganz erloschen, und in neuerer Zeit wieder lebhafter aufgetaucht,

*) Den Grundstock der Reformirten bildeten die Waldenser, die übrigen Eingewanderten hatten sich meist der lutherischen Kirchengemeinde nach und nach angeschlossen. Von den Waldensern selber aber erzählt Hahn, daß im Jahre 1763 ein stillschweigender Uebertritt derselben zur Landeskirche stattgefunden habe. Merkwürdig ist freilich, wie auch die noch übrigen Waldenser bei der sogenannten Vereinigung mit der lutherischen Kirche die Prädestinationslehre ausdrücklich verwarfen, während sie 1698 ein Bekenntniß abgaben, in der sie in ihrer schärfsten Schärfe vorgetragen war.

auch bis jetzt auf keine Schwierigkeiten von Seiten der lutherischen Kirche oder der Regierung gestoßen, zum Zeugnisse: daß der Anschluß der Reformirten an die lutherische Kirche kein erzwungener seyn solle.

Weit schwieriger aber als das Verhältniß der beiden evangelischen Kirchen gegen einander, könnte ihre beiderseitige Lage gegenüber der katholischen werden. Zwar von Anfang an ihres Nebeneinanderseyns in Württemberg war das Verhältniß kein feindliches. Unter dem Schutze der Regierung entstanden in reinkatholischen Städten protestantische Kirchengemeinden, und umgekehrt, in früher reinevangelischen Gemeinden katholische Kirchen, meist durch allmählige Ansiedlung von Evangelischen oder Katholiken an jenen Orten. Und dieß geschah um so leichter, als das Gemeinschaftlich-christliche beider Confessionen auch Anerkennung fand.

Damals nämlich, als die katholischen Landestheile dem Königreich Württemberg einverleibt wurden, waren durch die politischen Kämpfe die religiösen Streitigkeiten zurückgedrängt, und der Einfluß der päpstlichen Curie auf Deutschland bedeutend gesunken. Es hatten sich theologische und kirchenrechtliche Ansichten verbreitet, welche ein gegenseitiges Wohlwollen der beiderseitigen Religionsverwandten begünstigten.

Einmal waren die Ansichten des Weihbischofs Nicol. v. Hontheim zwar von ihm selbst endlich widerrufen worden, aber dennoch seine Schriften noch keineswegs vergessen. Der Satz: „dem Papst gebühre in der Kirche zwar der erste Rang, aber nicht oberrichterliche Rechte," wurde von vielen Seiten in der katholischen Kirche zugelassen und schien auch durch den berühmten Wessenberg begünstigt. Für's Andere hatte Kaiser Joseph II. von Oestreich (ebenso abgeneigt dem deistischen Unglauben wie dem Aberglauben) unterstützt von einem bedeutenden Theile seiner katholischen Unterthanen, die Rechte der Obrigkeit gegen die Hierarchie behauptet, vielleicht die letzteren zu stürmisch angegriffen, aber auch manchem Geistlichen der katholischen Kirche, der mehr auf das innere Wesen, auf praktisches Christenthum als auf die Form drang, eine einflußreiche Stellung gesichert, unter diesen Männern dem Bischof Gall zu Linz, (einem gebornen Weilerstädter). Vor allem aber

ist er es, welcher durch ein eigenes kaiserliches Dekret befahl, „daß dem gemeinen Mann die Bibel nicht entzogen werden dürfe." Demgemäß mußte sich die Stellung der katholischen Geistlichkeit gegenüber von den Protestanten freundlicher gestalten. Allerdings übersah die unter Josephs Regierung im Oestreichischen gebildete katholische Geistlichkeit zwar keineswegs den Unterschied beider Kirchen, aber es war für einen Protestanten doch eine unerwartete Stimme, die des Theologen Dannemayer: „eine Vereinigung beider Kirchen sey, wie die Sachen jetzt stehen, nicht zu hoffen, es bleibe somit nichts übrig, als wegen der Religionsverfassung niemand zu hassen, sondern einander vielmehr aufrichtig zu lieben, zu dulden und zu streben, einander zu vervollkommnen." Wie sehr solche Grundsätze auf die jetzigen katholischen Landestheile Württembergs einwirken mußten, erhellt schon daraus, daß ein bedeutender Theil derselben unter Josephs Regierung stand.

Aber mit noch größerer Theilnahme als die sogenannte Josephinische Bildung, betrachtete man von evangelischer Seite den Einfluß der Schule Michael Sailers. Ihm waren „die vier Cardinalpunkte des Christenthums (wie er an Stilling schreibt), der Glauben an die allordnende Muttervorsehung, das herzliche Hinwallen des Pilgers zu dem Herzen Christi, die Nothwendigkeit der Selbstverläugnung, die Kraft des Gebetes." Wo er Glauben an Christum fand, fühlte er sich angezogen, daher seine Verbindung mit Jung Stilling, Lavater, Heß und der Basler Christenthums-Gesellschaft. Aber tiefer noch wurde er geführt von seinen Schülern und Freunden, als diese, namentlich Martin Boos und Michael Feneberg, nach jahrelangem Suchen und Flehen endlich die Quelle gefunden hatten, welche das innerste und wahrste Verlangen des Christen, das nach der Versöhnung mit Gott stillt. An den Gränzen Württembergs, namentlich Oberschwabens, wirkten diese ausgezeichnetsten Schüler Sailers, einzelne wie Joh. Nep. Bestlin fanden im Württembergischen Anstellung. Sie hatten ihren Glauben nicht in den Rüstkammern der Streittheologie, nicht durch Beobachtung kirchlicher Gebräuche, nicht auf Wallfahrten und Processionen gelernt, nicht durch Kasteiungen errungen. In allem dem hatte ihre Seele keine Ruhe gefunden. Endlich hatten

sie in der Schrift gesucht mit unausgesetztem Gebete, und da das ewige Leben, Jesum Christum den Versöhner ihrer Sünden, den einigen Mittler gefunden, und durch ihn die Gabe des h. Geistes zu einem frommen Sinn und Wandel. Ihre Predigten bewegten die katholischen Gemeinden, erweckten ihnen mächtige Feinde, brachten ihnen Gefängniß und Landesverweisung, aber blieben in segensvollem Angedenken. Auch evangelische Christen hörten mit Theilnahme von ihren Arbeiten und Leiden, und Manchen wurde aufs Neue die Grundlehre der evangelischen Kirche vom Glauben, durch diese Männer wichtig. Die Gesinnung jener Freunde Sailers gegen die evangelische Kirche spricht Feneberg (dessen Leben Sailer geschildert hat) also aus: „Sie haben es versucht, eine Vereinigung der Religionen zu machen, haben aber nichts zuwege gebracht, und doch muß Ein Hirt und Eine Heerde werden, und wie ich glaube bald! Da kommt nun, wie es mir scheint, der Herr unbemerkt der Welt selbst zu Hülfe, reinigt die Herzen der Glieder verschiedener Religionen, und der Verstand wird dann von selbst nachfolgen, das heißt, es wird sich zeigen, daß man meist überall, Eines das Andere nicht verstanden hat, und so ist die Wiedervereinigung gleichsam zu Stande gebracht, aber nur unter denen, die das Leben aus Gott, Jesum Christum durch den Glauben im Herzen haben.“

Aber nicht bloß diese ältesten und vertrautesten Schüler Sailers nahmen eine freundliche Stellung gegen die evangelische Kirche ein, es war dieß vielmehr überhaupt Charakter seiner Schule. Viele seiner Schüler kamen ins Württembergische und begleiteten theilweise die ersten geistlichen Aemter, selbst im Domkapitel zu Rottenburg. Auch auf der Hochschule zu Ellwangen später zu Tübingen, waltete der Geist Sailers. Die Haupttendenz der katholischen Theologen zu Tübingen war in dem ersten Jahrzehnte des Bestehens dieser Fakultät vorherrschend diese: ihre Zöglinge mit dem Geiste und Worte der h. Schrift vertraut zu machen, und sie also zu tüchtigen Predigern und Seelsorgern zu bilden. Der Schultheologie, welche sonst den ersten Rang eingenommen hatte, wurde nun die biblische Theologie vorangestellt, und während die katholisch-theologische Fakultät die van Eßische Bibelübersetzung bestens

empfahl, wurde das deutsche van Eßische neue Testament in 10,000 Exemplaren durch den katholischen Kirchenrath in den Schulen und Pfarreien vertheilt. Ohne es zu ahnen, kamen ausgezeichnete katholische Theologen Württembergs durch ihr Bibelstudium auf Ergebnisse, welche sie dem evangelischen Bekenntnisse nahe brachten. Verbarg doch Einer derselben in öffentlicher Schrift nicht, wie seiner Ansicht nach „die Messe ehemals nichts anders gewesen, als die ordentliche öffentliche Feier des h. Abendmahles, wie es Mißbrauch und Neuerung sey, wenn der Priester das h. Abendmahl allein genieße; wie die lateinische Sprache in deutschen Kirchen der deutschen weichen sollte; wie ihm endlich scheine: „daß der Kelch des Bundes mit dem Geiste der ganzen Abendmahlsfeier einen solchen Zusammenhang habe, daß dieser ohne jenen nicht ganz begriffen, noch ganz ausgedrückt und empfangen werden könne."

Endlich darf nicht übersehen werden, wie manche ausgezeichnete Männer der katholischen Kirche, zwar unabhängig von Sailer, aber wenigstens seinem Geiste nicht fremd, auf eine duldsame Gesinnung gegenüber der evangelischen Kirche wirkten, unter ihnen sind besonders Werkmeister und Pflanz in Württemberg im Andenken geblieben.

Wenn aber etwas geeignet war, ein freundliches Verhältniß der Glieder beider Kirchen noch ferner zu befestigen, so war es die Regierung König Wilhelms. Während König Friedrich noch darauf gehalten hatte, daß in den sogenannten gemischten Ehen die Kinder eines lutherischen Vaters in dessen Religion erzogen werden mußten, so gab König Wilhelm die religiöse Erziehung dem Gewissen der Eltern anheim. Einsichtsvolle Katholiken erkannten es mit Danke, wie unter württembergischer Regierung die verfallenen katholischen Volks- und Gelehrtenschulen aufgerichtet worden; wie was bisher (im ganzen Umkreis der nunmehrigen katholischen Landestheile Württembergs) nicht der Fall war, ein eigenes katholisches Priesterseminar in Rottenburg, ein katholisches Convict in Tübingen, und zwei niedere Seminare zu Ehingen und Rottweil errichtet wurden, und zwar auf Staatskosten, und wie dafür verhältnißmäßig fast doppelt so viel Kosten aufgewendet werden, als für die Erziehung evangelischer Geistlichen, wie endlich ein Landes-

bisthum gleichfalls mit bedeutenden Kosten errichtet, und dem Bischof nebst zwei andern höhergestellten Geistlichen der katholischen Kirche Sitz und Stimme in der Kammer der Abgeordneten eingeräumt ward, während in der Kammer der Standesherren die Interessen der katholischen Kirche durch eine bedeutende Zahl erblicher Mitglieder vertreten sind.

So war denn auch wirklich längere Zeit das Verhältniß beider Kirchen ein keineswegs unfreundliches; weniger als irgendwo in Deutschland war Neigung zur gegenseitigen Polemik da, und Jahre lang lehrten die Theologen beiderlei Confession in Tübingen neben einander, ohne daß sich ihre Kreise berührten, bis der katholische Theologe Möhler in seiner Symbolik den Lehrbegriff der evangelischen Kirche angriff. Ein religiöses Interesse lag dieser Schrift unverkennbar zu Grunde, und unbewußt vielleicht hatte er manche evangelische Grundsätze mit einverwoben, welche ihm auch so nahe am Herzen lagen, daß er zu München im Geruche der Ketzerei gestorben ist. Aber er wußte doch im Ganzen, wie Pflanz sagt: „alle Erscheinungen in der Kirche und ihrer Geschichte idealisirend zurecht zu legen, und den Krieg von da aus in das Lager des Protestantismus überzutragen." Die dadurch herbeigeführte Antwort seines protestantischen Collegen Dr. Baur, traf so manche Blöße, daß sie zu bitterer Entgegnung führte, und endlich verließ Möhler Tübingen. Mit seinem frühzeitigen Tode erlosch auch die religiös-kirchliche Richtung in der katholischen Wissenschaft, und nun trat die kirchlich-politische an ihre Stelle. Letztere hat die bekannten Kämpfe mit der württembergischen Regierung angeknüpft. Ob sie in der katholischen Kirche die herrschende werden, und das milde Licht der älteren biblisch-katholischen Richtung verdrängen wird, was überhaupt die Zukunft der letzteren Richtung seyn wird, steht in Gottes Hand. Würde sie unterliegen, so würde gewiß die evangelische Kirche nicht weniger davon zu leiden bekommen, als diejenigen Glieder der katholischen Kirche, welche Möhler „die Träger der Kirche" nennt, „die im Glauben an Christum leben, ihm mit Geist und Sinn angehören, und seiner Wiederkunft sich erfreuen."

Drittes Kapitel.

Ueber Lehre und Leben in der evangelischen Kirche Württembergs.

§. 1.

Lehre.

Wie die religiöse Bildung der Gemeinden großentheils von den Geistlichen, so hängt deren Bildung großentheils von ihrer Laufbahn in den gelehrten Schulen und von ihren Studien auf der Universität ab. Darum hat die evangelische Kirche noch immer die Lehre der evangelisch-theologischen Fakultät zu Tübingen eines Augenmerks für werth gehalten, und es ist ihr noch nie gleichgültig gewesen, was für Männer jene wichtigen Stellen begleitet haben.

Mit dankbarer Freude blickte man auf die Schule Storrs, dessen würdiger Nachfolger Dr. Johann Friedr. Flatt geworden war, ein Mann, der an Geist und Charakter wie Wenige seinem Lehrer glich, ihn vielleicht an Klarheit des Vortrages noch übertraf. Als Gelehrter hatte er (1788) in seiner Abhandlung über die Gottheit Christi gleichsam sein theologisches Glaubensbekenntniß abgelegt, und vom Jahr 1796 an mit Storrs und Süskinds Unterstützung das bekannte Magazin für Dogmatik und Moral herausgegeben. Mit besonderer Liebe trug er nächst der Erklärurg der Schriften des neuen Testamentes die christliche Sittenlehre vor, „keine Wissenschaft war ihm anziehender und befriedigender, als diese, durch welche es anschaulich gemacht wird, wie sich im Christenthum Wissen und Handeln, Glauben und Leben, Ueberzeugung und Gesinnung, Wahrheit und That innig durchdringen." Wie er lehrte, lebte er, „zu prüfen was der Wille Gottes, was dem HErrn wohlgefällig sey, war ihm ernste und wichtige Angelegenheit." An Demuth besonders war er Storr ähnlich; unter dem Druck körperlicher Leiden, und unter beengenden Gefühlen irdischer Schwachheit stieg die Hoffnung auf die höhere Heimath oft zur lebhaften Sehnsucht, dennoch arbeitete er unermüdet, bis ihn ein Schlaganfall von seinem Berufe und dem Leben abrief (1821). Sein ehrwürdiges liebevolles Bild ist noch unvergessen. Von

den übrigen nun entschlafenen Schülern Storrs sind zu nennen: Süskind, E. Bengel, C. Chr. Flatt, Bahnmaier, Steudel, welche sämmtlich längere oder kürzere Zeit das akademische Lehramt begleitet haben. Süskind und C. Chr. Flatt haben hauptsächlich auf philosophisch-theologischem Gebiet, Bengel für die Kirchengeschichte, Steudel für die Glaubenslehre und Apologetik, Bahnmaier für die praktische Bildung der Geistlichen und für die deutsche Schule gearbeitet, Süskind und C. Chr. Flatt aber auch längere Zeit das Amt der Leitung der Kirche und ihrer wissenschaftlichen Anstalten getragen.

In Tübingen haben diese Männer die Vertheidigung der biblisch-evangelischen Lehre nach Storrs Vorbilde sich zur Hauptaufgabe gemacht, und mit einer unter den damaligen Umständen bewundernswerthen Treue ausgehalten, da auf den übrigen deutschen Universitäten die Angriffe auf die christliche Religion zum guten Tone gerechnet wurden. So bildete Tübingen noch einen Mittelpunkt für evangelische Wissenschaft, und während Männer wie Knapp in Halle, Heß in Zürch sich theilnehmend an die Tübinger Theologen anschlossen, versagten ihnen auch die Gegner ihre Achtung nicht.

Die Hauptfragen in denen bei den damaligen theologischen Streitigkeiten sich alles concentrirte waren diese: „Gibt es eine übernatürliche Offenbarung, und ist das Christenthum eine solche?“ Diese Fragen wurden meist so behandelt, als sey jedes philosophische System des Tages berechtigt, zu entscheiden: „ob eine Offenbarung Gottes möglich sey oder nicht.“ Da wurden dann die Worte Offenbarung, unmittelbare Offenbarung, übernatürliche Offenbarung, in dem verschiedenartigsten Sinne genommen; je mehr man schrieb, je weniger verstand man sich, und es stellte sich am Ende heraus, daß man sich umsonst gemüht habe, weil man den Inhalt des Begriffs der Offenbarung, welcher ein rein christlicher ist, auf dem Gebiete der natürlichen Erkenntniß gesucht hatte, auf welchem er nicht liegt. Mit Mühe konnten Männer wie Süskind und Steudel noch die Wahrheit geltend machen, daß man auf den Boden der Schrift sich stellen müsse, um zu erkennen, was Offenbarung sey. Wenn nun die Schriften dieser Männer immer laut und nachdrücklich daran erinnerten, daß eine Offenbarung Gottes

möglich, erkennbar, nöthig, und diese durch Christum uns geworden sey, so war es doch nicht zu läugnen, daß über der Vertheidigung dieser Wahrheit dasjenige theilweise zurückgestellt wurde, was Inhalt jener Offenbarung ist, nämlich die einzelnen christlichen Glaubenslehren. Diese wurden nicht mehr mit der alten Klarheit und Entschiedenheit behauptet, und in ihrer Bedeutung für das Leben dargestellt, man eignete sich die Ausdrucksweise der Gegner manigfach an, und damit auch je und je einen Begriff derselben.

Und diese Gefahr lag um so näher, je weniger diejenige theologische Wissenschaft von der Storrschen Schule mit Liebe gepflegt wurde, welche in der nächsten Beziehung zum Leben steht, nämlich die Kirchengeschichte. Wohl las man in Tübingen ältere Theologen, aber Luther und Melanchthon, Gerhard und Spener standen zurück gegen die alten Socinianer, welche als Stammväter der zu bekämpfenden Rationalisten studirt wurden. Und was bot sich den jüngeren Theologen zum Privatstudium an, wenn sie die Entstehung der evangelischen Kirche und ihres Lehrbegriffs kennen lernen, wenn sie einen Ueberblick über das Ganze der Kirchengeschichte gewinnen wollten? Zwei frühere Zöglinge des Seminars in Tübingen haben mit Ruhm auf diesem Felde gearbeitet. Aber der erste, Plank, hat in seiner Geschichte der Reformation gerade das religiöse Grundelement derselben verkannt,, und sich abgemüht, überall politische Beweggründe und menschliche Leidenschaften als Quellen der Handlungen in jener Zeit unterzuschieben. Weit sorgfältiger hat Spittler in seinem Abriß der Kirchengeschichte religiöse Erscheinungen gewürdigt, aber er war zu kurz in seiner Darstellung, und in seiner eigenen theologischen Ansicht zu schwankend, um der Ueberschätzung der Gegenwart gegenüber von einer besseren Vergangenheit zu steuern.

Die Hauptrichtung der Tübinger theologischen Jugend blieb eine philosophische, mitunter auch hatte Einer und der Andre Neigung zur Aesthetik. Von philosophischen Schriften erhielten sich die Kantischen immer in Achtung, und äußerten in praktischer Hinsicht einen bedeutenden Einfluß, wie denn „sittlich-religiöse" Bildung und Wirksamkeit das Ideal vieler wohlgesinnter Geistlicher wurde. Nach und nach (in den

zwanziger Jahren) verlor sich das Interesse für die praktische Seite der Philosophie fast gänzlich, und die sogenannte Speculation erlangte jetzt eine fast ausschließliche Geltung. Den ersten Anlaß hiezu hatte lange zuvor Fichte gegeben. Der Philosoph, der behaupten konnte: „alle Dinge seyen nur Gebilde des Ich, selbst die sogenannte moralische Weltordnung sey durch das Ich gesetzt;" der gerade heraussagen konnte: „Gott Persönlichkeit, Intelligenz ꝛc. zuzuschreiben sey Thorheit, es gebe eine moralische Weltordnung, aber diese rühre nicht von Gott her, sondern sey selber Gott," der mit einem Worte von nichts als vom Ich und dessen Gedankenspiel etwas wissen wollte, und Gott und der Welt außer uns das Daseyn streitig machte, dieser Philosoph fand Beifall *). Ihm folgte ein anderer, erzogen im Tübinger evangelischen Seminar, aber durch Fichtes Schriften gebildet mit der Lehre: „Gott ist weder Endliches noch Unendliches, weder Subjekt (erkennendes Einzelwesen) noch Objekt (Gegenstand der Erkenntniß), sondern das Eine, welches Alles ist. Dieses Eine aber entwickelt sich durch Entzweiung in die verschiedensten Formen des Geistes und der Natur, um endlich wiederum in sich selbst zurückzukehren." So hatte denn die Philosophie den Grundsatz so vieler altheidnischer Philosophen und schwärmerischer Sekten wieder aufgebracht, daß die Gesammtheit der Kreaturen Gott sey, und das Entstehen und Vergehen derselben ein Werden Gottes. Ob man ernstlich glaubte: daß im Ich das All begriffen sey, oder daß der Verlauf der Dinge ein Werden Gottes sey, wir wissens nicht! Aber das war eine unbestreitbare Wirkung der fichtischen und schellingischen Philosopheme, daß ein ungezügelter speculativer Uebermuth sich mancher jüngeren Theologen bemächtigte. Jene Männer gaben das Zeichen, „sich auf den absoluten Standpunkt zu versetzen," auf dem man sich vollkommener Erkenntniß und

*) Schiller ein persönlicher Bekannter Fichtes sagt: „Nach den mündlichen Aeußerungen Fichtes ist das Ich auch durch seine Vorstellungen erschaffen, und alle Realität ist nur in dem Ich. Die Welt ist ihm nur ein Ball, den das Ich geworfen hat, und den es bei der Reflexion wieder auffängt! Sonach hätte er seine Gottheit wirklich declarirt, wie wir erwärteten."

des Einblicks in das Wesen Gottes und der Welt rühmte. Ein Jünger dieser Meister bedurfte keiner göttlichen Offenbarung mehr, entweder fand er alles im eigenen Ich, oder er schwang sich ohne Mühe zum Urgrund des Wesens aller Dinge auf, und was er dort angeblich erschaute, das galt für Wahrheit aller Wahrheiten. Die noch von Kant respektirten Schranken der menschlichen Erkenntniß und die noch von ihm anerkannte Stimme des Gewissens wurde als unwissenschaftlich beseitigt. Thorheit war das Gefühl der Dankbarkeit gegen den Schöpfer und Erhalter aller Dinge, Schwachheit alle Furcht vor dem Richter der Welt, Schwachheit alle Reue über das Böse, alle Hoffnung auf die Ewigkeit. Einmal gelebt und dann gieng die Seele unter, alle Schuld war dahinten, alle Arbeit der Liebe und Verläugnung verloren. Das war die Blüthe der Spekulation!!! Mochten sich auch manche abgestoßen fühlen, andere nicht alle Resultate dieser Philosopheme sich aneignen, so haben diese doch viel dazu beigetragen, die Ehrfurcht vor dem Heiligen, das Gefühl für die Stimme des Gewissens abzustumpfen, und eben damit auch der Kirche wohl mehr geschadet als man weiß.

Weder der männliche Ernst und die logische Schärfe Süskinds, noch die Philosophie des den Tübinger Theologen befreundeten und bei ihnen hochgeschätzten Friedrich Heinrich Jakobi haben jenen Spekulationen völligen Einhalt zu thun vermocht, dennoch möchten manchem nach Wahrheit und Gewißheit ringenden Jünglinge die Worte Jakobis an Fichte ein freundlicher Leitstern geworden seyn: „Meine und meiner Vernunft Loosung ist nicht: „Ich," sondern „Mehr als Ich," „Besser als Ich," „Ein ganz anderer." Ich bin nicht, ich mag nicht seyn, wenn Er nicht ist. Ich selbst wahrlich kann mein höchstes Wesen nicht seyn. Mit unwiderstehlicher Gewalt, weißt das Höchste in mir auf ein Allerhöchstes über mir und und außer mir."

Wohl wurde bei dem Eintritt in das Studium der Theologie das Speculiren unterbrochen, aber die storrische Dogmatik zog weit weniger an, als die Energie Frische und Kühnheit jener fichtischen und schellingischen Philosopheme. Bei dem ängstlichen Abwägen der Gründe für und wider

eine Glaubenslehre, bei manigfachem Schwanken der Ansichten einzelner Lehrer aus Storrs Schule, fühlte sich der jugendliche Geist bald ermüdet, und daß die christliche Theologie auch in Tübingen einer Anfrischung bedürfe, war nicht zu läugnen. Sie kam ihr vornämlich durch die Glaubenslehre des Professors der Theologie zu Berlin, Friedrich Schleiermacher (1821). Schleiermacher faßte den christlichen Glauben als eine in der Seele des Christen vorgegangene Thatsache auf, und suchte nachzuweisen, wie das innerste Wesen des Menschen durch die Gemeinschaft mit dem Erlöser gestaltet werde. Er erkannte in der Erscheinung Christi ein Wunder, mit dem ein ganz neues Leben der Welt gegeben sey. Die unerwartete Hervorhebung dieser Seite des Christenthums, wie die wissenschaftliche Durchführung derselben verschaffte dem Werke Schleiermachers, bald nach seinem Erscheinen auch in Tübingen Eingang, und unvermerkt waren die bisher gelesenen Schriften eines Röhr, Paulus und Bretschneider verdrängt. Indessen konnte man sich nicht verbergen, daß Schleiermacher in diesem Werke das sittliche Bewußtseyn zu wenig berücksichtigt, daß er die Sünde nicht recht als persönliche Schuld dargestellt, und mehr auf das schwankende Gefühl (christliche Bewußtseyn) als auf die Schriftlehre gegründet hat. Hier konnten die biblischkirchlichen Theologen Tübingens theils beistimmend, theils berichtigend eintreten, und es ist dieß namentlich von Dr. Steudel in mehreren Abhandlungen und in seinem letzten Werke: „die Glaubenslehre der evangelischen Kirche" geschehen. Zu gleicher Zeit wurden auch die an die Schrift und Kirchenlehre sich anschließenden Schriften der Schüler Schleiermachers Twesten und Nitzsch vielfach gelesen, und die kirchliche Geschichte Neanders förderte auch in ihrem Theile die Anerkennung des christlichen Glaubens und Lebens.

Aber während so durch ein Wiedereingehen in das Ganze der biblisch=christlichen Lehre ein wirklicher Fortschritt geschah, bildete sich andererseits ein entschiedener Gegensatz gegen dieselbe, wie gegen die auch noch von dem Rationalismus anerkannte Gotteserkenntniß, welcher unter dem Namen der „Speculation" und „Wissenschaft" vom philosophischen auf den theologischen Boden verpflanzt wurde, und sich im Allge-

meinen an Hegel anschloß. Anfangs glaubte man zwar noch, diese Lehre mit der Kirchenlehre vereinigen zu können, zumal da Hegel und sein in Tübingen beliebter theologischer Schüler Marheinecke sich der kirchlichen Ausdrucksweise bedienten. Aber man fand bald an Diesem bald an Jenem einen Anstoß, und da man sich selbst auf den Standpunkt des Wissens gestellt zu haben meinte, so bedurfte man nichts mehr, man hatte angeblich in die Tiefe des Wesens aller Wesens genügend geblickt, und so sich hoch über die biblischen Vorstellungen erhoben. Um sich aber doch zu rechtfertigen, griff man nun die Evangelien an, suchte wahrscheinlich zu machen, daß sie meist Erdichtungen enthalten (weil von Wundern darin stehe, und Wunder nicht möglich seyen), oder man bemühte sich, eine Schrift des neuen Testaments nach der andern als ein Werk des frommen Betrugs darzustellen.

Doch sind diese Philosopheme noch nicht Lehre der württembergischen Kirche geworden, vielmehr ist diese noch immer ihren Grundlagen nach eine Kirche evangelisch-lutherischen Bekenntnisses zu nennen. Die Geistlichen werden verpflichtet: „der h. Schrift gemäß zu lehren, und sich keine Abweichungen von dem evangelischen Lehrbegriff, sowie derselbe besonders in der augsburgischen Confession enthalten ist, zu erlauben.“ Als Grundlage der kirchlichen Gesetzgebung gilt noch immer die große Kirchenordnung Herzog Christophs, mit ihr die württembergische Confession. Der kirchliche Religionsunterricht ist ganz auf den lutherisch-brenzischen Katechismus gegründet, sowie das von den Katechumenen bei der Confirmation abgelegte Glaubensbekenntniß die evangelisch-lutherische Lehre rein (und ohne alle scholastische Zuthat) enthält. An diese Grundlagen schließen sich an die beiden kirchlichen Bücher, Gesangbuch und Liturgie von 1842 und 1843, letztere mit der unveränderten augsburgischen Confession. Die Entstehung beider Bücher ist bekannt, so wie ihre willige Aufnahme im Volke.

Dieß sind die öffentlichen Grundlagen der Kirchenlehre, wie sie gesetzlich anerkannt ist, doch also, daß wie es sich gebührt, die h. Schrift Allem als die Quelle aller Wahrheit vorangestellt wird. Noch bis auf diesen Tag ist es (nie aufgegebener) Grundcharakter aller das inner-

liche Leben der Kirche betreffenden Consistorial- und Synodal-Erlasse, auf die h. Schrift als unzweifelhafte Auctorität hinzuweisen.

§. 2.

Kirchliches und religiöses Leben.

Wie schon unter Herzog Carl die Gestalt der Kirche sich bedeutend verändert hatte, so auch unter seinen Nachfolgern, welche in den Zeiten der französischen Revolution und Napoleons regierten. Vor allem erschlaffte die Kirchenzucht, welche in früherer Zeit wenigstens noch da und dort rohen Ausbrüchen der Irreligiosität und Unsittlichkeit einen Damm entgegengesetzt hatte immer mehr, die sogenannten Gebildeten sträubten sich dagegen, endlich erlaubte „die Rechtsgleichheit" nicht mehr die Kirchenzucht auf die niederen Stände auszudehnen, da die höheren sich ihr zu entziehen wußten. Nächst der Kirchenzucht verlor auch die öffentliche Erziehung der gebildeten Klassen je mehr und mehr den kirchlichen Charakter, ja nahezu alle religiösen Elemente. Während früher in den gelehrten Anstalten die Religion als ein Hauptunterrichts-Gegenstand, als ein nothwendiges Erziehungsmittel angesehen war, nahmen seit Griesingers Wirken die Unterrichtsstunden auffallend ab, und an die Pflicht religiöser Bildung der (einst auf das öffentliche Leben einflußreichsten) Jünglinge wurde selten gedacht.

Aber wohl erklärlich ist es (wenn man auch die eigene persönliche Schuld nicht ganz verkennen darf), wie bei dem Verschwinden so mancher religiöser Elemente aus dem Organismus des öffentlichen Lebens, auch mancher edle Charakter der in der Jugend verkürzt wurde, der Unkirchlichkeit anheimfällt, und kirchliche und religiöse Erscheinungen nicht zu würdigen weiß, ja es für Menschenpflicht (Humanität) halten kann, den letzten Rest christlicher Elemente aus den öffentlichen Institutionen zu entfernen.

Noch hat sich in den Volksschulen mehr Kenntniß der christlichen Religion, und ebendamit mehr Schätzung der kirchlichen Anstalten erhalten als in den gelehrten Schulen. Zwar hat auch hier das von fast allen Schulmännern beklagte über-

mäßige Versuchemachen in einfachen Dingen mannigmal von dem abgelenkt, was Hauptaufgabe der Volksschule ist. Aber man ist auch häufig wieder auf das Einfache, Nothwendige zurückgekehrt, und mehr, als bei Gelehrtenschulen, wird es hier anerkannt, wie die Jugend der niederen Stände zwar für einfache Lebensverhältnisse mit den nöthigen Kenntnissen auszustatten ist; wie hochnöthig es aber ist, Kindern, welche später sich vorherrschend mit Ackerbau und Gewerbthätigkeit beschäftigen, das Wort Gottes und den Sinn des Glaubens, der Geduld und Hoffnung einzupflanzen und sie für die mannigfachen Beschwerden und Versuchungen zu waffnen, welche ihre Zukunft mit sich bringt.

Möchte ihnen der Unterricht in Gottes Wort ungeschmälert bleiben, ja, wiederum auch der Jugend der s. g. gebildeten Stände zu Theil werden; denn bergen könnn wir uns nicht, daß wir einer drohenden Zukunft entgegen gehen. Auf wie vielfache Weise wird daran gearbeitet, die kirchlichen wie die bürgerlichen Grundlagen auch im Volke zu untergraben; wie eifrig ist man bemüht, das evangelische Bekenntniß im Glauben, wie im Leben, mit dem Schimpfnamen des Pietismus zu brandmarken und die Ansicht zu verbreiten, als wenn Religionsspötter eben darum Wahrheits- und Volksfreunde seyen, weil sie auch öffentlich ihren Hohn zu Markte tragen. Und mit welchen Folgen? Offener, als je dieß in Württemberg der Fall war, wird göttlichen und menschlichen Ordnungen Trotz geboten, die Genußsucht nimmt mit der Verarmung des Volkes zu und bei der Armuth Muthwillen und Frechheit. Wohin das Alles führen wird, wissen wir freilich nicht, aber das scheint gewiß zu seyn, daß wir erst unter bitteren Erfahrungen werden lernen müssen, was wir an Gottes Wort haben, und was wir ihm schuldig sind*). Daß das Gefühl von allen den berührten Uebelständen den Württembergern nie ferne war und noch nicht ferne ist, das beweisen manche Versuche, sich von dieser Zeitströmung frei zu erhalten und gegen dieselbe zu arbeiten.

Schon in der Zeit der Revolutionskriege, in welcher Tausende in Württemberg für Freiheit und Gleichheit schwärmten,

---

*) Geschrieben im Sommer 1847.

gab es nicht wenige Leute, welche von dieser Freiheit und von dieser Humanität nicht hoch dachten und wohl ahnten, welch' ein Geist unter diesen prunkenden Worten verborgen liege. Um diese Zeit fanden sich oftmals Männer aus den höchsten Ständen und von der Landschaft zusammen, um im Gefühle des Drucks der Gegenwart durch das Wort Gottes und Gebet sich gemeinsam zu stärken und „das Verlangen nach der himmlischen Heimath zu schärfen." Und eben diese Noth mehrte die Mitglieder der Privatversammlungen auf dem Lande, in welchen damals so viel ernstes Christenthum war, daß die Behörde erklärte: „die Gemeinden, wo sie stattfinden, haben die besten Zeugnisse." Nur Separatisten von der Rothenacker'schen Sekte ließen sich endlich von dem Revolutionsschwindel ergreifen und fanden in dem unläugbaren bürgerlichen und kirchlichen Druck der damaligen Zeiten einen gewünschten Vorwand, die Kirche „Babel" zu schelten, der Obrigkeit den Gehorsam zu verweigern, und für „den Gesandten Gottes Buonaparte" zu schwärmen *). Die übrigen Gemeinschaften des Landes und so Manche, welche sich ihnen nicht angeschlossen hatten, aber dem Glauben der Väter treu ergeben waren, hielten sich stille und harrten besserer Zeiten. Nach und nach wurden jedoch Manche an der Kirchenleitung irre, gaben die Hoffnung auf bessere Zeiten auf und wanderten in ein Land, wo sie Freiheit ihres Gewissens hofften, aus. Eigenthümlich gestaltete sich in der trüben Gegenwart die Ansichten der Freunde von Michael Hahn. Sie hatten, ermuntert durch Jung Stilling, die Kirche noch nicht ganz verloren gegeben. Aber der im Worte Gottes geweissagte Abfall und das Kommen des HErrn schien ihnen sehr nahe. Darum wünschte Michael Hahn die Entstehung einer Gemeinde von Christen, welche sich durch ihre Gaben gegenseitig ergänzen, und auf den Eintritt dieser Zeit stärken könnten. Von einem anderen Gesichtspunkte ging der mit ihm befreundete Bürgermeister Hoffmann zu Leonberg aus. Dieser legte auf

*) Auch von dem Treiben der berüchtigten Prophetin Gottliebin Kummerin, welche eine Caravane von 21 Personen zusammenbrachte, um sie in das gelobte Land zu führen, hielten sich die religiösen Gemeinschaften, gewarnt durch Michael Hahn, ferne.

Beibehaltung des alt-württembergischen Gesang- und Kirchenbuchs einen weit größeren Werth, als Hahn, und ob er gleich, wie dieser, kirchliche Zucht und brüderliche Gemeinschaft pflegen wollte, so ging doch die Errichtung seiner Gemeinde Kornthal hauptsächlich aus dem Wunsche hervor, des herrschenden Gewissenszwangs sich zu entledigen. Im Jahre 1817 trug Hoffmann, in Verbindung mit einer bedeutenden Anzahl Gleichgesinnter, der Regierung vor, wie sie gesonnen seyen, auszuwandern, und deßhalb bereits eine Bittschrift an den Kaiser Alexander von Rußland übergeben haben. Aufgefordert, die Gründe der Auswanderung und die Zahl der Auswanderer anzugeben, erklärten sie: „daß sie sich in einer Art von Gewissenszwang befinden, da die neue Liturgie, die erst seit sieben Jahren eingeführt sey, nach ihrer Ueberzeugung nicht nach der alten lutherischen Glaubenslehre verfaßt sey, sie aber von ihren geistlichen und weltlichen Vorstehern öfters mit Geld- und Leibesstrafen zu deren Annahme gedrungen werden, daß sie aber, falls die Anlegung eigener Gemeinden gestattet würde, gerne im Vaterland verbleiben würden." Diese Bitte wurde insoweit gewährt, als die Anlage eines Gemeindeortes (Kornthal) auf den Grund der Uebereinstimmung mit der Augsburgischen Confession gestattet wurde. Die Gründung der neuen Gemeinde (1819) erschien Vielen als ein Damm gegen weitere Neuerungen, und die von dem König gegebene Zusicherung der Glaubens- und Gewissensfreiheit, sowie die theilweise Gestattung der alten Liturgie in der Landeskirche, beruhigte die Gemüther und die Auswanderung unterblieb. Kornthal selbst hat, obgleich von der lutherischen Landeskirche, rücksichtlich der Kirchenleitung, getrennt, die geistige Gemeinschaft mit ihr nicht aufgegeben, zu seinen Geistlichen Zöglinge des evangelischen Seminars gewählt, seine Söhne den öffentlichen Bildungsanstalten der Kirche übergeben, in seinen Rettungsanstalten derselben gedient, in seinen Erziehungsanstalten Söhne und Töchter aus allen Gegenden des Landes aus niederen und höheren Ständen gebildet, und bis auf diesen Tag die öffentliche Anerkennung sich erhalten.

Zu der vertrauensvolleren Stellung dieser Gemeinde, gegenüber von der Landeskirche, trug das in derselben neu erwachende religiöse Leben Vieles bei. Die Noth der

Kriegszeiten, die Theurung von 1816—1817 hatte doch in weiteren Kreisen tiefere Eindrücke zurückgelassen; durch alle Stände war es bemerklich, wie der christliche Glaube wieder die Herzen an sich zog. In Napoleons Fall sah man ein Gottesgericht; „aller Orten wirkte die Nachricht von seiner Entthronung wie ein lähmender, entmuthigender Schlag auf alle Classen von lasterhaften Menschen, Spötter wurden bescheidener, Religionsverächter sprachen mit einem gewissen Ernst von religiösen und sittlichen Gegenständen, Ausschweifende wurden stiller und ruhiger, während auf der andern Seite fromme Menschen aller Art neuen Muth bekamen und freier aufathmeten." Das in der Begeisterung der Freiheitskriege vorherrschende sittliche Element wurde bei Vielen (mochte sich anfänglich auch etwas Schwärmerisches anhängen) ein Wegweiser zu dem, der alle sittlichen Bedürfnisse des Menschen allein zu stillen vermag. Die Noth von 1816—1817 beugte der Voreiligkeit in der Freude über den allgemeinen Frieden noch mehr vor und erinnerte daran: wie sehr die Menschen auch nach dem Frieden noch in Gottes Hand blieben. Um diese Zeit wirkten da und dort im Lande mit besonderem Segen einzelne Männer, welche Storrs (und Bengels) Schüler waren; unter ihnen ist besonders Dekan Schmid von Böblingen und Dann zu nennen, zwei eng verbundene Freunde. Schmid hat zu Tuttlingen und dann zu Böblingen in kurzer Wirksamkeit als Prediger tiefe, unauslöschliche Eindrücke zurückgelassen und zuerst wieder für die Kirche bei den Freunden Michael Hahn's Vertrauen erweckt. Dann, welcher von einem Diakonate zu Stuttgart wegen einer ernsten Rede am Grabe eines Comödianten auf's Land versetzt worden war, wirkte auf seinen Pfarreien Oeschingen und Mössingen in weitem Umkreise. Selbst Katholiken aus dem Hohenzollern'schen suchten ihn auf und bewahrten noch lange sein Angedenken. Aber vorzüglich waren Mössingen und Oeschingen für Bewohner Tübingens, vor Allen für Studirende, Anziehungspunkte. Manche kamen aus Neugier und nahmen ernste Eindrücke mit, besonders von Dann's Confirmationsfeier, seinen Predigten und Kinderlehren. Unter den Entschlafenen, welche er anzog, war ein junger Mann, der in seiner kurzen Arbeitszeit in Stuttgart und Württemberg eine ungemeine Bewegung veranlaßte, Ludwig Hof-

acker. Während auf der Tübinger Universität noch so viel Mühe auf die Vertheidigung der Möglichkeit einer Offenbarung verwendet wurde, und manche der Storrischen Schule angehörige Geistliche über dem Außenwerk den Mittelpunkt der christlichen Lehre nicht genugsam würdigten, ergriff Hofacker den Kern des evangelischen Glaubens, die Versöhnungslehre, als sein neues Lebenselement. Als Vikar seines Vaters predigte er davon mit allem Feuer der Begeisterung und doch mit der gereiften Erfahrung eines Mannes furchtlos vor aller Welt, wurde im Stillen der geistliche Berather Unzähliger aus allen Ständen und wirkt, nach kurzem Tagewerk durch heiße Leiden vollendet (1828), noch durch die Sammlung seiner Predigten, welche nach seinem Tode erschien, weit hinaus über die Gränzen seines Vaterlandes. Solche Stimmen erweckten wieder Zutrauen zu der Geistlichkeit. Als Dann im Jahre 1824 wieder nach Stuttgart gerufen wurde, war es sein besonderes Anliegen, das Andenken an die alte württembergische Kirche wieder zu erneuern und die Gemeinde mit den Schätzen der alten Liturgie und des alten Gesangbuchs bekannt zu machen. Aber auch dadurch wird sein Andenken im Segen bleiben, daß er als Seelsorger, wie seinen Gemeinden, so vielen Geistlichen ein Vorbild und geistlicher Vater geworden ist. Endlich ward in den Jahren 1842 und 1843 die Ausgabe des neuen Gesang- und Kirchenbuchs als ein Zeichen begrüßt, daß von der obersten Kirchenleitung die Rechte des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses, wie die Gewissensfreiheit der Gemeinde, geachtet werde. Der Arbeit an diesen Büchern haben die beiden unvergeßlichen Männer C. Chr. Flatt und Bahnmaier die letzten Kräfte ihres schönen Greisenalters gewidmet.

Wenn auf der einen Seite dieß Festhalten des evangelischen Glaubens von Seiten der Geistlichen und der Kirchenleitung Vertrauen der Gemeinden weckt, so ist es auf der andern Seite erfreulich, auch von Früchten eines evangelischen Glaubens und Lebens reden zu dürfen. Noch während der Kriegsjahre, welche auf Stuttgart um so empfindlicher lasteten, als im Jahre 1805 die Weinlese gänzlich fehlschlug, bewegte den dortigen Dekan, Heinrich Gottlieb Rieger, die Sorge für die weit herabgekommene Classe der Weingärtner. Vertraute Freunde

Riegers (unter ihnen Regierungsrath Feuerlein und Heinrich Lotter) traten unter seiner Leitung zu einer „Privatgesellschaft freiwilliger Armenfreunde" zusammen, um für Pflege der Armen zu sorgen. An diese Armen-Unterstützungs-Anstalt schloß sich (1807) eine Armen-Beschäftigungs-Anstalt für ältere und jüngere Arme, welcher (1808) eine zweite Kinder-Arbeits-Anstalt folgte, deren Absicht war, ebenso vor Müßiggang zu bewahren und zur Ordnung zu gewöhnen, als „die Zöglinge zu einem kindlich-frommen Sinn und guten Sitten zum Wandel vor Gott und zur christlichen Tugendübung zu gewöhnen." In demselben Kreise, in welchem jene Wohlthätigkeits-Anstalten entstanden sind, bildete sich (1812), auf Anregung Dr. Steinkopfs von London und mit englischer Unterstützung die württembergische Bibel-Anstalt, deren Wichtigkeit für Schule und Haus in der Erfahrung vorliegt. Auf diese folgte, unternommen von der deutschen Christenthums-Gesellschaft zu Basel, der Versuch der Gründung einer Missions-Anstalt zu Basel, welche hauptsächlich durch Unterstützung von Württembergern möglich ward. Im Jahre 1816 bezog der bisherige Pfarrer zu Bürg, Blumhardt, diese Stelle mit drei Zöglingen, sämmtlich aus Württemberg. Auch die Entwicklung dieser Anstalt ist bekannt.

In der bedrängten Zeit der Jahre 1816 und 1817 begann die Regierung unseres Königs, an welchem die Bestrebungen christlicher Menschenliebe ihren bleibenden Beschützer und Wohlthäter verehren. Ihm und seiner unvergeßlichen Gemahlin Katharina verdankt unser Land die Förderung der bereits bestehenden Wohlthätigkeits-Anstalten und die Gründung neuer, seine Industrie-Anstalten, und in der Centralleitung des Wohlthätigkeits-Vereins einen Mittelpunkt für die öffentliche Wohlthätigkeit. In ihre Fußstapfen trat die Königin Pauline und die königliche Familie, durch deren reiche Gaben und besonderen Schutz die einzelnen, auf Privatwohlthätigkeit gegründeten Anstalten noch immer bedeutend gefördert werden. Die bedeutendsten dieser Anstalten, so wie die zahlreichsten sind die Kinder-Rettungs-Anstalten und Kleinkinder-Bewahr-Anstalten („Kleinkinderschulen"). In ersteren werden arme, verwaiste und verwahrloste Kinder bis zur Confirmation unter-

halten, unterrichtet und erzogen. Sie sind, wie Völter in seiner Geschichte dieser Anstalten sagt, „eine dem evangelischen Württemberg vorzugsweise eigenthümliche Erscheinung der neuesten Zeit." Gegen das Ende des Jahres 1844 bestanden zwei und zwanzig dieser Anstalten. Häufiger noch sind die Kleinkinderschulen, welche, von Lehrerinnen geleitet, die Erziehung und Bildung der noch nicht schulpflichtigen Kinder bis zum sechsten Jahre bezwecken, besonders solcher, deren Eltern durch ihre Berufsarbeiten sehr in Anspruch genommen, ihren Kindern nicht die gehörige Zeit widmen können. An diese reihen sich die gleichfalls von Privaten gegründeten Anstalten für Armenschullehrer zu Lichtenstern und Tempelhof, die Anstalten für Taubstumme und Geistesschwache (Cretinen) zu Winnenden, Marienberg und Wilhelmsdorf. Wir sagen mit der Behauptung nicht zu viel, daß diese Anstalten dem evangelischen Glauben, der in Liebe thätig ist, ihre Entstehung und ihre Erhaltung verdanken. Ferner sind zu nennen: noch andere aus demselben Sinn hervorgegangene Anstalten, für Kranke überhaupt das Wilhelms-Hospital in Kirchheim unter Teck, für kranke Kinder die Heilanstalten zu Ludwigsburg und Stuttgart.

Die evangelische Mission findet in den zahlreichen durch Württemberg zerstreuten Missions-Vereinen, die Bibel-Ausbreitung durch die gleichfalls sehr zahlreichen Bibel-Vereine fortwährend Theilnahme und Unterstützung. Auch an dem durch ganz Deutschland verbreiteten, zur Hülfeleistung an bedrängte evangelische Gemeinden bestimmten Verein der Gustav-Adolph-Stiftung nimmt Württemberg wirksamen Antheil. An diese Vereine schließen sich die Vereine zur Unterstützung der Ausbreitung der evangelischen Wahrheit im In- und Auslande, die Stuttgarter evangelische Bücherstiftung, sodann die von der evangelischen Gesellschaft zu Stuttgart errichtete religiöse Leihbibliothek und die von ihr besorgte Ausgabe von ausgewählten Tractaten. Zu Calw besteht seit Jahren ein Verlags-Verein, der zu höchst billigen Preisen christliche Schulbücher verbreitet, welche in zahlreichen Auflagen und in fremde Sprachen übersetzt in unbestreitbarem Segen wirken. Auch von religiösen Zeitschriften wäre Einiges noch beizufügen und so manche erfreu-

liche Erscheinung auch in den wissenschaftlichen Kreisen Würtembergs, als ein Beweis, daß evangelisch-christlicher Glaube noch nicht verschwunden ist.

Dennoch möchte uns eine Sehnsucht ergreifen nach dem, was die Väter besaßen. Nicht, als ob die Kirche in den vergangenen Zeiten ohne Tadel gewesen; nicht, als ob die besten unter den alten Vätern vollkommen zu nennen wären. Aber wir wünschten ihn zurück, jenen weltverläugnenden, Alles für das Reich Gottes hingebenden Sinn, den wir bei so manchen Christen in der Zeit des drückenden Papstthums finden; jene Einfalt und Treue der verborgenen Waldenser und Hussiten; jenen klaren, frommen Wahrheitssinn, jenen Sünde und Welt überwindenden Glauben unserer Reformatoren, jenen Hunger nach dem Worte Gottes, der damals das ganze Volk ergriffen hat; jenen nie rastenden, Spott und Hohn ruhig tragenden Eifer der viel verkannten und wenig bekannten Orthodoxen für die Erhaltung der erkannten Wahrheit, für die Herstellung der Einheit der Kirche im Glauben; jene unermüdete Geduld und Treue, jene Sorge für Herstellung sittlicher Zucht unter der Noth und unter einem ungeschlachten Geschlechte, wie wir sie bei Valentin Andreä und seinen Freunden finden; jenen Ernst im Gebet, jenen liebethätigen Glauben, jene seelsorgerliche Aufopferung der Freunde Speners in Würtemberg; jene Sorge bei der Erscheinung des HErrn, unsträflich erfunden zu werden, und jene Hoffnungsblicke Bengels und seiner Schule; jene stille Demuth, jene Ehrfurcht vor dem Schriftwort, wie wir sie bei Storr und seinen Schülern finden; jene Blicke in die Versöhnungsgnade, welche Ludwig Hofacker'n zu Theil wurden.

Doch die Vollendeten reden noch, ob sie schon entschlafen sind; der Segen ihrer Gebete ist noch nicht gewichen, und auch in unserer Zeit findet, wer ein Christ seyn will, was er zu seinem Heile bedarf.

Die Zukunft aber unserer Kirche stehet in der Hand dessen, der gestern ist und heute und derselbige in Ewigkeit — JEsus Christus.



Inhalts-Uebersicht.

A.

Das Mittelalter.

1. Abschnitt.

Von der Einführung des Christenthums in Württemberg.

2. Abschnitt.

Die christliche Kirche Alemanniens zur Zeit der Carolinger.

3. Abschnitt.

Die christliche Kirche Alemanniens zur Zeit der sächsischen und salischen Kaiser.

4. Abschnitt.

Die christliche Kirche Schwabens zur Zeit der Hohenstaufen.

5. Abschnitt.

6. Abschnitt.

Wie das Papstthum anfieng abzunehmen.

2. Abschnitt.

Die Zeit Eberhards im Bart.

B.

Die Zeiten der Reformation.

1. Abschnitt.

Das Bedürfniß einer Reformation und die erste Vorbereitung derselben in Württemberg.

2. Abschnitt.

Einführung der Reformation in Württemberg.

1. Abtheilung.

Erste Anfänge der Reformation in Württemberg.

2. Abtheilung.

Von der allgemeinen Einführung der Reformation in Württemberg.



Register.

